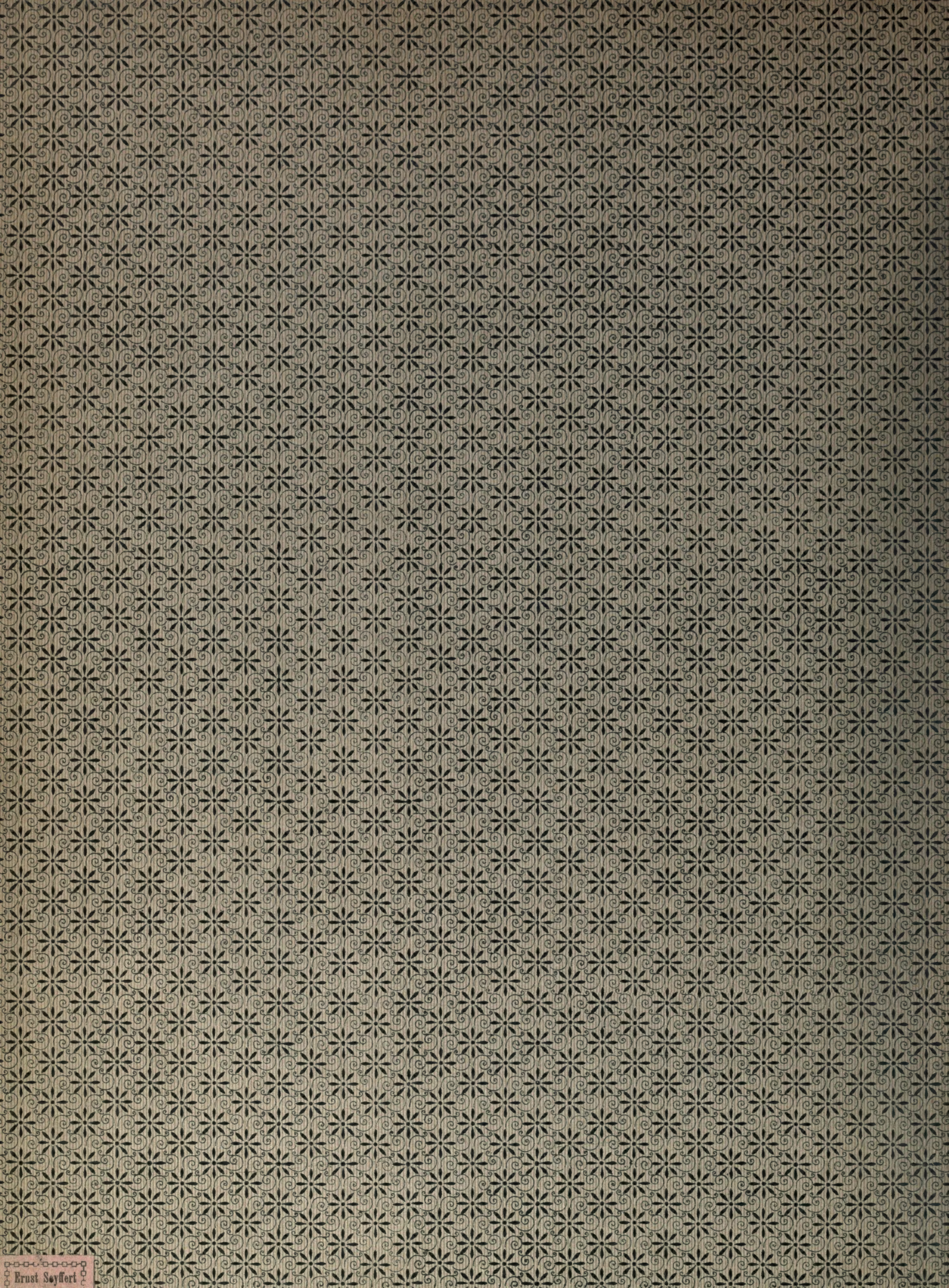
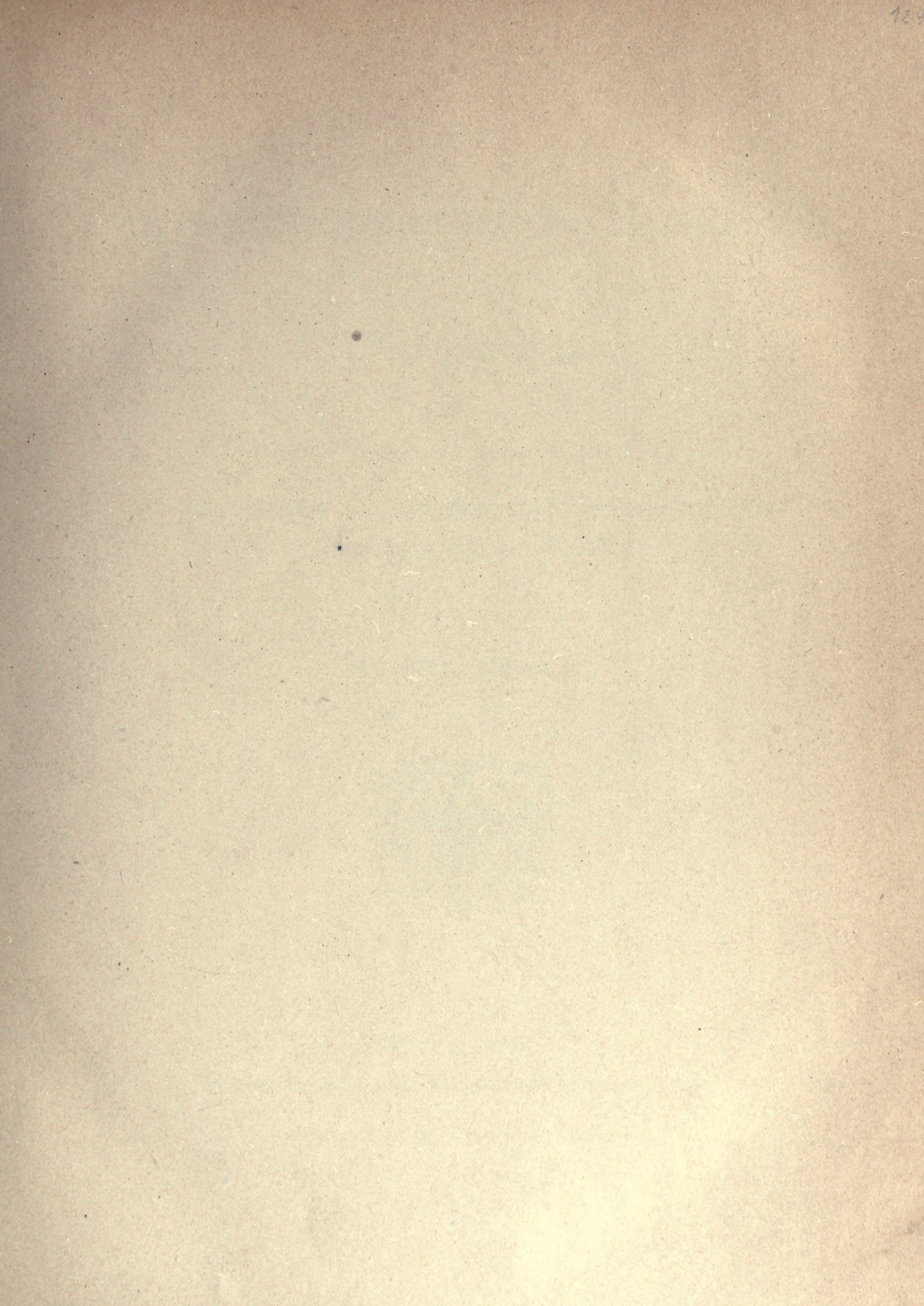
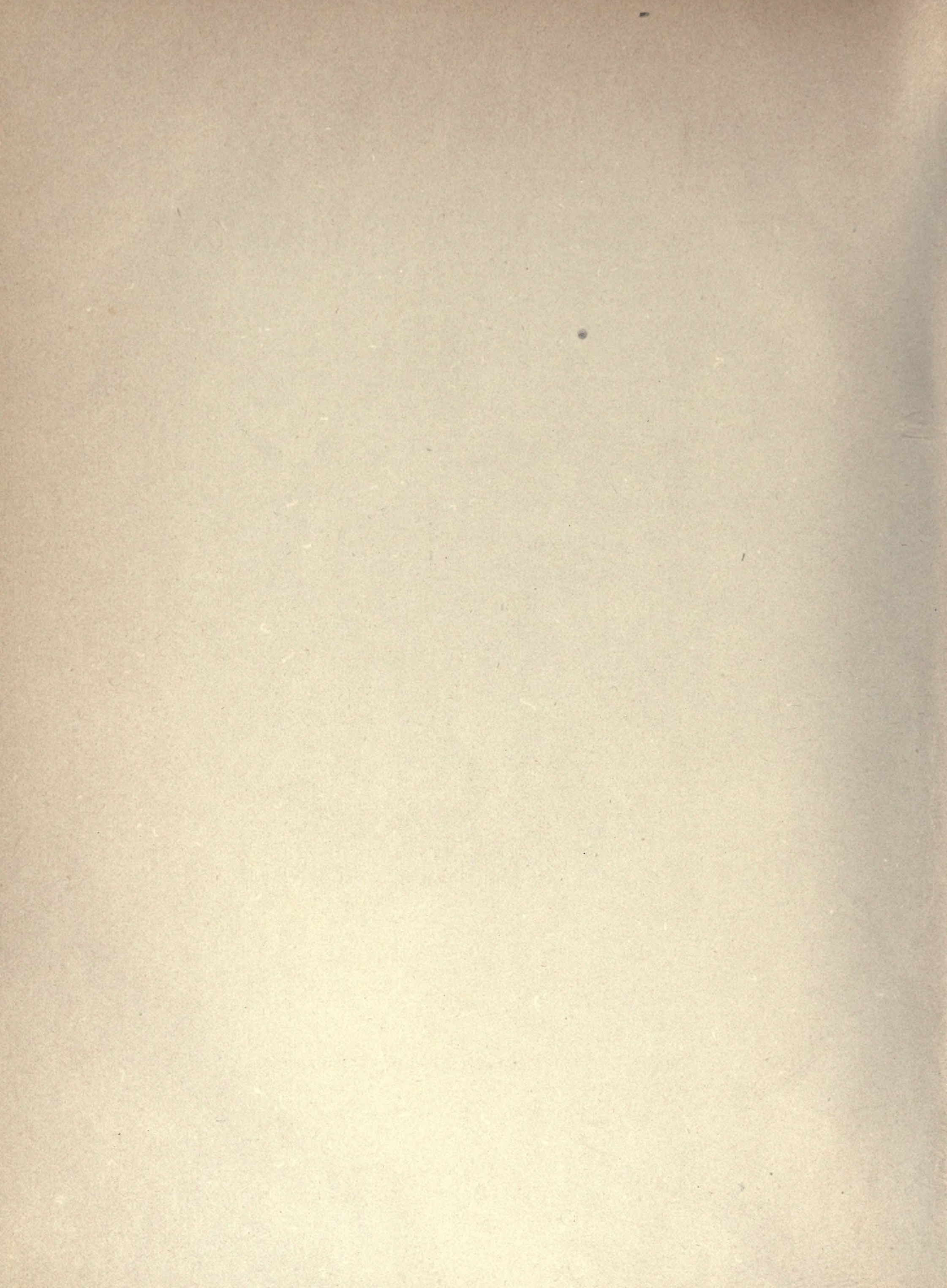

Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.


Ernst Seyffert









Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf.

Ungarn. Band I.



Wien 1888.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

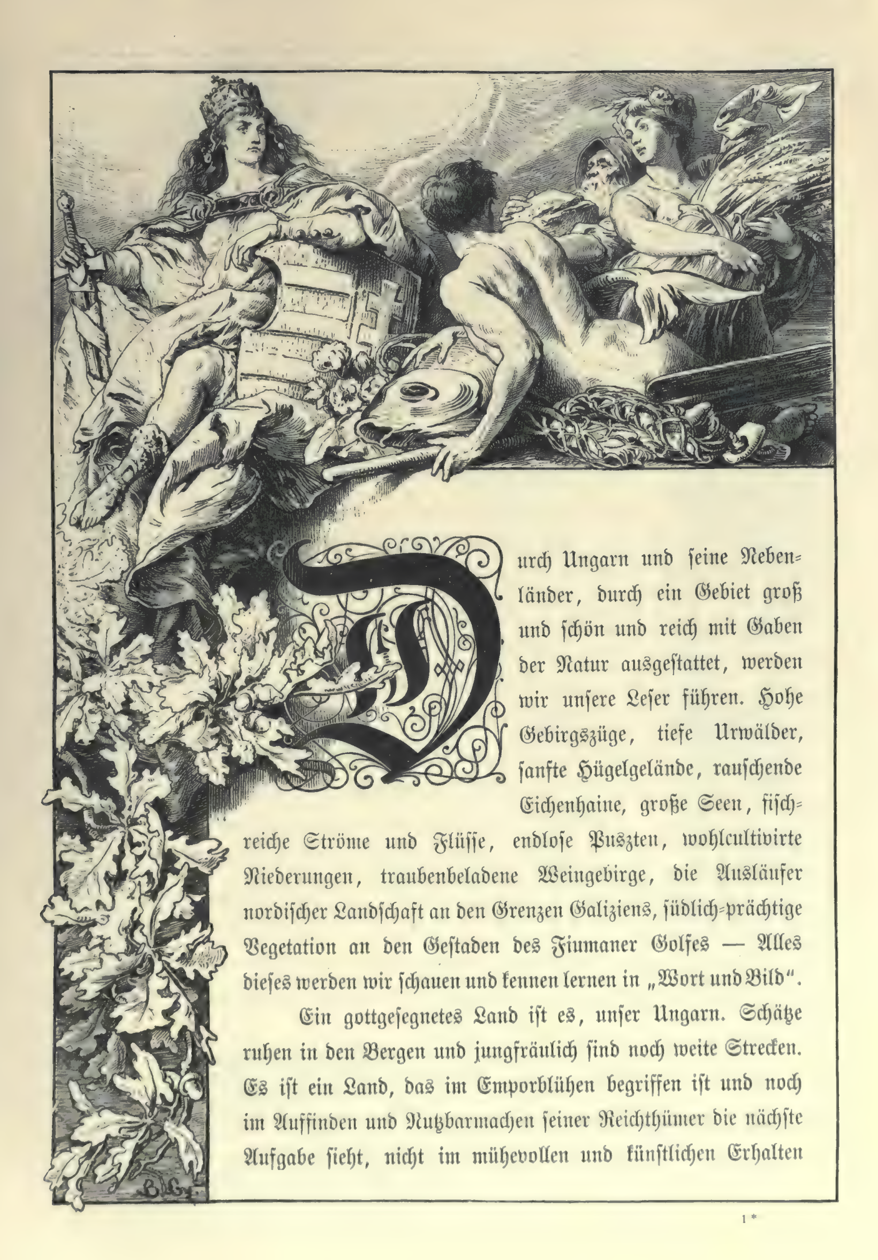

LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen.

Einleitung.





Durch Ungarn und seine Nebenländer, durch ein Gebiet groß und schön und reich mit Gaben der Natur ausgestattet, werden wir unsere Leser führen. Hohe Gebirgszüge, tiefe Urwälder, sanfte Hügelgelände, rauschende Eichenhaine, große Seen, fischreiche Ströme und Flüsse, endlose Pußten, wohlcultivirte Niederungen, traubenbeladene Weingebirge, die Ausläufer nordischer Landschaft an den Grenzen Galiziens, südlich-prächtige Vegetation an den Gestaden des Fiumaner Golfes — Alles dieses werden wir schauen und kennen lernen in „Wort und Bild".

Ein gottgesegnetes Land ist es, unser Ungarn. Schätze ruhen in den Bergen und jungfräulich sind noch weite Strecken. Es ist ein Land, das im Emporblühen begriffen ist und noch im Auffinden und Nutzbarmachen seiner Reichthümer die nächste Aufgabe sieht, nicht im mühevollen und künstlichen Erhalten



derselben. Westlicher und nördlicher Typus, südliche Glut und östlicher Charakter schließen sich hier vereinigend aneinander. Ungarn ist auch in naturhistorischer Beziehung ein bemerkenswerthes Land; verschiedene Thierfaunen und die drei großen Floren unseres Erdtheiles grenzen eine an die andere, und im Wesen der Natur, in Klima und landschaftlichem Typus erhält sich im ganzen Gebiete der Länder der heiligen Stefanskrone der Eindruck des Überganges von Ost und West.

Doch nicht nur der Naturforscher findet in den so abwechslungsreichen Gegenden Ungarns stets neues Material für seine Studien, auch der Ethnograph, der das Studium des Volkslebens, der Volksentwicklung und der Völkereigenthümlichkeiten zu seiner Lebensaufgabe macht. Die letzten Wogen der Völkerwanderung haben hier höchst interessante Gruppirungen verschiedener Nationalitäten geschaffen; hart an der Sprachgrenze des germanischen Stammes wohnen Nord- und Südslaven, theils in den Gebirgen, theils in den Ebenen, im Osten Rumänen, und im Herzen des Landes haben die Magyaren sich fast ausschließlich in den Ebenen niedergelassen, nur ein Stamm, die Székler, hat seine Heimat in compacter Masse an der



MORELLI G. F. I.

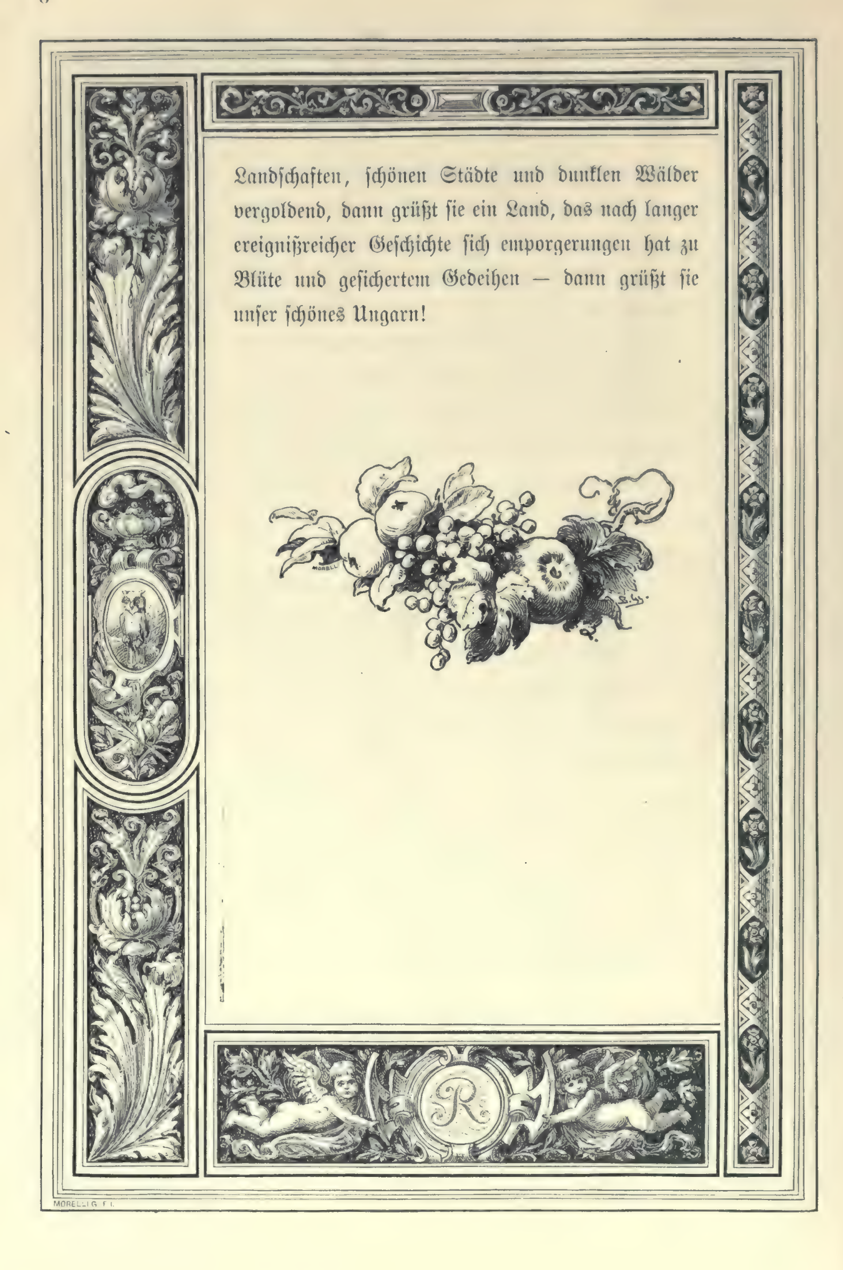
östlichen Landesgrenze gewählt. Deutsche wohnen in den Gebirgsgegenden und zerstreut auch auf den Ebenen. Außer diesen Hauptstämmen kommen noch Ruthenen, Armenier, Bulgaren und allenthalben Zigeuner vor.

Wir wollen alle diese Völker kennen lernen in ihren Wohngebieten, in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten, in der Gegenwart und auch in der Vergangenheit; ihre Geschichte, ihre Entwicklung, ihre Fortschritte, ihre Cultur, das ganze Leben und Wesen, wie es entstanden ist und wie es sich anpaßt an den Boden, den sie bewohnen.

Nach Glück und Unglück, nach vielen wechselvollen Geschicken und blutigen Kämpfen, nach einem tausendjährigen Ringen stehen heute die Magyaren auf derselben heimatlichen Scholle, die sie einst unter Árpáds Führung eroberten. In den von der Natur so reich ausgestatteten Ländern der heiligen Stefanskrone haben die verschiedenen Nationen des ungarischen Staatsgebietes ein reiches Culturleben, regen Fortschritt und rasches Emporblühen geschaffen, und heute, wenn die Sonne fern über Siebenbürgens Randgebirgen aufgeht, mit ihren jugendkräftigen Strahlen die herrlichen Puszten, die hellen Ströme, die üppigen







Landschaften, schönen Städte und dunklen Wälder vergoldend, dann grüßt sie ein Land, das nach langer ereignißreicher Geschichte sich emporgerungen hat zu Blüte und gesichertem Gedeihen — dann grüßt sie unser schönes Ungarn!

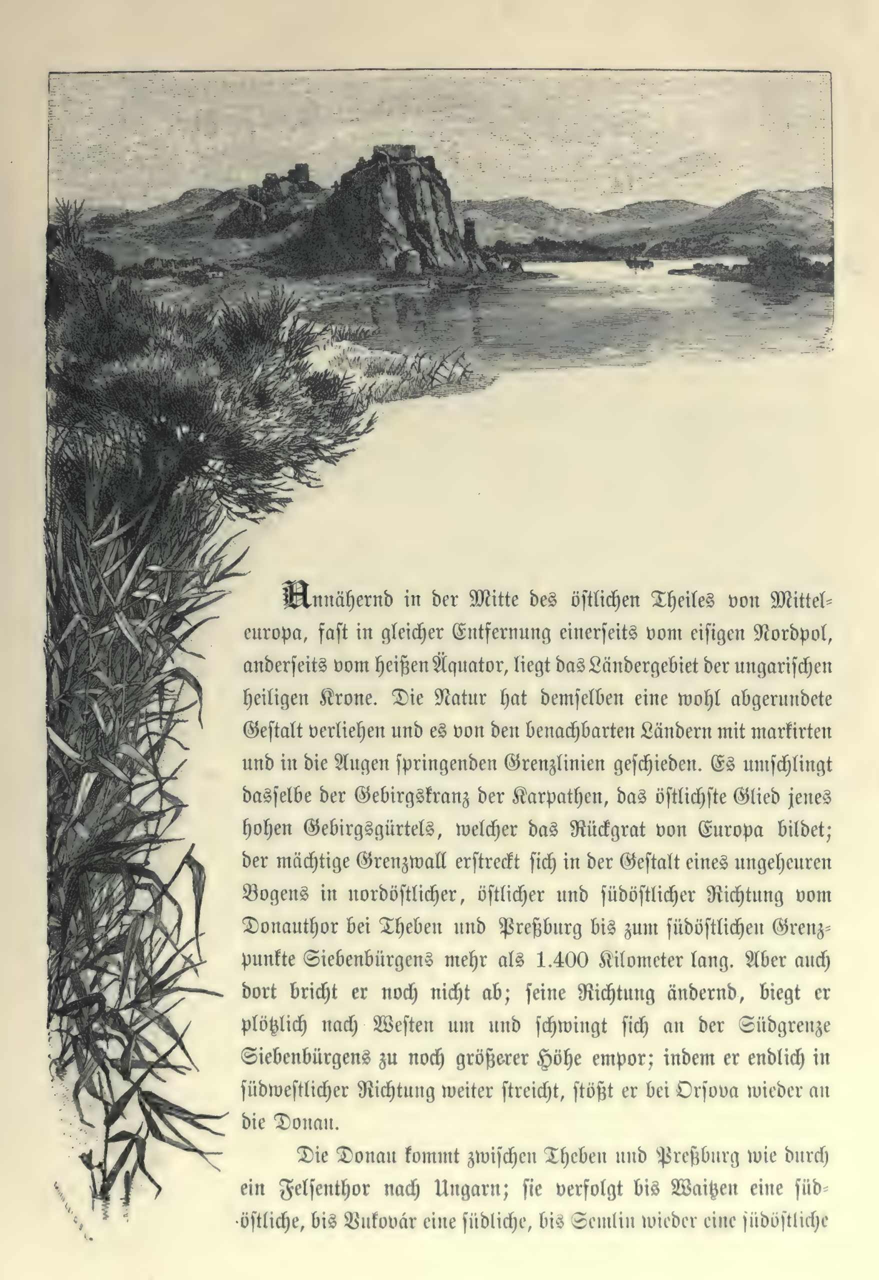
MORELLI G. F. I.

Geographische Übersicht

des

Reiches der ungarischen heiligen Krone.





Annähernd in der Mitte des östlichen Theiles von Mitteleuropa, fast in gleicher Entfernung einerseits vom eisigen Nordpol, anderseits vom heißen Äquator, liegt das Ländergebiet der ungarischen heiligen Krone. Die Natur hat demselben eine wohl abgerundete Gestalt verliehen und es von den benachbarten Ländern mit markirten und in die Augen springenden Grenzlinien geschieden. Es umschlingt dasselbe der Gebirgskranz der Karpathen, das östlichste Glied jenes hohen Gebirgsgürtels, welcher das Rückgrat von Europa bildet; der mächtige Grenzwall erstreckt sich in der Gestalt eines ungeheuren Bogens in nordöstlicher, östlicher und südöstlicher Richtung vom Donauthor bei Theben und Preßburg bis zum südöstlichen Grenzpunkte Siebenbürgens mehr als 1.400 Kilometer lang. Aber auch dort bricht er noch nicht ab; seine Richtung ändernd, biegt er plötzlich nach Westen um und schwingt sich an der Südgrenze Siebenbürgens zu noch größerer Höhe empor; indem er endlich in südwestlicher Richtung weiter streicht, stößt er bei Orsova wieder an die Donau.

Die Donau kommt zwischen Theben und Preßburg wie durch ein Felsenthor nach Ungarn; sie verfolgt bis Waitzen eine südöstliche, bis Vukovár eine südliche, bis Semlin wieder eine südöstliche

Richtung, dann strömt sie als Grenzfluß nach Osten und tritt unterhalb Moldova in jenen majestätischen Engpaß, welchen sie bei Orsova verläßt, um vom Lande gänzlich zu scheiden. Die nördliche Grenzlinie fällt größtentheils mit den wasserscheidenden Gebirgsrücken zusammen, die Südgrenze dagegen wird von Flüssen bezeichnet, nämlich von der Donau zwischen Orsova und Semlin und weiterhin von der Save und Una. Die westliche Grenzlinie ist von Preßburg südwärts nicht so scharf markirt wie nordwärts durch den äußeren Gürtel der Karpathen, aber dennoch läuft auch sie meistens auf Gebirgsrücken, obgleich dieselben von einigen weiten Thalöffnungen durchbrochen sind. Bei der oberen Kulpa biegt die Landesgrenze nach Westen ab bis zum nördlichen Einbug des Golfs von Fiume, von dort läuft sie in südöstlicher Richtung weiter an den östlichen Küsten des Quarnero und entlang dem südöstlichen Flügel des Velebitgebirges, welches die Scheidewand gegen Dalmatien bildet; von dem Quellgebiete der Zermagna schlängelt sich die Grenzlinie in nordwestlicher Richtung bis jenseits Sluin, endlich wendet sie sich ostwärts und erreicht bald darauf die Una.

Die Gestalt des auf solche Weise umgrenzten Gebietes ist beinahe eine ganz regelmäßige, ihre Abrundung ist blos durch die südwestliche Ausbiegung an der Meeresküste in etwas gestört, indem jener Landstrich weithin ausgestreckt ist von Nordwest nach Südost. Als das jetzt sogenannte türkische Kroatien bis zum Werbasfluß noch zum Gebiete der ungarischen Krone gehörte, war auch jenes Gebiet, welches die Kreise von Lika, Ottotschan und Sluin umfaßt, besser abgerundet und regelmäßiger mit dem Mutterlande verbunden.

Das Gebiet der ungarischen Krone erstreckt sich demnach in einem Stücke als ein zusammenhängender, ununterbrochener Ländercomplex und bildet eine scharf markirte geographische Individualität. Es gehört zum Becken der mittleren Donau, ja es nimmt den größten Theil dieses Beckens ein. Die Hauptverkehrsader desselben ist die Donau, welche es einerseits mit dem Westen, anderseits mit dem Osten verbindet. Jeder bedeutendere Fluß des Landes ist ein Tributär der Donau, nur der Poprád im Norden und die kleinen Küstenflüsse im Süden gehören nicht zu ihr. Die klimatischen und anderen physikalischen Verhältnisse des Landes zeigen zwar eine große Mannigfaltigkeit, dennoch tragen sie dasselbe gemeinschaftliche Gepräge. Das Land ist daher sowohl in Bezug auf die horizontale Configuration als auch in Bezug auf die Flußsysteme und auf die klimatischen und anderen physikalischen Verhältnisse ein einheitliches, in sich abgeschlossenes und von den Nachbarländern sich wohl unterscheidendes Ganzes. Dennoch sind seine Grenzlinien nicht derart beschaffen, daß sie den Verkehr mit den Nachbarländern unmöglich machen oder auch nur in sehr bedeutendem Maße erschweren.

Die bereits erwähnten beiden Thore der Donau öffnen den Weg nach West und Ost; die Leitha, Raab, Mur, Drave und Save und andere kleinere Flüsse bahnen in ihren

Thälern ebensoviele Wege nach Westen; die südlichen Zuflüsse der Save und Donau gestatten den Verkehr mit den Balkanländern. Aber auch das äußere Kreissegment der Karpathen bildet keineswegs eine undurchbrochene und so starre Scheidewand, daß sie den Übergang gänzlich verhinderte; im Gegentheil, es befinden sich darin gerade dort, wo sie eine verhältnißmäßig bedeutende Höhe erreicht, viele tief eingeschnittene Senkungen, Übergänge und Engpässe. Die nordwestliche Grenzkette verhindert durchaus nicht den Verkehr zwischen den Thälern der Waag, March und Oder; nebst anderen Engpässen befindet sich darin der Jablunkapaß, über welchen die Eisenbahn ohne Schwierigkeit gebaut werden konnte. Die höchste Gruppe der Gebirgskette ist das Babia Gura-Gebirge, aber sowohl an der westlichen als auch an der östlichen Seite desselben befinden sich bequeme Fahrstraßen. Die steilen, zerrissenen Felskämme der hohen Tátra gewähren zwar keinen brauchbaren Übergang, aber dieses Gebirge kann leicht umgangen werden und im Osten desselben konnte man im Thale des zum Dunajec sich schlängelnden Poprádflusses auch eine Eisenbahn bauen, welche von Eperjes nach Tarnów führt. Größere Schwierigkeiten bietet die nordöstliche Gebirgskette, aber auch in dieser gibt es Senkungen und Pässe, welche als Übergänge benützt werden können. Solche Übergänge sind die Pässe von Dukla, Uzsok, Vereczke u. s. w. Im Osten des Duklaer Passes baute man den sieben Kilometer langen Tunnel für die Bahn, welche die Thäler des Bodrog und des San, über den Paß von Vereczke wird gegenwärtig die Bahnlinie gebaut, welche die Thäler der Latorcza und des Stryj verbindet. Viel höher sind die Pässe, welche aus dem Marmaroscher Comitat und den oberen Theißthälern nach Galizien und der Bukowina führen.

Die östliche Grenzkette Siebenbürgens ist aus hohen und breiten Gebirgsmassen aufgebaut, dennoch befinden sich dort mehrere Übergänge und Engpässe. Am merkwürdigsten sind die Pässe von Borgó, Tölgyes, Gyimes und Ojtoz. Die südliche Grenzkette steigt noch höher, aus ihr ragen die stolzesten Bergriesen Siebenbürgens empor. Aber gerade in der Nähe der höchsten Gipfel öffnen sich die am tiefsten eingeschnittenen Sättel und Engpässe. Aus dem schönen Burzenlande führen in der Nähe von Kronstadt die Pässe von Bodza, Tömös und Törzburg nach Rumänien, die Eisenbahn zieht durch den Tömöserpaß und über den Gebirgssattel von Predeal nach Sinaia. Weiter westlich durchschneidet die Aluta die südliche Grenzkette gerade in der Mitte in ihrer ganzen Breite und öffnet den herrlichen Rothenthurmpaß, dessen absolute Höhe blos 360 Meter beträgt, während die benachbarten Gebirgsgipfel eine Höhe von 2.400 Meter erreichen. Der Zsilthaler Engpaß hat keinen fahrbaren Weg, auch der Saumweg über den Vulkaner Sattel ist kaum fahrbar, um so bequemer aber sind die Wege in den Thälern der Cserna und Béla, welche bei Orsova in die Donau münden. Auch dort gibt es schon eine Eisenbahn, welche nach Rumänien führt.

Unser Vaterland kann also mit den benachbarten Ländern nach allen Weltgegenden auf vielen und hinreichend bequemen Wegen verkehren. Nur in einer Richtung öffnet sich ihm keine leichte und bequeme Fahrstraße, nämlich zur Seeküste. Der Umstand, daß alle Flüsse des Landes sich in die Donau ergießen, welche in das schwarze Meer mündet, ist insoferne günstig und vortheilhaft, als das Land dadurch einen einheitlichen Charakter erhält und die Verkehrsstraßen der einzelnen Landschaften in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigt werden können. Anderseits müssen wir jedoch diesen Umstand auch als einen ungünstigen betrachten, weil die Donau in ein weit abgelegenes Binnenmeer



Vom Alföld. — Meierhof auf dem Hortobágy.

mündet, welches gegenwärtig vom Weltverkehr kaum berührt wird und ganz außerhalb unseres Wirkungs- und Machtkreises liegt. Den Landestheil hingegen, welcher sich bis zur See, nämlich zur Adria erstreckt, meiden alle schiffbaren Flüsse und außerdem scheidet ihn noch ein äußerst öder, zerrissener, wasserloser, schwer passirbarer Kalkrücken vom Mutterlande. Erst seit Karls III. (VI.) Regierung war man bestrebt, das ungarisch-kroatische Küstenland mit dem Mutterlande mittelst Kunststraßen zu verbinden, und die Eisenbahn von Karlsburg nach Fiume konnte nur mit Überwindung großer Schwierigkeiten und mit großen Kosten hergestellt werden. Demnach war Ungarn bis zur jüngsten Zeit vom Seeverkehr nahezu gänzlich abgeschnitten.

Unser Vaterland ist ein wohl abgerundetes, größtentheils mit natürlichen Grenzlinien eingerahmtes Land, aber das Relief desselben ist keineswegs ein einförmiges und

eintöniges, sondern vielmehr ein sehr verschiedenes und mannigfaltiges. Ja in Europa gibt es kaum ein anderes Land, welches so viele und so große Contraste aufzuweisen hätte, wie das Gebiet der ungarischen Krone. Da liegt die große Tiefebene, welche fast ein Drittel des Landes ausmacht und die größte Ebene von Mitteleuropa darstellt, von welcher das Meer erst in der jüngsten geologischen Periode gewichen ist. Sie erstreckt sich zu beiden Seiten der Theiß von Nord nach Süd, von der Latorcza bei Munkács bis zur Donau bei Semlin; ihre absolute Höhe variirt zwischen 60 und 100 Meter; die ganz ebene Oberfläche derselben wird nur von den Furchen der Flüsse und von einzelnen Hügeln und Sanddünen unter-



Von der hohen Tátra. — Landschaft der fünf Seen.

brochen; ein Theil ist eine baumlose Steppe und Flugsand, jedoch der größte Theil reicher, weizentragender Boden. Die unabsehbare Tiefebene zeigt wenig Abwechslung, dennoch ist sie nicht so eintönig, so unwirthlich wie die Steppen Osteuropas. Auch sie besitzt ihre eigenen Schönheiten und die einzelnen Landstriche derselben unterscheiden sich ebenfalls von einander. Im verjüngten Maßstabe finden wir ihr Ebenbild in dem westlichen Theile des Landes, dort, wo das Donau-Delta sich ausbreitete, als das große Tiefland, das Alföld, noch vom Meere bedeckt war. Das ist die Ebene des Preßburger Beckens, welche zu beiden Seiten der Donau von Nordnordost nach Südsüdwest, von Tyrnau bis Sárvár und zur Raab sich erstreckt.

Im Gegensatze zu diesen großen Ebenen bietet das gebirgige Hochland die größte Mannigfaltigkeit; es nimmt die nördlichen Gegenden des Landes ein und wird von mit

einander parallelen Thälern zerschnitten, die sich südwärts öffnen und auf diese Weise den lauen Luftströmungen einen Zugang gewähren bis zu den himmelanstrebenden Hochgipfeln an der Landesgrenze. Das ganze Hochland dacht sich nach Süden ab, es ist ein wahres Stufenland. Freundlich lachende Thäler, sanft geneigte Berglehnen, wildromantische Schluchten, schroffe, zerrissene Felswände und hochaufragende Gipfel wechseln mit einander im Hochlande; die Berge sind mit weitgedehnten Waldungen, die Thalebenen mit Wiesen und Ackerflächen bedeckt; auf den abgerundeten Almen grünen herrliche Alpenwiesen und nur die höchsten und schroffsten Felsspitzen ragen nackt und öde in die Luft empor, während auf den sonnigen Abhängen der südlichen Ausläufer die Rebe prangt.

Wieder anders gestaltet ist das Land jenseits des Waldes, Transsylvanien, oder Siebenbürgen. Das ist eine viereckige ungeheure Festung, welche von der Natur aufgebaut und in die endlose Tiefebene des Ostens vorgeschoben wurde, damit sie zum Schutze diene gegen die Barbarei des Ostens. Von allen Seiten ist Siebenbürgen mit hohen Gebirgswällen umgeben und das Innere desselben ist eine wellenförmige, mit parallelen Thälern durchschnittene Hochebene, die nirgends so eben und flach wie die ungarische Tiefebene des Alföld, sondern überall mit Hügeln bedeckt ist. Ein hoher und breiter Gebirgsgürtel trennt Siebenbürgen auch von Ungarn, dennoch sind die Gebirgszüge an der westlichen Seite desselben vielfach durchbrochen; der Szamos, die Körösflüsse und der Maros gelangen durch diese Pässe in die ungarische Tiefebene. Das große Kreissegment der Karpathen hat Siebenbürgen mit starken Banden an Ungarn geknüpft und mit demselben zu einem Körper vereinigt.

Mit diesem östlichen Bollwerk steht im Gegensatz der westliche Theil Ungarns, der ebenfalls eine viereckige Gestalt hat, jedoch ganz anders zugeschnitten ist. Es ist dies das Land zwischen der Donau und Drave, der schönste und gesegnetste Theil des Landes. Im Ganzen genommen ist es ein wellenförmiges Hügelland, nur am westlichen Rande und in den mittleren Gegenden desselben gibt es höher ansteigende und zusammenhängende Bergzüge; im Süden der Bergzüge des Bakony und Vértes reihen sich nur noch isolirte Berggruppen coulissenartig nebeneinander in den Umgebungen der Orte Fünfkirchen, Villány und Szegszárd. Im Centrum des Landstrichs erstreckt sich am Fuße des Bakonyerwaldes das herrliche Seebecken des Balaton (Plattensee) als Überbleibsel des ehemaligen Meeres.

An den Landstrich zwischen der Donau und Drau schließt sich jener lange und schmale Landstreifen an, der sich zwischen der Drave und Save ausbreitet; eine lange, aber niedrige Gebirgskette durchzieht denselben als südöstlicher Zweig des Alpensystems von einem Ende zum andern. Zu beiden Seiten dieses Bergzuges breiten sich die Ebenen an der Save und Drave aus, als busenförmige Ausläufer der ungarischen Tiefebene. Das

Mesopotamien der Drave und Save schließt sich demnach einerseits an die ungarische Tiefebene, anderseits an den Landstrich zwischen der Donau und Drave.

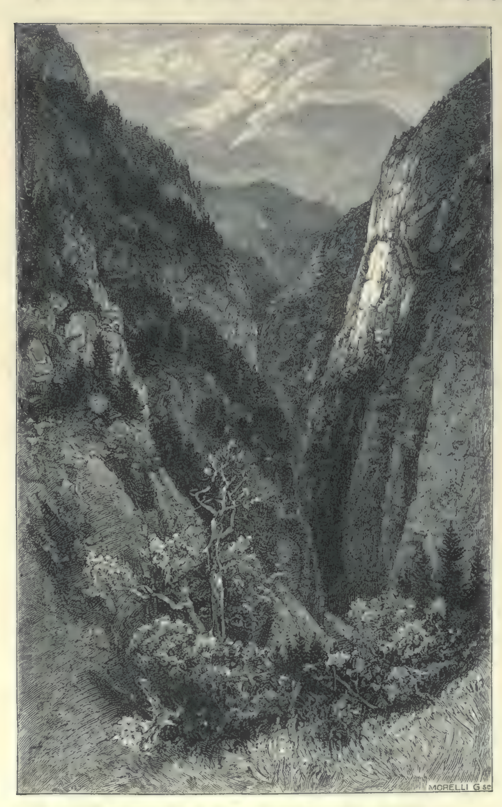
Eine gänzlich verschiedene Gestaltung und Natur hat der Landstrich im Süden der Kulpa und das Küstenland; dieser unterscheidet sich am meisten von den übrigen Gegenden des Landes, er bildet mit seinem verkarsteten Felsrücken den Übergang zu den Balkanländern.

So hat demnach die Natur die einzelnen großen Theil des Landes auf verschiedene Weise zugeschnitten und gestaltet und jedem seine eigenen Schönheiten zugetheilt, sie hat jedem Landstriche eine eigene Physiognomie aufgedrückt und ihn mit verschiedenen eigenartigen Schätzen reichlichst ausgestattet; in die Eingeweide der Gebirge bettete sie verschiedene Erze, Steinkohlen und andere nützliche Mineralien, die Fluren bekleidete sie mit fruchtbarer Ackerkrume, schuf sprudelnde Quellen, rauschende Bäche, schleichende Flußadern und majestätisch dahinwogende Ströme. In der That, das von den Karpathen als ein großartiges Amphitheater umschlossene Land, welches die Donau, Theiß, Drave und Save durchströmen, ist ein schönes, ein gesegnetes Land, in welchem ein glückliches Staatswesen erstehen und gedeihen konnte.

Dieses Staatswesen wurde von dem Volke der Magyaren gegründet und bereits ein Jahrtausend hindurch unter den kritischesten Wechselfällen aufrecht erhalten. Die Magyaren kamen in jener Gegend ins Land, wo der die Grenze bildende Gebirgskranz am schmalsten ist. Nachdem sie die waldigen Gebirgsrücken überschritten hatten, folgten sie den Thalöffnungen und überschwemmten ohne Hinderniß die weite Tiefebene. Die in dieselbe mündenden Thäler führten sie dann aufwärts in das gebirgige Hochland, dessen Einwohner ihnen ohne Widerstand huldigten; dann setzten sie über die Donau, und nachdem sie auch das fruchtbare Hügelland erobert hatten, drangen sie auf ihren schnellen Rossen bis zur Save und zur See vor. Mit jugendlichem Feuer, mit heldenmüthiger Begeisterung stürmten unsere auf Eroberungen sinnenden Ahnen vorwärts, sie überschritten von Zeit zu Zeit auch die natürlichen Grenzlinien und dehnten ihre Feldzüge weithin aus in die südlichen und westlichen Länder. Aber bald ließen sie ab von ihren herumschweifenden Kriegszügen und siedelten sich innerhalb der von der Natur vorgezeichneten Grenzen an.

Schon die ersten Herzoge schlugen instinctmäßig und doch mit richtigem Takte ihre Zelte dort auf, wo sich das natürliche Centrum, das Herz des Landes befindet, von dem aus die einzelnen Landestheile am leichtesten zusammengefaßt und regiert werden konnten. Diesen Mittelpunkt bezeichnet das große Donauknie: die Csepeler Insel, die Umgegend von Budapest sind jene Orte, an welchen bereits Árpád die Tage der Ruhe verlebte. In dieser Gegend stoßen zusammen und berühren sich das große Tiefland, das nordwestliche

Hochland und die Hügellandschaft zwischen der Donau und der Drave; dort kreuzen sich die von Nordost nach Südwest verlaufenden Straßen mit der Stromlinie der Donau. Die Eisenbahnpolitik, welche in unseren Tagen Budapest zum Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes von Ungarn gemacht hat, folgte nur dem Fingerzeige der Natur.



Aus den südöstlichen Karpathen. — Die Thalschlucht Propaszta.

Den größten und zugleich den centralen Landstrich Ungarns bildet das Alföld, und dieses besetzten die Magyaren in seiner ganzen Ausdehnung. Der Landstrich entsprach am besten ihren natürlichen Neigungen und zugleich auch ihrem staatsbildenden Instinct. Vom Alföld aus verbreitete sich die Nation in größeren und kleineren Massen bis zu den Grenzen des Landes. Die Herrschaft der Türken und andere Wechselfälle verminderten sehr stark das Magyarenthum in den südlichen Gegenden des Alföld, und die Stelle desselben wurde großentheils von fremden Einwanderern eingenommen. Dennoch sind das Alföld und das Hügelland jenseits und diesseits der Donau auch gegenwärtig noch die Hauptsitze der Magyaren; nur die Székler haben sich auf den Hochebenen und den Bergen des östlichen Siebenbürgens angesiedelt. Das nordwestliche Oberland ist der uralte Wohnort der Slovaken, die nordöstlichen Gebirgsgegenden haben die Ruthenen, die östlichen gebirgigen Landstriche aber die Rumänen besetzt als spätere Ankömmlinge. Ebenso sind auch die Serben in neuerer Zeit eingewandert und haben besonders die südlichen Gegenden des Alföld und den Landstrich zwischen der Save und der Drave in Besitz genommen. Die Deutschen sind in verschiedenen Zeitabschnitten eingewandert; die ersten Colonisten bevölkerten meistens

gebirgige Gegenden, während die späteren Ankömmlinge vorzüglich die während der Türkenherrschaft und der langjährigen Kriege entstandenen Lücken ausfüllten. Die verschiedenen Volksstämme haben sich also im Großen und Ganzen genommen in Landstrichen, welche durch natürliche Merkmale bezeichnet sind, niedergelassen, dennoch sind sie keineswegs so vertheilt, daß sie in besonderen und getrennten Gebieten unvermischt wohnen würden. In Siebenbürgen unterschied man ehemals drei besondere Gebiete und drei Nationen, aber auch dort waren und sind die verschiedenen Nationalitäten untereinander gemengt. Überall



Von der ungarischen Meeresküste. — Fiume.

tritt uns ein großes Völkergemisch entgegen, auch in Kroatien und Slavonien. Die Magyaren wohnen in dichtesten Massen zusammengedrängt in den mittleren Theilen des Landes, aber sie kommen in größerer oder geringerer Anzahl auf dem ganzen Gebiete des ungarischen Staates vor. Nebst den Magyaren sind die Deutschen am meisten verbreitet, in massenhaften Gruppen jedoch wohnen sie nur in einzelnen Gegenden des Landes.

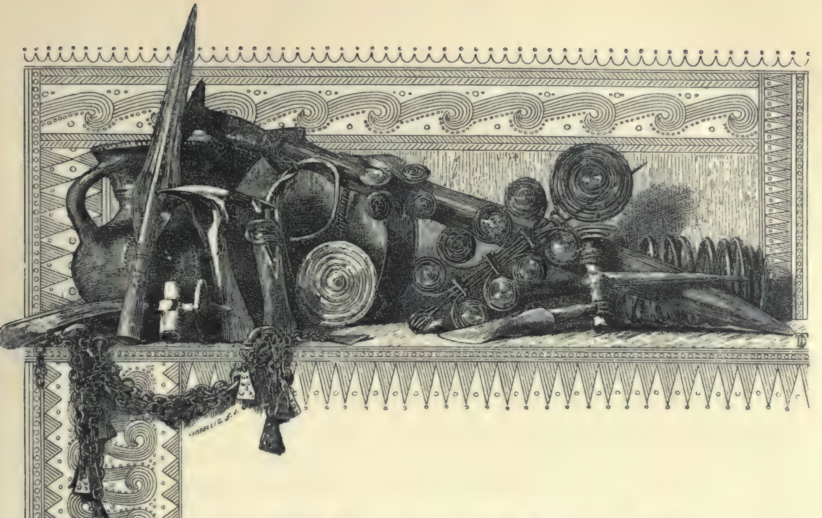
Die verschiedenen Nationalitäten leben untereinander und nebeneinander seit Jahrhunderten, ohne daß sie in einander aufgegangen oder miteinander verschmolzen wären. Das Gleichgewicht und den Verband unter ihnen hat das Volk der Magyaren aufrecht erhalten, und die Magyaren sind, abgesehen von ihren anderen moralischen und materiellen Eigenschaften, schon kraft ihrer Anzahl und ihrer geographischen Lage einzig und allein diejenigen,

welche den Staat, den sie begründeten, auch fernerhin aufrecht zu erhalten vermögen. Das Entstehen und Fortbestehen des einheitlichen Staates wurde und wird von der geographischen Lage, von der horizontalen und verticalen Gliederung des Landes in wirksamster Weise gefördert. Die Experimente, welche im Laufe der Jahrhunderte die Zerstückelung des Landes und die Zertrümmerung des ungarischen Staates bezweckten, scheiterten noch jedesmal, sobald die von Leidenschaft hingerissenen Männer sich ernüchterten und auf die Stimme der Natur zu horchen begannen. Die eigenthümlichste Gestaltung haben die Gebiete im Süden der Kulpa und das Küstenland, und eben diese Landstriche haben stets auch in politischer Beziehung eine gewisse Selbständigkeit genossen, aber das Mutterland konnte die Seehäfen nicht entbehren und mußte bestrebt sein, sich den Besitz derselben zu sichern. Das Mittelland zwischen der Drave und der Save war einst mit dem Mutterlande eng verbunden und verschmolzen, und die geographischen Factoren nöthigen es auch gegenwärtig zur Aufrechthaltung dieses Verbandes. Siebenbürgen ist in gewisser Beziehung eigenartig gestaltet, aber die Natur selbst hat es zum Bollwerk Ungarns gemacht; es hatte seine jetzige Gestalt noch nicht erhalten, als die Grenzmauern desselben bereits aufgebaut waren und es an Ungarn knüpften; seine Hauptthäler waren schon im neogenen Zeitalter Buchten der See, welche das ungarische Alföld bedeckte. Die Natur verweiset Siebenbürgen auf den Verband mit Ungarn umsomehr, weil es selbst keinen geographischen, natürlichen Mittelpunkt hat, wie dies aus seiner Configuration und seiner geschichtlichen Entwicklung sich ergibt.




Geschichte
Ungarns.
MORELLI G.





Die Vorzeit, die Kelten, die Römer.



Die geographische Configuration Ungarns hat schon im voraus seine Geschichte bestimmt. Die Gebirgskette der Karpathen, durch wenige Pässe durchbrochen, bildet eine feste Grenze nach Norden und Osten, im Süden trennen die Save und die Donau Ungarn von seinen Nachbarländern, doch die Flüsse, so breit sie auch sind, können zu Schiffe leicht übersetzt werden, in dieser Richtung konnte sich daher das Reich weiter ausbreiten und von hier war es auch bedroht. Nach Westen hat es keine natürliche Grenze, es steht dem Handel, der Civilisation und der Gewalt der dortigen Völkerschaften offen, doch hat es seine Selbstständigkeit innerhalb seiner jetzigen Grenzen immer entweder zu erhalten oder zurückzugewinnen gewußt. In mächtigem Bogen durchschneidet die Donau das Land von Nordwesten nach Südosten, wo sie die Karpathenkette durchbricht und der Wegweiser der Völkerwanderungen aus Asien nach Europa wurde, denn wie die Wandervögel stets im Laufe der Flüsse und längs der Meeresküste ziehen, so wanderten auch die Völker um das Meer und drangen in der Richtung der großen Ströme vorwärts. Die Donau machte unser Vaterland

zur Landstraße der Völkerwanderungen schon in jenen Zeiten, welche selbst die Tradition vergessen hat, deren Spuren und Denkmäler wir aber in den Werkzeugen und Waffen auffinden, welche die jetzige Generation aus der Erde gräbt, und die zu allen Zeiten von einer gleichen Civilisation innerhalb der Grenzen des Landes zeugen, vom Felsenthor Thebens bis zu den Flußengen der unteren Donau; ihre charakteristische Gestalt verbreitet sich hauptsächlich nach Westen, nur in kleinstem Maße nach Norden.

Aus jener Epoche, da der Urelephant und das Rhinoceros in den Urwäldern und Sümpfen der Theißufer weideten und die Urbären und Hyänen in den Biharer Höhlen lebten, finden wir in Ungarn kaum Gebilde aus Menschenhand, wie sie in Frankreich und England so oft vorkommen, keine Spuren von Dolmen, Menhirs und Schaukelfelsen; aber im Neolith-Alter, als man die Werkzeuge und Waffen aus polirten Steinen verfertigte, erscheinen die Spuren einer ziemlich dichten Bevölkerung im Lande. Es gibt kaum ein Dorf, in welchem sich nicht einige geschliffene Steinwerkzeuge finden würden, welche das Landvolk häufig als Amulette gebraucht. Wenn die Kuh nicht genug Milch gibt, wenn das Kind schwer zahnt, werden mit diesen Denkmälern der Vorzeit, von deren ursprünglicher Verwendung keine Überlieferung sich im Volk erhalten hat, die kranken Theile, das Euter der Kuh, das Zahnfleisch der Säuglinge gerieben.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Formen der polirten Steinwerkzeuge in der ganzen Welt beinahe identisch sind. In Japan und China, in Indien und Egypten sind sie dieselben wie in Europa, aber in dem Umstande, daß bei uns die Zahl der durchbohrten Werkzeuge verhältnißmäßig viel größer ist als in den Nachbarländern, und in der Gestalt eines schmalen, langen und dicken Meißels, der bei uns häufig vorkommt, erkennen wir Eigenthümlichkeiten, welche die Bewohner Ungarns schon zu jenen Zeiten von ihren Nachbarn unterschieden. Im Tiefland, wo sich kein Stein vorfindet, wurden die Knochen der Thiere, besonders jener, die zum Hirschgeschlecht gehören, zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet. Längs der Theiß erheben sich überall künstliche Hügel, welche aus den Abfällen der Wohnungen der urzeitlichen Menschen erwuchsen; aus diesen lernen wir, daß die damalige Bevölkerung von der Jagd und dem Fischfang lebte, aber auch das Feld bestellte; die durch die Zeit verkohlten Weizenkörner zeigen keinen Unterschied zwischen dem damaligen und dem jetzigen Weizen. Auch Spuren von Handelsverbindungen, und zwar mit weit entfernten Ländern finden sich vor — in den Gräbern der Steinzeit erscheinen Halsperlen aus Seemuscheln geschnitten, welche nur am rothen Meere gefunden werden.

Im Mátragebirge ist auch jetzt das gediegene Kupfer nicht selten. Schon die Urbevölkerung kannte es und kam mit der Zeit darauf, daß es im Glühzustande weicher werde und durch das Hämmern jede beliebige Form annehme. Sie begann daher ihre Waffen und Werkzeuge aus Kupfer zu schmieden, anfangs ganz in der Form der polirten

Steingeräthe, indem sie wie bei diesen mehr Rücksicht auf das Gewicht als auf die Schärfe nahm, doch später auch neue zweckmäßigere Formen erfand. Solche Kupferwerkzeuge, wie sie bei uns häufig sind, kommen kaum in Deutschland, Polen und dem skandinavischen Norden vor, doch in den Pfahlbauten der österreichischen Alpenseen und in dem Bieler See in der Schweiz fanden sie sich ebenfalls vor, und zwar in verwandten Formen mit den unsrigen. Wir bemerken noch, daß die schmalen blattförmigen Kupferdolche und Messer der ältesten cypriotischen Gräber auch im Hinblick auf die Art, wie sie im Hefte befestigt waren, vollkommene Analogien bei uns finden.

Die fortlaufende Entwicklung, die aus der Steinzeit in die Kupferzeit führte, wurde hier, wie in ganz Europa, durch das Erscheinen eines neuen Volkes unterbrochen, welches auf einer höheren Stufe der Civilisation stand, da es Waffen und Werkzeuge aus Bronze verfertigte, die wesentlich von jenen der Steinzeit und Kupferzeit verschieden sind. Dieses Volk wußte also schon, daß aus einer in einem bestimmten Verhältnisse bewerkstelligten Vermischung des Kupfers und des Zinns ein Erz entsteht, welches härter als das Zinn und das Kupfer, leichter geschärft werden kann und durch den Guß hergestellt wird. Es kannte daher den Bergbau, war in Handelsverbindung mit Ländern, in denen das Zinn vorkommt, und verstand die Kunst der Legirung. Die Alterthumsforscher bringen dies Volk mit der arischen Völkerwanderung in Verbindung, und wirklich scheint es, daß alle Völker des westlichen Asien, von den Thälern des Paropamisus ausgehend, das kaspische und schwarze Meer umwandernd, zur Donau gelangten und längs des Stromes durch das jetzige Ungarn nach Westen zogen. Helbig, der gelehrte Secretär des archäologischen Institutes in Rom, zweifelt in seiner Abhandlung über die Italiker im Pothale durchaus nicht daran, daß diese vom Nordosten nach Italien gelangten, und wirklich finden wir in den künstlichen Theißhügeln (halmok) dieselben Erscheinungen wie in dem Terramare des Pothales.

Die Denkmäler der Bronzecultur stehen durch ganz Europa in näherer oder weiterer Verwandtschaft mit einander. Die Prähistoriker unterscheiden daher in Hinsicht der Formen verschiedene Gruppen. Die ungarischen Bronzegegenstände sind einfacher als die skandinavischen, die französischen und italienischen. Das Schwert, der Meißel, die Fibula zeigen bei uns Eigenthümlichkeiten, welche über unsere Grenzen hinaus nur selten vorkommen, aber im mittleren Donaubecken bis zu den Karpathen überall gefunden werden. Obgleich auch im Bronzealter verschiedene Völker Ungarn bewohnten, war ihre Civilisation den Denkmälern zufolge dieselbe. Wir finden die eigenthümlichen Formen der Bronzezeit Ungarns in der Zeichnung zusammengestellt, welche den Anfang dieses Capitels ziert.

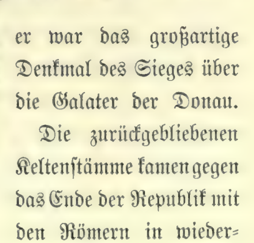
Mit dem Gebrauch des Eisens beginnt die historische Zeit. Herodot, welcher im V. Jahrhundert v. Chr. vom Laufe der Donau noch sehr unklare Begriffe hatte, setzt die Agathyrsen, wie es scheint ein thracisches Volk, nach Siebenbürgen. Die Denkmäler

zeigen, daß im mittleren Donaubecken hauptsächlich Keltenstämme wohnten, bei denen die sogenannte La Tène-Fibula dann eine besondere Form des eisernen Dolches, der Lanzenspitze, des Schwertes und des Schildbuckels, sowie die charakteristische Kette als Schwertgehänge im Gebrauche war. Alle diese Eigenthümlichkeiten finden wir überall, wo Kelten wohnten, in Frankreich, in Oberitalien, in Baiern, in der Schweiz und in Ungarn. Auch die Schriftsteller der Alten erwähnen an der mittleren Donau seit der Zeit Alexander des Großen keltische Stämme, welche sie unter dem Namen der Galater zusammenfassen, die aber sicher sich schon früher hier niedergelassen haben. Bemerkenswerth bleibt es, daß wir den Spuren der Hallstädter Civilisation, welche mit der La Tène-Cultur parallel läuft, bis jetzt nur an einem einzigen Orte, in Somló begegnen, wogegen die keltischen Alterthümer im ganzen Lande verbreitet sind. Es wäre Unrecht, diese Civilisation zu ignoriren, denn die Kelten waren schon Städtegründer; von Carnuntum (Petronell) bis nach Bononia (Widdin) finden wir am rechten Donau-Ufer überall Städte, deren Namen selbst in den Zeiten der Römer ihren keltischen Ursprung bezeugten, Scarabantia (Ödenburg), Sabaria (Stein am Anger), Bregetio (Szöny), Aquincum (Altofen), Sopiane (Fünfkirchen), Mursa (Essegg), Carrodunum, Singidunum (Belgrad) und andere mehr. Dieses Volk fühlte schon das Bedürfniß des gemünzten Geldes, die macedonischen Münzen waren bei ihm im Umlauf und es prägte solche selbst in Nachbildung der Tetradrachmen Philipps, des Vaters Alexander des Großen, sowie der macedonischen Städte. Später nahm es den römischen Münzfuß an und bezeichnete die Münzen mit dem Namen des eigenen Königs oder des Stammes. Jenseits der Kelten wohnten germanische Völker, Markomannen und Quaden in den Karpathenthälern, hinter diesen die Slaven.

Das keltische Volk besaß keine staatenbildenden Eigenschaften, die verschiedenen Stämme konnten sich nicht bleibend vereinigen und führten selbst untereinander Kriege. Sie traten während der Diadochenkriege häufig in den Sold der Nachfolger Alexander des Großen, selbst in Egypten dienten sie den Ptolemäern. Von dort brachte wohl ein zurückgekehrter Söldner jenes Prachtgefäß mit, welches in seinem Grabe zu Egyed gefunden wurde und jetzt eine der Zierden des ungarischen Nationalmuseums bildet. Diese Söldner hatten hinlängliche Gelegenheit, die innere Schwäche der hellenistischen Reiche und Könige kennen zu lernen, daher auch drei Stämme, die Tektosagen, die Tolistobojer und die Trokmer sich unter einem gemeinschaftlichen Heerführer, der den Titel des Brennus (Brehon) führte, vereinigten und in die Balkanhalbinsel einbrachen, Macedonien und Thracien ausraubten; nur der abergläubische Schrecken, den ein plötzlich eingetretenes Gewitter bei ihnen erregte, hielt sie davon ab, den delphischen Tempel Apollos zu brandschatzen, und rettete Athen und den Peloponnes vor ihrem Einfall. Sie zogen über den Hellespont und verheerten ein volles Menschenalter hindurch Vorderasien, wo sie endlich von

Attalus, dem Könige von Pergamon, in einer Entscheidungsschlacht geschlagen und in das Gebirge gedrängt wurden, wo sie das Königreich Galatien gründeten.

Eumenes, der Sohn des Attalus, erbaute den kolossalen Altar, dessen prächtiger Marmorfries jetzt im Berliner Museum bewundert wird;



er war das großartige Denkmal des Sieges über die Galater der Donau.

Die zurückgebliebenen Keltenstämme kamen gegen das Ende der Republik mit den Römern in wiederholte Collision. Unter Augustus waren es die zwei Stiefsöhne des Kaisers, Tiberius und Drusus, die nach langjährigem Kriege die Pannonier besiegten, welche unter der Anführung Bato's im Verzweiflungskampfe ihre Unabhängigkeit zu retten suchten. Einen der kostbarsten Kunstschätze des Alterthums, die sogenannte Apotheose des Augustus, hat uns im Wiener kaiserlichen Antikencabinet das Denkmal des Triumphes des Tiberius erhalten. In einem edlen orientalischen Onyx von einer Größe, wie er in der Gegenwart nicht mehr gefunden wird, sehen wir erhaben geschnitten den siegreichen Feldherrn, der vom Triumphwagen herabtritt, um Augustus und Livia seine Ehrfurcht zu bezeugen, die in Göttergestalt vor ihm thronen. Im Abschnitt erheben römische Soldaten ein Trophäum, und



Aus der Bronzezeit.

auf dem Boden sitzt, die Hände auf den Rücken gebunden, der besiegte pannonische Held mit dem keltischen Torques am Halse, nur mit der keltischen Caliga bekleidet, die seinen Unterkörper verhüllt.

Unter Augustus erreichten die Römer nur die Dravegrenze; Siscia, das jetzige Sissek, war die Hauptstadt der Provinz.

Wie dies häufig zu geschehen pflegt, folgte auf die Eroberung sehr bald der Aufstand, dem sich auch die unabhängigen Stämme anschlossen. Auch dieser wurde niedergeworfen, und das ganze Land rechts von der Donau fiel den Römern zu. Die Unabhängigkeit der keltischen Stämme hörte auf, die Römer besetzten deren Städte und siedelten ihre ausgedienten Soldaten in diesen an. So entwickelte sich hier ein Provinzialstil des Kunstgewerbes, dem wir häufig auf den Denkmälern dieser Zeit begegnen. Charakteristisch sind dabei die kolossale Fibula, welche das Gewand der Frauen an den Schultern festhält und die Wagen, mit denen sich die keltischen Häuptlinge begraben ließen.

Die Sprache Roms verbreitete sich rasch unter der römischen Administration, die Kohorten der Legionen, die hier ihre Standquartiere hatten, waren keine Römer, selten Italiener, sondern romanisirte Spanier, Belgier, Britannier, Syrer und Bewohner des Alpenlandes. Unter Trajan war Pannonien nicht mehr von den anderen römischen Provinzen verschieden, die Städte wurden zu Municipien und Colonien erhoben und genossen jene Autonomie, welche den römischen Bürgern gebührte.

Grenzprovinzen sind stets den Einfällen der benachbarten Barbaren ausgesetzt, deren Bekämpfung durch fortwährende Eroberungen unausweichlich wird. So geschah dies unter Kaiser Trajan an der unteren Donau, wo die Dacier fortwährend Mösien beunruhigten. Der Kaiser rüstete daher in Viminacium eine Flußflotte aus, ließ in die Uferfelsen der Donau bei der Flußenge eine Straße aushauen und schlug die Dacier in drei Feldzügen, nahm Sarmizegethuse, die Hauptstadt König Decebals, ein — Ulpia Trajani war seit dieser Zeit ihr Name — und machte Siebenbürgen unter dem Namen Dacien zu einer römischen Provinz. Auch hier machte die Romanisirung die raschesten Fortschritte. Während wir jedoch auf pannonischen Inschriften unter den Götternamen selten fremde finden, sondern stets römische: Neptun und Jupiter, besonders als Dolichenius, der auf dem Stierrücken steht, Merkur und Mars, Juno, Diana, Nemesis, Sylvanus und die Nymphen, begegnen wir in Dacien der Epona. Der Mithrasdienst ist häufiger als in Pannonien, ja selbst palmyrenische Götternamen kommen vor.

Als Denkmal der Feldzüge Trajans steht in Rom seine Triumphsäule, auf welcher der ganze Krieg in Reliefs abgebildet ist. Es bleibt aber eine Frage, ob das Costüm der Dacier, das gegürtete kurze Unterkleid, die breiten Hosen, die am Knöchel zusammengehalten werden, und bei den Angesehenen der verbrämte lange Mantel uns wirklich ein treues

Abbild dacischer Kleidung geben, da wir auf anderen Monumenten Markomannen, ja selbst orientalische Barbaren in gleicher Kleidung abgebildet finden.

Die Donau schied Pannonien von den fremden Barbaren, gegen deren Einfälle der Fluß eine genügende Grenze zu bilden schien. Da Dacien gegen Westen keine solche natürliche Grenze besaß, bauten die Römer einen Wall und Graben, den wir noch jetzt an vielen Orten verfolgen können — es ist der Limes Dacicus, welchem wir noch oft begegnen werden.

Das Gebiet zwischen der Donau und Siebenbürgen, das jetzige ungarische Tiefland, war den Römern nicht unterthan, hier weideten die Jazyges Metanastae, Verbündete der Römer, ihre Herden, auch diese beschützte ein Wall und Graben gegen die nördlichen germanischen Barbaren; seine Reste nennt das Volk jetzt bald Teufelsgraben, bald den Csörszgraben.

Die Römer hielten keine so großen Armeen wie die jetzigen Staaten, doch in den Grenzprovinzen waren immer mehr Legionen einquartiert als in den inneren Provinzen, wo die Majestät des römischen Friedens, Majestas pacis Romanae, drei Jahrhunderte lang selten gestört wurde.

Das Leben in den Provinzen war eine Nachahmung des römischen Lebens, Chausséen verbanden die Städte, in denen das Bad im täglichen Leben die Rolle des jetzigen Kaffeehauses spielte, in den größeren Städten fehlte das Amphitheater nicht, in der Nähe der Stadt erhoben sich Villen, den Grenzstädten gab das Castrum einen besonderen Charakter, das Forum war mit Statuen geziert, mit einem Worte, der Römer nahm seine Gewohnheiten, seine Bequemlichkeit, seine Institutionen mit in die Provinzen und führte die römische Sprache und Lebensweise vom Ocean bis zur Donau ein, indem er die Einwohner, welche meistens zum Keltenstamm gehörten, zu Römern umwandelte. Diese vermischten sich am leichtesten mit den Römern, germanische Völker wohnten hinter ihnen vom Rhein bis zum schwarzen Meer, gegen diese mußte die römische Civilisation in den Grenzprovinzen vertheidigt werden.

Markomannen und Quaden waren auf dem linken Donau-Ufer bis in die Karpathenthäler angesiedelt und ihre wilde Tapferkeit gefährdete mehr als einmal die römische Provinz. Unter Marcus Aurelius vereinten sich sämmtliche germanischen Stämme gegen die Römer, den Markomannen gelang der erste Angriff, sie drangen über die Donau und verwüsteten ganz Pannonien, so daß sie schon die italischen Grenzen bedrohten. Der Kaiser rüstete sich daher zum Kampfe, damit er aber die Völker nicht mit neuen Steuern belaste, ließ er in Rom die Kaiserschätze veräußern. Er selbst ging nach Carnuntum, dies war sein Hauptquartier, hier bereitete er die Kriegsoperationen vor. Drei Jahre lang dauerte dieser Krieg, ehe die Markomannen und Quaden besiegt wurden. Der Kaiser nahm persönlich an den Kämpfen theil, und theils in Carnuntum, theils im Lager an der Gran

schrieb er seine berühmten philosophischen Abhandlungen, welchen er den Beinamen des Philosophen verdankte. Hier geschah es, daß das Heer einmal an Wassermangel leiden mußte, doch aus der größten Noth wurde es durch einen plötzlichen Regenguß erlöst. Diese Episode, das Wunder des Jupiter Pluvius, ist eine der bekanntesten und interessantesten



Der Triumph des Tiberius. Onyxcamée im k. k. Münz- und Antikencabinet zu Wien.

Darstellungen auf der Reliefsäule des Kaisers in Rom, auf welcher die Scenen des Markomannenkrieges abgebildet sind.

Der Kaiser starb in Wien, sein Sohn Commodus wollte die ohnehin schon allzu ausgedehnten Grenzen des römischen Reiches durch die Einverleibung neuer Provinzen nicht weiter bis an die Karpathen ausdehnen, er hielt die Donau für eine hinlänglich feste

Grenze; von dieser Zeit an wurden die in Pannonien liegenden Legionen ganz besonders berücksichtigt, und sie fühlten ihre Bedeutung, welche oft die Geschicke des römischen Reiches entschied. Nach der Ermordung des Commodus proclamirten die pannonischen Legionen ihren Anführer Septimius Severus zum Kaiser, der dann in Rom eine Dynastie gründete. Seitdem mußte man hauptsächlich an der Donau das römische Reich gegen das Eindringen der Barbaren vertheidigen, denn jene großartige Völkerbewegung, welche wir mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegen, das Vordringen der Barbaren des Ostens und Nordens gegen den civilisirten Süden und Westen begann schon zu jener Zeit sich zu äußern.

Dreiundvierzig Jahre später war es wieder das Heer, das in der Gegend von Syrmium lag, welches den thracischen Maximin als Kaiser ausrief. Seine Herrschaft war von kurzer Dauer. In derselben Zeit, in welcher die germanischen Völker in Europa, die sasanidischen Perser in Asien ihre Einfälle in das römische Reich stets erneuerten, wechselten die Kaiser fortwährend. In jeder Provinz erhob sich ein Gegenkaiser, aber jeder forderte das ganze Reich für sich, dessen Zusammenhang noch so fest war, daß eine Provinzial-Unabhängigkeit und Erlangung einer selbständigen Krone keinem der Thronprätendenten einfiel. Zwanzig Jahre lang dauerte diese Zeit der Zerrüttung und der Schmach, während welcher die germanischen Stämme bald mit Waffengewalt, bald mit friedlicher Einwanderung in die Grenzprovinzen eindrangen. Damals schlug der in Pannonien gebürtige Kaiser Claudius die Gothen, nach seinem in Syrmium erfolgten Tode wurde wieder ein Pannonier, Aurelian, durch das pannonische Heer zum Kaiser ausgerufen. Er stellte die Autorität Roms im Osten und Westen wieder her, doch zog er vorsichtig die römischen Colonien und Legionen aus Dacien nach Mösien und überließ die Provinz den eindringenden Gothen. Nach dem Tode Aurelians und der kurzen Regierung des Tacitus erhielt wieder ein Pannonier den Kaiserthron, Probus, der die ersten Reben in unserem Vaterlande in der Nähe von Syrmium, seinem Geburtsorte, pflanzte und die Sümpfe durch seine Truppen ableiten ließ. Sie fanden diese Arbeit erniedrigend, empörten sich und ermordeten den Kaiser. Probus siedelte die Gothen in Unterpannonien an, seit seiner Zeit pflegten die Kaiser ihre Prätorianergarde aus Barbarensöldnern zu bilden.

Da Magnentius als Gegenkaiser gegen Constantius, den Sohn Constantin des Großen auftrat und die Legionen des ganzen Osten seiner Fahne folgten, während die Heere des Westen Constantius treu blieben, wurde die Entscheidungsschlacht bei Mursa, dem heutigen Essegg, 351 n. Chr., geschlagen. Hier verblutete die Blüte der römischen Heere, Constantius siegte im Kampfe, doch die römische Wehrkraft war gebrochen und konnte nur schwer dem Andrang der germanischen Stämme widerstehen, mit denen sich schon slavische Völker vermischten.



Die Dacier zünden ihre Stadt an. Relief an der Trajanssäule zu Rom.



Die dacischen Fürsten vergiften sich. Relief an der Trajanssäule zu Rom.

Kaiser Valentinian I. war wieder ein Pannonier, er ordnete die innere Administration und bekriegte mit Glück die Barbaren, schlug die Gothen und schloß mit ihnen Frieden, doch die Quaden, verbündet mit den Sarmaten, brachen wieder in Pannonien ein; nur ein Zufall verhinderte, daß Constantia, die Enkelin Constantin des Großen in ihre Gewalt fiel. Der Kaiser eilte auf diese Nachricht von Trier nach Syrmium und hinauf nach Bregetio (Ó Szöny), von wo er in das Gebiet der Quaden einfiel und sie züchtigte. Als er 375 wieder gegen sie rüstete und sie durch eine Gesandtschaft seinen Unwillen zu beschwichtigen suchten, übermannte ihn der Zorn bei ihrem Empfange derart, daß ihn während seiner Rede der Schlag traf. Die Legionen schickten augenblicklich Abgesandte zu der Kaiserin Justina, die in der Nähe weilte, und luden sie in das Lager ein, wo sie ihrem kleinen Sohne, den die Kaiserin auf dem Schoße hielt, als Kaiser Valentinian II. mit demselben Enthusiasmus Treue schworen, mit welchem elfthalbhundert Jahre später die Ungarn ihrer Königin Maria Theresia huldigten.

Die Zeit der Völkerwanderung.

Der Todeskampf des römischen Kaiserreiches war langwierig, die Kämpfe der Thronprätendenten, die Ausrottung des alten Glaubens, der Streit zwischen den Arianern und Katholiken und die Zweitheilung des Reiches zehrten seine Lebenskraft auf, und eben zu dieser Zeit erschien ein neues Volk in Europa am schwarzen Meer und längs der Donau, die Hunnen, welche das Gothenvolk gegen Westen drängten. Sie gehörten einer andern Race an als die Germanen, Slaven und Römer und fanden in Attila, dem Sohne Mundzuks, einen Staatsmann als König, der im Stande war, die verschiedensten Völker unter seinem Scepter zu vereinigen. Gothen- und Gepidenkönige erkannten seine Oberherrlichkeit an und mehrten den Glanz seines Hofes, an welchem Carpilio, der Sohn des besten römischen Feldherrn Aëtius, seine kriegerische Erziehung erhielt. Aëtius selbst war mit Attila bekannt, mit dem er sich am Hofe des früheren Hunnenkönigs Rugilas befreundet hatte, als er bei diesem erst als Geisel, dann als Verbannter einige Jahre verweilte.

Ostgothen, Gepiden, Alanen, Rugier, viele barbarische Völker folgten der Fahne des fremden Heerführers, weil sie an seinen Glücksstern glaubten und sich vor seiner fürstlichen Persönlichkeit beugten; er wußte auch immer sein Ansehen zu erhalten.

Attila machte sich jeden Umstand zunutze, der seine persönliche Würde kräftigen konnte. Ein Hunnenhirt grub ein Schwert aus, dessen Spitze aus dem Boden hervorragend den Fuß seiner weidenden Kuh verwundet hatte. Wegen seiner ungewöhnlichen fremdartigen Form brachte er es dem König, der es als das Symbol des Kriegsgottes, als dessen vom Himmel gefallenes Geschenk annahm, welches die Eroberung der Welt bedeute. Es mag



ein vorgeschichtliches Bronzeschwert gewesen sein, wie wir solche oft nahe an der Oberfläche des Bodens finden. Die Völker sahen darin das Unterpfand der Weltherrschaft, und ihr zerstörendes Vordringen war in der That unwiderstehlich. Sie überfluteten die Länder, bezwangen, beraubten und verwüsteten die Städte, — denn die Nomadenvölker gewöhnen sich nicht an das Stadtleben, sie lagern unter Zelten oder in leichten Holzgebäuden; in den Palästen der Städte fühlen sie sich nicht zu Hause.

Theodosius II., der Kaiser des Ostens, ging in seinem Schrecken darauf ein, dem Hunnenkönig einen jährlichen Tribut zu zahlen; damit er aber seiner Würde nichts vergebe, ernannte er ihn zum Feldherrn des Reiches; der Tribut sollte den Schein einer Besoldung tragen. Der Friede dauerte aber nicht lange; zu seinem Bruche findet Jeder einen Vorwand, der ihn sucht.

Attila überflutete die ganze Balkanhalbinsel mit seinen Völkern und brandschatzte die Städte, bis der Kaiser die Friedensbedingungen annahm. Dieser sandte auch eine Gesandtschaft zu ihm; ein Mitglied derselben, der Rhetor Priscus, beschreibt den Holzpalast des Hunnenkönigs am Ufer der Theiß, in der Gegend des jetzigen Szegedin, und das Königsmal, bei welchem germanische Könige an der Tafel Attilas saßen, Sänger seine Kriegsthaten verherrlichten und die Gäste mit Goldbechern einander zutranken. Der Christ

und der Heide, der römische Bürger und der asiatische Barbar vermischten sich an diesem Hofe mit den Fürsten der germanischen Stämme.

Attila träumte wirklich von der Weltherrschaft. Alle Barbarenvölker scharten sich um ihn, sein Angriff galt jetzt dem Weltreich, Gallien war das Ziel seines Feldzuges. Auf dem Wege dahin schlossen sich die Thüringer und Franken ihm an und stürzten sich verwüstend auf das jetzige Frankreich, wozu die Erbstreitigkeiten im Königshause den Vorwand gaben.

Meroveus, der jüngere Sohn König Chlodwigs, wurde vom Kaiser Valentinian III. unterstützt, während Attila die Partei des älteren Bruders nahm und dabei als Verlobter Honoria's, der Schwester des Kaisers, auftrat und ihren Brautschatz forderte, denn die unglückliche Prinzessin, die infolge eines Fehltrittes am Hofe ihres Bruders beinahe als Gefangene behandelt wurde, hatte insgeheim einen Ring dem Hunnenkönig zugesendet. Valentinian verschmähte eine solche Verschwägerung und Attila begann Gallien zu verheeren, verwüstete Metz und belagerte eben Orleans, als das nahende römische Heer unter der Führung des Aëtius die Stadt entsetzte. Die Westgothen mit ihrem König und seinen Söhnen folgten dem römischen Heerführer, die zwei riesigen Heere trafen auf der catalaunischen Ebene einander.

Der Kampf war erbittert und dauerte vom Morgen bis in die späte Nacht. Die Chroniken erzählen von dreimalhunderttausend Gefallenen, unter ihnen befand sich auch Theodorich, der Westgothenkönig; doch war es keine Entscheidungsschlacht, sie setzte nur dem Vordringen Attilas eine Grenze und nöthigte ihn zum Rückzug. Aber auch die Westgothen zogen sich in die Pyrenäen zurück, Aëtius und Meroveus wagten es nicht, den Rückzug Attilas zu belästigen.

Der berühmte Sieg der Römer hatte weder die Macht noch die Furchtbarkeit des Hunnenkönigs gebrochen, schon im nächsten Frühling forderte er wieder die Hand und den Brautschatz Honorias, brach in Italien ein, eroberte Aquileja, zerstörte die Stadt und brandschatzte ganz Oberitalien.

Der christlichen Legende zufolge war es das Gebet des heiligen Lupus, das in Frankreich Troyes rettete. Die heilige Genovefa wandte den Zorn Attilas von Paris, der heilige Anianus von Orleans ab; in Italien waren es die beredten Worte des Papstes Leo des Großen und die Geschenke Valentinians, die den Hunnenkönig bewogen, Rom zu verschonen und mit unermeßlicher Beute zu den Ufern der Theiß zurück zu kehren.

Hier traf ihn im Jahre 453 nach Christus in der Brautnacht der Schlag und sein Reich zerfiel eben so schnell, wie es unerwartet sich erhoben hatte, denn es beruhte auf dem Bündnisse der Barbarenvölker, die nur das Ansehen einer großen Persönlichkeit zusammenhalten konnte.

Die Laufbahn Attilas war zwar kurz, aber so glänzend, daß sein Name auf seine Zeitgenossen und die Nachwelt bleibend wirkte. Die lateinischen Völker nannten ihn die Geißel Gottes und erzählten, daß selbst das Gras unter den Hufen seines Rosses verdorre. Dagegen ragt in den germanischen Heldenliedern die Gestalt des Hunnenkönigs durch seine Würde aus dem Haufen seiner Helden- und Fürstenumgebung hervor.



Aëtius, nach einer Tafel des Monzaer Diptychons.

Zwei Jahre nach dem Tode Attilas wurde Theodorich unter den an der Donau lagernden Ostgothen geboren, dieser gefeiertste Held des germanischen Volksepos. Der Kaiser von Byzanz erkaufte jährlich die Freundschaft der Ostgothen mit Geld und Schätzen, doch die Nachbarschaft gab stets zu Zwistigkeiten, zum Grenzstreit und zu feindlichen Einfällen Anlaß. Als Theodorich nach dem Tode seines Vaters König der Ostgothen wurde, fiel er in die Balkanhalbinsel ein, verwüstete Macedonen und Thracien. Die

schlauen Byzantiner schlossen Frieden mit ihm, überhäuften ihn mit Ehren und Geschenken und wandten seine Aufmerksamkeit auf Italien, damit er die schätzereiche Halbinsel dem Kaiser zurückgewinne. Der Plan gefiel dem Gothenkönig, der mit seinem ganzen Volke Thracien und Pannonien verließ und über die Alpen nach Italien zog, wo er auf den Trümmern des römischen Kaiserreiches das gothische Königreich gründete.

Die Gepiden blieben das herrschende Volk im jetzigen Ungarn, nicht weniger gefährliche Nachbarn des Ostreiches als früher die Gothen. Kaiser Justinus berief daher die Langobarden zur Ansiedlung nach Pannonien, den Avaren aber, die jetzt zuerst in



Goldgefäße aus dem Schatze von Nagy-Szent-Miklós.

Europa erschienen und vom Kaiser Land für sich verlangten, überließ er das linke Ufer der unteren Donau. Schon früher waren die Slaven über die Karpathen gekommen und bevölkerten das verwüstete Land. Die Gebirge und Flüsse Siebenbürgens tragen noch jetzt großentheils slavische Namen, obgleich die Chroniken der Völkerwanderung die Zeit nicht erwähnen, in welcher Slaven in Siebenbürgen gewohnt haben.

Die Langobarden, Gepiden und Avaren konnten nicht lange in Frieden neben einander leben. Der Krieg entbrannte zuerst zwischen den Langobarden und Gepiden an der Donau. Alboin, der langobardische Königssohn, erschlug hier im Kampfe den Sohn des Gepidenkönigs und verlangte nun einen Platz unter den Helden bei dem Königsmale. Doch sein alter Vater entschied, daß dies erst dann geschehen könne, wenn ihn ein fremder

Fürst nach germanischer Weise mit dem Schwerte gürte. Der tapfere Jüngling ging daher gerade zum Gepidenkönig Kunimund und bat denselben, er möge ihn nach germanischer Weise bewehren.

Der Gepidenkönig empfing den Feind, der einen seiner Söhne getödtet hatte, gastlich, setzte ihn an seinem Tische an dessen Stelle, und als der unausweichliche Wortstreit zwischen den langobardischen und gepidischen Königssöhnen schon in Thätlichkeiten auszubrechen drohte, nahm der König seinen Gast in Schutz und umgürtete ihn nach Germanenweise mit dem Schwerte des Gefallenen.



Goldgefäße aus dem Schatze von Nagy=Szent=Miklós.

Der Krieg zwischen den Langobarden und Gepiden erneuerte sich unter der Regierung Alboins, der sich mit den Avaren verbündet hatte, um die Gepiden zu vernichten. In der Entscheidungsschlacht trafen sich die Könige, Alboin erlegte Kunimund, ließ nach dem Siege dessen Hirnschale in Goldfassung zu einem Trinkbecher umgestalten und nahm seine Tochter, die schöne Rosamunde der Sage, zur Frau.

Der Ruhm Alboins und seiner Helden verbreitete sich in alle Länder, und als Narses, der berühmte Feldherr Justinians, der das ostgothische Reich in Italien vernichtet hatte, unter Justin II. von der Kaiserin tödtlich beleidigt wurde, rief er die Langobarden nach Italien. Sie wanderten alle aus dem Donaubecken aus, wo die Macht der Gepiden vernichtet war und die Avaren von den Karpathen bis zur unteren Donau die meisten Slavenstämme

beherrschten und ein bleibendes Reich gründeten, das sich drei Jahrhunderte lang zu erhalten im Stande war.

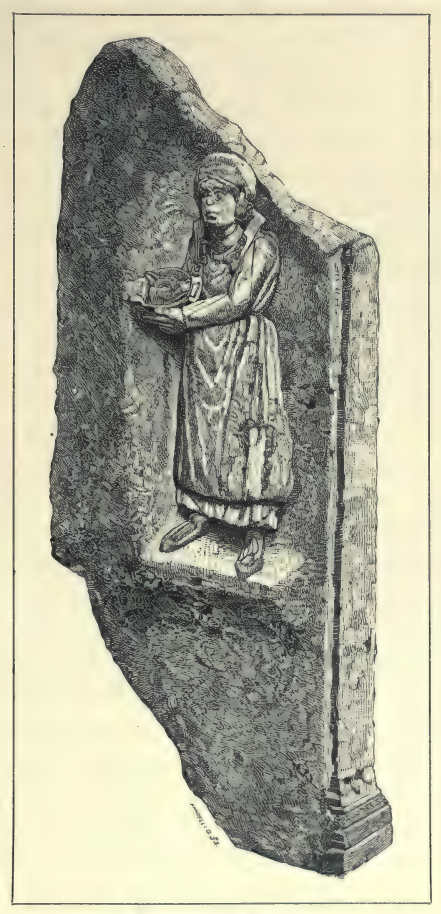
Bajan war der erste und gewaltigste Fürst der Avaren, während dessen Regierung der Kaiser von Byzanz durch zweiunddreißig Jahre die kriegerischen Anfälle der Barbaren durch jährliche Geschenke zu beschwichtigen suchte. Der Krieg war trotzdem nicht zu vermeiden und die Avaren drangen wiederholt nach Mösien, Macedonien und Thracien und verwüsteten das offene Land, aber die Kunst der Belagerung konnten sie nicht erlernen. Grausamkeit, Raublust und Tücke, welche die Heiligkeit des gegebenen Wortes nicht kennt, charakterisiren ihre Herrschaft.

Sie waren im Stande, zweimalhunderttausend Mann ins Feld zu stellen; die Gepiden waren ihre Sklaven, und damit ihnen die ackerbauenden Unterthanen und Soldaten für ihre endlosen Kriege blieben, siedelten sie Slaven im Lande an.

Das Glück verließ Bajan in seinen letzten Jahren; Priscus, der Feldherr des Kaisers Maurikios, schlug ihn in fünf blutigen Schlachten und drang bis zur Theiß vor, doch konnte er seinen Sieg nicht ausbeuten, denn Kaiser Maurikios ward ermordet und die Zwistigkeiten in Byzanz riefen den Feldherrn in die Hauptstadt zurück. Der Nachfolger Bajans erneuerte die avarischen Einfälle in das griechische Reich, aber Heraklius schloß Frieden mit ihm und ward ihm tributpflichtig, um freie Hand für den Perserkrieg zu erhalten. Noch zweimal zog der Avarenfürst mit seinem Heere hinab vor Byzanz, verbündete sich mit den Persern und belagerte die Hauptstadt, doch wurde er zum Rückzug gezwungen. Da wurden die Kroaten in dem Lande zwischen der Save und Drave bis zum Meere und die Serben an dem rechten Ufer der unteren Donau angesiedelt. Die Avaren wurden für die Folge friedlicher, der Wein, der Wohlstand und der Handel verweichlichten sie, die Slaven empörten sich, doch die Avaren blieben dennoch die gefürchteten Feinde der Nachbarländer und Völker, bis endlich Karl der Große mit seinen Franken am Ende des VIII. Jahrhunderts in einem mehrjährigen Vernichtungskriege sie endgiltig besiegte und unterjochte. Von zwei Seiten, von Baiern und Italien aus geschah der Angriff. Pipin, der Sohn des Kaisers, nahm alle Befestigungen der Avaren ein, welche die Chroniken „Ringe" nannten, erbeutete die großen Gold- und Silberschätze, welche sie durch dritthalbhundert Jahre zusammengeraubt hatten, und beschenkte damit die Kirchen des Reiches.

Die Aufzeichnungen der Geschichtschreiber über den Zustand Ungarns während der Völkerwanderung und besonders über das Avarenreich sind höchst spärlich und lückenhaft, sie schweigen über die Administration und die Culturzustände; um so wichtiger sind daher die Schatz- und Grabfunde aus dieser Zeit, die vom Culturleben jener Völker Zeugenschaft geben und beweisen, daß die sogenannten Barbaren durchaus nicht aller Civilisation entbehrten.

Die Herrschaft der Römer in Pannonien dauerte über vierhundert Jahre, die der Hunnen, der Ostgothen, Gepiden und Langobarden füllte zusammen ein Jahrhundert aus; dritthalbhundert Jahre herrschten die Avaren. Alle diese verschiedenen Völker ließen ihre



Eine pannonische Frauenfigur.

Spuren im Lande zurück, was aber die Römer gebaut hatten, das vernichteten die Kämpfe und Verwüstungen der Völkerwanderung beinahe gänzlich. Während wir im Westen in den jetzigen Namen der römischen Städte noch immer ihre alte Benennung erkennen können zum Beweis, daß diese nie von ihren Bewohnern ganz verlassen waren, finden wir nur

in den Namen von Sziszek und Szerém das alte Siscia und Syrmium. Der jetzige Name aller übrigen Städte römischen Ursprungs ist vollkommen verschieden von dem alten, denn bei diesen ist selbst die Tradition unterbrochen worden. Sie blieben mehrere Generationen hindurch unbewohnt und verwüstet, ein ganz neues Geschlecht baute sie wieder auf, welches die alten Namen nicht mehr kannte; es entstand eine Lücke in der Tradition zwischen der alten und der neuen Zeit.

Jene Völker, welche die römische Civilisation vernichtet hatten und oft sogar die Gräber der früheren Zeit ausraubten, waren dennoch keine ganz ungebildeten Wilden. Sie hinterließen zwar keine anderen Denkmäler als ihre Gräber, doch was wir in diesen finden, wirft hinlängliches Licht auf das Culturleben dieser Völker und Zeiten.

Es ist zwar unmöglich, die specielle Nationalität der Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit nachzuweisen, denn der Charakter der Civilisation dieser Epoche ist in ganz Europa so ziemlich derselbe und in mancher Hinsicht so ausgebildet, daß selbst ausgezeichnete Gelehrte den besseren Theil der Grabschätze den byzantinischen Geschenken und der Kriegsbeute zuschreiben. Diese Denkmäler zeugen von einer so schönen Technik, daß man ihnen eine höhere Cultur und ununterbrochene Tradition vindicirte; als aber die Funde sich mehrten, mußte man endlich anerkennen, daß sie keine eingeführten fremden, sondern inländischen Ursprungs seien. Die Gräber dieser Zeit sind meistens Reihengräber. Spuren des Brandes kommen nur selten vor. Die Todten sind in westöstlicher Lage begraben, mit dem Gesichte der aufgehenden Sonne zugewendet. Den Schmuck charakterisirt die Fassung des dunkelrothen Dalmatins in Gold- oder Silberzellen.

In den Grabfeldern der Keszthelyer Gegend, welche Dr. Wilhelm Lipp, der Prämonstratenser Chorherr, ausgegraben hat, kommt regelmäßig eine eigenthümliche, von der römischen ganz abweichende Form der Ohrringe vor, Filigranarbeit aus Gold, aus Silber, aus Bronze, und zwar in der größten Zahl. In Ober-Italien und vielleicht in Frankreich kommen ähnliche Ohrringe aber nur selten vor; es scheint, daß dies der Frauenschmuck der älteren Ostgothen- und Langobardenzeit war, der römische Stylus wird dabei zur Brustnadel, an die Stelle der römischen und pannonischen großen Gewandnadeln tritt die Scheibenfibel, bei welcher die römische Tradition häufig unverkennbar ist. Bei den Männern kommt die Schnalle in Gebrauch, mit ihr die enge Kleidung und der breite Gürtel, mit goldenen, silbernen und bronzenen Gliedern und Riemenenden reich verziert; ein Schwert wird nur selten bei den Todten gefunden, es ist gerade, zweischneidig und lang, dagegen fehlt bei den Vornehmen nie der Dolch und das Messer. Mit dem Häuptling wird sein Roß begraben, mit der Frau oft ihr Hund, mit dem Kinde manchmal ein Eichhörnchen. Auch Glasschalen finden sich in diesen Völkerwanderungsgräbern und am Halse der Frauen vielfältig Glasperlen. Die römischen

Bronzemünzen, welche in diesen Gräbern gefunden werden und bis zu Valentinian III. reichen, bezeugen, daß wir mit der ersten Zeit der Völkerwanderung zu thun haben, deren Schmuck möglicherweise durch gefangene Römer verfertigt wurde.

Die Gräber, welche dem Zeugnisse der in ihnen gefundenen Byzantiner Goldmünzen zufolge schon in die Zeit der Avaren gehören, sind noch viel reicher. Der Frauenschmuck ist meistens aus Gold, theilweise aus Silber gebildet, die Bronze ist reich vergoldet, manchmal mit einem dünnen Goldblech überzogen. Die Gestalt des Ohrringes ist häufig die umgekehrte Pyramide mit einer Perlenverzierung, der Kopf der Fibula dieser Zeit bildet einen Halbkreis mit Bronzeperlen gesäumt, die Ringe, Armbänder und Halsketten sind mit Almandinen geziert. Die Ornamentation der Riemenenden und Gürtelschließen ändert sich während der ganzen Völkerwanderungszeit sehr wenig, gewöhnlich sind es Pflanzenmotive oder das einfache Riemengeflecht; auch der Greif, der Eber, Adler und Drachenkopf wird oft zur Verzierung gebraucht, doch alle diese Ornamente sind bei uns einfacher, nüchterner und weniger bizarr als in Deutschland und im skandinavischen Norden. Charakteristisch für die Zeit ist der Steigbügel, welcher jetzt zuerst in Europa erscheint; die Griechen und Römer kannten ihn nicht, die Hunnen und Avaren führten denselben ein.

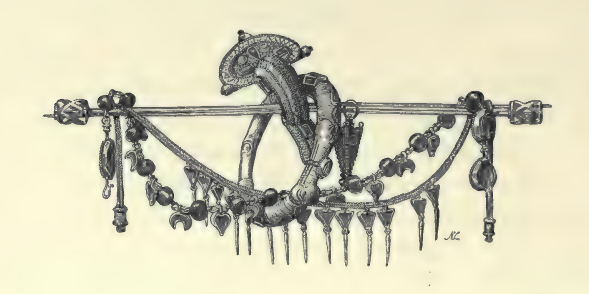
Was die Religion anbelangt, so erschien das Christenthum zu wiederholten Malen in Pannonien. Schon im Heere Marc Aurels, das er gegen die Quaden führte, befanden sich Christen, ihre Zahl vermehrte sich seit der Zeit Constantins fortwährend. Nach dem Zeugniß Tertullians kam das Christenthum schon am Beginne des III. Jahrhunderts zu den sarmatischen, dacischen, germanischen und scythischen Völkern. An dem Concil von Nicäa im Jahre 325 nahm Domnus, der Bischof der pannonischen Provinz, theil. Im V. Jahrhundert gab es ein Erzbisthum zu Syrmium mit verschiedenen Bisthümern. Zu dieser Zeit kamen die Wandervölker in das Reich, die sich aber nach und nach zum Christenthum bekehrten, doch ihrer germanischen Auffassung entsprach die Lehre des Arius mehr als die katholische, sie waren die hartnäckigsten Arianer. Attila und der herrschende Hunnenstamm ließen sich nicht taufen, aber am Hofe herrschte die größte Toleranz, Christen und Heiden aßen aus derselben Schüssel bei dem Königsmale. Mit dem Auszuge der Germanen und der Gründung des avarischen Reiches verfiel das Christenthum an der mittleren Donau.

Die Slaven, welche um diese Zeit sich immer mehr ausbreiteten und nach der Bezwingung der Avaren durch Karl den Großen in Kroatien, in Zala und in den westlichen Karpathen Staaten bildeten, entsagten erst im IX. Jahrhundert den heidnischen Göttern, aber selbst bei den Avaren finden wir schon früher mehrfache Spuren des Christenthums, ja ihr Fürst Tudun empfing die Taufe, als er nach Aachen zum Hofe

Karl des Großen kam, um Frieden und ein Bündniß zu schließen, doch fiel er ins Heidenthum zurück, als er sah, daß er keine Hilfe gegen die Slaven erhalte, die jetzt ihre früheren Herren beherrschen wollten.

Nur wenige Denkmäler bezeugen dieses erste Auftreten des Christenthums in Ungarn. Die Fresken der Krypta des Domes in Fünfkirchen gehören in die Zeit des sinkenden römischen Reiches.

Den schönen Szegszárder Sarkophag im Nationalmuseum ziert zwar das Relief des Apollo und Marsyas, doch die in demselben gefundene Glasvase, ein vas diatretum, hat eine christliche Inschrift. In dem avarischen Grabschatze von Ozora befindet sich ein Goldkreuz. Der heilige Hieronymus, der große Kirchenvater, der die lateinische Bibelübersetzung verfertigte, war ein geborner Pannonier, so auch der heilige Martin, der berühmte Bischof von Tours, mit einem Worte, das Christenthum hörte in unserem Vaterlande nie gänzlich auf.





Das Zeitalter der Herzoge.

Der Ursprung der magyarischen Nation verliert sich in vorgeschichtliches Dunkel. Die Überlieferungen bezeichnen als Wiege des Ungarvolkes Scythien, die Hochebene des nordwestlichen Asiens, die Heimat der Steppen- und Reitervölker. Der Bau und die Urworte der ungarischen Sprache weisen darauf hin, daß sich der magyarische Stamm in ältester Zeit aus dem Kreise finnischer Völker losgelöst hat, doch rechtfertigt das Zeugniß der Sprache zugleich die Annahme, daß die Ungarn eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch mit Völkern mongolisch-türkischer Abstammung in nächster Berührung standen. In dem Kreise dieser letzteren mögen sie sich zu jener streitbaren Reiternation entwickelt haben, deren Vorläufer Europa in den von jenseits der Wolga herübergeströmten Hunnen, Avaren und Bulgaren kennen gelernt hat.

In dem ersten bereits geschichtlich beleuchteten Zeitalter finden wir die ungarische Nation, ehe sie in ihre jetzige Heimat einwanderte, östlich von der mittleren Wolga, in der Nähe der Bergkette des Ural, zwischen den damaligen Gebieten der Bulgaren und Baschkiren angesiedelt. Auf diese Spuren verweisen uns die Überlieferungen unserer heimischen Chroniken; dort fand der ungarische Dominicaner Julianus, der von Béla IV. zur Bekehrung in das Stammland ausgesandt worden war, die Überbleibsel des magyarischen

Urstammes einige Jahre vor der mongolischen Invasion; hierher verlegen auch die Mönche Plan-Carpini, Ascellinus und Ruisbroeck, die in der Mitte des XIII. Jahrhunderts an den Mongolenchan entsandt wurden, das magyarische Stammland, welchem sie den Namen „Magna Hungaria“ (Groß-Ungarn) gaben.

Von diesen Ursitzen zog der größere Theil der ungarischen Nation aus, bedrängt laut Berichten des byzantinischen Kaisers Constantin, durch die zwischen Etil (Wolga) und Jajk (Ural) angesiedelten Petschenegen, welche ihrerseits durch die ihnen benachbarten Uzen und Chazaren bedrängt wurden. So trieb ein Volk das andere vor sich her, wie eine Meereswelle die andere vor sich herjagt.

Der magyarische Stamm suchte ein neues Vaterland und schlug seine Zelte zunächst in Lebedien, auf der Ebene zwischen dem unteren Dnieper und dem Don auf, in der Nachbarschaft der mit den Petschenegen verfeindeten Chazaren. Diese letzteren bildeten unter allen Türkenvölkern den geordnetsten und mächtigsten Staat, der sich über die Krim, die nördlichen Ufer des schwarzen und Asow'schen Meeres und über das Plateau oberhalb der kaukasischen Gebirgskette erstreckte.

Hier lebten die Ungarn im Bunde mit den Chazaren, an deren Kriegszügen sie drei Jahre lang theilnahmen. Hierauf wanderten sie, abermals vorwärts gedrängt von den Petschenegen, welche den Chazaren unterlegen waren, in die Ebene aus, welche sich, als „Atel“- oder „Etelköz“, zwischen Dnieper, Bug, Dniester, Pruth und Sereth ausdehnt.

Ein kleiner Theil löste sich damals für immer vom Stamme der Nation ab, indem er ostwärts zog und sich unterhalb des Kaukasus, nahe der persischen Grenze, niederließ. Die von den Magyaren verlassenen Sitze wurden hierauf durch die stärkeren Petschenegen besetzt, die nun gewissermaßen eine Scheidewand zwischen den ehemals mit einander verbündeten Magyaren und Chazaren aufrichteten.

Die Nation war bis dahin in Stämme und Geschlechter getheilt und erkannte kein gemeinsames Oberhaupt über sich an. Nun aber ließen die Mißlichkeiten der Wanderzüge die brennende Nothwendigkeit erscheinen, daß die Kräfte zusammengehalten, die lockeren Bande zwischen den Stämmen straffer angezogen würden, und so wählten eines Tages die Stammeshäupter in offener Nationalversammlung Árpád, den heldenmüthigen Sohn des greisen Álmos, zu ihrem Führer und Befehlshaber.

Sie hoben, nach Chazarenart, Árpád auf den Schild, schnitten sich nach asiatischer Sitte in den Arm, ließen ihr Blut in ein gemeinsames Gefäß rinnen und schwuren feierlich, Árpád ewige Treue zu halten.

Dieser sogenannte Blutvertrag verpflichtete die Nation, stets ihre Fürsten aus dem Geschlechte Árpáds zu wählen, verpflichtete den Fürsten, die Stammeshäupter stets in seinen Rath und zur Landesverwaltung heranzuziehen, sicherte dem Volke den gemein-

samen Antheil an dem Erworbenen, verurtheilte Denjenigen zum Tode, der dem Fürsten die Treue bräche, während der Treubruch des Fürsten und Stammeshauptes mit Fluch belegt wurde. Dieser Blutvertrag legte den festen Grundstein der ungarischen Verfassung, legte das eigentliche Fundament des einst mit Waffen zu erringenden freien Ungarlandes.

Über das byzantinische Reich herrschte damals Kaiser Leo VI., der 886 den Thron bestiegen hatte. Er war es, der die in Etelköz in der Nachbarschaft der Bulgaren angesiedelten Magyaren gegen den Bulgarenfürsten Simeon, der ihm das Reich verwüstete, zu Hilfe rief. Die leichte ungarische Reiterei setzte auf griechischen Kriegsschiffen über die



Denkmäler aus der Zeit der Völkerwanderung.

Donau, schlug unter Führung eines Sohnes Árpáds die Bulgaren in drei Schlachten, schloß den Fürsten Simeon in die Festung Dristra (das heutige Silistria) ein und kehrte dann, reich mit Beute beladen und viele bulgarische Gefangene mit sich schleppend, in ihre Niederlassungen in Etelköz zurück. Dies war der erste Kriegszug der Magyaren in Europa, der eine neue Wanderung derselben zur Folge hatte.

Der gedemüthigte Simeon hatte nämlich, während er einerseits den Kaiser Leo durch Friedensunterhandlungen entwaffnete, zugleich mit den Petschenegen, den alten Feinden der Magyaren, ein Bündniß geschlossen, um Rache an den Letzteren zu üben. Bulgaren und Petschenegen brachen vereint, von Süden und Osten her, unerwartet in Etelköz ein, während ein großer Theil der ungarischen Kriegsmacht in der Ferne herumschwärmte. Die Feinde hausten unbarmherzig, plünderten und mordeten.

Nach diesen Verheerungen und Niederlagen wurde die Etelközer Niederlassung, welche ohnedies nach der Seite der weit zahlreicheren und stärkeren Petschenegen hin nur durch leicht übersetzbare Flüsse schwach geschützt war, für die Zukunft unhaltbar. Árpád und seine Magyaren brachen daher sammt Familien, Vorräthen, Gestüten und Heerden auf, um jenseits der Karpathen, an den Ufern der Donau und Theiß sich eine sicherere Heimat zu erobern. Sie drangen durch den Vereczkeer Paß über die Karpathen und schlugen, das Latorczathal hinabziehend, ihr Lager zuerst bei Munkács auf, von dessen Höhe aus die kühnen Steppensöhne mit unaussprechlicher Freude die schier unübersehbare, mit fetten Weiden gesegnete ungarische Tiefebene überschauen konnten.

Wann die Auswanderung der ungarischen Nation aus der Urheimat vor sich ging, ob dies, wie der „anonyme Notarius" des Königs Béla behauptet, im Jahre 884 geschah, wann die Ungarn Lebedien und hierauf Etelköz besetzten, in welchem Jahre der ungarisch-bulgarische Krieg geführt wurde und infolge dessen die Besitzergreifung des heutigen Ungarns eintrat — dies Alles läßt sich weder aus den einheimischen, noch aus den byzantinischen, westeuropäischen oder russischen Quellen mit Sicherheit feststellen. Nur das Eine ist gewiß, daß die Besitznahme weder vor dem Jahre 889, noch nach 896 erfolgte.

Im Zeitalter der Besitzergreifung wurde das heutige Ungarn, der Sitz des einstigen riesigen Hunnen- und des durch Karl den Großen zerstörten Avarenreiches von einer nur dünngesäten Bevölkerung bewohnt. Der größte Theil derselben bestand aus Slaven, die jenseits der Donau und in einzelnen Thälern des Hochlandes, vermischt mit den unterdrückten kümmerlichen Resten der Avaren, mit den deutschen Ansiedlern an der Westgrenze und mit den bulgarischen Colonien an der unteren Donau, unter kleinen Häuptlingen zerstreut lebten. Jenseits der Save und Kulpa hausten kroatische Stämme, welche im VI. Jahrhundert von den Nordabhängen der Karpathen bis an die adriatische Meeresküste herabgedrungen waren. Ein einigermaßen geordnetes Staatsleben hatte sich auf diesen Gefilden nur in dem unter deutscher Oberhoheit stehenden Großmähren entwickelt, welches den Westtheil unseres Hochlandes in sich begriff und auch auf die Lande jenseits der Donau sich erstreckte.

Die endliche Vernichtung dieses Slavenreiches, dessen Fürst Svatopluk, vom Streben nach Unabhängigkeit geleitet, gerade zur Zeit der Landeseinnahme einen erbitterten Kampf gegen das deutsche Reich führte, konnte nur eine Frage der Zeit sein, nachdem die Deutschen vom Westen, die Ungarn östlich von ihren Wohnsitzen in der Theißebene aus einen fortwährenden Druck ausübten. In der That fiel Großmähren noch zu Lebzeiten Árpáds unter den Schlägen zusammen, welche die nach Westen vordringenden Ungarn gegen dasselbe führten. Nach dem Jahre 906 wird kaum mehr der Name Großmährens erwähnt.

Mit einer so kampfgeübten, abgehärteten, disciplinirten leichten Reiterei, wie es die ungarische war, welche zugleich die furchtbarsten, wunderbar gewandten Bogenschützen in ihren Reihen zählte und jede Strapaze, Kälte, Hitze, Hunger, Durst mit völligem Gleichmuth zu ertragen wußte, mit einer solchen Reiterei konnten es nicht nur die kleinen Volksbruchstücke an den Donau- und Theißufern nicht im entferntesten aufnehmen, sondern auch die Heere West- und Ost-Europas waren Jahrzehnte hindurch nicht im Stande, sich mit ihr erfolgreich zu messen.

Das an die Steppe gewöhnte Magyarenvolk besetzte die Ebenen und Niederungen und drang in den Thälern, die Flußläufe entlang, wie die Ortsnamen in Abauj, Sáros, Zemplin u. s. w. beweisen, um Vieles weiter hinauf, als sich heute das Gebiet der ungarischen Sprache erstreckt. Die früheren Bewohner jedoch zogen sich theils in die Grenzgebirge zurück, theils wurden sie als Bauern und Viehzüchter zu Leibeigenen der mit Ackerbau sich nicht abgebenden Magyaren gemacht.

Daß die Ungarn mit der unterworfenen Bevölkerung menschlich und mild umgingen, daß sie ihre slavischen Unterthanen nicht so unbarmherzig behandelten, wie es einst die Avaren gethan hatten, daß die ungarische Herrschaft das Landvolk nicht ärger bedrückte als die frühere Zwingherrschaft der kleinen Tyrannen, können wir getrost aus dem Umstande schließen, daß in dem länger als ein Jahrhundert andauernden Zeitalter der Herzoge, währenddessen ein großer Theil der nationalen Streitmacht außerhalb des Landes mit Kriegsabenteuern noch in der Fremde beschäftigt war, die eingeborene, durch auswärtige christliche Kriegsgefangene fortwährend massenweise vermehrte Bevölkerung selbst nach den Niederlagen von Augsburg und anderwärts nicht den geringsten Versuch machte, die magyarische Herrschaft abzuschütteln und den ehemaligen Zustand wieder herzustellen.

Daß die Einnahme des Landes in den letzten Jahren des IX. Jahrhunderts vollständig beendigt war, erhellt unzweifelhaft durch den oberitalienischen Feldzug, den die Ungarn vom Frühjahr 899 angefangen über ein Jahr lang führten und den sie doch nur nach vollständiger Eroberung und Sicherung des heutigen Ungarlandes unternehmen konnten. Zu Beginn dieses Feldzuges versuchte die keine Schwierigkeiten kennende ungarische Reiterei, nachdem die Laguneninseln eingenommen waren, auf Pferden und Schläuchen den Kanal von Malamocco forcirend, sich Venedigs zu bemächtigen; dieser verwegene Plan wurde jedoch durch die Vertheidigung der kriegsgeübten venetianischen Flotte vereitelt (am 29. Juli 899). Einige Monate nach der entscheidenden Schlacht an der Brenta, in welcher das an Zahl überwiegende italienische Heer durch die tactischen Vortheile der leichten ungarischen Reiterei vernichtet wurde, lag ganz Oberitalien offen vor den ungarischen Kriegsscharen, welche, indem sie Oberitalien bis zu den Grenzalpen



Eine Reiterfigur aus der Zeit der Völkerwanderung.

durchschwärmten und, über den Po setzend, auch Modena und Parma in Schrecken versetzt, endlich durch König Berengar vermittelst großer Geschenke zur Rückkehr bewogen wurden und über Friaul und Istrien auf der infolge dessen Strada Ungarorum, Ungarstraße, genannten Linie mit reicher Beute heimzogen.

Diese gelungene Campagne eröffnete die lange, über ein halbes Jahrhundert währende Reihe der großen europäischen Feldzüge der Magyaren. Es wäre ein Zeichen von einseitiger Befangenheit, wenn man dafür einzig und allein die an das Steppenleben gewöhnte, in hervorragender Weise für den Kampf geschaffene und disciplinirte und demgemäß auf den Krieg angewiesene ungarische Nation verantwortlich machen würde, welche Nation ihren Waffen auch ihr Vaterland zu verdanken hatte und die Unterpfänder ihrer Erhaltung ebenfalls nur in ihren siegreichen Schwertern finden konnte. Den Schlüssel der Entstehung und Erfolge dieser Feldzüge müssen wir nicht allein in dem kriegerischen Magyarenthum, sondern auch in den damaligen zerfahrenen politischen Verhältnissen West- und Ost-Europas, in dem unauslöschlichen gegenseitigen Hasse und in den Kämpfen der germanischen und slavischen Elemente suchen, welche sich mehr als einmal der ungarischen Heereskraft als Hilfe bedienten und dadurch die Veranlassung zur Verwüstung des in sich zerfallenen deutschen Reiches boten.

Die Nachbarschaft der Ungarn, welche Kaiser Arnulf einst zum Verderben der mährischen Slaven angerufen hatte, wurde bald seinem eigenen Reiche gefährlich. Die ungarischen Kriegsscharen verheerten bereits im Jahre 900 die östliche Markgrafschaft und verwüsteten, über die Enns brechend, an einem Tage etwa zehn Meilen in der Runde.

Im Jahre 901, nachdem die Mährer sich mit den Deutschen versöhnt hatten, griffen die Magyaren die

zweite östliche Schutzbastei des deutschen Reiches, die Markgrafschaft Kärnten an, sprengten über Laibach hinaus, campirten 902 auf mährischem Boden, 903 im baierischen Herzogthum, in den nächsten Jahren in Oberitalien als Verbündete Berengars.

Im Jahre 906 pflanzten sie, durch das damals schon gestürzte mährische Reich ziehend und einem Rufe der durch den sächsischen Herzog bedrängten Elbe-Slaven folgend, ihre siegreichen Fahnen in Norddeutschland auf sächsischem Boden auf.

Die Situation begann für Deutschland unbequem zu werden und im Jahre 907, als nach Árpáds Tode die Stammesoberhäupter den minderjährigen Sohn Árpáds, Zsolt, zum Fürsten erhoben hatten, hielt der deutsche König Ludwig die Zeit für gekommen, die erlittenen Scharten auszuwetzen. Er brach mit seinen Mannen, namentlich mit den Baiern, in unser Vaterland ein. Doch wurden die Baiern am 5. Juli, nachdem sie schon in das Innere eingedrungen waren — vielleicht bei dem in den Chroniken erwähnten Bánhida bei Totis — durch die ungarischen Scharen vollständig geschlagen. „Der baierische Stamm ist sozusagen vernichtet“, schreibt ein Zeitgenosse, und die Kraft Deutschlands wurde durch diese Niederlage dermaßen gelähmt, daß die ungarischen Kriegsscharen im Jahre 908, mit den Elbe-Slaven um die Wette, bis zur Nordsee plündern und rauben konnten, daß sie Bremen brandschatzten, während die Slaven Hamburg plünderten. Im darauffolgenden Jahre (909) schwärmten die Magyaren über schwäbische und fränkische Gebiete bis an den Rhein.

Der junge König Ludwig machte die letzte Kraftanstrengung. Im Jahre 910 entbot er unter Androhung der Todesstrafe die Kampffähigen der baierischen, schwäbischen und fränkischen Stämme in sein Lager. Seinem Angriffe kam jedoch mit Blitzesraschheit die ungarische Reiterei zuvor, sie stürmte gegen das deutsche Lager unter Augsburg und vernichtete es, indem sie es durch eine gewandte Kriegslist zwischen zwei Feuer brachte, in einer blutigen Schlacht, nachdem die Deutschen den Sieg schon in Händen zu halten wähnten.

Das Elend Deutschlands stieg nun auf den Höhepunkt; Ludwig zahlte, um sein Land vor den Magyaren zu retten, ihren Heerführern eine große Summe und verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut. Diese Demüthigung überlebte der unglückliche junge König nicht lange; er starb im Jahre 911 und mit ihm stieg der letzte männliche Sprosse der Karolinger ins Grab.

Sein Nachfolger war der Frankenherzog Konrad, unter dem das Reich zum Schauplatze inneren Zwiespaltes und offenen Bürgerkrieges wurde. Die Ungarn beeilten sich, diese Verhältnisse auszunützen, und brandschatzten 912 Franken und Thüringen, 913 Baiern und Schwaben, zündeten 915 das Corveyer Kloster an und streiften in Sachsen und Thüringen herum. Im Jahre 917, am 21. Januar wurde Basel zerstört, Elsaß und Lothringen mit Feuer und Schwert verwüstet.

Ende 918 riefen die Franken und Sachsen an Stelle des verstorbenen Konrad den energischen sächsischen Herzog Heinrich zum König aus, der zwar im ersten Jahre noch nicht einmal im Stande war, sein eigenes Gebiet, den Sachsenboden, vor den Verheerungen der ihren gewohnten Tribut fordernden magyarischen Kriegshaufen zu bewahren, die königliche Autorität jedoch in Deutschland rasch wieder herstellte, den inneren Hader schlichtete und die mehrjährige Rast, welche Deutschland 922 bis 924 infolge der Streifzüge der Ungarn nach Apulien, Südfrankreich und bis ans atlantische Meer gegönnt wurde, dazu benützte, die Kriegsmacht des Reiches zu stärken, Städte und Burgen zu befestigen und die Reiterei einzuüben. Um noch mehr Zeit für das schwere Werk zu gewinnen, ergriff Heinrich eine ihm durch den Zufall gebotene günstige Gelegenheit. Als die Magyaren 924 wieder in sächsisches Gebiet einfielen, gelang es ihm, einen Führer derselben gefangen zu nehmen, den er, jedes Lösegeld verschmähend, nur unter der Bedingung freigab, daß die Magyaren mit ihm einen neunjährigen Waffenstillstand schlossen, wogegen er sich zur Zahlung des regelmäßigen jährlichen Tributs verpflichtete.

Während dieses Waffenstillstandes, in welchen die übrigen deutschen Länder mit Ausnahme des eigenen Herzogthumes Heinrichs nicht mitinbegriffen waren, sehen wir die ungarischen Kriegsscharen nur einmal, 926, in Deutschland auftauchen, als sie, Baiern durchziehend, in Schwaben, sodann in das Elsaß und in Lothringen eingebrochen waren. Wir besitzen aus der Zeit dieses Feldzuges eine lebenswahre Schilderung einer in das Sanct Gallener Kloster geflüchteten ungarischen Reiterschar. Diese Beschreibung ist nach Aussagen von Zeitgenossen durch den Mönch Ekkehard, der in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts lebte, verfaßt worden.

Es ist unmöglich, in diesen interessanten Schilderungen das Conterfei der urwüchsigen, zügellosen, rasch auflodernden, aber auch rasch wieder sich versöhnenden heiteren, lebensfrohen, unverdorbenen Magyaren-Jünglinge, die auch heute noch in die Augen fallenden Züge des magyarischen Nationalcharakters zu verkennen.

Als das letzte Jahr des Waffenstillstandes herannahte, fühlte Heinrich sich und seine Nation bereits stark genug, sich mit den Magyaren zu messen. Er wies die ungarische Gesandtschaft, welche wegen der unterlassenen Tributzahlung zu ihm kam, mit leeren Händen ab. Die Ungarn antworteten hierauf im Herbste 932 mit kriegerischem Angriffe und überschwemmten Sachsen und Thüringen mit ihren Scharen. Aber einzelne zerstreute Abtheilungen, welche ohnedies in der rauhen Jahreszeit von Hunger und Kälte viel gelitten hatten, wurden von dem unter Todesstrafe zu den Waffen gerufenen Volke verfolgt und in die Flucht geschlagen und das ungarische, Merseburg bestürmende Hauptheer durch Heinrichs auserwählte und wohlgeübte Reiterei überrascht und nach blutigem Kampfe vollständig vernichtet (15. März 933). Es war dies der erste entscheidende Sieg, den

deutsche Truppen über die Ungarn in offener Schlacht davontrugen. Bis zum Tode Heinrichs (2. Juli 936) blieb das deutsche Reich von den Ungarn verschont. Im Jahre 934 setzten sie ihre abenteuerlichen Reiterzüge bis unter die Mauern von Constantinopel fort.

Als aber mit der Thronbesteigung des jungen Otto I., Sohnes und Nachfolgers von Heinrich, der Zwiespalt zwischen den deutschen Stämmen neuerdings ausbrach, erschienen die Magyaren bereits Ende des Jahres 936 abermals in Schwaben und Franken, setzten im Frühjahre bei Worms über den Rhein, überschwemmten nun schon zum dritten Male Elsaß und Lothringen, drangen bei Orleans über die Loire und bis ans Meer vor, zogen von dort durch Burgund und Savoyen, brachen durch die für unübersteiglich gehaltenen Alpen, durchflogen Italien bis über Neapel hinaus und kehrten dann nach einem über ein Jahr andauernden siegreichen Feldzug, den damals in Europa einzig und allein die leichte ungarische Reiterei ins Werk zu setzen sich unterfangen konnte, in die Heimat zurück. Weniger glücklich war ihr Einfall ins Sachsenland, welchen sie 938 im Vertrauen auf die inneren Wirren des Reiches unternahmen. Ein Theil ihrer Schwadronen ging, in einen die Hunnentränke genannten sumpfigen Wald hineingedrängt, bei Dortmund zu Grunde. Nach diesem Verluste suchten ungarische Truppen Norddeutschland nie mehr heim. Sie kamen 940 nach Italien, schwärmten von dort über die Pyrenäen sogar nach Spanien und bedrängten im Jahre 943 das orientalische Kaiserreich.

Der Sohn Zsolts, der junge Taks unternahm, nachdem das Scepter seines Vaters auf ihn übergegangen war, einen glänzenden Feldzug durch Italien bis Tarent; seine Heerscharen drangen 951 über Oberitalien, überschwemmten das Rhonegebiet nnd drangen im Loirethale bis zum atlantischen Meere vor; im Frühjahre 954, als infolge eines im Königshause ausgebrochenen Zwistes in ganz Deutschland ein erbitterter Bürgerkrieg wüthete, brachen sie wieder auf deutschen Boden ein. Der aufständische Frankenherzog Konrad, der Eidam des Königs, empfing die einfallenden Ungarn bei Worms, bewirthete sie glänzend und führte sie persönlich, behufs Verheerung der Güter seiner Feinde, bis an die Maas. Die Klosterchroniken erzählen mit Trauer von diesem vernichtenden Feldzuge, von der Belagerung Cambrays, von dem Verderben, das um Rheims und Metz wüthete.

Als im Sommer 955 die Kraft des Reiches durch den Aufstand der Elbe-Slaven abermals in drohend ernster Weise herausgefordert wurde, erschien vor dem zum Kriege sich rüstenden Otto eine ungarische Gesandtschaft, deren wahrer Zweck wohl kein anderer sein konnte als der, die inneren Verhältnisse des Reiches zu erkunden. Denn diese Gesandtschaft konnte kaum noch nach Hause zurückgekehrt sein, als die kriegsbereiten ungarischen Mannen, deren Zahl von den Chroniken auf 100.000 angegeben wird, in baierisches Gebiet einbrachen. Otto rief gegen sie die gesammte Kriegsmacht der rechtsrheinischen Stämme zu den Waffen. In der Nähe des durch Bischof Ulrich heldenmüthig

vertheidigten Augsburg, auf dem Lechfelde wurde die denkwürdige Schlacht geschlagen, welche für lange Zeit über das Schicksal zweier Nationen entscheiden sollte. Vom Morgen bis zum Abend dauerte der erbitterte Kampf, in welchem auch der mit Otto ausgesöhnte Frankenherzog Konrad fiel. Die von Otto persönlich angeführten Reichstruppen erfochten einen vollständigen Sieg (10. August 955). Die geschlagenen ungarischen Kriegshaufen wurden auf der Flucht durch das Landvolk erfaßt und getödtet, die gefangenen Führer aber ließ der Baiernherzog Heinrich, Ottos jüngerer Bruder, in Regensburg hinrichten.

Durch den Sieg bei Augsburg befreite sich Deutschland von den Einbrüchen der Ungarn; die geschwächte ungarische Kriegsmacht setzte von nun an nur noch im Orient ihre gewohnten Einfälle eine Zeit lang fort und hatte mit dem letzten derselben 970 ebenfalls Unglück. Im Westen beschränkte sie sich auf den Schutz ihres eigenen Gebietes und lieferte nur einzelne kleine Schlachten mit den Schritt für Schritt vordringenden Deutschen. Die östliche Schutzbastei des Reiches, die 907 zerstörte östliche Markgrafschaft wurde noch zu Lebzeiten Ottos I. wieder hergestellt.

Die blutige Lection von Augsburg, welche die an fortwährende Kriegsabenteuer und Beutezüge gewöhnten Magyaren vom Westen zurückdrängte, brachte auch in der Lebens- und Denkweise der ungarischen Nation eine große Veränderung hervor und bereitete das bisher zu Pferde inmitten von Kämpfen abenteuernde Steppenvolk auf die friedlichen Beschäftigungen eines festen, seßhaften Daseins vor. Die Umwandlung konnte naturgemäß nur langsam vor sich gehen. Taks starb noch als Repräsentant des ungarischen Nationalgeistes, 972, und wurde nach heidnischem Gebrauch am Donau-Ufer bei der seinen Namen verewigenden Ortschaft Taksony zur Erde bestattet.

Doch kaum übernahm sein Sohn Géza die Leitung der Nation, so trat sofort eine auffallende Wandlung in den politischen Verhältnissen Ungarns ein, welches bisher den westeuropäischen Ideen verschlossen war, nun aber aus eigenem Antriebe seine Brust dem Einflusse des Kaisers, der deutschen, böhmischen und italienischen Geistlichkeit und jenen Ideen, auf welchen die Kirche des Westens und der westliche Staat beruhten, zu öffnen schien. Géza, den unsere Chronisten als gewaltthätig schildern, war von Machtbegierde erfüllt, wollte der wirkliche Fürst seiner Nation sein, die in seinen Vorgängern nur ihre ersten Führer gesehen, und schlug schonungslos jede Bewegung nieder, welche der Erweiterung seines Machtkreises sich entgegenstellte. So riß er die Herrschaft über die Nation an sich und war thatsächlich, wenn auch ohne den Titel, der König seines Volkes. Zu seiner Zeit entschied nicht mehr die Nationalversammlung über Krieg und Frieden, nicht mehr riefen die Herolde: „Es ist Gottes und des Volkes Gebot, daß Jedermann an dem und dem Tage, an diesem und diesem Ort in Waffen erscheine"; nicht mehr wehte die nationale Kriegsfahne mit dem einen gekrönten Falken darstellenden Wappen auf den

Schlachtfeldern. Géza zerstörte die alte Verfassung, ohne eine neue zu schaffen, er brach mit dem alten Glauben, ohne das Christenthum aufrichtig anzunehmen, die Kirche zu gründen und zu organisiren. Er selbst hörte nicht auf, nach heidnischer Sitte zu opfern, und erwiederte auf die Vorstellungen der Priester: „Ich bin reich und mächtig genug, dies thun zu können.“ Die ersten Versuche, das Christenthum in Ungarn zu verbreiten, rühren aus früherer Zeit her und wurden vom Orient aus gemacht. Aus byzantinischen Schriftstellern wissen wir, daß Bulcsú, der Oberrichter der Nation, 984, während seiner Gesandtschaft in Constantinopel daselbst in Gesellschaft eines Urenkels Árpáds die Taufe empfing und daß sein Beispiel sehr bald Nachahmung fand von Seiten Gyulas, eines Nachkommen der sieben Stammhäuptlinge, der auch den zum Bischof von Ungarn geweihten Mönch Hierotheus mit sich nach Siebenbürgen brachte. Wenn aber auch diese Versuche einigen Erfolg hatten, so waren sie doch verschwindend klein gegen die späteren, durch die occidentalische Kirche erzielten Resultate. Die ersten Apostel der abendländischen Kirche, die unter Géza ihre Wirksamkeit in Ungarn ausübten, waren der Mönch Wolfgang aus Einsiedeln und die Bischöfe Pilgrin von Passau und Adalbert von Prag. Ihr Einfluß erstreckte sich jedoch nur auf einen kleinen Theil der Nation und konnte dem Christenthum noch nicht den vollständigen Sieg über das Heidenthum gewährleisten.

Zur Begründung des ungarischen Staates war der im christlichen Glauben erzogene Sohn Gézas, der wahre Apostel der ungarischen Nation, Stefan berufen, der noch bei Lebzeiten seines Vaters Gisela, die Tochter des baierischen Herzogs Heinrich II., aus kaiserlichem Geblüte zur Frau nahm und nach dem Tode seines Vaters mit der fürstlichen Gewalt bekleidet wurde (997). Er begann das Werk, das er sich zur Lebensaufgabe gesetzt, mit der ganzen Tiefe innerster Überzeugung, mit der ganzen Glut jugendlicher Thatkraft; er wurde selbst mit Rath und That, mit Wort und Beispiel, mit milden und strengen Mitteln der Leiter, die belebende Seele der Bekehrung.

Die kirchliche und politische Neuerung Stefans, besonders seine Verordnung, daß Jedermann seine christlichen Sclaven freizulassen habe, erregten Mißfallen bei den Anhängern der alten Religion und Verfassung; diese haßten den fremden Einfluß und blickten mit Abscheu auf die an Stefans Hofe sich hervorthuenden fremden Priester, Ritter und Eindringlinge jeder Art. Die Fahne der Empörung pflanzte jenseits der Donau, in der Somogy, der Nachkomme eines der sieben Stammhäuptlinge, Kopány, Sohn des kahlen Zirind auf. Stefan sammelte sein Heer in der Nähe von Gran, an den Ufern des gleichnamigen Flusses, wo ihn die deutschen Ritter Hunt und Pázmán, die Ahnen mehrerer auch heute noch blühender ungarischer Magnatengeschlechter (wie der Forgách; nur die Grafen Szentgyörgyi sind ausgestorben) nach deutscher Sitte zum Ritter schlugen. Seine Truppen warfen unter der Führung Wenzelins von Wasserburg, Gründer des Geschlechtes

derer von Ják und Vorfahr der Niczky'schen Familie, die Aufständischen, welche die Burg von Veszprém belagerten, nieder und erstickten den Aufruhr in Blut.

Nach diesem Siege ging Stefan mit verdoppelter Energie an die Organisation der Kirche, berief Priester und Mönche, ließ in jedem zehnten Dorfe eine Kirche erbauen, stiftete zehn Bisthümer, stellte ein Erzbisthum an die Spitze der ungarischen Kirche und erwählte als dessen Sitz die königliche Residenz Gran. Um seine kirchlichen Maßnahmen und die Umwandlung der politischen Verfassung in den Augen der christlichen Welt ebenfalls sanctioniren zu lassen, sandte Stefan den von ihm zum Erzbischof ausersehenen Astricus nach Rom und bat den Papst um seinen Segen und um die Krone. Sylvester II. empfing mit Freuden die Huldigung der ungarischen Nation, in deren unabhängigem Reiche der heilige Stuhl eine sichere Stütze gegen die kaiserliche Gewalt finden konnte. Er sandte Astricus mit der für den polnischen Fürsten Boleslaw geschmiedeten Krone und mit einer Bulle zurück, in welcher er Stefan und seinen Nachkommen, die gewählt und mit dieser Krone bekleidet werden würden, bezüglich der Verfügung über die ungarische Kirche die ausgedehntesten Rechte und Privilegien übertrug und zugleich ihm und seinen Nachkommen gestattete, als Zeichen ihres apostolischen Königthums das Kreuz vor sich hertragen zu lassen. Im Jahre 1000, am Mariä-Himmelfahrtsfeste (15. August) geschah die Königsweihe Stefans mit der heiligen Krone, an welcher, als dem Symbole der Unabhängigkeit des Reiches und der verfassungsmäßigen Freiheit, die ungarische Nation noch heute mit religiöser Innigkeit hängt. Dieser Act schloß das urmagyarische Zeitalter ab, dieser Tag gab der jungen ungarischen Nation die Weihe des Eintritts in die europäische Völkerfamilie und zugleich in das streitbare Heldenthum für christliche Bildung und Civilisation.





Das Zeitalter der Árpádenkönige.

Die Annahme des Christenthums war zur unabweisbaren Nothwendigkeit, zur Lebensbedingung für die ungarische Nation geworden. Den Einflüssen des östlichen und westlichen Imperiums ausgesetzt, im Norden und Süden von christlichen Slavenvölkern umgeben, konnte Ungarn sich nicht länger ohne Gefahr der Vernichtung dem europäischen Geiste widersetzen; es konnte seine Selbständigkeit nur dadurch sichern, daß es, mit der Lebensweise der Steppenvölker brechend, die Bahn der christlichen Civilisation betrat und aufhörte, ein exotisches Element im Herzen Europas zu bilden.

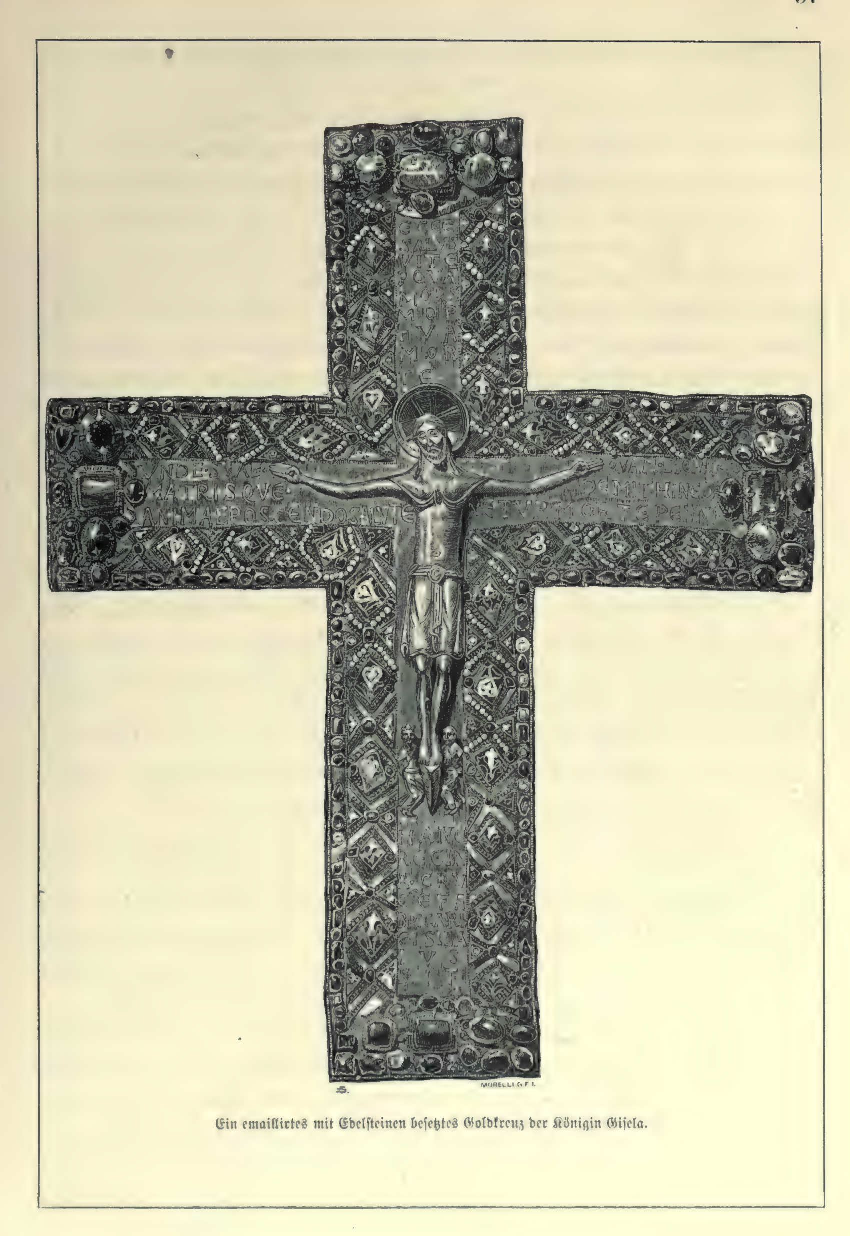
Stefan hatte Verständniß für die Postulate des Jahrhunderts und es ist ihm nachzurühmen, daß er seine Aufgabe: den christlichen ungarischen Staat ins Leben zu rufen, mit Glück und weisem Tacte durchführte. Es ist ein Beweis seiner Klugheit, daß er, vor die Wahl zwischen Kaiser und Papst, die sich um die Herrschaft über die christliche Welt stritten, gestellt, sich an die Macht des letzteren behufs Erlangung der Königskrone wandte.

Vom Papste durfte Stefan keine Gefahr für die Selbständigkeit der Nation fürchten, er durfte eher auf eine Förderung von dieser Seite rechnen. Dadurch, daß Stefan seine kirchlichen und weltlichen Schöpfungen durch den heiligen Stuhl sanctioniren ließ, vereitelte er mit einem Schlage alle jene Bestrebungen, welche noch bei Lebzeiten seines Vaters darauf ausgingen, gelegentlich der in Angriff genommenen Glaubensbekehrung zugleich die Unabhängigkeit Ungarns zu vernichten.

In der Umgestaltung der Verfassung ging Stefan zugleich mit Energie und Mäßigung vor; er zerstörte nicht das Alte, sondern bildete es nur um nach den Erfordernissen der christlichen Monarchie. Er brach die Gewalt der Stammeshäuptlinge und verschmolz die Nation in des Wortes vollster Bedeutung in Eine; in seiner eigenen Person als in dem Repräsentanten der nationalen Souveränetät vereinigte er die Regierungs-, die gesetzgebende und richterliche Gewalt. Die neue Verfassung erstickte indeß keineswegs die zu Fleisch und Blut gewordene Freiheitsliebe der Nation; vielmehr sicherte Stefan die individuelle Freiheit selbst der Krone gegenüber, indem er das System des gemeinschaftlichen Stamm- und Geschlechterbesitzes aufhob und ein Gesetz schuf, wonach jeder Einzelne Herr sowohl seiner eigenen, als auch der vom Könige verliehenen Güter wurde und darüber zu Gunsten seiner Frau, der Söhne, Töchter, Verwandten oder der Kirche frei verfügen konnte.

In Bezug auf die gelegentlich der Landeseinnahme erworbenen und vererbten Güter, sowie in Bezug auf die eigenen Schenkungen vermied Stefan die Aufrechthaltung von Lehensrechten und überließ die Ländereien den Einzelnen als freie Erbgüter, sowohl den Stämmen als der Krone gegenüber. Einen feudalen Charakter trugen nur Schenkungen jener Gebiete, die zu den einen Theil des Staatseigenthumes bildenden Burgen gehörten und welche der unter den Fahnen der Burggrafen dienenden Mannschaft gegen die Verpflichtung verliehen wurden, für den König Kriegsdienste mit dem Rechte der Vererbung auf die männlichen Nachkommen zu leisten.

In der Gesetzgebung verfuhr Stefan nicht willkürlich; die Gesetze wurden erst nach Anhörung eines aus den höchsten Landeswürdenträgern und den Vornehmsten der Nation gebildeten königlichen Rathes erlassen. Durch das von ihm gegründete Comitatssystem, welches zu seiner Zeit meist militärischen und Regierungszwecken diente und sich auf die ganz Freien oder Edeln nicht erstreckte, schuf Stefan eine Einrichtung, welche im Laufe der Jahrhunderte, den veränderten Bedürfnissen sich anschmiegend und alle Classen der Bevölkerung umfassend, zum Bollwerke der constitutionellen Freiheit wurde. Die Gerechtigkeitspflege entzog Stefan den Stammeshäuptern und übertrug sie ernannten Richtern sowie den Burggrafen, wo es sich um die Angelegenheit des Burgvolkes handelte; über die Freien, über den geistlichen, sowie den hohen und niederen Adelsstand



Ein emaillirtes mit Edelsteinen besetztes Goldkreuz der Königin Gisela.

hielt er entweder persönlich Gericht oder ließ sich durch den obersten Richter seines Hofes, den Palatin vertreten.

Die Wehrkraft des Landes organisirend, schuf er das königliche Heer, dessen Kern durch die unter den Fahnen der Burggrafen dienenden Burgsoldaten gebildet wurde. Daneben blieb das Nationalheer aufrecht stehen, welches durch den hohen Clerus, durch den hohen und niederen Adelsstand gebildet wurde und sich zu Zwecken der Landesvertheidigung erhob, aber nicht verpflichtet war, außerhalb der Landesgrenzen zu ziehen.

Stefan nahm sich bezüglich der Ordnung des Staatswesens und des königlichen Hofes das westliche Kaiserreich zum Vorbilde; in seinen Gesetzbüchern, von welchen nur Fragmente zu uns gelangt sind, ist die Wirkung des fränkischen Rechtes erkennbar. Er legte den Grund zur Standesverfassung, indem er die Stiftungen, die Schenkungen, die Erbgüter und die an die Burgvasallen vertheilten Lehensgüter in ein besonderes Buch aufnehmen ließ, auf welches sich im Streitfalle noch die späteren Nachkommen als auf ein entscheidendes Beweismittel berufen konnten.

Wir haben urkundliche Beweise dafür, daß dieses unter dem Titel Legenda Sancti Stephani erwähnte Buch in der Epoche Karl Roberts noch vorhanden war und am königlichen Hofe zu Visegrád sich befand.

Zur Vertheidigung der Burgen waren die bewaffneten Burgunterthanen, zur Erhaltung und Verproviantirung derselben das die Burgländereien cultivirende Burgvolk bestimmt. Gleich diesem war auch die Bauernschaft, welche die königlichen, geistlichen und Herrengüter cultivirte, nicht frei, sie erlitt aber auch nicht das Los der aus Kriegsgefangenen oder aus Verbrechern hervorgegangenen Knechte, die indeß laut dem Gesetze Stefans sich mit einer bestimmten Summe loskaufen konnten und deren noch in Documenten aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gedacht wird.

Die Einnahmequellen der königlichen Schatzkammer bildeten die weitausgedehnten Domänen, Bergwerke und Salinen, die Münze, welche ausschließlich königliches Recht war, die „Dreißigstel" und Zölle, die Naturalsteuern des Burgvolkes, davon ein Drittel dem Burggrafen gehörte, die dem Könige und seiner Familie in üblicher Weise dargebrachten Geschenke, die Bequartierungspflicht, durch welche die Herren und die Städte gehalten waren, den reisenden König und sein Gefolge mehr oder weniger Tage lang zu bewirthen, die Strafgebühren und confiscirten Güter, endlich im Nothfalle die den unfreien Besitzern und nicht privilegirten Bewohnern auferlegten Geld- oder Naturalsteuern, welche nach altem Ausdruck „Collecta" genannt wurden. Bei so reichen Einkünften konnte Stefan in der That einen königlichen Hof halten, dessen Glanz nur noch vermehrt wurde durch die überreichen Optimaten und den mit Grundbesitz freigebig bedachten Clerus, welch letzterer ein Zehntel sämmtlicher Producte des ungarischen Bodens genoß. Im Dienste des Hofes

standen die zahlreichen Hofbediensteten (Jäger, Fischer, Köche, Falkner, Wagner, Zimmerleute, Schmiede und andere), die vom Könige Boden zugewiesen erhielten, für dessen Nutznießung die männlichen Nachkommen zu bestimmten Dienstleistungen verpflichtet waren. Solche Hofdienstleute wurden in großer Anzahl auch von Prälaten und Vornehmen gehalten, welche ihre Höfe nach Art des Königshofes einrichteten.

Die ungarische Nation, welche selbst nach ihrer Ansiedlung noch hundert Jahre lang zu Pferde und in Zeltlagern ein kriegerisches Leben führte, machte unter der mehr als vierzigjährigen Regierung Stefans eine große Umwandlung durch: sie ließ sich in festen Wohnsitzen nieder und gewöhnte sich an das Ackerbauleben. Die aus dem Zeitalter Stefans erhalten gebliebenen Stiftungsbriefe von Klöstern geben bereits Zeugniß von der Verbreitung des Acker- und Weinbaues, von der Ausübung der Handwerke. Daß die Magyaren den Ackerbau von den unterjochten Slaven erlernten, beweisen die aus dem Slavischen entlehnten Ausdrücke für die Bodenbearbeitung (borona Egge, barázda Furche, asztag Getreidehaufen, gereblye Rechen, pozdorja Spreu, kasza Sense, kapa Haue u. s. f.); in den Handwerken dagegen waren ihre Meister die eingewanderten Deutschen, obzwar die Magyaren einige selbst im Steppenleben nothwendige Handwerke, wie Waffenschmiedekunst, Sattlerei, Riemerei, Gerberei, Goldschmiedekunst sicherlich noch aus ihrer Urheimat mit herübergebracht hatten.

Stefan nahm, um sein Umgestaltungswerk zu beschleunigen, mit Freuden alle Missionäre, alle seinen Hof aufsuchenden christlichen Ritter, alle im Lande sich ansiedelnden deutschen, italienischen, slavischen und petschenegischen Colonisten auf. In der an seinen Sohn gerichteten Ermahnung, in welcher er von den königlichen Pflichten und Tugenden mit erhabener Auffassung spricht, legt er den Schutz, die Förderung der Fremden seinem künftigen Nachfolger ganz besonders ans Herz, indem er betont: „ein Land mit einer Sprache und einer Sitte ist schwach und gebrechlich". Es wäre aber ein Irrthum, ihn wegen dieses Spruches der Vorliebe für das Ausländische, der Verachtung vaterländischer Sitten und Gebräuche zu zeihen. Vielmehr war er es, der es seinem Sohne zur Pflicht machte, daß er dem Beispiele der Vorfahren folge, denn „welcher Grieche könnte die Lateiner nach griechischer Sitte und welcher Grieche die Griechen nach lateinischer Sitte regieren?"

Daß Stefan während seiner langen Regierung schwere Kämpfe zu bestehen hatte, geht aus den an seinen Sohn gerichteten Worten hervor, denen zufolge er fast sein ganzes Leben unter Kriegsstrapazen und Bekämpfung der Invasionen verschiedener Völker zubrachte. Aus der Reihe dieser Kriege erwähnt die Geschichte blos die Niederschlagung des das Heidenthum verfechtenden jüngeren Gyula und die engere Verbindung Siebenbürgens mit dem Reiche (1002), ferner die Niederwerfung der benachbarten Petschenegen (1003), die Kriege, welche Stefan als Verbündeter Heinrichs II. gegen den polnischen

Fürsten Boleslaw führte, die Demüthigung des von der unteren Donau bis an den Maros und Körös vordringenden griechischgläubigen Óhtom, endlich den Vertheidigungskrieg gegen Kaiser Konrad II.

Zu dem deutschen Reiche stand Stefan, so lange sein Schwager Kaiser Heinrich II. lebte, fortwährend in den besten Beziehungen; dagegen führte er gegen Kaiser Konrad II., der die Alleinherrschaft über die christliche Welt an sich zu reißen trachtete, erfolgreichen Krieg; seine Truppen eroberten Wien und dehnten die Grenzen des Landes über die March und Leitha bis nach Fischa aus (1030).

Der schwere Schlag, der Stefan durch den unvermutheten Tod seines zur Thronfolge bestimmten einzigen Sohnes Emerich traf (1031), warf den bereits kränkelnden greisen König gänzlich nieder; an seinem Hofe rissen fortan seine Frau Gisela, die Schwester Kaisers Heinrich II. und die Partei der Fremden die Macht an sich. Diese fremde Partei wollte den Thron für Peter, den Schwestersohn Stefans und Sohn des Venetianer Dogen Otto Urseolo, zugleich Befehlshaber der königlichen Leibgarde, sichern. Sie ließ Vazul, den Sohn Michaels und Neffen Stefans, in Neutra des Augenlichts und Gehörs berauben und Andreas, Béla und Levente, die Söhne Szár Lászlós, denen der an Leib und Seele gebrochene König selbst die Flucht angerathen hatte, ins Ausland entweichen. Der einst so thatkräftige mächtige König war nur noch ein Schatten seiner selbst, der Tod war ein Erlösungsengel für ihn. Der erste apostolische König Ungarns verschied am 15. August 1038, am Jahrestage seiner Krönung, und wurde unter dem Wehklagen der Nation in der Gruft der durch ihn errichteten Stuhlweißenburger Kirche beigesetzt.

Die durch Stefan verliehene Verfassung des neugestalteten ungarischen Staates war in allen Stürmen, welche die nächsten acht Jahrhunderte mit sich brachten, unablässig der Schutz und Schild, die Erhalterin des nationalen Lebens. Darum blickt noch heute jeder Ungar mit andächtiger Verehrung auf die noch immer nicht zu Staub zerfallene „glorreiche heilige rechte Hand" (eine in der Ofener Burgkapelle aufbewahrte Reliquie), welche die Grundsteine zur constitutionellen Freiheit Ungarns legte.

Peter, der unwürdige Usurpator des Stefansthrones, regierte, von deutschen und italienischen Günstlingen umgeben, drei Jahre lang mit tyrannischem Übermuthe; hierauf wurde er durch einen Aufstand des in seiner Geduld erschöpften Volkes verjagt und statt seiner wurde Aba, mit seinem christlichen Namen Samuel, der Mann einer jüngeren Schwester Stefans, auf den Thron erhoben (1041). Der flüchtig gewordene Peter suchte Hilfe bei dem deutschen Kaiser Heinrich III. und dieser ließ ihm Schutz angedeihen in der Hoffnung, sich Ungarns bemächtigen zu können. Aba griff darum das deutsche Reich von drei Seiten an; er selbst drang mit einer Abtheilung bis Tulln vor und hatte Glück, während die beiden andern ungarischen Invasionsheere an der March und bei Pettau

Niederlagen erlitten (1042). Heinrich III. brach noch in demselben Jahre in Ungarn ein, bemächtigte sich Hainburgs, welches damals noch eine ungarische Grenzfestung war, eroberte und verwüstete Preßburg, drang bis zur Gran vor, zog sich jedoch bei Annäherung des Winters, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Ungarn den gehaßten Peter nimmermehr anerkennen würden, sammt seinem Schützling in die Heimat zurück.

Als der Kaiser im nächsten Jahre den Feldzug wieder erneuerte und mit seinen Truppen schon an der Rápza stand, wollte Aba die seinem Throne drohende Gefahr dadurch beschwören, daß er seinem Feinde einen für sich und sein Reich sehr drückende Bedingungen enthaltenden Frieden anbot; auch trat er alles jenseits der Leitha gelegene Land an Heinrich ab. So erkaufte er zwar den Frieden, bereitete aber mit dieser That gleichzeitig seinen Fall vor.

Unter den Vornehmen des Reiches wurde nämlich die Unzufriedenheit über diese Verletzung der Integrität des Landes allgemein; im Kampfe mit diesen Elementen warf sich Aba in die Arme des Bauernvolkes, suchte in ihm die Stützen seines Thrones, und ließ von den auf seinen Sturz sinnenden vornehmen Herren, welche er unter irgend einem politischen Vorwande zusammenrief, durch seine Bewaffneten etwa fünfzig niedermetzeln. Die Verwandten der Gemordeten und die übrigen Unzufriedenen flohen nach Deutschland und riefen den Kaiser zur Beseitigung des Tyrannen herbei.

Aba verlor trotz der überwiegenden Anzahl seiner Truppen die Schlacht bei Ménfö (5. Juli 1044) gegen Heinrich III. infolge des Verraths der in seinem Lager befindlichen Malcontenten; auf der Flucht gegen die Theiß wurde er von seinen Feinden getödtet. Heinrich III. zog ohne Widerstand in Stuhlweißenburg ein, wo er Peter, als seinen tributären Vasallen, in die Herrschaft wieder einsetzte.

Peter, der die ungarischen Gesetze mit Füßen getreten hatte, regierte im Vertrauen auf seinen kaiserlichen Schutzherrn noch weit grausamer als zuvor, beschleunigte dadurch aber nur seinen Untergang. Die Patrioten verschworen sich gegen ihn und trugen den Thron einem aus Árpáds Blute stammenden Erben, dem im Auslande verweilenden Andreas an (1046).

Als Andreas mit seinen polnischen Hilfstruppen durch die Karpathenpässe unterhalb Abaujvár vordrang, hatte der Aufruhr bereits das ganze Land in Flammen gesetzt; das durch den heidnischen Vata geführte Volk begnügte sich nicht mehr mit dem Sturze Peters, sondern verlangte auch die Wiederherstellung der alten heidnischen Gebräuche, zerstörte die Kirchen und Klöster, mordete die Priester, Mönche und Fremden. Die Bischöfe des Landes erlitten, bis auf drei, den Märtyrertod; der Berg, von welchem der Csanáder Bischof Gellért (Gerhard) durch Vata und seine Spießgesellen in die Donau gestoßen wurde, trägt noch heute den Namen des Märtyrers: Szent-Gellérthegy (St. Gerhardsberg,

vulgo Blocksberg bei Ofen). Peter, der zu entfliehen versuchte, wurde nach verzweifelter Gegenwehr bei Zámor durch seine Verfolger festgenommen und geblendet. Der Elende starb bald an den Folgen seiner Wunden und wurde in der durch ihn errichteten Fünfkirchener Kathedrale begraben.

Nachdem der Aufruhr ausgetobt hatte, untersagte Andreas die Ausübung heidnischer Ceremonien unter Todesstrafe, stellte die Gesetze Stefans wieder her, ließ sich durch die am Leben gebliebenen Bischöfe in Stuhlweißenburg krönen und schickte eine Gesandtschaft mit Friedensbedingungen zu Kaiser Heinrich. Als er sich jedoch überzeugte, daß der Kaiser die Oberhoheit über Ungarn verlange und der Krieg somit unvermeidlich sei, berief er zur Vertheidigung des Landes seinen jüngeren Bruder, den tapferen Béla, aus Polen zurück, übergab ihm ein Drittel des Landes mit selbständiger Fürstengewalt und versprach ihm sogar, da er derzeit noch kinderlos war, die Thronfolge. Diese erste Theilung des Landes, welche später von den Prinzen rechtlich beansprucht wurde, gab in der Árpádenzeit zu vielen inneren Zwistigkeiten und Bürgerkriegen Anlaß.

Die Landestruppen schlugen unter der Anführung von Andreas und Béla die kaiserlichen Angriffe mit Triumph zurück; ein Theil des deutschen eroberungslustigen Heeres kam in den Schluchten des „Vértes"-Gebirges um (1051). Im nächsten Jahre erlitt Heinrich III. unterhalb Preßburg eine Schlappe; seine Belagerungsflotte wurde durch ungarische Taucher angebohrt und versank. Noch zwei Jahre lang wurde der Krieg fortgesetzt, in welchem nun die Ungarn die Angreifer waren. Dann hörte er auf, ohne daß ein Frieden geschlossen worden wäre. Der mächtigste Kaiser, der je auf dem deutschen Throne saß, war nicht im Stande Ungarn zu besiegen.

Das gute Verhältniß, welches zwischen Andreas und seinem jüngeren Bruder Béla bestand und dem Lande zum Heile gereichte, ging sofort in die Brüche, als Andreas die Krone, welche er Béla versprochen hatte, auf seinen (Andreas') Sohn zu vererben wünschte, diesen, Salomon, noch als Knaben mit der Schwester des deutschen Kaisers Heinrich IV. verlobte und ihn (1058) krönen ließ. Die Höflinge des Königs wie des Herzogs schürten wechselseitig die Uneinigkeit der Brüder, welche endlich zu einem offenen Kriege führte. Béla, der sich nicht in Sicherheit fühlen mochte, flüchtete nach Polen, kehrte aber von dort mit polnischen Hilfstruppen zurück und besiegte, durch die Nationalpartei unterstützt, seinen älteren Bruder, der den Krieg mit deutscher Hilfe fortsetzte. Andreas fiel und Béla riß die Krone an sich (1060).

Béla, den die Insurrection auf den Thron erhoben hatte, mußte den aufrührerischen Geist bezwingen, der auf dem zu Stuhlweißenburg durch ihn zusammenberufenen Reichstage drohend gegen ihn auftrat. Die hier zusammengeströmten Volksmassen verlangten von dem neuen Könige stürmisch die Beseitigung des Christenthums, die Wiederherstellung der

alten Religion. Béla bedang sich drei Jahre Bedenkzeit; inzwischen versammelte er die Fahnen der benachbarten Comitate, griff die aufrührerische Menge an, jagte sie auseinander und erstickte so den letzten Ausbruch des Heidenthums. Die Herrschaft Bélas, welche von den Chronisten mit Begeisterung gepriesen wird, dauerte nur kurze Zeit; zwei Jahre, nachdem er sich die Krone errungen, starb er jählings, unter den Trümmern seines zusammengestürzten Thrones begraben, gerade zu der Zeit, als der deutsche Kaiser Heinrich IV. sich anschickte, Salomon, den Sohn Andreas', mit bewaffneter Hand in das Erbe seiner Väter einzusetzen (1063).

Die Söhne Bélas: Géza, Ladislaus und Lambert retteten sich durch die Flucht und Heinrich IV. setzte Salomon auf den Thron; nach seiner Entfernung kamen jedoch die Söhne Bélas mit bewaffneter Hand zurück. Es kam nun auf Fürsprache des Clerus ein Ausgleich mit Salomon zu Stande, so daß dieser die Krone behielt, Géza, Ladislaus und Lambert dagegen das Erbe ihres Vaters, ein Drittel des Landes, als eigenes Fürstenthum zugetheilt bekamen. Zum Zeichen seiner Huldigung setzte der älteste Herzog Géza dem noch kindlichen König mit eigener Hand die Krone auf; dies geschah zu Ostern im Jahre 1065 in der Kathedrale zu Fünfkirchen.

So lange die auf solche Weise hergestellte Eintracht in der Königsfamilie nicht gestört wurde, kämpften die ungarischen Truppen mit Glück sowohl in Kärnten im Interesse des Schwagers der Herzoge, Zvonimirs, Königs von Kroatien, als auch gegen die Čechen, welche über die Grenzen des Landes hereingebrochen waren. Im Jahre 1070 erfochten sie in Siebenbürgen, bei Cserhalom in der Nähe des heutigen Kerlés, einen glänzenden Sieg gegen die in das jenseitige Theißgebiet eingebrochenen und mit reicher Beute abziehenden Kumanen. Diesen Triumph verdankte Salomon der Tapferkeit und dem Feldherrntalent des heldenhaften Herzogs Ladislaus, dessen ritterliche That, die Rettung eines geraubten Ungarmädchens, noch nach Jahrhunderten durch die Fresken der ungarischen Kirchen verherrlicht wurde.

Belgrad, welches zum byzantinischen Kaiserreiche gehörte, war ein Stützpunkt der Petschenegen, welche den ungarischen Boden verheerten. Die Eroberung dieser Festung gab Veranlassung, daß neuerdings Zwistigkeiten zwischen dem jugendlichen König und seinen herzoglichen Vettern ausbrachen. Die in die Citadelle eingezwängte griechische Besatzung ergab sich nämlich nicht dem Könige, sondern dem Herzog Géza, der seine Gefangenen gegen den König in Schutz nahm und freiließ (1072). Der argwöhnische Salomon sah hierin eine Kränkung seiner königlichen Autorität. Sogar auf seinem Thron fühlte er sich vor seinen Verwandten nicht mehr sicher, als der griechische Kaiser Michael Dukas zum Danke für die Großherzigkeit Gézas diesem eine goldene Krone sandte, auf welcher neben den Bildern der Heiligen auch das Bild des Herzogs mit der Inschrift

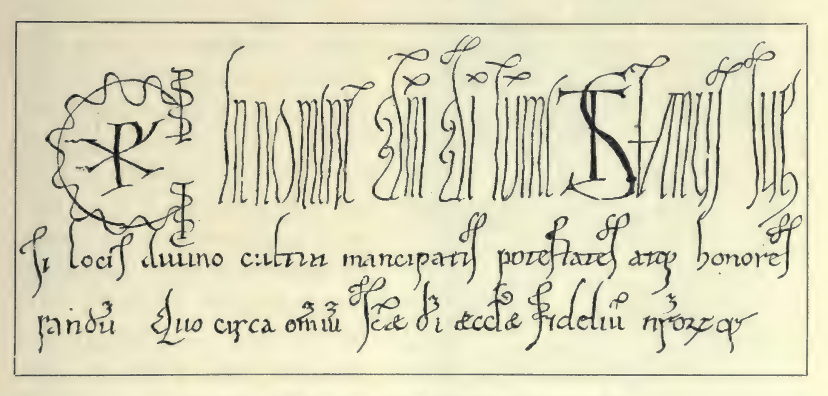


Die Insignien des ungarischen Königthums.

„Ungarns treuer König“ zu sehen war. Dieses griechische Diadem, welches Géza mit der durch den Papst Sylvester geschenkten Krone zusammenschmieden ließ, bildet noch heute den unteren Theil der heiligen ungarischen Krone.

„Zwei scharfe Schwerter vertragen sich nicht in einer Scheide“, wurde der Wahlspruch an Salomons Hofe. Bald darauf brach der Bürgerkrieg aus. Die Herzoge siegten bei Czinkota, in der Nähe von Pest, und Géza wurde König. Vergeblich rief Salomon seinen Schwager, den deutschen Kaiser Heinrich IV. zu Hilfe, indem er ihm das Land zum Lehen anbot. Die deutschen Truppen waren gezwungen, ohne Erfolg zurückzukehren.

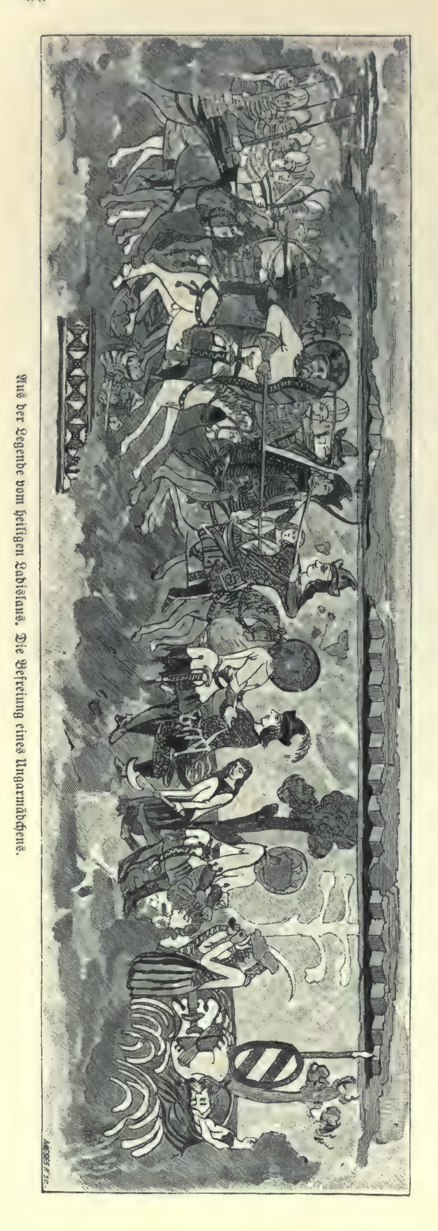
Wieder war es der hohe Clerus, der die Beilegung der Streitigkeiten innerhalb der königlichen Familie in die Hand nahm. Géza gab der Fürsprache des Kalocsaer



Der Anfang der Stiftungsurkunde des heiligen Stefan für Martinsberg.

Erzbischofs Desiderius nach, machte sich mit dem Gedanken des Ausgleichs vertraut und schickte endlich Gesandte an Salomon. Dieser Versuch wurde indeß durch den Tod Gézas vereitelt (1077). Statt seiner wurde sein jüngerer Bruder, der tapfere Feldherr, der populäre Ladislaus durch die Nation auf den Thron gesetzt.

Ladislaus sandte nach seiner Krönung Boten an den Papst, dem er seine kindliche Ergebenheit versichern ließ. Aber der mächtige Gregor VII., der die weltlichen Fürsten zu Unterthanen des heiligen Stuhles zu machen wünschte, forderte von ihm wiederholt die Anerkennung der Oberhoheit des Papstes. Ladislaus wollte und konnte jedoch die Unabhängigkeit des Landes auch gegenüber dem heiligen Stuhl aufrecht halten und überging die Forderung des Papstes mit Stillschweigen. Und Gregor VII., der in dem Kampfe des Papstthums gegen das Kaiserthum mit Sicherheit auf das selbständige Ungarn rechnen mochte, überzeugte sich von dem männlichen, unbeugsamen Charakter des Königs und gab


Aus der Legende vom heiligen Ladislaus. Die Befreiung eines Ungarmädchens.

nicht nur seinen Anspruch auf, sondern war auch nachsichtig, als Ladislaus seinen Verwandten, den polnischen König Boleslaw, der wegen Ermordung des Krakauer Bischofs mit dem Banne belegt und durch das Volk verjagt wurde, gastlich bei sich aufnahm.

Für Salomon legte sich abermals der Clerus ins Mittel und wußte Ladislaus versöhnlich zu stimmen, so daß dieser das Versprechen gab, für die Erhaltung seines Vetters königlich sorgen zu wollen. Der ruhelose Jüngling vermochte aber nicht sich in sein Schicksal zu fügen und schmiedete Pläne zur Wiedererlangung seines Thrones. Ladislaus ließ ihn deßhalb festnehmen und in einen Thurm von Visegrád sperren, der noch heute im Munde des Volkes der Salomonsthurm genannt wird. Am 20. August 1083, als die Nation die Heiligsprechung ihres ersten Königs Stefan und seines Sohnes Emerich feierte, gab zwar König Ladislaus auf die Fürbitte des Clerus seinem gefangenen Vetter die Freiheit wieder, der herrschsüchtige Jüngling konnte jedoch im Vaterlande keine Ruhe finden und flüchtete 1084 nach Deutschland. Indeß fand er auch bei dem mit seinen eigenen Mißgeschicken beschäftigten Kaiser Heinrich IV. und selbst bei seiner Frau, der Schwester des Kaisers, keine herzliche Aufnahme und schlug sich zu den östlich von Siebenbürgen hausenden Kumanen. Er versprach ihnen Siebenbürgen, wenn er mit ihrer Hilfe seinen

Thron zurückerobern könnte. Dieser verzweifelte Versuch fiel jedoch unglücklich aus. König Ladislaus zermalmte die kumanische Invasion bei Munkács (1086).

Der unstät und flüchtig gewordene Salomon machte zum Schluß gemeinsame Sache mit den Petschenegen, welche das byzantinische Reich beunruhigten, und fand seinen Tod in einer verlorenen Schlacht.

Ungarn, nach dem Tode Stefans bald vierzig Jahre lang in Aufständen und Parteikämpfen blutend und selbst in seiner Unabhängigkeit bedroht, gewann unter der kraftvollen Regierung des Königs Ladislaus rasch seine frühere Macht und Bedeutung wieder, ja es hatte sogar Gebietserweiterungen zu verzeichnen. Als nach dem Tode des kroatischen Königs Zvonimir der Bürgerkrieg einige Jahre lang Kroatien verheerte, führte Ladislaus seine Scharen nach Kroatien zum Schutze seiner Schwester Helene, der Witwe des verstorbenen Königs. Er eroberte einen Theil des Landes und errichtete zwischen der Drau und Save, in dem heutigen Kroatien, das Agramer Bisthum zur Stärkung des dort noch schwachen Christenthums (1091).

Von jenseits der Drau eilte Ladislaus mit seinen Scharen den hereingebrochenen Kumanen entgegen, welche jenseits der Theiß plünderten. Die sich zurückziehenden kumanischen Haufen vernichtete er fast gänzlich an der Temes und erfocht einen noch glänzenderen Sieg an der unteren Donau, als die Kumanen, um wegen der erwähnten Niederlage Rache zu nehmen, abermals eingebrochen waren. Ladislaus tödtete eigenhändig ihren Führer Ákos.

Den Tod des frommen, ritterlichen, heldenhaften Königs Ladislaus (20. Juli 1095) beweinte die ungarische Nation mit Thränen aufrichtigen Schmerzes. Sein Leib wurde zur Ruhe gebracht in der Gruft der durch ihn gegründeten Großwardeiner Kathedrale, in welcher das Grab des schon zu Lebzeiten als heilig verehrten und später durch die Kirche in die Reihe der Heiligen aufgenommenen Königs der Gegenstand eines andächtigen Cultus seitens des Volkes und der selbst aus fernen Gegenden her aufgesuchte Schauplatz von Gottesurtheilen wurde.

Der heilige Ladislaus, in welchem der Ungar seine eigenen nationalen Charakterzüge durch die Glorie christlichen Ritterthumes verschönt erblicken konnte, der in Krieg und Frieden gleich große, strenge, aber gerechte und gnädige König ist Jahrhunderte hindurch der Held volksthümlicher Sagen gewesen und ist es heute noch. Die durch alte Augenzeugen als wunderschön gepriesene Reiterstatue, welche unter König Sigmund von Klausenburger Künstlern gegossen wurde, fiel als Opfer türkischer Barbarei bei der Einnahme Großwardeins, aber das Andenken an Ladislaus erhielt sich treu im Herzen des dankbaren Volkes und konnte selbst in der Aera der populärsten Könige, Ludwig der Große und Mathias, nicht verdunkelt werden.

Ladislaus starb ohne männliche Nachkommen und die Nation erhob seinen Neffen Koloman, den älteren Sohn Gézas, auf den Thron. Koloman, obzwar ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, fühlte sich doch berufener zur Herrschaft als zur Handhabung des bischöflichen Hirtenstabes, bestieg den Thron und verlieh seinem jüngeren Bruder Álmos einen Theil des Landes als Fürstenthum.

In dem wissenschaftlich gebildeten und eben deßwegen vom Volke „Könyves Kálmán" („Bücher-Koloman", „Bücherkönig") genannten Herrscher paarten sich hoher Verstand und ein weiter geistiger Gesichtskreis mit starkem Willen und festem Charakter. Die düstere Darstellung mancher heimischen Chroniken, welche ihn zu einem Krüppel und einem moralischen Ungeheuer machen, wird durch das ganze Leben Kolomans widerlegt. Diese mißgünstige Schilderung erklärt sich aus dem Hasse eines Parteimannes, der an Álmos, den Koloman blenden ließ, und an dessen Familie festhielt. Sie erklärt sich weiterhin aus der Befangenheit des Chronisten, der das Verhalten Kolomans gegenüber den durchziehenden zügellosen Horden der Kreuzfahrer nicht verstand, während Koloman nur den Troß züchtigte und auseinanderjagte, dagegen die ritterlichen Scharen — unter Gottfried von Bouillon — mit Ehren empfing und ihnen den Durchzug gestattete (1096). Der gelehrte König, dem an Wissen kein damaliger europäischer Fürst gleichkam, war gezwungen, den größten Theil seiner Herrscherzeit mit äußeren und inneren Kriegen zuzubringen.



Das Siegel König Kolomans.

Die Kroaten, welche sich gegen die Herrschaft seines jüngeren Bruders Álmos aufgelehnt hatten, zwang Koloman mit bewaffneter Hand zur Anerkennung der Oberhoheit der ungarischen Krone. Er nahm Zara vecchia an der Meeresküste ein und hatte die Absicht, die dalmatinischen Städte zu erobern, um sein Reich zur Seemacht zu erheben.

Zur selben Zeit wurde Europa von der fieberhaften Begierde ergriffen, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Die erste Kreuzfahrertruppe stand schon im Mai 1096 unter der Anführung von Walter Habenichts an der Grenze Ungarns und verlangte und erhielt auch den freien Durchzug durch das Land. Bei Semlin fingen

indeß einige zurückgebliebene Kreuzfahrer Händel an; der ungarische Befehlshaber ließ die Friedensstörer entwaffnen und die ihnen abgenommenen Waffen auf die Burgzinnen pflanzen. Als die zweite durch den Einsiedler Peter von Amiens geführte Kreuzfahrertruppe diese aufgepflanzten Waffen erblickte, entbrannte sie in wildem Zorn über diesen Hohn und plünderte und zerstörte Semlin.

Damit wurde das Zeichen zu zahllosen Ausschreitungen von Seiten der immer wieder von Neuem ins Land strömenden undisciplinirten Massen gegeben. Koloman trat ihnen mit bewaffneter Hand entgegen. Bei Ungarisch-Altenburg vernichtete er die Scharen Gottschalks, bei Neutra diejenigen Volkmars; das aus 200.000 Mann aus aller Herren Ländern zusammengewürfelte Heer des Grafen Emico, der ihn in Wieselburg belagerte, zerstreute er in einer mörderischen Schlacht.



Das Siegel König Gézas II.

Nicht so glücklich war Koloman in seinem russischen Feldzuge, den er als Verbündeter Svatopluks, Fürsten von Kiew, gegen die tschernigower Fürsten unternahm. Sein 8.000 Mann starkes Heer wurde unter den Mauern des von demselben belagerten Přemisl durch die Russen und Kumanen, welche aus der Festung ausfielen, zwischen zwei Feuer gedrängt und zum großen Theil vernichtet (1099).

Ein neuerlicher Aufstand der Kroaten gab die Veranlassung, daß Koloman seinen lange gehegten Plan, die Eroberung der Seeküste, zur Ausführung brachte. Sein Heer schlug den Aufruhr in Kroatien nieder, Spalato, Zara und die übrigen dalmatinischen Städte zwang Koloman zur Anerkennung der ungarischen Oberhoheit und beschenkte sie mit derartigen Privilegien, daß es in ihrem Interesse liegen mußte, die Anhänglichkeit an die ungarische Krone zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit entfernte er seinen jüngeren Bruder, den schwachen und unzuverlässigen Álmos, von der Regierung Kroatiens und ließ sich in Bielograd zum König von Kroatien und Dalmatien krönen (1102). Im nächsten Jahre machte er einen Versuch, die dalmatinischen Inseln zu erobern, doch gelang es der geringen Flotte des Bans Ugra nicht, Arbe, welches vor der Rache Venedigs zitterte, zur Unterwerfung zu zwingen. Als später Zara, durch Venedig angestiftet, sich neuerdings gegen die ungarische Herrschaft auflehnte, erschien Koloman

abermals in Dalmatien, nahm die ihm auf Einschreiten des Zaraer Bischofs Johann huldigende Stadt in Gnaden wieder auf und bestätigte ihre Privilegien. Er unterwarf sich auch die Inseln und hielt eine Versammlung in Zara ab, in welcher er mit feierlichem Schwure bekräftigte, daß er die Freiheiten Dalmatiens nicht antasten wolle (1105).

Álmos, gekränkt durch den Verlust Kroatiens, machte wiederholt Anstrengungen, seinen Bruder des Thrones zu berauben. Schon 1103 standen die Heere des Königs und des Prätendenten einander an den Ufern der Theiß gegenüber, aber die Gutgesinnten wünschten das Vergießen von Bruderblut vermieden zu sehen und führten einen Waffenstillstand herbei. Die Vornehmen in beiden Lagern hielten eine Zusammenkunft, erklärten, daß sie gegeneinander nicht kämpfen würden, und verwiesen zur Austragung der Streitigkeiten die Brüder auf den Zweikampf. So mußten sich die Brüder wohl oder übel mit einander versöhnen.

Nach drei Jahren floh Álmos zu dem deutschen Kaiser Heinrich V. und verlangte dessen Beistand gegen seinen älteren Bruder, kehrte indeß, da er sein Ziel nicht erreichen konnte, reuig zurück und erhielt abermals die Verzeihung Kolomans. Nicht lange darauf floh er nach Polen und drang mit polnischen Scharen bis Abaujvár vor. Koloman erschien aber hier mit überwiegenden Streitkräften und belagerte den in die Festung eingeschlossenen Almos, der, seine Sache verloren gebend, Reue und Buße heuchelte, seinem Bruder zu Füßen fiel und zum dritten Mal dessen Verzeihung erlangte. Der Stachel des Argwohns blieb übrigens in den Herzen der Brüder zurück und Álmos, die Rache Kolomans fürchtend, flüchtete abermals nach Deutschland und erflehte zu Weihnachten 1107 in Mainz die Hilfe des Kaisers Heinrich V., der sich jetzt um so bereitwilliger zeigte, ihm beizustehen, als er auf das durch Koloman eroberte Dalmatien als eine zu den Lehen des deutschen Reiches gehörige Provinz Ansprüche erhob.

Heinrich V. begann auch den Krieg und belagerte Preßburg (1108), während sein Verbündeter, der Herzog von Böhmen, das Waagthal verheerte. Der Feldzug blieb jedoch ergebnißlos und Álmos erzielte keinen weiteren Vortheil, als daß Heinrich bei dem Frieden, den er mit dem zur Vertheidigung Preßburgs herbeigeeilten Koloman schloß, die straflose Rückkehr für Álmos ausbedang.

Nun unternahm Álmos, um seine Bußfertigkeit zu zeigen, eine Pilgerfahrt in das heilige Land. Kaum zurückgekehrt, sann er jedoch im Vereine mit seinen Parteigenossen auf neue Ränke, mittelst deren es ihm gelingen sollte, die Krone nach dem Tode seines kranken Bruders an sich zu reißen. Koloman mochte mit Recht bekümmert sein im Hinblicke auf die Zukunft seines zu seinem Nachfolger ausersehenen unmündigen Sohnes Stefan. Er ließ darum, als er bei bedenklicher Zunahme seiner Krankheit den nahen Tod vorhersehen konnte, Álmos und dessen kleinen Sohn Béla ergreifen und blenden (1114).

Diese grausame Handlung, welche übrigens nach damaligen, namentlich byzantinischen Anschauungen als Gnade im Falle von todeswürdigen Verbrechen galt, ist unleugbar ein dunkler Flecken auf dem Charakter Kolomans.

Auch das Familienleben des Königs war sorgenvoll; früh verlor er seine erste Frau, seine zweite Ehe dagegen, mit einer russischen Prinzessin, war keine glückliche. Koloman verstieß die Unwürdige, welche auf russischem Boden einen Sohn gebar, Borics, der als Thronprätendent später so viele Unruhen hervorrief.

Die Gesetze, welche Koloman erließ, legen Zeugniß ab von seinem weit über die Vorurtheile des Zeitalters erhabenen Geist. Er beschränkte die Gottesurtheile auf die Bischofssitze und Großpropsteien, verbot die Fahndung solcher Hexen, welche, in wilde Thiere verwandelt, Menschen tödten, „weil es keine solchen Hexen gebe“, revidirte die Gesetze der Könige Stefan und Ladislaus, milderte die drakonische Strenge der Decrete derselben, erlaubte den in legitimer Ehe lebenden Geistlichen ihre Frauen zu behalten und untersagte nur für die Zukunft den zu Priestern Geweihten die Heirat, traf Anstalten, um die Ismaeliten, eingewanderte mohammedanische Bulgaren, zum Christenthume zu bekehren, regelte die Verhältnisse der Juden durch ein besonderes Gesetz, verbot ihnen jedoch, mit christlichen Sclaven zu handeln oder solche im Dienste zu halten.

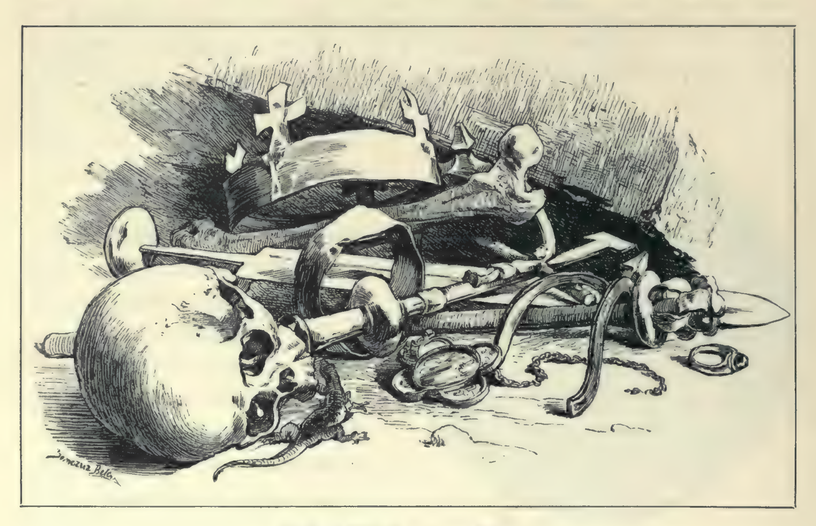


Das Siegel König Stefans III.

Auf Koloman folgte sein Sohn Stefan II., der aber nicht zugleich den Geist seines Vaters erbte. Der leidenschaftliche Jüngling vergeudete die Kraft der Nation in fruchtlosen Kriegen, welche er mit den benachbarten Böhmen, Österreichern, Russen und Byzantinern führte.

Stefan II., der die ausschweifende Lebensweise der von ihm begünstigten Kumanen befolgte, war oft kränklich und gedachte bekümmert der Zukunft, da er kinderlos war und das Geschlecht der Árpáden mit ihm auszusterben drohte. Er vernahm daher mit Freuden die Kunde, daß der todtgesagte Béla, Sohn des Álmos, im Pécsvárader Kloster verborgen lebe; er ließ den Jüngling an seinen Hof kommen, setzte ihn in sein Erbe ein und vermählte ihn mit der Tochter des serbischen Fürsten Uros. Der junge König starb bußfertig in einem Mönchsgewande, als er noch kaum 30 Jahre zählte (1131).

Mit der Thronbesteigung Bélas II. oder des „Blinden“ rissen wieder die Getreuen des Álmos die Macht an sich. Mit Hilfe derselben ließ die Königin Helene auf dem Arader Landtage achtundsechzig der Anhänger Kolomans und seines Sohnes theils niedermetzeln, theils ins Gefängniß werfen oder schickte sie in die Verbannung (1131). Die Verfolgten riefen den bereits erwähnten Borics ins Land, damit er sich des Thrones bemächtige; derselbe brach auch zweimal mit russischen und polnischen Hilfsvölkern in Ungarn ein. Die Nation wies jedoch den fremden Thronprätendenten mit den Waffen in der Hand zurück.



Im Sarge Bélas III. gefundene Reliquien.

Nach dem Tode Bélas II. (1141) fiel die Krone an seinen zwölfjährigen Sohn Géza II. Auch dieser hatte schwere Kämpfe mit Borics zu bestehen, der mit Hilfe österreichischer Herren die Festung Preßburg einnahm. Der siebzehnjährige Géza rief das Land unter Waffen, eilte nach Preßburg, übernahm dasselbe laut Übereinkunft von der österreichischen Besatzung, setzte dann über die Leitha und erfocht einen glänzenden Sieg über den österreichischen Herzog Heinrich Jasomirgott (1146). Von dieser Seite wurde also der Friede des Landes befestigt, doch erhoben sich Vorzeichen weit größerer Gefahren an der Südgrenze.

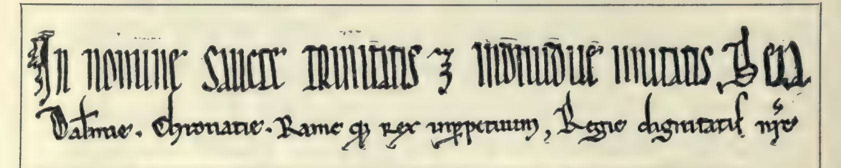
Der griechische Kaiser Manuel wendete nämlich Borics seine Gunst zu, demüthigte das der ungarischen Oberhoheit sich beugende Serbien in zwei Feldzügen und sandte, während Géza im Interesse seines Schwagers, des Herzogs von Kiew, in Galizien

Latiatuc feleym zumtuchel Sermo sup ſepulchrum.
mic vogmuc. yſa pur es chomuv uogmuc. Menyi miloſtben
terumteve eleve miv iſemucut adamut. es odutta vola neki
paradiſumut hazóa. Es mend paradiſumben uolov gimilcictul
munda neki elnie. Heon tilutoa wt ig fa gimilce tvl. Ge
mundoa neki meret nu eneyc. yſa ki nopun emdul oz gimilſ
twl. halalnec halalaal holz. Hadlaua choltat terumteve iſten
tvl. ge feledeve. Engede urdung intetvinec. es evec oz tiluvt
gimilſtwl. es oz gimilſben halalut evec. Es oz gimilſnec vvl
keſeruv uola vize. hug turchucat migè zocoztia vola.
Num heon muga nec. ge mend w foianec halalut evec.
Horoguvec iſten. es veteve wt ez muncas vilagbele. es levn
halalnec es puculnec feze. es mend w nemenec. Kic oz ve.
miv vogmuc. hug es tiv latiatuc ſzumtuchel. iſa es num
igg ember mulchotia ez vermut. yſa mend oz chuz iarov
vogmuc. Wimagguc uromc iſten kegilmet ez lelic ert. hug
iorgoſſun w neki. es kegiggen. es bulſcaſſa mend w bunet.
Es vimagguc ſzen achſcin mariat. es bovdug michael archangelt.
es mend angelcut. hug uimaggonoc erette. Es uimagguc
ſzent peter urot. kinec odut hotolm ovdonia. es ketnie.
hug ovga mend w bunet. Es vimagguc mend ſzentucut.
hug legenec neki ſeged uromc ſcine eleut. hug iſten iv ui-
madſaguc miatt bulſaſſa w bunet. Es zoboducha wt urdung
ildetuitvl. es pucul kinzotviatwl. es vezeſſe wt paradiſu
nugulmabeli. es oggun neki munhi uruzagbele utot. es
mend iovben rezet. Es keaſſatuc uromchuz charmul. Kirl.
Scerelmes bratym uimaggomuc ez ſcegin ember lilki ert.
kit vr ez nopun ez homus vilag timnucebelevl mente;
kinec ez nopun teſtet tumetivc. hug ur uvt kegilmehel
abraam. yſaac. iacob. kebeleben helhezie. hug birſagnop
ivtua mend w ſzentii es unuttei cuzicun iov
felevl iochtotnia ilezie vvt. Es tiv bennetuc. clamate iii K.

„Die Leichenrede." Ältestes ungarisches Schriftstück aus dem Pray Codex.

Krieg führte, einen Theil seiner Truppen nach Syrmien, die anderen Abtheilungen unter Borics zur Verwüstung der Temescher Grafschaft an die untere Donau (1152). Damit begann Manuel den langen Kampf, als dessen Endziel er die Einverleibung Ungarns in das oströmische Reich sich gesteckt hatte.

Zur Ausführung dieses Planes fand Manuel bald noch geeignetere Werkzeuge in den jüngeren Brüdern Gézas II., in Stefan und Ladislaus, die, mit ihrem Bruder entzweit, bei Manuel Zuflucht suchten. Stefan befand sich als Thronprätendent bei jenem griechischen Heere, welches Manuel gegen die Vrancsova belagernden ungarischen Truppen gesandt hatte. Die Griechen wurden geschlagen und Stefan rettete sich mit Mühe, seine flüchtig gewordenen Parteigenossen dagegen fielen, gleichzeitig mit Borics, unter dem rächenden Schwerte der Ungarn (1155). Manuel gab nach dieser schweren Niederlage seine Eroberungsabsichten auf, so lange Géza II. lebte, doch schon nach dessen plötzlichem Tode


In nomine sancte trinitatis et individue unitatis. Bela
Dalmatie. Chroatie. Rame

Der Anfang einer Urkunde König Bélas III. vom Jahre 1195.

(1161) ergriff er die Gelegenheit, einen der jüngeren Brüder des verstorbenen Königs als seinen Vasallen auf den ungarischen Thron zu erheben.

Kaum war der älteste Sohn Gézas II., der fünfzehnjährige Stefan III. gekrönt, als Manuel mit den zwei Herzogen sich schon unterwegs nach Ungarn befand; er sandte aus dem Lager in Sophia Boten an die Magyaren und forderte die Erhebung des jüngeren Herzogs Stefan, der mit einer griechischen Prinzessin vermählt war, auf den ungarischen Thron, indem er behauptete, daß die ungarische Krone laut gesetzlichen Brauches nicht dem ältesten Sohne, sondern dem Bruder des Königs gebühre. Die Ungarn waren nicht geneigt, die Berechtigung dieser Forderung anzuerkennen; als aber Manuel seinen Worten durch das Schwert Nachdruck gab und der junge König vom Schauplatze der Gefahren durch seine Mutter nach Preßburg an der Landesgrenze in Sicherheit gebracht worden war, erklärten sie sich bereit, wohl nicht Stefan, aber dessen älteren Bruder Ladislaus auf den Thron zu erheben. Manuel gab sich auch mit diesem halben Erfolge zufrieden und verlangte nur, daß die Ungarn dem Herzog Stefan, dem jüngeren Bruder des Königs, den einem Thronfolger gebührenden Titel: „Mein Herr“ gaben. So gelangte die Krone einige Monate nach der Krönung Stefans III. in den Besitz von Ladislaus II.

Der junge König erfreute sich nicht lange Zeit der usurpirten Krone, er starb schon zu Anfang 1162 und sein jüngerer Bruder Stefan IV., der Schützling des griechischen Kaisers, nahm seinen Thron ein. Jedoch erhob sich die Nation bald in Waffen gegen den Tyrannen, der die Getreuen des legitimen Königs verfolgte und Syrmien als Dank dem Kaiser Manuel überließ. Stefan IV. mußte noch im Sommer des Jahres seiner Thronbesteigung sammt seinen Getreuen entfliehen.

Manuel, der seinen verjagten Schützling wieder eingesetzt zu sehen wünschte, schlug sein Lager bei Belgrad auf, die Ungarn standen ihm gegenüber am jenseitigen Ufer. Der



Kirchengeräthe aus dem Mittelalter.

Kaiser, der von der erbitterten Stimmung, welche im Lande gegen den Usurpator Stefan IV. herrschte, Kenntniß erhielt, bahnte friedliche Unterhandlungen an. Er ließ durch seinen Gesandten erklären, daß er bereit sei, Stefan IV. seinen Schutz zu entziehen, und forderte Stefan III. auf, ihm seinen jüngeren Bruder Béla als Bräutigam seiner Tochter Maria zu überlassen. Er wollte ihn, da er selbst keinen Sohn hatte, als Thronerben einsetzen. Dieser Ausgleich wurde geschlossen, Manuel nahm Béla mit sich, der in Constantinopel den Namen Alexius und den Titel Despot annahm und sich mit des Kaisers Tochter verlobte. Der Kaiser hatte ihn zum Werkzeuge ausersehen, mittelst dessen es gelingen sollte, Ungarn dem oströmischen Reiche einzuverleiben.

Wie wenig selbstlos der Kaiser in seinem Vorgehen war, zeigte sich gar bald, als Béla die Herausgabe Syrmiens als seines Erbes forderte und abgewiesen wurde, worauf Manuel abermals Streitkräfte unter Stefan IV. nach Ungarn schickte. Als die Ungarn Stefan IV. zu bedrängen anfingen, eilte Manuel selbst zu seiner Hilfe herbei, setzte bei Peterwardein über die Donau und schlug sein Lager in der Bácska auf. Statt sich zu schlagen, begann er abermals zu unterhandeln und beschloß den Streit durch einen Frieden, demzufolge er auf die weitere Beschützung Stefans IV. verzichtete, die Ungarn ihm dagegen Syrmien, das geforderte Erbe Bélas überließen.

Da aber Manuel, dem Friedensschlusse entgegen, einen Theil seiner Truppen in Syrmien zur Unterstützung Stefans zurückließ, brach der Krieg neuerdings aus, in dessen Verlaufe Stefan IV., in Semlin eingeschlossen, durch einen seiner Mannen vergiftet wurde und starb (1163).

Vier Jahre lang wurde der ungarisch-griechische Krieg mit wechselndem Glücke in Dalmatien und an den Ufern der unteren Donau und Save geführt. Die zeitgenössischen Byzantiner Chronisten haben interessante Daten über diesen Krieg verzeichnet. Während des viel Blut kostenden Krieges mußte sich der Kaiser immer mehr davon überzeugen, daß infolge des Widerstandes der Nation es unmöglich sei, seinen kühnen Plan, die Einverleibung Ungarns, auszuführen. Die griechischen Scharen vermochten selbst nicht nach dem einen oder anderen Siege weit über die Grenzen des Landes vorzudringen.

In dem Verhalten Manuels gegenüber Ungarn wurde jedoch ein jäher Umschwung hervorgerufen, nicht durch den Widerstand der Nation, sondern durch die im Jahre 1170 erfolgte unvermuthete Geburt seines Sohnes und Erben. Seither wünschte er Béla nicht mehr zu seinem Nachfolger, gab ihm auch seine mit ihm verlobte Tochter nicht zur Frau, sondern vermählte den jungen ungarischen Thronbewerber mit der jüngeren Schwester seiner Frau. Seinen Sohn ließ er in dessen zweitem Lebensjahre zu seinem künftigen Nachfolger krönen (1172).

Der plötzliche Tod des siebenundzwanzigjährigen Jünglings Stefan III. wurde vom Volksglauben griechischen Intriguen und byzantinischem Gifte zugeschrieben und öffnete jedenfalls dem Zögling Manuels, Béla III., den Weg zum ungarischen Thron.

Ein Theil der ungarischen Patrioten und namentlich der Clerus fühlte sich dem in Griechenland erzogenen Jüngling gegenüber fremd, die Königin-Witwe selbst war ihrem jüngeren Sohne Géza günstiger gestimmt, aber die Mehrheit schloß sich schon darum dem älteren Bruder Béla an, damit das Land durch dessen Thronbesteigung Syrmien und Dalmatien kampflos wiedergewinne.

Als der Graner Erzbischof Lukas sich weigerte, den vermeintlich griechisch-orthodoxen Béla zu krönen, ließ Béla III. mit Erlaubniß des Papstes den Erzbischof von Kalocsa



Das Innere der Ruine der Zsámbéker Propsteikirche.

die Krönung vollziehen (1174). Er verstand es dann, die durch die Krone erlangte Autorität auch seinem jüngeren Bruder Géza und seiner Mutter gegenüber mit starker Hand aufrechtzuhalten.

Béla blieb bis zu seinem Tode in guten Beziehungen zu Manuel; er ließ Syrmien und Dalmatien in dessen Händen, und erst nach dem Tode des Kaisers gelangten diese Provinzen unter die ungarische Oberhoheit zurück (1180).

Béla gewann nicht nur Dalmatien wieder, sondern breitete die Oberhoheit der ungarischen Krone auch über Galizien aus und ließ seinen jüngeren Sohn Andreas auf dessen Thron setzen. Diese Eroberung hatte zwar keine Dauer, aber der Königstitel von Galizien und Lodomerien befindet sich seit jener Zeit unter den Titeln des ungarischen Königs. Béla III., der am Hofe zu Byzanz erzogen war, führte die Gepflogenheit ein, daß am königlichen Hofe alle Angelegenheiten schriftlich verhandelt, ebenso die Verordnungen, Urtheile, Berichte schriftlich abgefaßt wurden, wodurch viele Mißbräuche verhindert und die Sicherheit des Eigenthums gehoben wurde. Unter seiner 23jährigen Regierung machte das Land in Wohlstand und Cultur erfreuliche Fortschritte.

Seinem Tode nahe, verfügte er, daß sein älterer Sohn Emerich, den er noch bei seinem Leben krönen ließ, das Land ungetheilt besitze, seinem jüngeren Sohne Andreas hingegen hinterließ er Güter und Schätze, damit er sein Gelübde erfülle und an einem Kreuzzuge theilnehme (1196).

Andreas aber, von Ehrgeiz gestachelt, verwendete die ihm von seinem Vater hinterlassenen Schätze nicht zu Zwecken eines Kriegszuges ins heilige Land, sondern warb Truppen für seine eigenen selbstsüchtigen Ziele, forderte nach alter Gewohnheit seinen Antheil am Lande und nahm Kroatien und Dalmatien factisch in Besitz, occupirte auch Rama und Chulmia, das heutige Bosnien und Hercegovina, und entzündete einen Bürgerkrieg, in welchem jedoch das Glück auf Seiten Emerichs war. Andreas flüchtete zu Leopold, Herzog von Österreich, worauf Emerich die Grenzbezirke Österreichs mit Feuer und Schwert verheerte. Die Eintracht zwischen den Brüdern wurde durch die Fürsprache des Papstes wieder hergestellt und Andreas Kroatien und Dalmatien, welche er forderte, zugesprochen (1200).

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, mengte sich Emerich, mit seinem jüngeren Bruder vereint, in die Familienzwistigkeiten der serbischen Dynastie und unterwarf Serbien dem ungarischen Scepter (1202); er dehnte ferner seine Eroberungen auf den westlichen Theil Bulgariens aus und nahm unter die übrigen königlichen Titel auch diejenigen der neuen Länder auf.

Die Eintracht der Brüder dauerte nicht lange. An der Drau stellten sich die Scharen des Königs und Andreas' einander gegenüber auf. Emerich benützte jedoch statt des zweifel-

haften Schwertes den Zauber der königlichen Autorität, um seinen Gegner zu besiegen. Er ging unbewaffnet in das Lager der Aufrührer hinüber, führte seinen jüngeren Bruder, zu dessen Vertheidigung Niemand das Schwert zu ziehen wagte, aus der Mitte der Aufständischen heraus und ließ ihn in das Gefängniß werfen. Aber nicht lange darauf, als er seinen Tod nahen fühlte, berief er ihn an seinen Hof und ernannte ihn zum Vormund seines minderjährigen Sohnes Ladislaus III. (1204).

Die Königin-Witwe, welche sich neben dem den Thron begehrenden Vormund nicht sicher fühlen mochte, flüchtete mit ihrem Sohne und der Krone nach Österreich, und schon war Andreas gesonnen, seinen Mündel und die Krone mit bewaffneter Hand zurückzufordern, als durch den Tod des Kindes jede Kriegsursache entfiel. Andreas hatte endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht, er konnte die zurückgesandte Krone sich aufs Haupt setzen (1205).

Andreas II. war der erste König, der bei seiner Krönung eidlich gelobte, daß er die Rechte und Privilegien, sowie die Autorität der Krone unversehrt aufrechthalten werde. Nie konnte sich aber die Nation mit mehr Grund über die Verletzung ihrer Rechte und über das Sinken der Macht und des Ansehens des Landes beklagen, als während seiner dreißig Jahre andauernden, von Wirren erfüllten ruhmlosen Zeit.

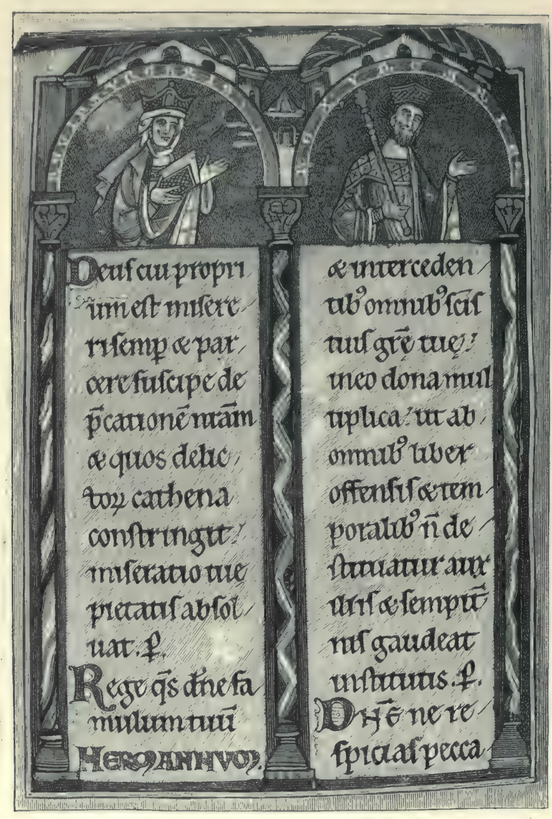
Andreas wurde von seiner ehrgeizigen Frau, Gertrud von Meran, beherrscht, die sich ungebührlicherweise in die Leitung der Staatsgeschäfte mischte, ihren Bruder, den unwissenden Berthold, zu den Würden eines Kalocsaer Erzbischofs, eines Bans von Slavonien und schließlich eines Woiwoden von Siebenbürgen erhob, die fremden Günstlinge mit Schenkungen und Ämtern überhäufte und die Landeseinkünfte sich aneignete, um für ihre Kinder Schätze zu sammeln und sie ins Ausland zu senden.

Als Andreas sich nach Galizien begab, um seinen jüngeren Sohn Koloman auf den polnischen Thron zu setzen, vertraute er die Regierung des Landes seiner Frau und, mit Hintansetzung des Graner Erzbischofs und des Palatins, dem jüngeren Bruder der Königin, dem verabscheuten Berthold an. Die Erbitterung wurde allgemein. Die Mißvergnügten überfielen die verhaßte Königin und tödteten sie (1213).

Als Andreas aus Galizien heimkehrte, fand er das Land in solcher Verwirrung, die Gereiztheit gegen seine Regierung so allgemein verbreitet, daß er — nachdem der Mörder der Königin, der Ban Petur, ohnedies bald nach der Verübung der That getödtet worden war — sich damit begnügte, die Güter einiger ins Ausland geflüchteten Rädelsführer des Aufstandes zu confisciren. Die Unzufriedenen, die schon gesonnen waren, die Söhne Gézas, des nach Griechenland flüchtig gewordenen jüngeren Bruders Bélas III., zur Besetzung des Thrones herbeizurufen, trugen sich jetzt mit der Absicht, Béla, den minderjährigen Sohn Andreas', auf den Thron zu erheben. Der schwache Andreas wandte

sich um Schutz an den Papst und trachtete, seine Gegner durch den Kirchenbann bedroht zu sehen.

Andreas II. beschloß mittlerweile, den Mahnungen des heiligen Stuhles nachgebend, sein Kreuzfahrt-Gelübde endlich zu erfüllen. Auf gemietheten Schiffen, für welche er Zara für immer an Venedig überließ, lief er mit glänzendem Gefolge aus Spalato aus und langte im Herbst 1217 im heiligen Lande an. Dieser Feldzug brachte ihm keine Lorbeern. Die Festung am Tabor, welche er mit den Truppen der Könige von Jerusalem und Cypern im Spätherbste zu belagern begann, wies die Angriffe zurück und das mißmuthige Christenheer, in der rauhen Winterszeit obendrein durch Hunger und Pest decimirt, löste sich infolge der Uneinigkeit der Führer auf. Andreas eilte nach dreimonatlicher fruchtloser Kriegführung in sein Land zurück, in welchem während seiner Abwesenheit die Verwirrung und


Deus cui propri
um est misere
ri semp & par
cere suscipe de
pcatione nram
& quos delic
tor cathena
constringit
miseratio tue
pietatis absol
uat. P.
Rege qs dne fa
mulum tuu
HERMANN VON
& interceden
tib omnib scis
tuis gre tue
in eo dona mul
tiplica. ut ab
omnib liber
offensis & tem
poralib n de
stituatur aux
iliis & sempit
nis gaudeat
institutis. P.
Dne ne re
spicias pecca

König Andreas II. und seine Gemalin Gertrud von Meran, auf einem Codexblatt.

die Kopflosigkeit bis auf das Äußerste gestiegen waren. Er fand das Land — aus welchem die zügellosen Herren den als Statthalter zurückgelassenen Graner Erzbischof Johann vertrieben hatten — vollständig unterwühlt, die königlichen Güter und Einkünfte mit Beschlag belegt, die Burgsassen und den Landadel durch die Herren unterdrückt, das Volk durch die Letzteren und durch die Beamten gepeinigt und beraubt. Da er nicht die

Kraft in sich fühlte, die gestörte Ordnung wieder herzustellen, verlangte er den Bann des heiligen Stuhles gegen diejenigen, welche das Gesetz mit Füßen traten.

Um den Bedürfnissen seiner durch eigene Verschwendung geschädigten Schatzkammer abzuhelfen, ließ er jedes Jahr neues Geld, und zwar immer schlechteres prägen, verpachtete oder verpfändete selbst die Steuern den Juden und Ismaeliten, verschenkte die noch verbliebenen Burg- und Krondomänen und gab ganze Comitate in ewiges Erbeigenthum, um durch solche Freigebigkeit die mächtigen Herren zur Ausrüstung ihrer Kriegsscharen zu bewegen. Die Verschwendung des Königs ging so weit, daß der Papst sich berechtigt fühlte einzugreifen und ihm befahl, die seinem Krönungseide entgegen veräußerten königlichen Güter wieder einzuziehen, selbst wenn er geschworen habe, dieselben niemals wieder zurückzunehmen (1220).



Die Goldbulle König Andreas II.

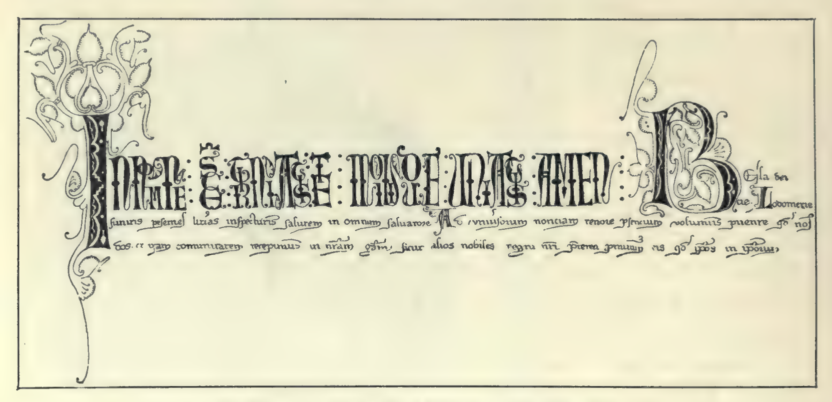
Als Andreas Befehl zur Rücknahme der Burgdomänen gab und Commissäre zu diesem Behufe in die Comitate entsandte, versuchten die hierdurch bedrohten Herren die Durchführung dieser Verordnung dadurch zu hintertreiben, daß sie zwischen dem alten König und seinem junggekrönten Sohn Béla Uneinigkeit hervorriefen. Der unterdrückte kleine Adel stellte sich auf Seite des nach Reformen drängenden jungen Königs und war entschlossen, seine Forderungen den reformfeindlichen Magnaten gegenüber mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Um seinem Sturze und dem inneren Kriege vorzubeugen, war Andreas gezwungen, nachzugeben; er berief den Reichstag und erließ die Goldene Bulle, in welcher er die gesetzliche Ordnung wieder herstellte und die persönliche Freiheit und das Besitzrecht des Adels befestigte, indem er in dem Schlußsatz der Bulle dem Clerus und Adel das Recht einräumte, ohne als Rebellen zu gelten, zu widersprechen oder selbst Widerstand zu leisten, wenn der König oder seine Nachfolger sich gegen die Bestimmungen der Bulle vergehen sollten (1222).

Diese Goldene Bulle bildete, ähnlich der sieben Jahre früher in England entstandenen Magna charta, von jetzt an das Grundgesetz des Landes, dessen Befolgung der Palatin zu überwachen und auf welches jeder König bei der Krönung den Eid abzulegen hatte.

Weder Andreas noch die Vornehmen seines Hofes, welche Furcht vor den jährlich in Stuhlweißenburg abzuhaltenden Massen-Landtagen hatten, wollten diese durch den Zwang der Verhältnisse erpreßte Goldene Bulle durchführen. Aus diesem Grunde brach zwischen dem alten und dem jungen König neuerdings ein Zwist aus, der durch die Vermittlung des Papstes wieder beigelegt wurde (1223).

Damals erhielt Béla Kroatien und Dalmatien als Antheil, den später der jüngere Bruder Koloman übernahm, während Béla die Regierung Siebenbürgens und der Bezirke jenseits der Theiß leitete.

Der junge Béla betrieb mit aller Energie die Rücknahme der königlichen Güter, er dehnte die Oberhoheit der ungarischen Krone auch auf einen Theil des benachbarten



Der Anfang einer Urkunde König Bélas IV. aus dem Jahre 1258.

Kumaniens aus und errichtete schon 1227 das kumanische Bisthum mit dem Sitze in Milkó, das drei Jahrhunderte später während der türkischen Besitznahme vernichtet wurde.

Andreas zeigte sich nicht in gleicher Weise energisch bezüglich der Vollstreckung der Gesetze, vielmehr verpfändete oder verpachtete oder verkaufte er als ewige Erbgüter die Krondomänen und königlichen Einkünfte an Juden und Ismaeliten, der Goldenen Bulle zum Trotz. Er hatte den größten Theil des Landes unter seine Söhne vertheilt und brauchte Geld für seine luxuriöse Hofhaltung. Infolge der Ermahnung des Papstes Gregor IX. und der Klagen des Clerus bestätigte er zwar neuerdings die Goldene Bulle mit einigen Zusätzen und ertheilte dem Graner Erzbischof die Vollmacht, ihn zur Einhaltung des Gesetzes mittelst Bannfluches zwingen zu können (1231), aber der mit ewigen Geldverlegenheiten kämpfende König und sein Hof fanden Gelegenheit genug, das Gesetz zu umgehen, und Alles blieb beim Alten.

Die Goldene Bulle machte weder in der damaligen, noch auch in viel späterer Zeit die Verletzungen der Nationalrechte wieder gut. Als Andreas II. nach einer dreißigjährigen unruhigen Regierung starb, hatten die ausgeplünderten Bewohner des dem Elende verfallenen Landes kaum Ursache, seinen Tod zu beweinen (1235).

Der 29jährige Béla IV. ergriff mit starker Hand die Zügel der Regierung, er wollte in des Wortes vollster Bedeutung Herrscher in seinem Lande sein. Den Palatin Dionysius, den Hauptanstifter der Unruhen, ließ er blenden, ungetreuen Beamten den Proceß machen.

Die in ihren Interessen verletzten flüchtigen Malcontenten setzten ihren ganzen Einfluß darein, den österreichischen Herzog Friedrich zu kriegerischem Auftreten zu bewegen; aber Béla wies nicht nur dessen Angriffe zurück, sondern vergalt dieselben auch, indem er Friedrich nach Wien zurückdrängte und zwang, den Frieden durch große Geldopfer von ihm zu erkaufen (1236).



Die Goldbulle König Bélas IV.

Es war zu Anfang der Regierung Bélas, daß die Tataren, deren Macht unter Dschingis-Khan riesig angewachsen war, Osteuropa zu bedrohen anfingen. Die zwischen Don und Donau hausenden Kumanen waren nach blutigen Kämpfen gezwungen, entweder sich zu unterwerfen oder sich vor der erdrückenden Übermacht zurückzuziehen. Die Flüchtlinge wandten sich unter Führung Kötenys (Kuthen) an Béla IV. und flehten um Aufnahme. Béla empfing die kriegerischen Kumanen mit Freuden, denn er konnte nicht nur gegen die Tataren willkommene Dienste von ihnen erwarten, sondern hoffte in ihnen auch gegen die unzufriedenen Magnaten Stützen seines Thrones zu finden. Köteny und die Seinigen wurden, nachdem sie die Taufe genommen, im ungarischen Tieflande ansäßig gemacht (1239).

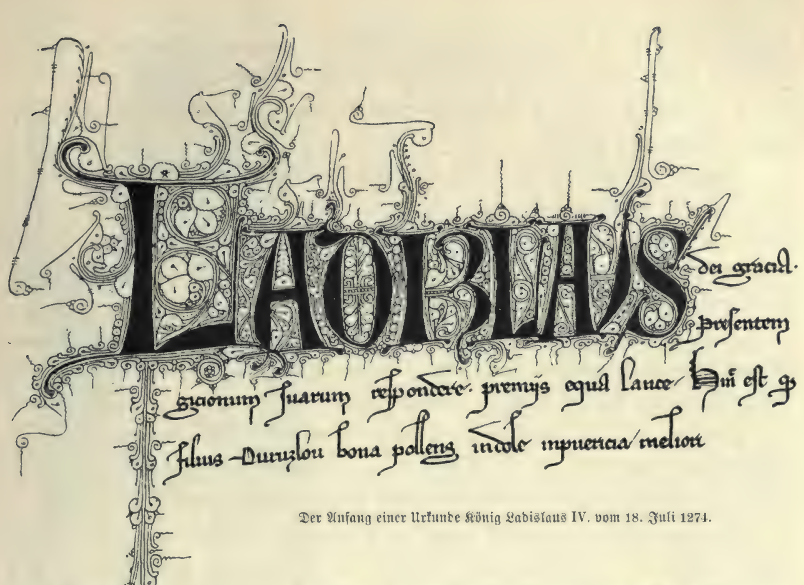
Die heidnischen Kumanen, die an das Steppenleben gewohnt waren und von Viehzucht und Kriegsbeute sich ernährten, fügten dem ackerbauenden ungarischen Volke unermeßlichen Schaden zu und erbitterten die Magnaten noch mehr gegen den König, bei dem man sich vergebens gegen die Kumanen beschwerte.

Als die Tataren gegen Ende 1240 Kiew einnahmen und durch Batu-Khan die Unterwerfung forderten, wurden die verhaßten Kumanen durch die Magyaren verdächtigt, daß sie als Bundesgenossen und Spione der Tataren ins Land gekommen seien. Die Volkswuth richtete sich so drohend gegen die als Verräther gebrandmarkten Kumanen, daß der König gezwungen war, Köteny in Pest durch seine eigenen Mannen bewachen zu lassen, um sein Leben zu retten.

Am 12. März 1241 brach die Vorhut der Tataren durch den Vereczkeer Paß und drang mit solcher Blitzesschnelle vor, daß ihre Scharen schon nach fünf Tagen in der Nähe von Pest sengten und raubten, wohin der König das allgemeine Aufgebot und die Kumanen ins Lager entboten hatte; dort erwartete er auch die auswärtige Hilfe, welche aber gänzlich ausblieb, da nur Herzog Friedrich mit einem schwachen Gefolge erschienen war. Es gelang Friedrich während der unter den Mauern von Pest gelieferten Scharmützel einen Tataren gefangen zu nehmen. Als diesen das Volk aber als Kumanen erkannte, verlangte es den Tod aller Kumanen. Das Volk stürmte auch, durch Herzog Friedrich aufgestachelt, das Haus Kötenys und machte ihn sammt seiner Familie nieder. Die darüber erbitterten Kumanen wandten sich nun gegen die Ungarn und verheerten das Land mit den Tataren um die Wette.

Béla verfolgte an der Spitze der von den Prälaten, Magnaten und Comitaten gestellten Scharen die zurückweichenden tatarischen Vortruppen von Pest bis an die Sajó. Hier stellten sich ihm Batu-Khans weitaus zahlreichere Scharen gegenüber, gegen die er sich auf der Mohier Haide hinter einer Wagenburg verschanzte. Das ungarische Heer konnte sich weder an Zahl, noch in Bezug auf Führung und Disciplin mit den an blinden Gehorsam gewöhnten, unter erfahrenen Feldherren von einem Siege zum andern geführten tatarischen Truppen messen. In der an der Sajó gelieferten Schlacht (11. April) fiel ein großer Theil des ungarischen Heeres unter dem Pfeilregen der Tataren, die Flüchtenden wurden von der leichten tatarischen Reiterei meilenweit verfolgt und niedergemetzelt. Béla vermochte nur durch die aufopfernde Hingebung seiner Getreuen, der Stammväter der Familien Forgách und Fáy, sich vor den Verfolgern zu retten. Durch diese einzige verlorene Schlacht war die Widerstandskraft Ungarns gebrochen; die Tataren konnten, mit ihren aus Siebenbürgen und Mähren hereingebrochenen Heeresabtheilungen vereint, bis zur Donau hin ungestraft nach Willkür morden und brennen.

Béla flüchtete nach Österreich. Dort aber wurde er von Friedrich festgehalten, der nicht nur zum Ersatze für die Summen, welche er bei Gelegenheit früherer Friedensschlüsse für Béla zahlen mußte, die Königin ihrer Schätze beraubte, sondern auch Béla zwang, ihm die benachbarten Comitate Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg zu überlassen; damit noch nicht zufrieden, ließ er durch seine Scharen das Land bis Raab plündern.



Der Anfang einer Urkunde König Ladislaus IV. vom 18. Juli 1274.

Kaum den Händen Friedrichs entronnen, flehte Béla abermals, doch ohne Erfolg bei den Fürsten Europas um Hilfe. Vergebens versprach er die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen, wenn ihn dieser in der Befreiung des Landes unterstützen würde; von Allen verlassen, war er gezwungen, sich hinter die Drau und von da später an die Seeküste zu flüchten. Die Tataren überschwemmten, über die Donau setzend, auch den jenseitigen Bezirk. Da ihr Bestreben darauf gerichtet war, den König selbst in ihre Hand zu bekommen, streiften sie sogar bis an die Meeresküste. Nun bestieg Béla mit seiner Familie ein Schiff, denn er konnte sich nur mehr auf den Inseln in Sicherheit fühlen. Nach mehr als einjährigem Morden und Brennen zogen sich die Tatarenscharen infolge des Todes Ügetai-Khans nach Asien zurück, nachdem sie das Land von einem Ende bis zum andern, mit Ausnahme einiger Festungen, welche zu belagern sie nicht verstanden, mit Feuer und Schwert verwüstet hatten.

Nach Abzug der Tataren zeigte sich Béla in der Restaurirung des mit Ruinen bedeckten Landes in seiner ganzen Größe. Zur Vermehrung der Bevölkerung berief er vom Auslande

Colonisten, regelte die verworrenen Besitzverhältnisse, vermehrte die Zahl der Burgsassen und ließ zum Schutze des Landes Burgen erbauen. Damals entstand auf den zur Pester Gemarkung gehörigen Hügeln die neue Festung, die heutige Ofener Burg, die spätere Residenz der Könige.

Binnen vier Jahren erholte sich das Land soweit von den erlittenen Schäden, daß Béla IV. einen Vergeltungszug gegen den österreichischen Herzog Friedrich unternehmen konnte, in welchem er nicht nur die abgetrennten drei Comitate zurückeroberte, sondern auch den Herzog in der Schlacht bei Neustadt schlug, in welcher dieser letzte Sprößling der babenbergischen Dynastie den Tod fand (1246).

Béla IV. besetzte von den Erbländern Friedrichs Steiermark für seinen minderjährigen, schon 1245 gekrönten Sohn Stefan, Österreich wurde durch den böhmischen König Wenzel für seinen Sohn Ottokar II. occupirt. Um den Besitz dieser Provinzen entbrannte ein langer und in seinen Consequenzen wichtiger Krieg zwischen der ungarischen und der böhmischen Königsfamilie, bis endlich Béla IV. gezwungen war, nach einer an der March verlorenen Schlacht Steiermark dem böhmischen König Ottokar zu überlassen (1260).

So kam die Versöhnung mit Ottokar zu Stande, der im folgenden Jahre mit einer Enkelin Bélas IV., Kunigunde, sich vermählte. Aber ein noch gefährlicherer Streit entbrannte in der königlichen Familie selbst. Der junge König Stefan vermochte nämlich den Verlust der einst von ihm besessenen Steiermark nicht zu verschmerzen, gab sich mit dem Besitze Siebenbürgens, das ihm sein Vater als Antheil angewiesen, nicht zufrieden, sondern forderte, als Erstgeborener, die einträglicheren Provinzen Kroatien und Dalmatien zurück, welche ihm von seinem Vater weggenommen und dem begünstigteren jüngeren Sohne Béla gegeben worden waren. Darüber entstand ein innerer Krieg, welcher sich von Zeit zu Zeit immer wieder erneuerte, mit abwechselndem Glücke fortgesetzt wurde und mit dem Siege Stefans bei Isaszeg endete (1265).

Die Häupter der großen Familien, von den mit einander in Streit lebenden Königen mit Geschenken überhäuft, wurden infolge dieses inneren Krieges neuerdings so mächtig und störten die gesetzliche Ordnung wie zu Andreas II. Zeiten so sehr, daß Béla IV. gezwungen war, die Rechte des unterdrückten niederen Adels in einem feierlichen Briefe zu bestätigen, in welchem er sich und seine mit königlicher Macht bekleideten Söhne Stefan und Béla unter Strafe der durch den Graner Erzbischof zu verhängenden Excommunication dazu verpflichtete, die Punkte dieses Privilegienbriefes einzuhalten (1267).

Daß die gezwungenen Ausgleiche die Bitterkeit gegen Stefan aus dem Herzen Bélas IV. selbst nach dem Tode seines Lieblingssohnes Béla (1269) nicht vertilgen konnten, geht aus den letztwilligen Verfügungen des sterbenden Königs hervor, der seine Familienschätze seiner Tochter, der verwitweten Anna, Schwiegermutter des böhmischen Königs,



Waffen aus der Zeit der Árpádenkönige.

schenkte und sie sammt seinen hervorragendsten Hofleuten dem Schutze Ottokars II. empfahl (1270).

Stefan V. trat gleich nach seiner Thronbesteigung gegen seinen alten Feind Ottokar II. auf und forderte von ihm die Herausgabe sowohl der durch Anna nach Prag gebrachten Schätze, als auch der an seinen Hof geflüchteten aufrührerischen ungarischen Magnaten.

Darüber entbrannte ein Krieg. Ottokar brach 1271 mit großer Macht in Ungarn ein; er nahm Preßburg, Tyrnau, Neutra und sodann, über die Donau setzend, Wieselburg und Ungarisch-Altenburg ein; in der an der Rábcza ausgefochtenen Entscheidungsschlacht erlitt er jedoch eine Niederlage und mußte den Rückzug antreten. Der Krieg wurde durch einen Friedensschluß beendigt, nach welchem Stefan auf alle Ansprüche auf Steiermark, Kärnten und Krain verzichtete, Ottokar dagegen die Verpflichtung übernahm, alle von den ungarischen Heeren ihm übergebenen Festungen herauszugeben; zugleich blieben die Grenzen beider Reiche in dem bei dem Tode Bélas IV. vorhandenen Stande (1271).

Ein unvermutheter Zwischenfall führte den frühen Tod des 32jährigen Königs herbei. Als Stefan auf serbischem Boden lagerte, wurde ihm sein jüngerer Sohn Andreas durch den ungetreuen slavonischen Ban Joachim geraubt und nach Deutschland geschleppt. Als Stefan die Kunde davon vernommen, jagte er unausgesetzt Tag und Nacht vorwärts, um nach Hause zu gelangen. Die Gemüthsaufregung, sowie die Mühen eines so langen in der Sommerhitze gemachten Rittes brachen ihn körperlich wie geistig; er starb einige Tage darauf, nachdem er in Ofen angekommen war (1. August 1272).

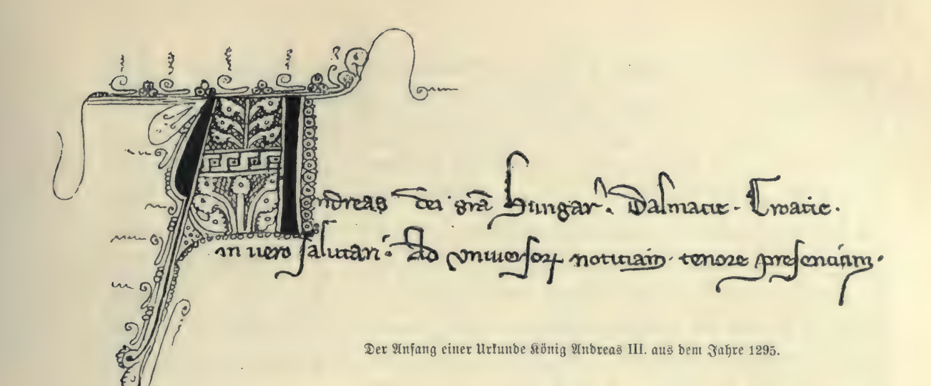
Auf dem Throne folgte ihm sein zehnjähriger Sohn Ladislaus IV., den das Volk, weil er von einer kumanischen Mutter stammte und mit den Kumanen Freundschaft hielt, „Ladislaus den Kumanen“ nannte. Ungarns Chroniken und Geschichtsschreiber klagen für all das namenlose Elend, in welches das Land unter Ladislaus IV. achtzehn Jahre dauernder, von steten Wirren und inneren Kriegen begleiteter Regierung versank, in höchst ungerechter Weise den König allein an, der als unmündiges Kind jahrelang das Scepter der Herrschaft nicht führen durfte und selbst im erwachsenen Alter kaum die Kraft haben konnte, die Excesse der Großen, welche, der königlichen Autorität trotzend, die Gesetze mit Füßen traten und fortwährend in Familienhader lebten, hintanzuhalten. Das Übel der Parteiungen, welches zu jener Zeit sich durch das ganze Land verbreitete, war die traurige Erbschaft der älteren Zwistigkeiten des Königshauses, sowie der inneren Kriege zwischen den älteren und jüngeren Prinzen.

Unter dem kindlichen Könige gelangten seine Mutter, die Kumanin Elisabeth, und deren Günstling, der slavonische Ban Joachim zur Macht; die Getreuen Stefans wurden durch die Gegenpartei vom Hofe verdrängt. Schon vor der Krönung des Königs brach der Parteikrieg aus, die Königin gerieth mit ihrem Sohne in Gefangenschaft, aber seine Anhänger erstickten den Aufruhr und die geschlagenen Aufständischen flüchteten zu Ottokar II., der sie herzlich willkommen hieß.

Am königlichen Hofe übte neben der Königin-Mutter Elisabeth und neben Joachim den größten Einfluß Heinrich von Güssing aus, der einstige Palatin Bélas IV., der vor der Rache Stefans V. zu Ottokar sich geflüchtet hatte, nun aber, nach dem Thronwechsel aus Böhmen zurückgekehrt, beim Hofe eine freundliche Aufnahme gefunden und für einen Krieg gegen die Böhmen agitirte. Heinrich gerieth bald darauf in einen Conflict mit dem Enkel Bélas IV., dem Prinzen Béla, dem Schwager und geheimen Anhänger des böhmischen Königs, dem Sohne des einstigen Machower Bans Rastislaw und seiner in Prag residirenden Witwe Anna. Heinrich tödtete den Prinzen im Zweikampfe.

Ottokar II. beeilte sich, die Tödtung seines Schwagers als Vorwand zum Beginne eines Krieges zu nehmen, und brach, ohne sich um die Intervention des Papstes zu kümmern, mit großer Macht ins Land, nahm Raab ein, zerstörte Neutra und ließ es plündern (1273). Er stellte übrigens sofort den Krieg ein, der mit abwechselndem Glücke auf ungarischem und mährischem Boden geführt wurde, und zog seine Truppen auf der Stelle aus Ungarn zurück, als er vernahm, daß die Kurfürsten des deutschen Reiches in Frankfurt am Main (29. September 1273) seinen Rivalen Rudolf von Habsburg zum römischen König gewählt hatten.

Ottokar fühlte wohl, daß er mit dem deutschen Reiche den Kampf auf Leben und Tod werde aufnehmen müssen, um nicht die durch ihn besetzten deutschen Provinzen zu


Andreas dei gra Hungar. Dalmacie. Croacie.
in uero salutari. Ad uniuersor noticiam tenore presenciam.

Der Anfang einer Urkunde König Andreas III. aus dem Jahre 1295.

verlieren. Er trachtete deßhalb, die Bundesgenossenschaft Ungarns zu gewinnen, welches ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale des Kampfes zu werfen berufen war. Der ungarische Hof konnte jedoch die durch Ottokar erlittenen Kränkungen nicht vergessen und es nicht für vereinbar mit den ungarischen Interessen halten, daß dem böhmischen Könige hilfreiche Hand geboten werde, das von ihm geplante mächtige Slavenreich zu gründen. Statt dessen zog es der ungarische Hof vor, das von Rudolf von Habsburg vorgeschlagene Bündniß anzunehmen, welches auch durch Familienbande enge geknüpft werden sollte, indem eine Tochter Rudolfs mit Andreas, dem jüngeren Bruder Ladislaus IV. verlobt wurde. Bald darnach schloß Ladislaus IV. gelegentlich einer Zusammenkunft in Hainburg ein noch engeres Bündniß mit Rudolf behufs eines gemeinsamen Angriffs gegen den böhmischen König (1277), welches selbst durch den frühen Tod des kindlichen Bräutigams nicht getrübt wurde.

Im Sinne dieses Bündnisses erschien der 15jährige Ladislaus IV. an der Spitze von 40.000 ungarischen und kumanischen Reitern zur Unterstützung Rudolfs von Habsburg. Diese ansehnliche Streitmacht half mit zur Erringung des glänzenden Sieges auf dem Marchfelde (25. August 1278). Ottokar blieb auf dem Platze. Rudolf und seine Nachkommen gelangten in den Besitz von Österreich und Steiermark, Ungarns Sieg brachte dem Lande riesige Kriegsbeute und die eroberten, in der Stuhlweißenburger Kirche aufgehängten feindlichen Fahnen.

Die Angelegenheiten des ungarischen Staates wurden von einem leichtsinnigen Königsjüngling und nebstbei durch böse Hände geleitet; die Parteien und an ihrer Spitze die an Zügellosigkeit gewöhnten Großen lagen in fortwährendem Kampfe mit einander

um die von ihnen heiß ersehnte Macht. Ihre Burgen wurden zu Raubnestern, statt der Gesetze herrschte das Faustrecht der Mächtigen im Lande, in welchem zudem die heidnischen Kumanen ganz ungehindert ihr Unwesen treiben konnten. Zur Heilung der weitverbreiteten Schäden, namentlich zur Beseitigung der geistlichen Beschwerden schickte Papst Nikolaus III. Philipp, den Bischof von Fermo, als bevollmächtigten Gesandten ins Land. Der König ließ sich von ihm überreden, einen Eid abzulegen, daß er seinen bei der Krönung geleisteten Schwur treu einhalten und die herumschwärmenden Kumanen in feste Wohnsitze und zur Annahme des Christenthums zwingen wolle. Ladislaus IV. hielt in der That einen Reichstag ab, traf die nöthigen Verfügungen zur Ordnung der kumanischen Verhältnisse und gab gleichzeitig den ersten Privilegienbrief heraus, der die Rechte dieser bevorzugten Nationalität bis in die späten Jahrhunderte sicherte (1279).

Die Besserung des wankelmüthigen, heißblütigen Königs war keine dauernde. Er entzweite sich mit seiner Frau, Isabella von Neapel, ließ sie ins Kloster sperren und führte ein ausschweifendes Leben in Gesellschaft kumanischer Günstlinge. Der Papst Honorius III. bedrohte ihn vergeblich mit Excommunication (1287), der König trotzte der Kirche, welche endlich einen Kreuzzug gegen ihn predigte (1289). In dem bereits ganz aufgewühlten Lande wurde die Verwirrung hierdurch nur noch größer, die Parteiwuth tobte zügellos, die übermächtigen Großen hatten einen Rechtstitel für ihre Excesse erlangt. Fortan kämpfte König Ladislaus, unter seinen geliebten Kumanen lagernd, im Tieflande unausgesetzt gegen die auf seinen Sturz arbeitenden Großen, bis die Hände gedungener kumanischer Meuchelmörder in seinem Lager zu Körösszeg (20. Juli 1290) seinem unruhevollen Leben ein blutiges Ende bereiteten.

Schon achtzehn Tage nach dem Tode Ladislaus IV. wurde der in Venedig erzogene Andreas III., Sohn des nachgebornen Stefan und der Tommasina Morosini, Enkel Andreas II., der einzige noch lebende männliche Sprosse der Árpádendynastie, in Stuhlweißenburg zum König gekrönt. Um die Nation an sich zu ketten, ließ Andreas III. einen Monat nach seiner Krönung einen Reichstag auf das Feld oberhalb Altofens zusammenberufen und gab jenes denkwürdige Gesetzbuch heraus, welches wichtige Verordnungen bezüglich der Sicherung der Rechte der Nation, der Entwicklung des Verfassungslebens und Beseitigung der eingerissenen Ungesetzlichkeiten enthielt. Dem König Andreas erwuchsen viele Feinde. Albrecht, Herzog von Österreich, erhob Anspruch auf das Land, welches sein Vater, König Rudolf, gestützt auf das Anerbieten Bélas IV., als deutsches Lehen ihm verliehen hatte. Aber Andreas brach in Österreich ein, belagerte Wien und zwang Albrecht zum Friedensschlusse, sowie zum Aufgeben seiner vermeintlichen Rechte (28. August 1291).

Einen noch weit schwereren und andauernderen Kampf mußte Andreas III. mit dem heiligen Stuhle bestehen, welcher das Verfügungsrecht über die ungarische Krone sich allein

vindicirte, Andreas III. niemals als König von Ungarn anerkannte und darnach strebte, daß der Sohn Karls II., Königs von Sicilien und der Maria, Stefans Tochter, zum gesetzlichen Erben eingesetzt werde. Zu Gunsten Karl Martells, der durch die Königin Maria in Neapel die Krone erhielt, bildete sich eine ansehnliche Partei, namentlich in den Landestheilen jenseits der Drau.

Nach Karl Martells Tode bestrebte sich seine durch die Curie unterstützte Partei, den Sohn Karl Martells, Karl Robert, auf den Thron zu erheben. Und gerade um gegen diese Partei eine Stütze zu haben, vermählte sich der König nach dem Tode seiner ersten Gattin Fennena mit Agnes, der Tochter des österreichischen Herzogs Albrecht (1296), und verlobte seine Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, dem Prinzen Wenzel (1288), dem Sohne des böhmischen Königs Wenzel II. und der Tochter Rudolfs von Habsburg.

Die Wirren, welche in Ungarn durch die Parteizwistigkeiten der früheren Jahrzehnte hervorgerufen und durch die Parteigänger Karl Roberts in den südwestlichen Bezirken fortwährend geschürt wurden, konnten weder durch den guten Willen des Königs, noch weniger durch die nie vollzogenen Beschlüsse der Reichstage von 1298 und 1299 beseitigt werden. Die Aufrührer hielten mit Gregor, dem erwählten Erzbischof von Gran, eigene Landtage ab, brachten den Prinzen Karl Robert noch als Kind ins Land und ließen ihn durch Gregor in Agram krönen (1300).

Andreas III. sah, auf die Hilfe Albrechts, des römischen Königs, rechnend, dem Ausgange des Krieges mit Zuversicht entgegen, als aber die Entscheidung herannahte, starb er plötzlich in Ofen im schönsten Mannesalter (14. Jänner 1301). Mit ihm starb der Mannesstamm der Dynastie der Árpáden aus.

Unter der drei Jahrhunderte andauernden Herrschaft der Árpádendynastie erstarkte der ungarische Staat auf Grund der durch König Stefan umgestalteten Verfassung und vermochte nicht nur seine Selbständigkeit gegen alle Angriffe von Außen zu bewahren, sondern machte auch sowohl in christlicher Bildung und Civilisation, als auch in seiner constitutionellen Entwicklung ununterbrochene Fortschritte.

Die Grundlagen der wissenschaftlichen Bildung wurden durch den von Stefan dem Heiligen überreich dotirten hohen Clerus geschaffen, der in den Sitzen der Bisthümer und Domcapitel Schulen errichtete. Aus einer dieser Schulen entwickelte sich die mit der Pariser wetteifernde Veszprimer Universität, welche erst gegen Ende dieses Zeitalters während der Regierung Ladislaus des Kumanen zerstört und aufgehoben wurde (1276).

Wie zu dieser Zeit in ganz Westeuropa, so war auch in dem nach Religion und Bildung wahlverwandten Ungarn nicht blos die wissenschaftliche, sondern auch die amtliche Staatssprache die lateinische; in dieser wurden die Documente, Gesetze, Verordnungen unserer Könige, die Bescheide und Urtheile der Municipien und Gerichte verfaßt. Es ist

übrigens unzweifelhaft, daß die Berathungen in den Reichstagsversammlungen, im königlichen Rathe, bei den Gerichtsstühlen und in den häufigen Comitatscongregationen schon wegen der überwiegenden Anzahl weltlicher Elemente, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig waren, in ungarischer Sprache geführt werden mußten.

Außer der „Leichenrede" aus dem XII. Jahrhundert ist uns zwar aus jener Zeit kein zweites national-sprachliches Denkmal erhalten, dieses eine jedoch gibt ein genügendes Zeugniß für den damals bereits hochentwickelten und gereiften Zustand der ungarischen Sprache. Ebenso ist aus den in den Chroniken vorhandenen Bruchstücken auf das Vorhandensein einer national-epischen Dichtung zu folgern.

Die Baukunst faßte in Ungarn durch die Gründung von Kirchen und Klöstern Boden und entfaltete sich später immer mehr durch die Errichtung von königlichen und von Adelssitzen, Burgen und Castellen. Monumentale kirchliche Bauten, durch deren Ausstattung auch die Blüte der Malerei, Sculptur und Goldschmiedekunst gefördert wurde, begannen namentlich zur Zeit des byzantinisch gebildeten Béla III. immer häufiger zu entstehen. Die Städte, diese Pflanzschulen des Culturlebens, nahmen in dem ersten Königszeitalter, namentlich zur Zeit Bélas IV., der das Land mit Ansiedlern zu bevölkern suchte, nicht nur an Zahl zu, sondern übten auch als Pflanzstätten und Mittelpunkte des Gewerbes, des Handels und der Künste einen stets wachsenden Einfluß auf die Hebung der Landeswohlfahrt aus. Mit der Entwicklung des constitutionellen Lebens, dessen festeste Stütze selbst in späteren Jahrhunderten die Goldene Bulle Andreas II. bildete, hielt auch die weitere Entwicklung der Comitatsinstitution gleichen Schritt; das Comitat näherte sich stufenweise der Verwirklichung des Ideals einer autonomen Jurisdiction und verwuchs so innig mit dem Leben der Nation, daß es später ein immer festeres Bollwerk der politischen Freiheit wurde.



Das Wappen der Árpádenkönige.



Königswappen verschiedener Dynastien.

Das Zeitalter der Könige aus verschiedenen Dynastien.

Karl Robert wurde nach dem Tode Andreas III. durch Gregor, den gewählten Erzbischof von Gran neuerdings gekrönt. Doch erhob sich die Nationalpartei, an ihrer Spitze der Palatin Matthäus Csák und Johann, Erzbischof von Kalocsa, um angesichts des heiligen Stuhles die Unabhängigkeit des Landes zu wahren und das Recht der freien Königswahl in Ausübung zu bringen. So wurde der dreizehnjährige Wenzel, Sohn des böhmischen Königs Wenzel II. und Enkel Kunigundens, der Enkelin Bélas IV., der Bräutigam der einzigen Tochter Andreas III., auf den Thron gesetzt und durch den Erzbischof Johann in Stuhlweißenburg am 27. August des Jahres 1301 mit der Krone des heiligen Stefan gekrönt.

Die beiden minorennen Gegenkönige führten in Wahrheit nur den Namen von Königen; die königliche Gewalt, die Güter und Einkünfte der Krone wurden von den durch die Parteikriege immer mehr verwildernden Oligarchen, durch Matthäus Csák, der von Wenzel die Comitate Neutra und Trenčin geschenkt erhielt, durch die Güssinger, durch Omodé und dessen Söhne aus dem Geschlechte Abas, durch den siebenbürgischen Wojwoden Ladislaus und andere Große usurpirt.

Während des drei Jahre andauernden erbitterten Kampfes führte der junge Wenzel in der Ofener Burg ein schwelgerisches, ausschweifendes Leben und zeigte sich der Aufgabe nicht gewachsen, sich auf dem Thron, dessen er durch das Urtheil der Curie beraubt wurde, zu erhalten. Seine Partei schrumpfte infolge des Einflusses des durch den Papst gewonnenen Clerus so sehr zusammen, daß der junge Schattenkönig sich kaum in seiner Residenz, der Ofener Burg, sicher fühlen mochte, nachdem sogar die Ofener Bürgerschaft abtrünnig geworden und zur Partei Karls übergegangen war.

Wenzel II., der König von Böhmen, kam im Sommer 1304 zur Rettung seines bedrohten Sohnes mit bewaffneter Macht nach Ungarn. Da er die Verschlimmerung der Lage seines Sohnes zumeist dem Clerus zur Last legte, verwüstete er die Güter des Neutraer Bischofs Johannes, plünderte Neutra, eroberte Gran, gab die Kirchenschätze als Beute preis, zerriß die Privilegienbriefe der Geistlichkeit, zog in Ofen ein und kehrte mit seinem Sohne und mit der Krone nach Böhmen zurück.

Zur Wiedereroberung der ungarischen Krone brachen sofort unter den Fahnen Karls 20.000 ungarische und kumanische Reiter in Böhmen ein, welches auch durch Albrecht, den römischen König, und durch andere Fürsten mit Krieg überzogen wurde. Der Feldzug führte in diesem Jahre nicht zum Ziele; im nächsten Jahre wurde jedoch der Wiederausbruch des Krieges durch den inzwischen eingetretenen Tod des Königs Wenzel II. (21. Juni 1305) verhindert, nachdem schon der durch letzteren gewonnene baierische Herzog Otto das Obercommando der böhmischen Truppen übernommen hatte. Der junge Wenzel III. versöhnte sich sofort mit Albrecht und übergab die ungarische Krone sammt allen dazu gehörigen Rechten Otto von Baiern, dem Enkel Bélas IV.

Otto, der, verkleidet sich durch Österreich schleichend, die Krone mit sich führte, dieselbe bei Fischamend verlor, aber wieder fand, wurde in Ödenburg durch die einstigen Getreuen Wenzels und darunter von den Güssingern empfangen und durch zwei zu ihrer Partei übergetretene Bischöfe in Stuhlweißenburg gekrönt (6. December 1305).

Der Parteikrieg brach neuerdings zwischen den beiden Gegenkönigen aus und wüthete namentlich jenseits der Donau, wo der österreichische Herzog Rudolf sogar gezwungen war, den Güssingern, welche fortwährend in Österreich und Steiermark Einfälle machten, mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Als Rudolf seine Truppen aus Ungarn

entfernte, um den infolge der Ermordung des jungen Wenzel (4. August 1306) erledigten böhmischen Thron in Besitz zu nehmen, war Karls Sache so tief gesunken, daß er sich nach Kroatien zurückziehen mußte.

Aber auch des Gegenkönigs Otto Macht vermochte sich nicht zu befestigen, denn die Oligarchen, welche die königliche Gewalt an sich rissen, Matthäus Csák, der von der March bis Komorn das nach ihm benannte „Mátyusland" („Matthäusland") tyrannisch beherrschte, die Omodés bei Kaschau, die Güssinger jenseits der Donau, Wojwode Ladislaus in Siebenbürgen, waren nur dem Namen nach die Getreuen Ottos, in Wahrheit aber trachteten sie blos darnach, ihre eigene Macht zu vermehren. Otto, durch die Curie nicht anerkannt, durch den römischen König wegen seiner bei der Besetzung des böhmischen Thrones gegen den österreichischen Herzog Rudolf erhobenen Opposition mit Krieg bedroht, glaubte seinen schwankenden Thron dadurch stützen zu können, daß er um die Hand der Tochter des mächtigen Siebenbürger Wojwoden anhielt. Der Wojwode Ladislaus ließ dagegen, als Otto, um die Braut zu holen, nach Siebenbürgen kam, den gekrönten Werber festnehmen und in die Bálványer Burg sperren. Er bemächtigte sich nun der Krone, welche Otto als sorgsam bewachten Schatz mit sich führte (1307).

Nach der Gefangennahme Ottos nahmen die Dinge für Karl eine günstige Wendung. Ofen und seine Burg fielen durch einen blutigen Aufstand in seine Hände (1. Juni 1307) und bald darauf bemächtigte er sich auch Stuhlweißenburgs. Papst Clemens V. ernannte im Interesse Karls den Cardinal Gentilis zu seinem Legaten in Ungarn, dessen Bewohner von ihrem Treuschwur gegen Otto losgesprochen wurden. Otto selbst wurde vor die Curie berufen (8. und 10. August 1307).

Diese Maßregel des Papstes mochte die Veranlassung gegeben haben, daß mehrere der geistlichen und weltlichen Herren mit der Masse des Adels und des niederen Clerus sich auf dem Rákosfelde versammelten und, um doch endlich einmal der Ungarn mit Vernichtung bedrohenden Anarchie ein Ende zu machen, den unter ihnen erschienenen neunzehnjährigen Jüngling Karl Robert freiwillig zu ihrem Herrn und König erhoben, ihm Treue schwuren und die Rückgabe der occupirten Güter des Königs und der Königin, sowie die Wiederherstellung der Freiheit des unterdrückten niederen Adels beschlossen (10. October 1307). So beabsichtigten sie dem vorzubeugen, daß der Papst dem Lande einen König gebe, so wollten sie die Willkür Matthäus Csáks, der Güssinger und des Wojwoden Ladislaus strafen, die sich von dieser Versammlung ferngehalten hatten.

Otto entkam 1308 aus seinem Gefängnisse und dachte nicht mehr daran, sein Anrecht auf den Thron zu behaupten, obgleich er den ungarischen Königstitel bis zu seinem Tode führte, und so blieb Karl ohne jeden Rivalen, der auf den Thron Anspruch erhoben hätte.

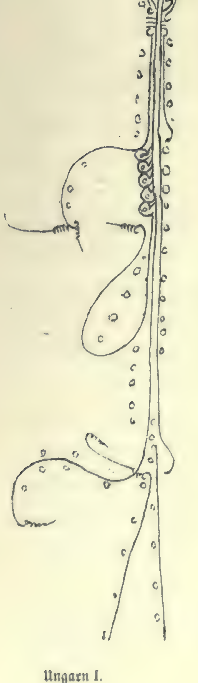
Cardinal Gentilis langte im Herbste 1308 in Ungarn an und eröffnete, nachdem er die mächtigsten Großen und selbst Matthäus Csák für Karl gewonnen hatte, den zur Königswahl bestimmten Reichstag, welcher von den Ständen in Pest am Donau-Ufer unter freiem Himmel abgehalten wurde. Indem er sich in seiner lateinischen Rede darauf berief, daß König Stefan die heilige Krone von Rom empfangen habe, begann er zu entwickeln, daß nach dem Aussterben des Árpádengeschlechtes nur noch der Papst das Recht haben könne, über die Krone Ungarns zu verfügen. Hiergegen aber verwahrten sich die Stände unter demonstrativem Lärmen und riefen, um ihr freies Wahlrecht thatsächlich zur Geltung zu bringen, Karl einstimmig zum König aus.

Der Cardinal mochte es nicht für rathsam halten, die Berechtigung der geschehenen Wahl zu bestreiten und so die Sache auf die Spitze zu treiben; er bestätigte die Wahl im Namen des heiligen Stuhles. Karl wurde hierauf von den Versammelten nach alter Sitte unter stürmischen Freuderufen auf die Schultern gehoben (27. November 1308).

Da sich die Krone in den Händen des siebenbürgischen Wojwoden Ladislaus befand, belegte Cardinal Gentilis in einem nach der Königswahl zu Ofen abgehaltenen, auf die Befestigung der königlichen Macht und Autorität abzielenden Staatsrathe die vorenthaltene Krone mit dem kirchlichen Banne, solange sie nicht ausgeliefert würde, und ordnete an, daß eine neue Krone angefertigt werde, welche von König und Nation als die wahre, gesetzliche Krone anerkannt werden müsse. Mit dieser wurde sodann die Krönung Karls in Anwesenheit des Cardinals und der Reichsgroßen in der Ofener Burg in der Kirche der Jungfrau Maria vollzogen (15. Juni 1309).

Weder der Beschluß der Ofener Versammlung, noch die Banndrohung der im November 1309 in Preßburg abgehaltenen Synode waren von der geringsten Wirkung auf die Magnaten, welche sich mit Gewalt der Krongüter bemächtigten, und vermochten auch nicht die Wirren im Lande zu beendigen. Die Nation, sowie der Clerus erwarteten nur von der Zauberkraft der Krone des heiligen Stefan die Wiederherstellung der Herrschaft des Rechtes und des Gesetzes.

Der Cardinal versuchte den Wojwoden Ladislaus durch Verhängung des Bannfluches zur Zurückstellung der Krone zu zwingen (25. December 1309), jedoch blieb sein Befehl und selbst das über Siebenbürgen ausgesprochene Interdict ohne Erfolg. Endlich bewogen der Graner Erzbischof Thomas, der Palatin Omodé und noch einige Magnaten, die mit dem Wojwoden in Szegedin zusammenkamen, diesen letzteren dazu, daß er die Krone herausgab und sich zur Huldigung vor dem Könige verpflichtete. Mit der solchermaßen zurückgewonnenen Krone wurde König Karl zum letzten Male, nachdem er auf dem durch den Palatin Omodé im Rákosfelde zusammenberufenen Reichstage noch einmal zum König ausgerufen worden war, in Stuhlweißenburg gesetzlich gekrönt (27. August 1310).



Der Anfang einer Urkunde König Karl Roberts vom 2. November 1335.

Das in die Zauberkraft der Stefanskrone gesetzte Vertrauen erwies sich jedoch als eitel, denn die an Zügellosigkeit gewohnten Oligarchen gaben die usurpirten Krongüter nicht heraus und ließen von ihren Gewaltthätigkeiten nicht ab.

Matthäus Csák bedrohte von Visegrád aus selbst Ofen und die königliche Residenz. Dafür vom Cardinal Gentilis mit dem Banne belegt (6. Juli 1311), verwüstete er um so grausamer die Güter des Graner Erzbischofs und des Bischofs von Neutra, die den gegen ihn verhängten Bann publicirt hatten.

In Gewaltthaten wetteiferte mit ihm der Palatin Omodé, der mehrere königliche Burgen und Adelsgüter in Oberungarn wegnahm, jedoch sein Leben während der Belagerung Kaschaus bei einem Ausfalle der Bürger verlor (1311). König Karl konnte sich den zügellosen Magnaten gegenüber nur mit bewaffneter Hand auf dem Throne erhalten.

Der Glücksstern des Königs erhob sich erst, als Karl in einer an der Tarcza bei Rozgony ausgefochtenen Schlacht über die vereinigten Heerhaufen des Matthäus Csák und der Söhne Omodés einen blutigen Sieg errang (15. Juni 1312).

Von da ab stieg der König unablässig, obgleich die Kräfte Matthäus Csáks durch dessen Niederlage noch nicht gebrochen

waren. Noch Jahre lang mußte König Karl mit diesem trotzigen Großen, sowie mit den Güssingern, mit den Söhnen des im Jahre 1315 verstorbenen Wojwoden Ladislaus, mit dem aus dem Geschlechte der Borsa stammenden Palatin Kopasz und mit dessen Verwandten kämpfen.

Erst im Jahre 1315 vermochte er Visegrád und Komorn dem mit dem böhmischen Könige kriegführenden Matthäus Csák zu entreißen, der als Feind des Königs in der durch Karl persönlich belagerten Festung Trenčin starb, wo er seinen Hof mit fürstlichem Glanze gehalten hatte (18. März 1321).



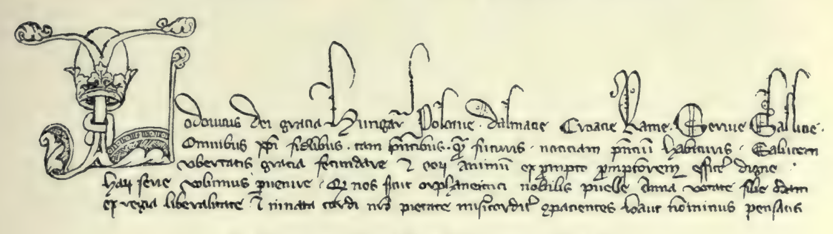
Das Siegel König Ludwigs I.

Nach dem Tode Csáks und nach der Einnahme Trenčins gab dem König die Niederwerfung des mit Venedig verbündeten Grafen von Brebir und Bans von Bosnien und dem Küstenlande (1322), sowie ein Krieg gegen die Sachsen, welche gegen den siebenbürgischen Wojwoden Thomas sich erhoben hatten, genug zu schaffen. Nach Beendigung dieses Krieges bestätigte Karl die den Sachsen im Jahre 1224 von Andreas II. ertheilten Privilegien und stellte ihnen hierüber eine Urkunde aus (1324). Diese fast ununterbrochenen inneren Kriege verschuldeten es, daß Karl nicht mit der nöthigen Kraft zur Behauptung des im Jahre 1311 von Venedig abgefallenen Zara auftreten konnte und die dalmatinische Hauptstadt nach dritthalbjährigem Widerstande sich Venedig wieder unterwarf (1313). So erkannten später auch die übrigen dalmatinischen Städte, welche den fortwährenden Angriffen der unruhigen kroatischen Vornehmen ausgesetzt waren und von der ungarischen Krone nicht genug Hilfe erlangen konnten, nacheinander die Oberhoheit Venedigs an (1322 bis 1328).

Karl verlegte nach dem Tode des Matthäus Csák seine Residenz von Temesvár nach Visegrád, von wo aus er das Ruder des ungarischen Staates besser handhaben und die

Angelegenheiten der benachbarten Reiche mit mehr Aufmerksamkeit verfolgen konnte. Nach dem Aufhören der inneren Wirren traf er zahlreiche heilsame Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Vermehrung der allgemeinen Wohlfahrt. In welchem Maße durch dieselben die königliche Autorität wieder hergestellt wurde, wird durch nichts deutlicher erwiesen, als durch die mit außerordentlichem Glanze in Visegrád abgehaltene Fürsten-Zusammenkunft, bei welcher Karl, mit Übergehung des Kaisers, die Zwistigkeiten zwischen dem böhmischen und dem polnischen Könige, zwischen dem deutschen Ritterorden und mehreren deutschen Fürsten als Schiedsrichter schlichtete und ihre Verhältnisse ordnete.

In seiner politischen Wirksamkeit verlor Karl die Hebung des Glanzes und der Macht seiner Familie nicht aus den Augen und war bestrebt, die Kronen von Neapel und Polen für seine Nachkommen zu erwerben. Zu diesem Behufe verlobte er seinen jüngeren Sohn Andreas mit Johanna, der Enkelin seines Onkels Robert, Königs von Neapel, und


Lodowicus dei gracia Hungarie Polonie Dalmacie Croacie Rame Servie Gallicie.
Omnibus xpi fidelibus tam presentibus quam futuris noticiam presencium habituris Salutem

Der Anfang einer Urkunde König Ludwigs vom 13. März 1377.

führte ihn nach letzterer Stadt, damit er hier als Thronfolger erzogen werde (1333), seinen älteren Sohn Ludwig dagegen, den ungarischen Thronerben, ließ er durch seinen Schwager, den kinderlosen polnischen König Kasimir, als Thronfolger adoptiren und durch den polnischen Reichstag als solchen anerkennen (1339). Seine Idee war: durch Vereinigung der Länder der ungarischen und der polnischen Krone einen mächtigen Staatenbund zu schaffen, der von entscheidendem Einflusse auf die Geschicke Osteuropas werden sollte.

Karl Robert, in der schweren Schule des Lebens erwachsen, hatte die Menschen kennen gelernt und ergriff mit reicher, in Mißgeschicken gesammelter Erfahrung, mit in langen Kämpfen gestählter Seelenskraft die Zügel der Regierung in einem von Auflösung bedrohten Lande; er vollzog die schwere Aufgabe der Reform mit Entschiedenheit, Klugheit und Energie. Es gereichte dem durch Parteihader zerrissenen Ungarn zum Heile, daß Karl im vollsten Sinne des Wortes zu herrschen entschlossen und fähig war und daß er es verstand, die Interessen der Nation mit denen seiner Familie in Einklang zu bringen. Karl, obwohl auf fremdem Boden geboren, identificirte sich vollständig mit der Nation. Als er im Jahre 1337 seinen Thronerben Ludwig mit Margarethe, der Enkelin des

böhmischen Königs Johann und Tochter des mährischen Markgrafen Karl, verlobte, bedang er sich vertragsmäßig aus, daß die künftige ungarische Königin in ungarischen Sitten und Gewohnheiten erzogen werde, und ließ die unmündige Braut zur Erlernung der ungarischen Sprache an seinen Hof nach Visegrád kommen.

Es ist das Verdienst seiner energischen Regierung, daß das Land aus den Wirren der Anarchie und der Parteikämpfe befreit, die Personen- und Eigenthumssicherheit wieder hergestellt und dadurch der materielle und geistige Fortschritt der Nation, Handel, Gewerbe, die Blüte der Städte gefördert wurden. Der Staatsschatz ward durch die Umwandlung des Cameralgewinns in regelmäßige Steuern geordnet, die Landesvertheidigung erhielt statt des hinfällig gewordenen Burgwehrsystems einen zweckmäßigeren Organismus (Banderialsystem) und schließlich wurden auch in der Rechtspflege nützliche Verbesserungen eingeführt.

Der sechzehnjährige Sohn Karl Roberts, Ludwig, unternahm nach seiner Krönung eine Wallfahrt an das Grab des heiligen Ladislaus und legte das Gelübde ab, daß er nach dem Vorbilde dieses glorreichen Königs regieren werde. Aus Großwardein eilte er nach Siebenbürgen, wo die Sachsen gegen die ihnen auferlegte Besteuerung sich erhoben hatten, und beschwichtigte die Unruhen ohne Blutvergießen. In Siebenbürgen empfing er die Huldigung des walachischen Wojwoden Alexander, dessen Vater Michael Bazaráb im Jahre 1330 die Scharen Karls in der Walachei geschlagen und die Unabhängigkeit von der ungarischen Krone verkündigt hatte.

Robert, König von Neapel, welcher zu Beginn des Jahres 1343 starb, setzte in seinem Testament seine Enkelin Johanna zur Thronerbin ein. Ludwig forderte auf Grund des Erbrechtes (der Nachkommenschaft des Erstgebornen) den Thron für sich, beziehungsweise für Andreas, den Gemal Johannas.

Der Papst war jedoch nicht gewillt, dieses Lehen des heiligen Stuhls auf den mächtigen ungarischen Zweig der Anjou übergehen zu lassen, und die Mitglieder der königlichen Familie, die neapolitanische Aristokratie und selbst die sechzehnjährige Johanna, welche ein leichtsinniges Leben führte und mit ihrem Gemal entzweit war, boten Alles auf, um die ungarischen Ansprüche zu vereiteln. Die Königin-Mutter Elisabeth, welche in Neapel erschien und nur durch die heuchlerischen Liebkosungen Johannas sich dazu bewegen ließ, ihren in Gefahr schwebenden Sohn in Neapel zu belassen, erwirkte zwar von dem in Avignon residirenden Papste das Versprechen, daß er Andreas krönen werde, falls dieser dem heiligen Stuhl Gehorsam gelobe und den Thron für den Fall, daß Johanna kinderlos sterben sollte, der Schwester Johannas, Maria, überließe, aber der Papst zögerte anderthalb Jahre mit der Erfüllung dieses Versprechens. Als endlich der Krönungsbefehl erlassen wurde und Andreas unvorsichtig genug war, zu verrathen, daß er an seinen Feinden



Schlußsteine der Thorwölbung des Preßburger Stadthauses.

blutige Rache zu nehmen beabsichtige, verschworen sich dieselben und tödteten ihn unter Mitwissenschaft und Einwilligung Johannas in Aversa (18. September 1345).

Ludwig schwur, an Johanna und ihrer Partei Rache zu nehmen; zu diesem Zwecke verbündete er sich mit Albrecht, Herzog von Österreich, und mit dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Baier, schickte Abgesandte an die europäischen Höfe, um Hilfe für einen Rachekrieg werbend, und forderte von dem Papste, daß er Johanna als Gattenmörderin ihres Thrones entsetze. Der Papst erklärte jedoch, daß er Johanna, solange ihre Schuld nicht erwiesen sei, ihrer Herrschaft nicht verlustig erklären könne; gegen den Mörder schleuderte er zwar sein Anathem, ordnete auch eine Untersuchung an, verurtheilte jedoch Johanna nicht, sondern gab ihr vielmehr die Erlaubniß, sich mit dem Herzog Ludwig von Tarent zu vermählen (20. August 1346).

Da er vom Papste keine Genugthuung erlangen konnte, entschloß sich Ludwig zum Kriege und führte, weil er von Venedig, Genua und Sicilien keine Schiffe erhielt, seine Truppen zu Lande nach Neapel, im Herbste 1347. Seinen Kriegsscharen flatterte die schwarze Fahne mit dem Bildnisse seines ermordeten jüngeren Bruders voran. Am 23. December desselben Jahres lagerte er bei Aquila auf neapolitanischem Boden; nach einigen Tagen wurden die Truppen Ludwigs von Tarent, der mit seiner Frau in die Provence geflüchtet war, bei Capua zerstreut und Ludwig kam am 18. Jänner 1348 bei Aversa an. Hier empfing er Karl von Durazzo und Philipp von Tarent, hierher lud er auch die übrigen Prinzen des königlichen Hofes, ließ sie gefangen nehmen und Karl von Durazzo, den Gemal der von König Robert für Ludwig bestimmt gewesenen Maria, an jenem Orte, wo Andreas durch seine Mörder erdrosselt worden war, am 23. Jänner des Jahres 1348 enthaupten.

Am andern Tage zog er an der Spitze seiner Truppen in Neapel ein, empfing die Huldigung der Stadt, nahm den Titel eines Königs von Sicilien an, ernannte den posthumen Sohn Andreas', den Säugling Karl zum Thronerben und sandte ihn nach Visegrád. Vom Papste forderte er die Bekleidung Karls mit der Königswürde und die Bestrafung Johannas und erklärte sich in diesem Falle bereit, seinen Rechten auf Neapel zu entsagen und dieselben auf den heiligen Stuhl zu übertragen; der Papst weigerte sich indeß fortwährend, Johanna als schuldig zu erkennen.

Hierauf entschloß sich Ludwig, Neapel mit bewaffneter Hand zu behaupten. Er selbst kehrte zwar nach Ungarn zurück, aber Stefan Laczkfi, Wojwode von Siebenbürgen, hielt mit den seiner Leitung anvertrauten Truppen Neapel und Umgebung besetzt. Laczkfi lieferte zwar mit seinen, obgleich durch die Pest decimirten Truppen einige glückliche Schlachten gegen die Scharen des zurückgekehrten Paares Ludwig von Tarent und Johanna, war aber nicht im Stande, das im fortwährenden Aufruhr befindliche Land zu bändigen,

und mußte endlich vor der Übermacht aus Neapel weichen. Ludwig erschien nun mit den Banderien der Magnaten ein zweites Mal auf dem Kampfplatz, führte eine Wendung des Kriegsglückes herbei und eroberte abermals Neapel, aus welchem sich Johanna mit ihrem Gemal nach Gaëta geflüchtet hatte (1350).

Clemens VI. belegte Ludwig, als dieser den neapolitanischen Boden zum zweiten Male betrat, mit dem Banne und forderte ihn nach der Einnahme Neapels auf, die Erbfolgefrage der Entscheidung des heiligen Stuhles anheimzugeben. Ludwig, der sich überzeugt hatte, daß er den Besitz einer der ungarischen Herrschaft fremd gegenüberstehenden Provinz ohne Flotte nur mit den allergrößten Opfern sichern könnte, willigte in den durch den päpstlichen Legaten begehrten Waffenstillstand, der sich bis zum 1. April des nächsten Jahres erstrecken sollte, unter der Bedingung, daß der Papst inzwischen sein Schlußurtheil fälle und wenn er Johanna schuldig finde, ihm die Königswürde zuerkenne. Im Falle der erwiesenen Unschuld Johannas verpflichtete sich Ludwig jedoch seine Truppen zurückzuziehen und die gefangenen Prinzen freizulassen, wogegen Johanna ihm als Kriegsentschädigung 300.000 Dukaten zu zahlen habe. Nach Festsetzung dieser Waffenstillstandsbedingungen kehrte Ludwig, vom Banne befreit und die Entscheidung der Sache dem Papste anvertrauend, über Rom nach Ofen zurück (November 1350). Das Urtheil des heiligen Stuhles wurde endlich gefällt und Johanna als unschuldig erklärt, nachdem sie „in behextem Zustande nicht im Stande gewesen sei, den Mord zu verhindern“. Hierauf zog Ludwig seine Truppen aus Neapel zurück, ließ die gefangenen Prinzen frei und verzichtete, um seinem Verdruß Ausdruck zu geben, voll Verachtung auf die ihm von Johanna zu zahlende Kriegsentschädigung (1351).



Das Siegel König Sigmunds.

Während des vierjährigen neapolitanischen Feldzuges hatten sich die Truppen Ludwigs fähig gezeigt, die Ehre der ungarischen Waffen auf fernem fremden Boden, unter schwierigen Verhältnissen aufrechtzuhalten; dieser Ruhm und die Erfahrungen, welche die

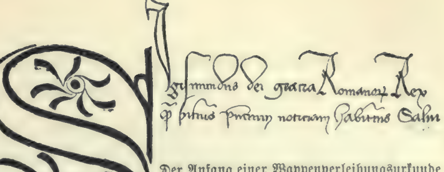
ungarischen Magnaten und Edelleute in dem gebildeten Italien sammelten, blieben der einzige Gewinn des an romantischen Einzelnheiten reichen Feldzuges.

Während des langwierigen neapolitanischen und während des lithauischen Feldzuges 1351 hatten die Herren, welche dem Könige mit ihren Banderien folgten, sowie die Adelsinsurrection ihre Anhänglichkeit durch so viele Geld- und Blutopfer bewiesen, daß Ludwig auf ihren Wunsch zum Lohne für ihre Treue auf dem Ende 1351 abgehaltenen Reichstage die goldene Bulle Andreas' II. mit Freuden bestätigte. Nur den vierten Punkt derselben änderte er dahin ab, daß fortan die ohne männliche Nachkommen sterbenden Edelleute über ihre Güter nicht sollten frei verfügen dürfen, sondern daß diese Güter ihren Brüdern und Blutsverwandten oder bei deren Nichtvorhandensein dem Fiscus zufallen sollten. Auf diesem Reichstage war es auch, daß Ludwig zur Erleichterung der Lasten der Adelsstände in Bezug auf die Ausrüstung der Banderien und der Insurrection ein Gesetz schuf, wonach fürderhin die „Unterthanen" sowohl auf den Gütern des Königs und der Königin, als auch auf den Gütern der drei bevorzugten Stände ihren Grundherren ein Neuntel ihrer Getreide- und Weinproduction abzugeben hatten.

Weit wichtiger und ergebnißreicher für Ungarn als der neapolitanische Krieg waren die gegen Venedig gerichteten Feldzüge. Ludwig lagerte bereits im Jahre 1346 vor Zara, dessen gegen Venedig sich auflehnende Bürger ihn zu ihrem Schutze herbeigerufen hatten. Da er aber über keine Flotte verfügte, konnte er auch das von den Venetianern bei Zara an der Küste erbaute Fort nicht einnehmen und war gezwungen, die Demüthigung der stolzen Republik und die Wiedereroberung Dalmatiens auf eine gelegenere Zeit zu verschieben.

Als der mit Venedig gelegentlich des neapolitanischen Feldzuges auf acht Jahre geschlossene Waffenstillstand nahezu abgelaufen war, bereitete sich Ludwig über Aufforderung des heiligen Stuhls auf einen Feldzug gegen den serbischen Fürsten Duschan vor, der den Titel Czar angenommen, sich der Oberhoheit des ungarischen Königs entzogen hatte und sein dem Papst abgelegtes Gelöbniß, sammt seinem Volke in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren zu wollen, zu erfüllen zögerte. Ludwig, der wegen seines frommen Eifers durch den Papst mit dem Titel eines Bannerträgers der Kirche ausgezeichnet wurde, versammelte im Sommer 1356 ein Heer von 100.000 Kriegern in Agram und verkündete laut, daß er gegen den schismatischen Czaren Duschan zu Felde ziehe; er wandte sich indeß plötzlich nach Friaul, fiel in venetianisches Gebiet ein, eroberte dort mehrere Städte und Burgen und belagerte Treviso längere Zeit. In dem über ein Jahr andauernden Feldzuge, während dessen auch Zara eingenommen wurde, bedrängte Ludwig Venedig solange, bis die Gesandten der Republik vor ihm in Zara um Frieden flehten. In dem Friedensvertrage verzichtete Venedig für immer auf Dalmatien und auf den durch die Dogen geführten Titel „Herzog von Kroatien und Dalmatien", erhielt dagegen Alles





Der Anfang einer Wappenverleihungsurkunde König Sigmunds vom 24. März 1415.

zurück, was die ungarischen Truppen auf venetianischem Boden erobert hatten (18. Februar 1358). Im nächsten Jahre befand sich Ludwig in Serbien und zwang den Nachfolger des inzwischen verstorbenen Czaren Duschan zur Anerkennung der Oberhoheit der ungarischen Krone. — Der glaubenseifrige Ludwig wirkte nicht nur in den von seiner Krone abhängigen Nebenländern, sondern auch in Ungarn kräftig im Interesse der Bekehrung der Schismatiker. Darin lag jedoch die Haupturſache, daß das ungarische Regiment die Sympathie der an der unteren Donau ansäßigen, an dem alten Glauben festhaltenden Völker nicht gewinnen und sonach dort auch nicht Wurzel fassen konnte. Vor diesem Bekehrungszwange flüchteten die Marmaroscher Rumänen unter Führung ihres Wojwoden Bogdán in die durch die Tatarenzüge verödete Moldau, wo sie übrigens neuerdings der ungarischen Krone sich unterwarfen. An Stelle der ausgewanderten Rumänen siedelten sich damals in der Marmaros und in den Gebirgsgegenden der benachbarten Comitate die Ruthenen an, welche unter Führung des durch die Lithauer verjagten Herzogs Theodor Koriatovicz ins Land kamen (1360).

Der Ruhm des durch die Kirche gepriesenen ritterlichen und volksthümlichen Königs Ludwig erweckte die Eifersucht des Kaisers Karl IV., der Ludwig verdächtigte, daß er nach der Kaiserkrone strebe. Der Kaiser schied zwar versöhnt nach einer persönlichen Zusammenkunft in Tyrnau, aber der Stachel des Argwohns blieb in seinem Herzen zurück. Und als später die Abgesandten Ludwigs von ihm in Prag Genugthuung für die von einigen böhmischen Magnaten verübten Grenzverletzungen verlangten, vergaß er sich in der Hitze des Gesprächs und gedachte der Mutter des Königs mit beleidigenden Worten, so daß die Gesandten auf der Stelle blutige Genugthuung verlangten und Prag sofort verließen. Ludwig schloß ein Bündniß mit König Kasimir von Polen, seinem Onkel mütterlicherseits, sowie mit den Herzogen von Österreich und schlug sein Lager bei Trenčin auf (1362).

Die Vermittlung des päpstlichen Legaten verhinderte nicht den Ausbruch des Krieges und der Zwist endigte auf Grund eines schiedsrichterlichen Urtheils damit, daß der Kaiser auf dem Brünner Congresse für seine unbedachten Worte feierlich um Verzeihung bat (1364).

Die Türken hatten schon 1361 Adrianopel eingenommen, drei Jahre darauf eroberten sie auch einen großen Theil Bulgariens. Ludwig wollte der türkischen Eroberung einen Damm setzen und führte sein Heer durch die Walachei nach Widdin, welches er einnahm; er besetzte hierauf den westlichen Theil Bulgariens und gründete das bulgarische Banat (1365). Während der Vertheidigung dieses Banates lieferten die ungarischen Truppen den Türken das erste siegreiche Treffen (1366). Zum Andenken daran ließ Ludwig die Kirche von Mariazell erbauen, deren kostbare Meßgewänder und Kleinodien noch heute Zeugniß von der Freigebigkeit des frommen ungarischen Königs ablegen.

Als König Kasimir von Polen, der Schwager Ludwigs, ohne Söhne zu hinterlassen, am 5. November 1370 starb, fiel die polnische Krone laut eines mit Karl Robert geschlossenen und mehrmals bestätigten Vertrages an Ludwig, der sich in Krakau krönen ließ und die Regierung Polens seiner Mutter, der Schwester des verstorbenen Königs, übertrug. Die fortwährenden Unruhen der Polen erschwerten jedoch der Königin Elisabeth das Regieren so sehr, daß sich Ludwig zur Herstellung des Friedens gezwungen sah, mit den polnischen Ständen in Kaschau einen Reichstag abzuhalten und den polnischen Adel fast ganz von der Besteuerung zu befreien, woran er jedoch die Bedingung knüpfte, daß die Polen die Erbfolge auch auf seine Töchter ausdehnten (1374). Da aber die Unruhen trotz alledem nicht aufhörten und Elisabeth infolge derselben gezwungen war, Polen zu verlassen, vertraute Ludwig die Regierung Polens dem Oppelner Herzog Ladislaus, Palatin von Ungarn an, Galizien und Lodomerien dagegen, welche er enger an die ungarische Krone knüpfen wollte, unterwarf er der Verwaltung ungarischer Wojwoden.

Mit Venedig, welches den Verlust Dalmatiens nur schwer verschmerzen konnte und den Handel der dalmatinischen Städte nach Möglichkeit schädigte, hatte Ludwig als Verbündeter des Herzogs Franz Carrara von Padua schon 1373 einen resultatlosen Krieg geführt; den entscheidenden Schlag gegen die Republik führte er jedoch erst später in dem gemeinschaftlich mit Genua und Carrara länger als drei Jahre fortgesetzten Kriege. Venedig, welches sowohl zur See, als zu Lande schwere Niederlagen erlitt, war gezwungen, den Frieden von Turin anzunehmen, in welchem es sich verpflichtete, jährlich am Stefanstage 7.000 Dukaten an die ungarische Krone zu entrichten (8. August 1381). Den Thron von Neapel, auf welchen er verzichtet hatte, wollte Ludwig dem auch vom Papst Urban VI. begünstigten Prinzen Karl von Durazzo erwerben, den er schon 1365 an seinen Hof rief und bald darauf zum Ban von Kroatien und Dalmatien ernannte. Nachdem Karl eidlich gelobt hatte, daß er die Töchter Ludwigs in dem Besitze des ungarischen und des polnischen



Fresken aus den Loggien der Burg von Vajda=Hunyad.

Thrones nicht stören werde, zog er von dem Kriegsschauplatze in Venedig mit 10.000 Ungarn nach Rom, wo ihn Papst Urban VI., sein Gönner, krönte (3. Juni 1381). Hierauf nahm er Neapel ein, machte Johanna zur Gefangenen und ließ sie, da sie sich standhaft weigerte, auf den Thron zu verzichten, im Gefängniß erdrosseln (22. Mai 1382).

König Ludwig lag an seinem Lebensabende nichts dringender am Herzen als die Übertragung der ungarischen und der polnischen Krone auf seine ältere Tochter Maria, die Braut Sigmunds, des Sohnes Kaisers Karl IV. Und als die in Altsohl versammelten polnischen Stände seinen Wunsch erfüllten und der zwölfjährigen Maria und dem fünfzehnjährigen Sigmund den Eid der Treue leisteten (25. Juli 1382), als Sigmund bald darauf an der Spitze ungarischer Truppen in Polen zur Übernahme der Herrschaft einzog, da konnte der glorreiche ungarische König, dem die Nachwelt mit Recht den ehrenvollen Namen „der Große" beilegte, mit Befriedigung sich zur ewigen Ruhe legen (11. September 1382).

Während der vierzigjährigen Herrschaft Ludwigs hat kein feindlicher Fuß ungarischen Boden betreten, innere Kriege zehrten nicht die Kraft des Landes auf, ungarische Heere errangen sich immer neue Lorbeern in den neapolitanischen, venetianischen und lithauischen Feldzügen, in den unteren Donaugegenden. Unter der Herrschaft von Recht und Gesetz entfaltete sich die materielle Kraft des Landes, die Städte, Stapelplätze des westeuropäischen und orientalischen Handels, gingen einer ungeahnten Blüte entgegen. Mit dem Wohlstande stieg die Bildung, zu deren Hebung Ludwig die Universität in Fünfkirchen gründete (1369).

Die Popularität des ritterlichen, gerechten, mit Herz und Seele ungarischen Ludwig wird am glänzendsten durch die Thatsache erwiesen, daß die stolze, kampflustige Nation aus Dankbarkeit gegen ihren großen König dessen Tochter Maria, die erste Frau auf dem ungarischen Throne, unter allgemeiner Zustimmung als Königin anerkannte und krönte (17. September 1382); die Leitung der Regierung wurde bis zur Großjährigkeit, ihrer Mutter, der bosnischen Elisabeth übertragen, neben welcher Palatin Nikolaus Garai die Staatsgeschäfte besorgte. Gegen das Frauenregiment lehnten sich zuerst Kroatien, Dalmatien und Bosnien auf; Führer der Bewegung waren die drei Brüder Horváti (Johann, Ban der Seedistricte, Paul, Bischof von Agram und Ladislaus), sowie ihr Verwandter Johann Palisnai, Prior von Vrána; diese wollten Karl, den König von Neapel, ehemals kroatisch-dalmatinischen Ban, auf den Thron erheben. Zur Beilegung der Unruhen eilten die Königin-Mutter und ihre zwei Töchter mit dem Palatin und einem glänzenden Gefolge in die aufrührerischen Provinzen und erwirkten eine scheinbare Unterwerfung der Unzufriedenen (October 1383). Doch schon im nächsten Jahre brachen die Unruhen wieder aus, als sich der kroatisch-dalmatinische Ban offen an die Spitze der Unzufriedenen stellte; der an seiner Stelle neu ernannte Ban vermochte nicht den Aufruhr zu ersticken und selbst die Neubestätigung der goldenen Bulle hatte nicht die gewünschte Wirkung. Karl, der die



Details aus den Fensterfresken der Loggien der Burg von Vajda-Hunyad.

Einladung des Agramer Bischofs Paul annahm und seinen Ludwig geleisteten Schwur brach, trat als Thronprätendent auf und landete in Zengg (12. September 1385).

Gleichzeitig mit diesen Unruhen brach auch in Polen die Revolution gegen Sigmund aus, der gezwungen war, mit seinen ungarischen Truppen das Land zu verlassen. Die auf die Unabhängigkeit ihres Reiches eifersüchtigen Polen erklärten sich zwar bereit, die jüngere Tochter Ludwigs, die mit dem österreichischen Herzog Wilhelm verlobte Hedwig auf den Thron zu setzen, aber nur unter der Bedingung, daß Galizien mit Polen wieder vereinigt würde und die Nation den Gemal aussuche, der mit Hedwig den Thron zu theilen habe. Königin Elisabeth war endlich gezwungen nachzugeben und sandte Hedwig nach Krakau, wo sie von den Polen gekrönt (15. October 1385) und mit dem zum Christenthume übergetretenen lithauischen Herzog Jagello vermählt wurde (Februar 1386). So wurde das Band zwischen Ungarn und dem damals mit Lithauen vereinigten Polen zerrissen.

Sigmund, von den Polen zurückgewiesen, klammerte sich an das Recht, welches er auf die Hand Marias hatte und beanspruchte die Vollziehung der Ehe. Inzwischen hatte die Königin-Mutter, dem leichtsinnigen Jüngling entfremdet, Maria mit Ludwig von Orléans, jüngerem Bruder des französischen Königs Karl V. verlobt (Juli 1385). Die Königin-Mutter löste indessen, um von den Verwandten Sigmunds in Böhmen Beistand gegen den Thronprätendenten Karl zu erhalten, den Vertrag mit Orléans auf und gab ihre Einwilligung zur Heirat Marias und Sigmunds. Der nach der Hochzeit in Ofen abgehaltene Reichstag schwur Maria und ihrem Gatten Sigmund Treue, die Stände bekleideten Letzteren mit dem Titel: „Reichsvormund".

Die Unzufriedenheit der Nation mit dem leichtsinnigen, verschwenderischen Sigmund, der das Waaggebiet seinem Bruder, dem böhmischen König Wenzel und dessen Verwandten, den mährischen Prinzen Jodocus und Procopius verpfändete, wurde jedoch sehr bald eine allgemeine und die Partei Karls nahm so stark zu, daß derselbe von Agram ohne Widerstand bis zur Ofener Burg vordringen und sich, nachdem er die Königin zur Abdankung gezwungen, in Stuhlweißenburg in Anwesenheit der gedemüthigten Königin krönen lassen konnte (1. December 1385). Karl sollte sich indessen der seinen Verwandten geraubten Krone nicht lange erfreuen. Königin Elisabeth ließ ihn nämlich im Einverständniß mit dem Palatin Garai durch Blasius Forgách überfallen (7. Februar 1386) und ins Visegráder Burgverließ sperren, wo er einer schweren Wunde am 24. Februar 1386 erlag.

Der aus dem Ofener Blutbade entkommene Johann Horváti pflanzte jenseits der Drau neuerdings die Fahne der Empörung auf. Elisabeth erschien hierauf, dem Rathe des Palatins Garai folgend, mit ihrer Tochter Maria und glänzendem Gefolge jenseits der Drau, um die Unruhen durch ihr persönliches Dazwischentreten beizulegen. Da der Versuch nicht gelang, beabsichtigten sie in der Burg Gara eine sichere Unterkunft aufzusuchen, aber



Jagdscene aus den Fresken in den Loggien der Burg von Vajda-Hunyad.

Johann Horváti und seine Genossen fielen das Gefolge der Flüchtigen in der Nähe von Gara (heute Gorján), unfern Diakovár an, warfen dasselbe nieder, tödteten den Palatin Garai und Blasius Forgách nach heldenmüthiger Gegenwehr und brachten die Königinnen nach der Festung Novigrad, wo die Königin-Mutter nach halbjähriger Mißhandlung auf Befehl Johann Horvátis erdrosselt wurde (13. Jänner 1387).

Sigmund, von seinen Getreuen zum Oberbefehlshaber des Landes gewählt, war nicht im Stande, den Aufruhr zu bändigen, der auch schon nach Südungarn hinübergriff. Er wandte sich infolge dessen, um seine Frau befreien zu können, um Hilfe an Venedig. Um mit mehr Ansehen und Macht auftreten zu können, ließ er sich von den nach Ofen zusammenberufenen Ständen zum König ausrufen und in Stuhlweißenburg krönen (31. März 1387). Hierauf belagerte die venetianische Flotte sammt den Getreuen Sigmunds Novigrad solange, bis die Festung von Johann Palisnai und seinen Genossen unter der Bedingung freien Abzuges verlassen und hierdurch die Königin befreit wurde (4. Juni 1387). Sigmund vermochte indessen selbst als König nicht der Aufständischen Herr zu werden, seine Getreuen mußten noch in den zwei folgenden Jahren fortwährend Kämpfe gegen Diejenigen bestehen, die den Sohn des ermordeten Karl, Ladislaus von Neapel, auf den Thron zu erheben beabsichtigten. Mittlerweile unterwarfen sich die dalmatinischen Städte dem bosnischen König Tvartko, der auf Seite der Aufrührer stand.

Die Nachbarn Ungarns beeilten sich, die Wirren dieses Landes zu ihren Zwecken auszubeuten. Hedwig zog an der Spitze eines polnischen Heeres in Galizien und

Lodomerien ein und vereinigte diese Provinzen wieder mit Polen. Die Türken aber, welche nach der Schlacht auf dem Amselfelde (20. Juni 1389) Serbien ihrer Oberhoheit unterworfen hatten, setzten über die Save und erschienen zum ersten Male auf ungarischem Boden, wo sie übrigens in Syrmien wiederholt Niederlagen erlitten (1391).

Gegen die aufrührerischen Horvátis zog Sigmund endlich persönlich an der Spitze eines starken Heeres zu Felde, drang in Bosnien ein, eroberte die Festung Dobor und ließ die dort gefangen genommenen Aufständischen in Fünfkirchen enthaupten, Johann Horváti jedoch, der damals entkam, später aber ergriffen wurde, von Pferden schleifen und viertheilen. Dabiša, den Nachfolger Tvartkos, zwang er zur Unterwerfung und zur Herausgabe Dalmatiens; die aus Bosnien geflüchteten und in ihren syrmischen Verstecken durch List aufgestöberten 32 Edelleute, unter ihnen Stefan Kont von Hédervár, Sohn des Palatins Nikolaus unter Ludwig, ließ er in Ketten nach Ofen bringen und überlieferte sie, da sie sich weigerten, Knie und Nacken vor ihm zu beugen, dem Henkerbeile (1393).

Die Türken nahmen 1394 Widdin und Nikopolis ein und eroberten Ludwig des Großen bulgarisches Banat. Sigmund forderte dieses Gebiet zurück, aber Sultan Bajazeth, der die ungarischen Gesandten in Brussa empfing, zeigte auf die an den Wänden seines Palastes hängenden Waffen und berief sich auf das Recht der Eroberung. Sigmund nahm die Herausforderung an, drang mit den Banderien der ungarischen Magnaten und mit 600 französischen Rittern über Siebenbürgen und die Walachei bis Klein-Nikopolis vor und nahm dasselbe mit Sturm ein. Während der Belagerung dieser Festung erfuhr er den Tod seiner unglücklichen Gemalin Maria (7. Mai 1395) und eilte sofort nach Ungarn zurück, wo die Unzufriedenen den Thron als durch den Tod Marias erledigt erklärten und wünschten, die Krone entweder auf Hedwig und deren Gemal Wladislaw oder auf Ladislaus von Neapel zu übertragen.

Der großartige Kreuzzug, welchen Sigmund im Verein mit den übrigen europäischen Hilfstruppen gegen die Türken unternahm, endigte mit einer blutigen Niederlage des christlichen Heeres vor Nikopolis (28. September 1396). Sigmund rettete damals mit Mühe sein Leben und entkam zu Schiff nach Konstantinopel, von wo er erst anfangs 1397 in Spalato anlangte und nur mit Lebensgefahr durch die rebellischen Provinzen Kroatien und Slavonien nach Ofen zurückkehren konnte.

Um die Gereiztheit der mit seiner Regierung unzufriedenen Nation zu beschwichtigen, bestätigte Sigmund auf dem Temesvárer Reichstage nicht nur die goldene Bulle und die Gesetze Ludwigs des Großen von 1351, sondern er sanctionirte auch die damals geschaffenen Gesetze bezüglich Entlassung der fremden Beamten, der Rücknahme der vergeudeten Krongüter und der Beschränkung der königlichen Willkür (October 1397). Aber seine hierdurch an den Tag gelegte Besserung war nur eine flüchtige, und der leichtsinnige, zur Tyrannei

geneigte junge König mußte noch manche bittere Lehre empfangen, ehe er in sich ging und mit der Nation versöhnt, ruhig als verfassungsmäßiger König regierte.

Da die Stände von Kroatien und Slavonien auf dem Temesvárer Reichstage nicht erschienen waren, berief König Sigmund dieselben für Ende Februar 1398 nach Kreutz,

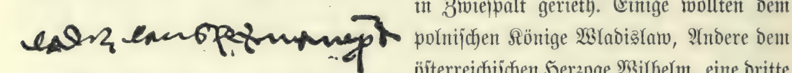


Das Doppelsiegel König Matthias'.

nachdem die Ruhe in jenen Provinzen durch den Banus Nikolaus Garai und Hermann von Cilli, nach Sigmunds Schenkung Herren von Warasdin und Umgebung, scheinbar wieder hergestellt worden war. Auf den Geleitbrief des Königs vertrauend, erschienen in dieser Versammlung Stefan Laczkfi und Stefan von Csákathurn und Simontornya, welche nach der Niederlage von Nikopolis durch den Thronprätendenten Ladislaus von Neapel zu seinen Statthaltern in Ungarn ernannt worden waren. Sigmund empfing dieselben mit

geheuchelter Huld, im Versammlungssaal ließ er sie jedoch ergreifen, enthaupten und ihre Leichname unter das aufrührerische, zum Sturm auf den Berathungssaal bereite Volk werfen. Diese, sowie die früheren ungesetzlichen Executionen Sigmunds, die Begünstigung der Fremden, die Vergeudung der Krongüter, die Thatsache, daß er ohne Vorwissen des Landes mit seinem älteren Bruder Wenzel, dem römischen und böhmischen König, der ihn zum Statthalter im deutschen Reiche ernannte, einen wechselseitigen Erbvertrag für den Fall ihres kinderlosen Todes geschlossen, erbitterte die ungarische Nation so sehr, daß, als man erfuhr, Sigmund habe seinem Verwandten, dem mährischen Markgrafen Jodocus die Erbfolge in Ungarn versprochen, selbst seine bisherigen treuesten Freunde, die Garai, Kanizsai und Bebek sich ihm entfremdeten. Mit diesen mächtigen Magnaten verband sich auch zum Sturze des Tyrannen der hohe Clerus, aufgefordert durch den Papst Bonifacius IX., den Wenzel und Sigmund behufs der Beendigung des Kirchenschismas zur Abdankung zwingen wollten. Und so kam es, daß die Magnaten des Landes, die in Ofen im Königsschlosse zusammenkamen, den König zum Gefangenen machten (28. April 1401) und ihn erst nach Visegrád und von dort in die Garai'sche Festung Siklós brachten.

Daß König Sigmund zu dieser Zeit seines Thrones nicht für immer verlustig erklärt wurde, verdankte er nur dem Umstande, daß das Land bezüglich seines Nachfolgers in Zwiespalt gerieth. Einige wollten dem polnischen Könige Wladislaw, Andere dem österreichischen Herzoge Wilhelm, eine dritte Partei endlich Ladislaus, König von Neapel, zum ungarischen Thron verhelfen und sie organisirten sich in dieser Absicht, so daß das Land blutigen Bürgerkriegen entgegensah. Um dieser Gefahr vorzubeugen, überredete Nikolaus Garai mit Unterstützung des Wojwoden Stibor und Hermanns von Cilli die Großen des Reiches, Sigmund auf den Thron wieder einzusetzen. So entkam Sigmund seiner Gefangenschaft, welche bereits länger als vier Monate gedauert hatte, und gelobte feierlich zu Pápa, daß er für die Vergangenheit vollständige Amnestie ertheilen werde (27. October 1401).



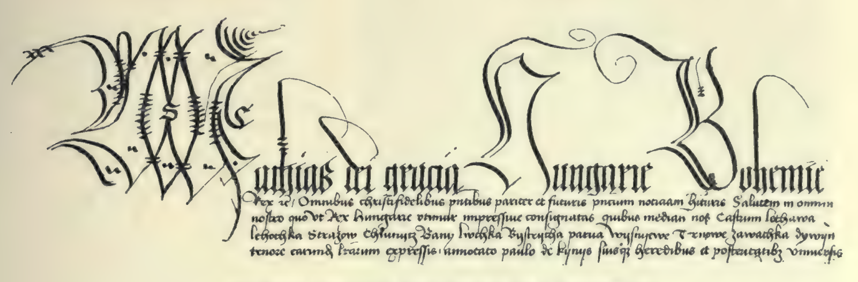
Namensunterschrift Gegenkönig Ladislaus' von Neapel.

Aber selbst die Gefangenschaft hatte Sigmund nicht über die Achtung belehrt, welche er der Verfassung schuldete. Nach wie vor behagte es ihm, mit der Macht der ungarischen Krone als Autokrat zu schalten und zu walten. Um sich den Herzog Albrecht von Österreich zu verpflichten, setzte er ihn zu seinem Erben ein, die Stände aber ließ er in Preßburg sich versammeln und brachte sie theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen dahin, daß sie diesen Tractat bezüglich der Erbfolge billigten und annahmen (2. September 1402).

Nun war aber der Kelch bis zum Überfließen gefüllt. Die öffentliche Meinung war dermaßen gegen Sigmund aufgebracht, daß die Nationalpartei, geführt von Johann Kanizsai, Erzbischof von Gran, und vom Palatin Dietrich Bebek, gegen die willkürliche

Verfügung des Königs protestirte, den Tractat bezüglich der Erbfolge für ungiltig, Sigmund des Thrones verlustig erklärte und Ladislaus von Neapel, der vom Papste Bonifacius IX. begünstigt wurde und schon damals die dalmatinischen Städte sich unterworfen hatte, zum König ausrief. Die Mißvergnügten errichteten einen Staatsrath, der bis zur Ankunft des neuen Königs bestehen sollte, die Regierung interimistisch leitete und die königlichen Rechte thatsächlich ausübte.

Der Legat und die Agenten des Papstes schürten die Bewegung, welche das ganze Land erfaßt hatte, bis Ladislaus in Dalmatien ankam und sich in Zara krönen ließ (5. August 1403). Sodann begab sich Ladislaus in einem wahren Triumphzuge nach Raab. Auf den Zinnen dieser Burg, sowie auf denen Grans, Visegráds, Altofens, Erlaus und anderer bischöflicher Städte flatterten die Fahnen Neapels. Doch bald sank


Mathias dei gracia Hungarie Bohemie

Der Anfang einer Urkunde König Matthias' vom 5. September 1476.

der Glücksstern des neuen Kronenträgers. Sigmund kehrte mit 10.000 ungarischen und kumanischen Reitern aus Böhmen zurück, vereinigte sich mit den Banderien des Wojwoden Stibor, der Garais und anderer Getreuer, nahm Raab ein und belagerte Gran, während der Wojwode Stibor das Heer des Thronprätendenten Ladislaus an der Raab aufs Haupt schlug. Hierauf wurde Gran mit vereinten Kräften erobert, während die anderen Getreuen des Königs sich Erlaus bemächtigten und dessen Bischof Thomas Ludányi nach Siebenbürgen und von dort nach Polen jagten. Sigmund verkündete hierauf von Ofen aus eine allgemeine Amnestie (8. October 1403) und hierdurch schmolz die Schar der Parteigänger des gestürzten Ladislaus so sehr zusammen, daß dieser, nachdem er noch Johann Hervoja zum Herzog von Spalato und zum Statthalter von Dalmatien und Kroatien ernannt hatte, schon anfangs November sich zu Schiff nach Neapel zurückbegab.

Der heilige Stuhl gab auch in der Folge die Intervention für Ladislaus nicht auf, was Sigmund damit beantwortete, daß er unter der Strafe der Majestätsverletzung verbot, die päpstlichen Schreiben ohne königliche Erlaubniß zu publiciren (4. April 1404).

Während der lang andauernden Fehden war die Macht der Großen gegenüber der Krone so sehr gestiegen, daß Sigmund zur Niederhaltung der Oligarchie es für zweckmäßig erachtete, die königlichen Städte unter die Reichsstände zu erheben (1405). Diese Maßregel trug indeß nicht die gewünschten Früchte; die Bürgerschaften der Städte, meist aus Einwanderern bestehend, hatten ihre städtische Organisation aus dem Auslande mitgebracht, hingen fest an allen ihren Traditionen und bedienten sich außerdem fremdländischer Gesetze. So wollten oder konnten sie sich bis vor Kurzem mit der Nation nicht in Eins verschmelzen, bildeten in Bezug auf Sprache und Geist ein fremdes Element und vermochten auch darum in Ungarn sich nicht zu solcher politischen Bedeutung zu erheben, wie dies den Bürgern in anderen Ländern gelang.



Königin Beatrix von Aragonien.

Die Partei des Ladislaus von Neapel, welche sich jenseits der Drau und in Bosnien noch immer behauptete, wurde erst im Jahre 1408 durch den siegreichen bosnischen Feldzug Sigmunds vernichtet, bei welcher Gelegenheit dieser auch die dalmatinischen Städte wieder eroberte. Nur Zara verblieb allein in den Händen von Ladislaus, der die Stadt nebst einigen Inseln am 19. Juli 1409 für 100.000 Dukaten an die Republik Venedig verkaufte.

Seit langer Zeit strebte Sigmund darnach, die römische Königswürde zu erlangen, bis er seinen Wunsch endlich im Jahre 1411 erfüllt sah. Die ungarischen Stände waren über diese Erhöhung ihres Königs so sehr erfreut, daß sie auf dem Preßburger Reichstage

desselben Jahres mit aller Bereitwilligkeit seinen Wunsch erfüllten und für den Fall, daß er ohne männlichen Thronerben sterben sollte, sein zweijähriges Töchterlein Elisabeth, aus seiner zweiten Ehe mit Barbara von Cilli, die Braut des elfjährigen Herzogs Albrecht von Österreich, als seine Thronerbin anerkannten. Zum römischen König gewählt, widmete Sigmund seine Thätigkeit zum großen Theile den Angelegenheiten des deutschen Reiches und der Kirche; seine Herrschaft dauerte noch 28 Jahre, konnte jedoch weder in Bezug auf das deutsche Reich, noch auf Ungarn eine glückliche genannt werden.



König Matthias.

Am Ende des Jahres 1411 begann er einen Krieg mit Venedig behufs Wiedereroberung Zaras. Nach vielen Blut- und Geldopfern schloß er 1413 einen fünfjährigen Waffenstillstand, ließ Zara und Sebenico in venetianischen Händen und hatte somit als Resultat des Krieges nur Verlust zu verzeichnen. Nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes erneuerte sich der Krieg und abermals erlitt der König sowohl in Friaul, als auch in Dalmatien Niederlagen. Der inzwischen ausgebrochene Hussitenkrieg zwang ihn, Dalmatien an Venedig zu überlassen (1419). Um die Kosten des Krieges zu decken, verpfändete Sigmund die sechzehn Zipser Städte (1412) an den polnischen König Wladislaw. Länger als drei und ein halbes Jahrhundert blieben diese Städte getrennt vom Reiche, unter polnischer Verwaltung.

Auf dem Constanzer Concil (1414 bis 1418), zu welchem Sigmund und seine Gemalin, sowie die ungarischen geistlichen und weltlichen Herren mit verschwenderischer Pracht, mit großem berittenen Gefolge erschienen waren, gelang es Sigmund wohl die

Kirchenspaltung zu beseitigen. Aber dadurch, daß er auf diesem Concil Johannes Huß und Hieronymus von Prag ergreifen und verbrennen ließ, rief er den Jahrzehnte lang andauernden blutigen Hussitenkrieg hervor, welcher sowohl dem deutschen Reiche, als auch Ungarn bedeutenden Schaden zufügte.

Inzwischen hatte die türkische Invasion in den Nebenländern der ungarischen Krone immer größeres Terrain gewonnen. Um derselben einen Damm entgegenzusetzen, übernahm Sigmund von Georg Brankovics Belgrad, die Mačva und Umgegend im Tausch gegen mehrere reiche ungarische Güter (1426) und zu demselben Zwecke führte er auch seine Truppen zur Belagerung von Galambócz, wo er jedoch vom Sultan Murad geschlagen wurde und sich nur mit Mühe über die Donau retten konnte (1428).

Namensunterschrift Georg Brankovics'.

Während Sigmund auf den Concilien zu Constanz und Basel oder in der Beschäftigung mit deutschen, böhmischen und polnischen Angelegenheiten oft Jahre lang im Auslande zubrachte, begann zu Hause die gesetzliche Ordnung sich allmälig zu lockern. Die gewaltthätigen Usurpationen, die Übergriffe jeder Art mehrten sich, das Elend der Unterthanen erreichte den Gipfelpunkt, die Wehrkraft des Landes erlahmte und so wie die Türken die Kronstädter Gegend und die benachbarten Székler Bezirke mit Feuer und Schwert verwüsteten (1429), so wurden auch die Einfälle der Hussiten in Oberungarn seit 1430 immer häufiger. Die Willkür der Grundherren, die Eigenmächtigkeit des siebenbürgischen Bischofs, der den Zehnten nicht in Naturalien, sondern in Bargeld forderte und die renitenten Ortschaften mit dem Kirchenbann belegte, verursachten in Siebenbürgen einen so erbitterten und blutigen Volksaufstand, daß die Magnaten und Edelleute zweimal genöthigt waren, mit den ungarischen und rumänischen Führern der aufrührerischen Bauern sich zu einigen und die Entscheidung des Haders dem Urtheil des Königs anheimzugeben (1437). Gegen diesen Bauernaufstand war es, daß die drei privilegirten Nationen Siebenbürgens, die Ungarn, Székler und Sachsen, den Bund zu Kápolna, die sogenannte Union schlossen, welche später den Grundstein der Verfassung Siebenbürgens bildete, als dieses ein selbständiger Staat wurde. Sigmund, der damals schon kränkelte, erlebte nicht das Ende dieses Bauernkrieges. Er eilte aus Prag, wo er vor den Intriguen seiner mit den Hussiten im Bunde stehenden Gemalin Barbara von Cilli sein Leben kaum mehr sicher fühlte, nach Ungarn und starb unterwegs in Znaim (8. December 1437).

Die ungarischen Stände zogen, als der Thron erledigt war, das Erbfolgerecht Elisabeths, der Tochter Sigmunds, nicht in Zweifel, aber sie wünschten die Regierung

des Landes den Händen eines Mannes anvertraut zu sehen, wählten infolge dessen den österreichischen Herzog Albrecht, den Gemal Elisabeths, zum König und krönten ihn mit seiner Gemalin in Stuhlweißenburg (1. Jänner 1438). Zugleich verpflichteten sie sich, nach seinem Tode seine Frau und seine Kinder als Thronfolger anzuerkennen. Während Albrecht, von ungarischen Truppen unterstützt, mit Glück gegen die Hussiten kämpfte, welche im Gegensatze zu den katholischen Ständen Böhmens sein Erbfolgerecht bestritten und Kasimir, den jüngeren Bruder des polnischen Königs Wladislaw, zum Gegenkönig wählten, fielen die Türken in Siebenbürgen ein, verwüsteten dessen südlich gelegene Gegenden und schleppten 70.000 Gefangene mit sich fort (1438). Um diese Zeit war es, daß Albrecht den Johann Hunyadi, der sich in den Hussiten- und Türkenkriegen ausgezeichnet hatte, zum Severiner Ban, zu einem der Bannerherren des Landes ernannte. Als die Türken ihre Eroberungen immer weiter ausdehnten, Semendria, die serbische Hauptstadt, einnahmen und auch Ungarn bedrohten, bezog Albrecht im Verein mit dem Adelsaufgebot das Lager bei Titel; doch löste sich ein großer Theil der undisciplinirten Truppen wegen Proviantmangels und im Lager ausgebrochener Seuchen auf. Der König selbst eilte schwer krank nach Wien, starb unterwegs in Neszmély (27. October 1439) und wurde in Stuhlweißenburg begraben. Die ungarischen Stände erkannten wohl das Thronfolgerecht Elisabeths an, waren aber in Anbetracht der bedenklichen Lage des Landes nicht geneigt, die Regierung schwachen weiblichen Händen



Das Wappen Johann Hunyadis.

zu überlassen. Sie bestimmten der einunddreißigjährigen, in gesegneten Umständen zurückgebliebenen Königin-Witwe den auf den Thron zu setzenden sechszehnjährigen polnischen König Wladislaw zum Gemal und vermochten die Königin, dessen Berufung unter der Bedingung zu genehmigen, daß, wenn sie einen Sohn gebäre, derselbe allein zur Erbfolge berechtigt sei.

Elisabeth eilte nach Preßburg, wo sie laut des Testamentes ihres Gemals ihren erwarteten Sohn zu erziehen die Verpflichtung hatte. Unterwegs aber blieb sie in Komorn, von wo sie ihre Hofdame Helene Kottaner nach Visegrád zurücksandte und sich mit Hilfe derselben insgeheim der Krone bemächtigte, durch deren Besitz sie ihr und ihres Kindes Recht sicherstellen wollte. Am 22. Februar 1440 brachte sie einen Knaben zur Welt, der durch den Graner Erzbischof Ladislaus getauft und in Stuhlweißenburg gekrönt wurde (15. Mai). Hierauf rief sie zu ihrer Vertheidigung böhmische Truppen, mit Giskra an der Spitze, ins Land und begab sich selbst nach Raab und von dort nach Preßburg. Ihren Sohn sandte sie mit der Krone nach Ödenburg.

Mittlerweile zog Wladislaw in Ofen ein, empfing den Schwur der Treue von den Ständen, welche die Krönung des Kindes Ladislaus für ungiltig erklärten, und ließ sich zu Stuhlweißenburg die aus dem Grabe St. Stefans hervorgeholte Krone aufs Haupt setzen. Nun brach der Parteikrieg im Lande los. In Oberungarn kämpften die Hussitenscharen Giskras im Interesse Elisabeths, in Slavonien, Kroatien und jenseits der Donau stritten Ulrich von Cilli, Nikolaus Garai und andere Parteigänger der Königin gegen den durch die Nationalpartei gewählten Wladislaw. Doch errangen Johann Hunyadi und Nikolaus Ujlaki bei Szegszárd einen glänzenden Sieg über Garai und dessen Genossen (1440); etwas später ergaben sich Friedrich und Ulrich von Cilli, erbost darüber, daß Elisabeth den kleinen Ladislaus unter die Vormundschaft des Kaisers Friedrich III. gestellt hatte, dem König Wladislaw (1441). Doch setzten Giskra und seine böhmischen Hauptleute den Krieg in Oberungarn mit Glück fort. Im Verlaufe dieser Parteikriege war es, daß Johann Hunyadi schon als Wojwode Siebenbürgens die Siege von Szent-Imre und beim Eisernen Thor über die Türken erfocht (1442).

Cardinal Julian Cesarini, der Legat des Papstes Eugen IV., brachte, damit die Kräfte der ungarischen Nation geschont und gegen den gemeinsamen Feind des Christenthums gekehrt werden konnten, durch seine Dazwischenkunft einen Waffenstillstand, sowie eine persönliche Begegnung und einen Ausgleich zwischen Wladislaw und Elisabeth zu Stande. Die an den bereits publicirten Frieden geknüpften Hoffnungen wurden jedoch durch den plötzlich eingetretenen Tod Elisabeths vereitelt (2. December 1442).

Niemand fühlte so tief wie Johann Hunyadi die Mission der ungarischen Nation, Schutz und Schild der Christenheit zu bilden. Er selbst betrachtete es als seine Lebens-



INCIPIT LIBER EPISTOLARVM AVRELII AVGV
STINI EPISCOPI HIPONENSIS DOCTORIS
EXIMII EPISTOLA PRIMA AD
VORVSIANVM

DE SALVTE TVA QVAM
& in hoc seculo & in christo esse cupio
sancte matris tue uotis sum fortasse &
ipse non impar. Unde meritis tuis red
dens salutationis obsequium: hortor ut
ualeo ut litterarum uere certeque sacta
rum te curam non pigeat impendere.
Sincera enim & solida res est: nec fu
catis eloquiis ambit ad animum nec
ullo lingue tectorio mane aliquid ac
pendulum crepitat. Multum mouet
non uerborum: sed rerum auidum
& multum terret factura securum. Precipue apostolorum linguas exortor
ut legas. Ex his enim ad cognoscendos prophetas excitaberis quorum testi
moniis utuntur apostoli. Siquid autem uel cum legis: uel cum cogitas tibi ori
tur questionis in quo dissoluendo uidear necessarius scribe ut rescribam.
Magis enim hoc forte adiuuante domino potero quam presens talia loqui tecum:
non solum propter occupationes uarias & meas & tuas. Quoniam non cum michi
uacat occurrit ut & tibi uacet. Verum etiam propter eorum irruentem
presentiam. qui plerumque non sunt apti tali negocio magisque lingue certami
nibus quam scientie luminibus delectantur. Quod autem scriptum habetur sem
per uacat ad legendum cum uacat legenti: nec onerosum fit presens: quod cum
uoles sumitur: cum uoles ponitur.

Domino uere sancto ac merito uenerabili patri augustino episcopo Volusian(us)

PEtis me uir probitatis iustitieque documentum. ut aliqua ex
ambiguis lectionis per discenda percunter. Amplector gratiam
muneris imperati, neque libenter in disciplinas tuas offero uete
ris sententie auctoritatem secutus: que nullam ad perdiscen
dum habundare credit etatem. Neque immerito sapiens pru
dentie studia nullis terminis: neque fine conclusit. quando primordiis suis

Das erste Blatt einer Pergamenthandschrift der Corvina (König Matthias Bibliothek).

aufgabe, die Macht der Türken zu brechen. Dieses Ziel schwebte ihm vor Augen, als er in dem sogenannten langen Feldzuge, welcher von Ende Juli 1443 bis Weihnachten dauerte, mit dem ritterlichen jungen König nach mehreren im Donauthal gelieferten glücklichen Schlachten die Truppen über Sofia hinaus bis an die Balkanpässe führte und seinen Namen zum Schrecken der Türken machte. Die europäischen Mächte planten über Aufforderung des heiligen Stuhls einen neuen Feldzug, als dessen Endziel die Verdrängung der Türken aus Europa galt.

Die ungarische Nation war bereit, die große Aufgabe zu unternehmen, und schon befaßten sich König Wladislaw und seine Großen mit den Vorbereitungen zu dem in Aussicht genommenen Feldzuge, als Sultan Murad so günstige Bedingungen stellte, daß der König nicht umhin konnte, dieselben, übereinstimmend mit dem Staatsrath und auf Befürwortung Hunyadis selbst, anzunehmen und den auf zehn Jahre geschlossenen Frieden mit einem feierlichen Schwure zu bekräftigen (am 1. August 1444). Dieser Friedensschluß wurde jedoch vom Cardinal Julian, als den Interessen der Christenheit zuwiderlaufend, angefochten und für ungiltig erklärt, und seiner Beredtsamkeit, mit welcher er den sicheren Erfolg des beabsichtigten Feldzuges in verführerischen Farben schilderte, gelang es, König und Stände dem Vertrage entgegen zur Theilnahme an dem gemeinsamen Unternehmen der Christenheit zu bewegen. Das Resultat war, infolge des Verrathes der in den Dardanellen Wache haltenden italienischen Flotte, die Niederlage bei Varna, wo der junge König mit dem Kern seines ungarisch-polnischen Heeres und Cardinal Julian selbst ums Leben kamen (am 10. November 1444).

Die Vorsehung rettete das Leben Johann Hunyadis zum Heile für Ungarn, welches durch Parteiunwesen und Anarchie an den Rand des Verderbens gerathen war. Der Pester Reichstag anerkannte zwar den posthumen Ladislaus als König, falls der römische Kaiser Friedrich ihn und die durch Elisabeth mit Beschlag belegte Krone sofort herausgeben würde. Dieser Beschluß war jedoch nicht nur ungeeignet, die Zwistigkeiten mit Friedrich beizulegen, sondern steigerte dieselben sogar noch und die ungarischen Deputationen bemühten sich mehrmals vergebens, den Kaiser günstig zu stimmen. Noch unzweckmäßiger im Hinblick auf die zerfahrenen Verhältnisse des Landes erwies sich jene Verordnung des Reichstages, nach welcher die Leitung der Regierung, die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung sieben Obercapitänen, welche aus den mächtigsten Magnaten des Landes gewählt wurden, anvertraut und speciell Siebenbürgen und das Land jenseits der Theiß in den Schutz Hunyadis gestellt wurde (im April 1445).

Die trüben Erfahrungen eines einzigen Jahres genügten nur zu sehr, um die Patrioten von der Nothwendigkeit einer einheitlichen Regierung zu überzeugen. Die öffentliche Meinung verlangte die Errichtung einer Regentschaft und die auf dem Rákosfelde

versammelten Stände wählten einstimmig und freudigen Herzens Johann Hunyadi zum Regenten des Landes (am 5. Juni 1446).

Hunyadi fiel, um Friedrich zur Herausgabe des Königskindes und der Krone zu zwingen, schon im Herbste desselben Jahres in Steiermark ein, rückte von dort bis Wiener-Neustadt und Fischamend vor, konnte jedoch nichts weiter erringen als die Rückgabe Raabs. Nachdem auch die unter Mitwirkung des päpstlichen Legaten gepflogenen Unterhandlungen erfolglos blieben, erwählten endlich die unzufriedenen österreichischen Stände Ulrich Eytzinger zu ihrem Oberhauptmann, schlossen ein Bündniß mit den Böhmen, Mährern und Ungarn (am 5. März 1452), und belagerten und bedrängten Friedrich so lange in der Festung von Wiener-Neustadt, bis er Ladislaus in die Hände Ulrichs von Cilli auslieferte (am 4. September).

Der im zartesten Alter stehende König gerieth nun vollständig in die Macht Ulrichs von Cilli, der Eytzinger vom Hofe entfernte und die moralische Vergiftung des minderjährigen Ladislaus in systematischer Weise betrieb. Hunyadi, der seinen König lieber unter der Vormundschaft Friedrichs, als in den Händen des unsittlichen Cilli gesehen hätte, nahm bald wahr, daß Letzterer ihn, Hunyadi, des Strebens nach der Krone zu verdächtigen und ihn dadurch auch zu stürzen strebe. Er reichte infolge dessen in den ersten Tagen des Jahres 1453 seine Abdankung von der Regentschaft ein.

Der dreizehnjährige Ladislaus übernahm hierauf selbst die Zügel der Regierung, empfing die Huldigung der Stände auf dem Preßburger Reichstage (im Januar 1453), beschenkte Hunyadi mit der erblichen Grafschaft von Bistritz, sowie mit den Herrschaften von Déva und Görgény und ernannte ihn zum Landesobercapitän, sowie dessen Sohn, den zwanzigjährigen Ladislaus, zum Ban von Kroatien und Dalmatien.

Hunyadi leitete als Regent unter schwierigen Verhältnissen sechs Jahre hindurch die Angelegenheiten des Landes. Er eilte Skander Beg zu Hilfe, der gegen die Türken einen Kampf auf Tod und Leben führte, und wehrte sich zwei Tage lang mit 24.000 Mann heldenmüthig gegen die sechsfach überlegene Armee des Sultans Murad auf dem Amselfelde (am 18. October 1448). Er verlor die Schlacht und gerieth als Flüchtling in die Gefangenschaft des treubrüchigen serbischen Fürsten Georg Brankovics, der ihm nach zwei Monaten nur unter sehr harten Bedingungen die Freiheit wiedergab, nachdem sich Hunyadi verpflichtet hatte, daß er Brankovics die confiscirten ungarischen Güter zurückstellen, dessen Enkelin Elisabeth, die Tochter Ulrichs von Cilli zur Braut seines jüngeren Sohnes Matthias machen und seinen älteren Sohn Ladislaus als Geisel nach Semendria senden werde. Diesen durch Zwang erpreßten Vertrag machte jedoch Hunyadi nach zwei Jahren, Serbien mit Krieg überziehend, zunichte. Auch gegen die in Oberungarn sich ausbreitenden Böhmen führte er mehrmals Krieg, erlitt zwar bei Losoncz infolge des Verrathes einiger in seinem

Lager befindlichen Vornehmen eine Niederlage (1451), doch wendete sich ihm bald das Kriegsglück wieder zu. Er nahm mehrere Festungen der Böhmen ein und zwang Giskra zum Friedensschluß und Gehorsam gegen die Gesetze.

Nach der Einnahme Constantinopels verkündete Mahomed II. laut, daß es wie im Himmel nur einen Gott, so auch auf Erden nur einen Herrn geben dürfe. Diese Drohung war in erster Reihe gegen Ungarn gerichtet. Hunyadi sah mit opferfreudiger Hingabe an den christlichen Glauben dem Kampfe auf Tod und Leben muthig ins Auge. Und als im Frühjahr 1456 die Kunde sich verbreitete, daß der Sultan mit einem unermeßlichen Heere gegen Belgrad aufgebrochen sei, als Ulrich von Cilli den König vor der Gefahr aus Ofen nach Wien in Sicherheit brachte, als die vom Parteihader zerklüftete Aristokratie mit der Ausrüstung ihrer Banderien, der niedere Adel mit der Insurrection zögerte, als die Verwirrung und Kopflosigkeit im Lande soweit stieg, daß selbst die Ofener Burg von ihrer Garnison verlassen wurde, da eilte Johann Hunyadi mit seinen auf eigene Kosten geworbenen Truppen und mit den durch Johann Kapistran für den heiligen Feldzug begeisterten Kreuzfahrern entschlossenen Muthes zum Entsatz von Belgrad, welches durch seinen Schwager Michael Szilágyi vertheidigt wurde. Nachdem er am 14. Juli die türkische Flotte, welche die Donau sperrte, vernichtet hatte, zog er in die belagerte Festung ein, schlug am 21. Juli den allgemeinen Sturm der Türken, welche die Stadt eingenommen hatten und nun die Citadelle bedrängten, siegreich ab und machte am nächsten Tage mit seinen regulären Truppen selbst einen Ausfall, während die bis zur Schwärmerei begeisterten Kreuzfahrer das Lager des Sultans tollkühn überfielen. Hunyadi jagte das Heer des Sultans nach blutigem Kampfe in die Flucht und rettete auf diese Weise das stärkste Bollwerk des Landes.

Dieser Sieg war der würdigste Abschluß der glorreichen Lebenslaufbahn des Helden, der als Opfer der im Lager ausgebrochenen Seuche in Semlin in den Armen seines treuen Freundes Johann Kapistran verschied (am 11. August 1456).

Ulrich von Cilli hielt nach dem Tode Hunyadis die Zeit für gekommen, das ganze ihm verhaßte Geschlecht der Hunyadis auszurotten; er schrieb seinem Schwiegervater Brankovics, daß er ihn bald mit den Köpfen der beiden jungen Hunyadi erfreuen werde. In dieser Absicht bewog er den König dazu, die Belgrader Wahlstatt zu besichtigen und den Hunyadis die ihnen anvertrauten Grenzfestungen zu entziehen. Als der junge König mit seinen deutschen Söldnern und den österreichischen Kreuzfahrern in Begleitung Ulrichs, der auf dem Futaker Reichstag zum Landesgouverneur ernannt worden war, vor Belgrad erschien, empfing ihn Ladislaus Hunyadi im Festungsthor mit ehrfurchtsvoller Huldigung, ließ aber, nachdem der König, sein Hof und sein ungarisches Gefolge eingetreten waren, die Thore sofort schließen, indem er sich auf die Landesgesetze berief, durch welche fremde


ARTIVM·AVRELI·CORNELI·CELSI·LIBER·
QVAE RATIO MEDICINE·POTISSIMA·SIT
ET·QVEMADMODVM·SANOS·AGERE·CŌ-
VENIAT·LIBER PRIMVS·INCIPIT·FELICR·

VT ALIMENTA SA-
NIS CORPORIBVS
AGRICVLTVRA SIC
SANITATEM EGRIS
medicina promittit. Hec
nusq̄ quidem nō est: si qui-
dem etiam imperitissime
gentes herbas aliaq; promp-
ta in auxilium uulnerum
morborūq; nouerunt: Ve-
rūtamen apud grecos ali-
quanto magis q̄ in ceteris nationibus exculta est ac ne a-
pud hos qdem a prima origine; sed paucis ante nos seculis
ut pote cum uetustissimis auctoribus esculapius celebretur.
Qui quoniam ad hodiernam et uulgarem hanc scientiam pau-
lo subtilius excessisset in deorum numerū receptus est. Huius
deinde duo filij podalirius et machaon bello troiano ducem
Agamenonem sequuti non mediocrem opem commilitonibus
suis adtulerunt. Quos tamē homerus non in pestilentia: ne-
q̄ in uarijs generibus morborum aliquid adtulisse auxilij, sed
uulneribus tantūmodo ferro et medicamentis mederi solitos
esse proposuit. Ex hoc apparet has artes medicine solas ab
his esse probatas, easq; esse uetustissimas. eodemq; auctore
disci potest: morbos tum ad iram deorū immortalium rela-

Das erste Blatt einer Pergamenthandschrift der Corvina (König Matthias Bibliothek).

Söldner aus den Grenzfestungen ausgeschlossen wurden. So geriethen der König und Ulrich von Cilli in die Gewalt Ladislaus Hunyadis, der schon früher entschlossen war, dem sein Leben bedrohenden Cillier zuvorzukommen. Nach drei Tagen, am 11. November 1456, überfiel Hunyadi mit seinen Genossen den letzten männlichen Sprossen der Cillier Familie und hieb ihn in Stücke. Der König versicherte zwar in dieser schwierigen Lage den vor ihm sich rechtfertigenden Hunyadi seiner Verzeihung und Gnade und gelobte später in Temesvár der trauernden Witwe Johann Hunyadis mit feierlichem Eide vor dem Altar, daß er den Tod Ulrichs niemals rächen werde (am 23. November 1456). Aber dieser Schwur wurde von den Feinden der Hunyadis für nicht bindend erachtet. Sie ließen unter dem Vorwande, daß Ladislaus Hunyadi eine Verschwörung gegen das Leben des Königs plane, ihn sammt seinem jüngeren Bruder Matthias und anderen Getreuen der Familie in Ofen festnehmen und den vierundzwanzigjährigen Jüngling Ladislaus vor der Ofener Königsburg enthaupten (am 16. März 1457).

Die schwerbetroffene Mutter Elisabeth Szilágyi und deren Bruder Michael riefen die Nation zu den Waffen, und der Aufruhr brach mit solcher Gewalt aus, daß der König vor dem Sturme entfloh und Matthias Hunyadi als Gefangenen mit sich führend nach Wien, bald darauf nach Prag sich zurückzog. Hier starb er plötzlich, während er sich zur Hochzeit mit der Tochter des französischen Königs Karl VII. rüstete, am Jahrestage seines Temesvárer Eides (am 23. November 1457). Ein Gerücht ließ ihn durch die Hussiten vergiftet worden sein.

Den erledigten Thron bestimmte die Nation aus Dankbarkeit gegen Hunyadi seinem hoffnungsvollen fünfzehnjährigen Sohne Matthias. Vergeblich war die Opposition der Großen auf dem Pester Wahlreichstage, vergeblich das Verzögern und Hinausschieben der Berathungen im Interesse des Kaisers Friedrich oder des polnischen Königs Kasimir, Schwager des verstorbenen Ladislaus V. Die stürmischen Rufe der 40.000 Bewaffneten, die unter Michael Szilágyis Führung auf der Eisfläche der Donau standen, machten jede Opposition verstummen (am 24. Januar 1458). Der Reichstag wählte neben dem jungen König dessen Oheim Michael Szilágyi auf fünf Jahre zum Gouverneur und entsandte eine glänzende Deputation zum Empfange des Königs. Der böhmische Gouverneur Georg Podiebrad gab Matthias, nachdem er die Kunde seiner Wahl vernommen, gegen ein Lösegeld von 60.000 Dukaten frei, verlobte ihn mit seiner Tochter und ließ ihn bis an die Landesgrenze geleiten, wo ihn die Abgesandten der Stände und darunter auch diejenigen Giskras huldigend empfingen und mit ihm im Triumphzuge sich nach Ofen begaben (16. Februar 1458).

Matthias war, obzwar noch sehr jung, ein viel zu selbständiger und fester Charakter, als daß er die Beschränkung der Königsgewalt ruhig ertragen hätte. Er ergriff vielmehr

mit starker Hand die Zügel der Regierung, enthob seinen Onkel, der ihn seine Überlegenheit zu sehr fühlen lassen wollte, seiner Würde, ließ ihn wegen seiner gegen die Bistritzer Sachsen begangenen Grausamkeiten gefangennehmen und in die Festung Világos sperren (1458) und hielt ihn dort ein Jahr lang in Gewahrsam. Dieses energische Auftreten des jungen Königs jagte den Feinden des Hauses Hunyadi Schrecken ein, so daß sie sich, seine Rache fürchtend, zu seinem Sturze verschworen, den Kaiser Friedrich III. einluden, den Thron einzunehmen und ihn auch mit der in seinen Händen befindlichen Krone zu Wiener Neustadt krönten (4. März 1459). Somit waren die Würfel zu einem neuen Kriege geworfen, in welchem die Scharen König Matthias' die Oberhand behielten. Die abtrünnigen Herren erhielten die Verzeihung des siegreichen Königs und huldigten ihm.



Der Pokal König Matthias'.

Matthias, durch die Türken bedroht, wandte sein Hauptstreben der Aussöhnung mit Friedrich und der Wiedergewinnung der Krone zu. Nach langen Unterhandlungen kam der Ausgleich in Ödenburg zustande, wonach Friedrich den Königstitel von Ungarn beibehielt und die Krone und Ödenburg unter der Bedingung wieder herausgab, daß, wenn Matthias ohne Nachkommen sterbe, der ungarische Thron ihm (Friedrich) und seinen Erben zufallen solle (19. Juli 1463). Fünf Tage darauf übergab Friedrich die Krone gegen ein Lösegeld von 60.000 Dukaten den Delegirten des Königs Matthias; dieser ließ sich jedoch erst im folgenden Jahre (am 29. März 1464) damit krönen. In der letzten Hälfte des Jahres 1463 nahm er die Festung Jajcza nach mehrmonatlicher Belagerung ein und eroberte einen großen Theil Bosniens wieder zurück.

Giskra, der unerschütterliche Anhänger Elisabeths und Ladislaus' V., setzte in den ersten Jahren der Regierung des Matthias den Krieg im Interesse des Kaisers Friedrich noch fort. Als er aber einsah, daß er auf Hilfe von Seite Friedrichs nicht rechnen und sein Kampf auch zu keinem Resultat führen könne, unterwarf er sich im Jahre 1462 dem König Matthias, der ihn seiner Gnade versicherte, und so wurde Oberungarn endlich von den mehr als zwanzig Jahre andauernden Verwüstungen durch die Böhmen befreit.

Die so wiederhergestellte Ruhe des Landes wurde nach einigen Jahren durch den Aufstand der drei siebenbürgischen Nationen wieder gestört, deren Führer die Zahlung der erhöhten Steuern verweigerten, sich mit einander verbündeten und behufs Aufrecht-

erhaltung ihrer Privilegien zu den Waffen griffen (1467). Diese Bewegung wurde jedoch durch das rasche Erscheinen des Königs Matthias erstickt, der die Häupter des Aufruhrs exemplarisch bestrafte und seine Scharen im Spätherbste gegen Stefan, den Wojwoden der Moldau führte, der mit den Aufrührern im Einverständnisse war. Fühlend, daß in offener Schlacht keine Aussicht auf Sieg für ihn sei, wollte der Wojwode die bei Baja lagernden ungarischen Truppen durch einen nächtlichen Überfall vernichten, wurde jedoch von den Ungarn nach einem mörderischen Kampfe, in welchem Matthias selbst eine schwere Wunde erhielt, zurückgeschlagen. Matthias langte mit seinen sich zurückziehenden Truppen zu Weihnachten in Kronstadt an, wo er die Abgesandten des sich unterwerfenden Wojwoden empfing. Gegen Georg Podiebrad, welcher vom Papste wegen der Begünstigung der Hussiten mit dem Banne belegt wurde, unternahm Matthias 1468 auf Wunsch des heiligen Stuhles einen Feldzug mit der Absicht, die Länder der böhmischen Krone seiner Herrschaft zu unterwerfen. Seine ausgezeichnet organisirten Truppen erfochten bald glänzende Resultate, infolge deren ihn die böhmischen und mährischen katholischen Stände zum König wählten und ihm in Olmütz und Breslau Treue schwuren (am 3. und 31. Mai 1469). Um so erbitterter kämpften die böhmischen Calixtiner gegen ihn, die nach dem Tode Podiebrads auf dem Kuttenberger Reichstag Wladislaw, den fünfzehnjährigen Sohn des polnischen Königs, zu ihrem König wählten (27. Mai 1471).

Der böhmische Krieg hatte während der drei Jahre seiner Dauer Ungarn mehr als drei Millionen Dukaten gekostet; unter dem Druck dieser Last wurde die Unzufriedenheit eine allgemeine. Die Verschworenen, von Johann Vitéz, Erzbischof von Gran, dem gelehrten Erzieher des Matthias, und von Johann, dem Fünfkirchener Bischof und berühmten lateinischen Dichter geführt, boten die Krone Kasimir, dem jüngeren Sohne des polnischen Königs an. Derselbe kündigte schon von Krakau aus Matthias den Krieg an (am 6. September 1471) und drang mit seinen Truppen im Laufe von zwei Monaten bis Hatvan vor, um sich auf dem Rákosfelde zum König ausrufen zu lassen. Bis dahin aber hatte Matthias schon den größten Theil der aufständischen Magnaten durch das Versprechen der Begnadigung entwaffnet und erwartete bei Pest seinen Gegner. Kasimir wich den kampfgerüsteten Truppen Königs Matthias' aus und schloß sich in der Festung Neutra, welche in den Händen des Erzbischofs Vitéz war, ein. Als jedoch Matthias die Festung umzingelte, entfloh Kasimir, bevor noch die Besatzung capitulirt hatte, zu Anfang des Jahres 1472 nach Polen. Matthias ließ den ungetreuen Erzbischof Vitéz in Visegrád gefangen setzen und entließ ihn erst nach einigen Monaten; der greise Kirchenfürst starb bald darauf in Gran.

Der böhmische Krieg, in dem Matthias sein Feldherrntalent auf das glänzendste bewährte, wurde durch die glorreiche Vertheidigung Breslaus, welches von dem polnischen



Seiteneingang der Karlsburger Kirche.

König Kasimir und dem böhmischen König Wladislaw mit einem Heer von 70.000 Köpfen belagert wurde (1474), durch einen zweieinhalbjährigen Waffenstillstand und den darauf folgenden Friedensschluß beendigt, wonach der böhmische Königstitel sowohl von Wladislaw wie von Matthias beibehalten wurde, Wladislaw ganz Böhmen erhielt mit der Bedingung, daß es nach seinem Tode Matthias zufalle, während Matthias Mähren, Schlesien und die Lausitz bekam, welche Provinzen jedoch nach seinem Tode entweder durch Wladislaw oder dessen Nachkommen für 400.000 Dukaten rücklösbar sein sollten (am 30. September 1478).

Gegen Kaiser Friedrich — der vor Beginn des böhmischen Feldzuges Matthias versprochen hatte, ihn mit Böhmen zu belehnen, später aber, seinem Worte ungetreu, Wladislaw in das böhmische Lehen einsetzte — hatte Matthias schon im Jahre 1477 den Krieg begonnen und belagerte bereits Wien, nachdem er einen Theil Niederösterreichs eingenommen hatte. Dieser erste österreichische Feldzug wurde durch den Korneuburger Frieden beendigt, in welchem Friedrich sich verpflichtete, Matthias mit der böhmischen Krone zu schmücken und 100.000 Dukaten für die Kriegskosten zu zahlen. Da aber der Kaiser diese Bedingungen nicht erfüllte, brach der Krieg im Jahre 1479 von neuem los und wurde, durch mehrfache Waffenstillstände unterbrochen, Jahre lang, und zwar mit solchem Erfolge für Matthias fortgesetzt, daß dieser einen Theil Steiermarks und außerdem zahlreiche österreichische Städte und Festungen und sogar Wien nach langer Belagerung einnahm (am 1. Juni 1485). Da alle Versuche, Frieden zu stiften, an dem Starrsinn Friedrichs scheiterten, war Matthias genöthigt, den Krieg gegen ihn und seinen Sohn, den römischen König Maximilian, bis zum Tode fortzusetzen. Das Endresultat war die Eroberung fast ganz Ober- und Niederösterreichs und eines großen Theiles von Steiermark.

Namensunterschrift des Johann Corvinus.

Während des böhmischen und österreichischen Krieges unternahmen Matthias und seine Generale mehrere glückliche Feldzüge gegen die Türken. Blasius Magyar, Wojwode von Siebenbürgen, vernichtete mit 20.000 Mann ein sechsfach größeres Türkenheer (1474); Matthias leitete persönlich die Einnahme der Festung Schabatz (im Februar 1476); der siebenbürgische Wojwode Stefan Báthori und der Temeser Obergespan Paul Kinizsi verewigten ihre Namen durch den Sieg auf dem Brodfelde (Kenyérmezö, bei Karlsburg); Kinizsi, der Schrecken der Türken, drang in Serbien bis Krusevacz vor und kehrte mit 1.000 Gefangenen und 50.000 flüchtenden Serben von seinem siegreichen Feldzuge zurück (1481). Im Zeitalter des Königs Matthias vermochten die Türken auf ungarischem Boden

noch keine Eroberung zu machen, obschon ein Theil der ungarischen Truppen fortwährend im böhmischen und österreichischen Kriege beschäftigt war.

Da Matthias weder von Katharina Podiebrad, welche 1464 starb, noch von seiner zweiten Frau Beatrice von Neapel mit Nachkommen beschenkt worden war, trachtete er den Thron auf seinen natürlichen Sohn Johann Corvinus zu vererben. Er nahm auch den Großen des Reiches und einigen Municipien den Schwur ab, daß sie nach seinem Tode seinen Sohn zum König wählen würden. Nur sein plötzlich eingetretener Tod verhinderte, daß die Stände seinen Sohn feierlich als Thronfolger anerkannten. Der König starb in der Blüte seiner Manneskraft, 47 Jahre alt, in der Wiener Burg (am 6. April 1490), dem Volksglauben nach durch Gift.

Die zweiunddreißig Jahre der Regierung des Königs Matthias bilden eine der glänzendsten Epochen der Geschichte Ungarns. Seine Energie sicherte dem Lande die Herrschaft der gesetzlichen Ordnung, seine eherne Faust schlug sowohl die Rebellen nieder, als sie auch die in Zügellosigkeit verfallenen Oligarchen bändigte und das Volk gegen grundherrliche Willkür schützte. Mit seinen disciplinirten Truppen, deren Kern durch die von ihm errichtete Schwarze Legion gebildet wurde, erfocht er, Dank seinem Feldherrngenie, oft auch über vielfach stärkere Heere den Sieg. Die Wohlfahrt des Landes erreichte trotz der Steuern, die indeß gerecht vertheilt und ehrlich administrirt wurden, eine hohe Stufe; obwohl er langwierige auswärtige Kriege mit großen Kosten führte, vermochte er doch in Ofen einen Hof von staunenswerther Pracht zu halten, den die Meisterwerke der Kunst schmückten, an welchem italienische und deutsche Gelehrte um die Gunst des classisch gebildeten hochgefeierten Königs wetteiferten. Die höchste Zierde seines Palastes bildete seine weltberühmte Bibliothek, deren noch vorhandene Bruchstücke zu den eifersüchtig gehüteten Schätzen der europäischen Bibliotheken gehören. Die Nation fühlte durch den Ruhm ihres Königs sich selbst verherrlicht und hing mit Hingebung und Liebe an dem großen Sohne des großen Johann Hunyadi, an dem volksthümlichsten ungarischen König, und noch nach Jahrhunderten erzählte man gerne von dem verschwundenen glänzenden Zeitalter, von den ruhmvollen Thaten Königs Matthias „des Gerechten". Sein Andenken wurde, dauernder als durch eine Erz- oder Marmorstatue durch den Volksspruch erhalten, der noch heute häufig zu hören ist: „König Matthias ist todt, mit ihm starb die Gerechtigkeit".

Um den erledigten Thron des Königs Matthias bewarben sich außer seinem Sohne Johann Corvin der römische König Max auf Grund des Vertrages vom Jahre 1463, ferner als Nachkomme Königs Albrecht in weiblicher Linie Wladislaw, König von Böhmen, und sein jüngerer Bruder Herzog Albert. Die mächtigen Großen, die der energischen Regierung Königs Matthias überdrüssig geworden, begünstigten zumeist den

schwachen Wladislaw, sie bedurften eines Königs, den sie, wie Stefan Báthori sagte, beim Schopf halten konnten. Der junge, gutmüthige Johann Corvinus, der den reichen Schatz seines Vaters, Ofen, Visegrád sammt der Krone und mehrere starke Festungen des Landes im Besitze hatte, hatte nicht zugleich auch den entschlossenen festen Charakter seines Vaters geerbt und besaß nicht den Muth, sich den Thron mit Waffengewalt zu erkämpfen. Er bereitete selbst seinen Sturz vor, als er sich durch Thomas Bakacs und Johann Pruisz bewegen ließ, den ihm durch dreiunddreißig kirchliche und weltliche Große vorgelegten Ausgleich anzunehmen, wonach er, falls die Wahl der Stände nicht auf ihn fiele, sich außer den Familiengütern mit dem Königreich Bosnien, dem Herzogthume Slavonien und dem kroatischen Banat begnügen würde (17. Juni 1490). Auf Anrathen seiner Anhänger protestirte er zwar, sich in die Ofener Burg einschließend, gegen die Wahl Wladislaws, welche ohne die Anwesenheit seiner Partei vor sich gegangen war; als aber die Gegner Ofen zu belagern anfingen und dieses sich gegen ihn erhob, schloß er einen Waffenstillstand. Er hatte die Absicht, sich mit den Schätzen seines Vaters, mit der Krone und mit den bewaffneten Scharen seiner Anhänger in das Gebiet jenseits der Drau zurückzuziehen, um dort Truppen zu sammeln. Aber Stefan Báthori und Paul Kinizsi eilten ihm mit den berittenen Scharen der Großen nach, überfielen ihn an der Sárviz und schlugen ihn (4. Juli), worauf er nach Slavonien flüchtete. Die Stände riefen nach diesem Siege, mit Übergehung der Ansprüche von Max und Albert, Wladislaw in der Ofener St. Georgskirche ohne Widerspruch zum König aus.

Wladislaw nahm die ihm in Farkashida am 31. Juli vorgelegten Krönungsbedingungen mit Bereitwilligkeit an, obgleich dieselben auf die Beschränkung der Königsgewalt zielten, und zog am 9. August in Ofen ein. Am 18. August ließ er sich in Stuhlweißenburg die durch Corvinus übergebene Krone aufs Haupt setzen. Seine übergangenen Nebenbuhler waren jedoch nicht gesonnen, ihren Ansprüchen zu entsagen. Herzog Albert ließ sich schon am 10. August auf dem Rákosfelde zum König ausrufen und hielt, obschon er später Waffenstillstand mit seinem Bruder schloß und sich bis Szerencs zurückzog, dennoch fortwährend Kaschau, Eperies und Umgegend mit seinen Truppen besetzt. Nur nach Monaten, als er durch die Scharen Wladislaws und Stefan Szapolyais hart bedrängt wurde, entsagte er seinen Ansprüchen unter der Bedingung, daß ihm die Krone im Falle des kinderlosen Ablebens seines Bruders zufalle (20. Februar 1491). Noch energischer trat König Maximilian auf, der in Steiermark und Österreich einen großen Theil der durch Matthias eingenommenen Festungen und Städte, Wien, welches von 400 Ungarn heldenmüthig vertheidigt wurde, Wiener-Neustadt und Bruck schon im Monat August zurückeroberte und sodann, die Leitha überschreitend, Ödenburg, Steinamanger, Güns, Veszprim, Agram und Stuhlweißenburg einnahm und selbst Ofens mit Leichtigkeit

sich hätte bemächtigen können, wenn seine Söldlinge nicht wegen rückständigen Lohnes revoltirt und ihn zum Rückzug gezwungen hätten (im December 1490).

Im Sommer 1491 hatten die Reiterscharen der ungarischen Vornehmen mit Hilfe der aus Schlesien zurückberufenen Schwarzen Legion Maximilian aus allen von ihm eroberten Orten wieder verdrängt, so daß er aus Furcht, der Krieg würde nach Österreich hinübergespielt werden, eine Friedensdeputation an Wladislaw sandte. Der Ausgleich wurde auch durch die Vertrauensmänner der Parteien in Preßburg sehr bald geschlossen;



Begegnung Wladislaws II. mit Kaiser Maximilian und Sigmund, König von Polen.

Wladislaw sicherte für den Fall seines kinderlosen Ablebens die Krone Maximilian und dessen Nachkommen zu und versprach auch, diesen Vertrag durch die Reichsstände bestätigen zu lassen. Durch diesen Ausgleich gab Wladislaw Alles wieder zurück, was in Steiermark und Österreich noch in ungarischen Händen war, wogegen auch Maximilian die durch ihn in Ungarn und Slavonien eingenommenen und noch in seinem Besitze befindlichen Ortschaften wieder herausgab. Wladislaw verzichtete außerdem auf die Kriegsentschädigung von 100.000 Dukaten, welche Friedrich an Matthias zu zahlen hatte, und verpflichtete sich seinerseits an Maximilian als Kriegsentschädigung eine gleiche Summe zu entrichten (7. September 1491). Diese schweren Bedingungen wurden von Wladislaw bereitwillig

angenommen und der Vertrag bestätigt (6. December 1491). Der nach Ofen für den 2. Februar 1492 einberufene Reichstag protestirte jedoch gegen den Vertrag, beschimpfte die Urheber desselben als Landesverräther und drohte ihnen mit dem Tode. Nur das Versprechen des Königs, daß er die Bedingungen umstoßen werde, beschwichtigte einigermaßen die allgemeine Aufregung. Aber Maximilian war nicht im geringsten geneigt, von dem Vertrage zurückzutreten, den jedoch die Stände weder in demselben, noch im nächsten Jahre anerkannten; nur eine Anzahl Magnaten ließ sich durch den König bewegen, in besonderen Urkunden den Friedensschluß als giltig anzunehmen.

Die zügellosen Oligarchen vermochten es umso leichter, die königliche Gewalt und Autorität des ohnmächtigen Wladislaw in den Staub zu treten, als die Schwarze Legion, die zur Zeit des Königs Matthias die sicherste Stütze des Thrones bildete und mit welcher Kinizsi das die Festung Severin belagernde türkische Heer in die Flucht geschlagen hatte, wegen unbezahlten Soldes revoltirte, die Gegend von Szegedin verwüstete und plünderte, woraufhin sie durch Paul Kinizsi in blutiger Schlacht bei Halas vernichtet wurde (1492).

Namensunterschrift Wladislaws II.

Unter der schwachen Regierung Wladislaws wurde das Land der Schauplatz von Parteikämpfen zwischen Classen und Familien. Die Gewaltthätigkeiten der miteinander verbündeten Großen kannten keine Grenzen; die Vermessenheit des Adels ging so weit, daß, als der König zur Ordnung der dringenden Bedürfnisse seines Schatzes die Steuer von einem Goldgulden nach einer Bauernsession, ohne den Reichstag zu befragen, ausschrieb — eine Steuer, welche unter Matthias jährlich einmal und auch mehrere Male entrichtet worden war — die königlichen Steuereinnehmer an mehreren Orten durch die Edelleute, unter dem Vorwande der Vertheidigung der Verfassung erschlagen wurden.

Das Unwesen, welches der stolze Lorenz Ujlaki trieb, vermochte selbst der geduldige Wladislaw nicht zu ertragen. Er griff zu den Waffen, um ihn zu demüthigen, ließ mehrere seiner Burgen einnehmen und confiscirte seine Güter; aber die ungewohnte Energie des schwachen Königs brach sich an dem Widerstande des mächtigen Palatins Stefan Szapolyai, der mit Ujlaki einen gegenseitigen Erbschaftsvertrag geschlossen hatte und auf dessen Fürwort Wladislaw es für nöthig hielt, den gedemüthigten Magnaten wieder in Gnaden aufzunehmen, um weiteren Aufständen vorzubeugen (1495).

Die häufig abgehaltenen stürmischen Reichstage schufen zwar genügend zweckmäßige Gesetze zur Bändigung der Oligarchen, doch blieben diese Verordnungen infolge der Schwäche der Executivgewalt unausgeführt, so daß die Großen des Reiches nach wie vor den niederen Adel bedrückten. Auf dem Reichstage 1498 gelang es zwar der Adelspartei,



Wladislaw II.

mit Hilfe des Palatins Szapolyai, der seinem Sohn den Weg zum Throne ebnen wollte, sowohl über die Hofpartei als über die Oligarchie zu triumphiren; doch konnte der todte Buchstabe der bei dieser Gelegenheit geschaffenen Gesetze den Schwächeren keinen Schutz gegen die Stärkeren gewährleisten und vermochte nicht die gestörte Ruhe des Landes wieder herzustellen.

In seinem fünfzigsten Jahre, 1502, vermählte sich Wladislaw mit Anna de Candale, der Cousine des französischen Königs Louis XII. Glücklich in dieser Ehe, wurde er noch gleichgiltiger gegen den Parteihader, in dessen Verlaufe der niedere Adel an mehreren Orten die Domänen der Vornehmen verwüstete und mit bewaffneter Hand seine Rache kühlte. Die Bedürfnisse des gänzlich erschöpften und unredlich verwalteten Staatsschatzes deckte er, solange es ging, durch die Veräußerung und Verpfändung der Krongüter und königlichen Einkünfte. Als auch diese Hilfsquellen versagten und er nicht einmal mehr die Kosten seiner Hoftafel bestreiten konnte, war er gezwungen, den Magnaten die Unterthanensteuer voraus zu verkaufen und ihnen das Recht einzuräumen, die Steuern durch die einzelnen Comitate votiren und einen Goldgulden nach jeder Bauern=

ſeſſion einheben zu laſſen. Gegen dieſes geſetzwidrige Vorgehen proteſtirte jedoch der Adel auf dem Rákosfelder Reichstage (1504) in der ſtürmiſcheſten Weiſe, verweigerte außer dem Cameralgewinn jede Abgabe, ſteifte ſich darauf, daß, nachdem der Friede mit den Türken auf ſieben Jahre geſchloſſen war, ein Theil der Beſatzungen der Grenzfeſtungen entlaſſen werden könne, und wälzte die Laſt der Landesvertheidigung ganz auf die Kriegsbereitſchaft der höheren Geiſtlichkeit ab.

Damals ſchon war Johann Szapolyai, der jüngere Sohn des im Jahre 1499 verſtorbenen Palatins, Erbe von 72 Burgen, der Führer der Adelspartei, mit deren Hilfe er den Thron erklimmen wollte. Um dieſes Ziel leichter zu erreichen, hielt er um die Hand der zweijährigen Anna, Tochter des in ſchwerer Krankheit darniederliegenden Königs, an (1505). Auf die Zurückweiſung antworteten Szapolyai und ſeine Partei damit, daß die Stände auf dem noch in demſelben Jahre zuſammenberufenen Rákosfelder Reichstage ſich in einem feierlichen Document verpflichteten, für den Fall, daß Wladislaw ohne Manneserben ſterben ſollte, mit Ausſchluß aller fremden Thronprätendenten nur einen Eingebornen zum König zu wählen. Alle Diejenigen, welche dieſem Beſchluſſe zuwiderhandeln würden, ſollten als Feinde des Landes zu ewiger Knechtſchaft verurtheilt werden.

Namensunterſchrift der Königin Anna.

Maximilian betrachtete dieſen Beſchluß als Verletzung des Preßburger Vertrages und ſchloß mit Wladislaw ein Abkommen, wonach Maximilians Enkel Ferdinand die Tochter Wladislaws, Anna, oder ein ſpäter geborener Sohn Wladislaws die Enkelin Maximilians, Maria, zu heiraten habe (23. März 1506). Hierauf überzog Maximilian Ungarn mit Krieg, nahm Ödenburg und Preßburg ein und lagerte am 24. Juni vor Eiſenſtadt. Nachdem aber Wladislaw einen männlichen Erben erhalten hatte (1. Juli), ſchloß Maximilian Frieden mit den Abgeſandten Wladislaws und gab, ſein Erbrecht für die Zukunft ſich vorbehaltend, die eroberten Gebiete wieder heraus (19. Juli 1506).

Der bald darauf erfolgte Tod der Königin verſetzte Wladislaw in tiefen Gram; in ſeiner Melancholie kümmerte er ſich noch viel weniger um die Angelegenheiten des Landes als ſonſt, ſeine einzige Sorge beſtand darin, daß ſein noch im Säuglingsalter ſtehender Sohn gekrönt werde. Die Stände willfahrten ihm unter der Bedingung, daß er ſeinen minderjährigen Sohn weder der Vormundſchaft des Kaiſers Maximilian noch derjenigen eines anderen fremden Herrſchers anvertraue (4. Juni 1508).

Der ehrgeizige Szapolyai machte einen zweiten Verſuch, die Hand der Prinzeſſin Anna zu erlangen, erhielt aber nochmals einen abweiſenden Beſcheid (1510). Nach drei Jahren, als ſeine Schweſter Barbara ſchon auf dem polniſchen Throne ſaß, verlangte



Prinzessin Anna, Tochter Wladislaws II.

er die Hand der Prinzessin zum dritten Male. Diesmal zog der Jüngling, übermüthig gemacht durch einen Sieg über die Türken an der unteren Donau, mit tausend Reitern nach Ofen, wo er die geschlossenen Thore erbrechen ließ und so vor den erschreckten König trat, der ihn zwar mit schmeichelhaften Worten empfing, aber die Hand seiner Tochter ihm abermals verweigerte (1513). Diese Scene allein erweist zur Genüge, wie verwegen damals die hochmüthige Oligarchie selbst dem Throne gegenüber auftrat.

Bei der Ohnmacht der königlichen Gewalt herrschten die Großen und bedrückten den niederen Adel, beide zusammen aber mißhandelten und sogen das Volk so sehr aus, daß es nur eines Anlasses bedurfte, um die Rache des erbitterten Volkes zum Ausbruch zu bringen. Diesen Anlaß bot der Graner Erzbischof Thomas Bakacs, der in seinem grenzenlosen Ehrgeize die Erlangung der päpstlichen Würde anstrebte, sein Ziel jedoch nicht erreichte und von dem neuen Papst Leo X. die Legatenwürde für die nördlichen und östlichen Gebiete Europas und die Erlaubniß empfing, einen Krieg gegen die Türken zu verkünden. Über Aufforderung des Erzbischofs strömte das Volk massenhaft unter die Fahnen des zum Führer der Kreuzfahrertruppen ernannten Georg Dózsa, der aber seine Waffen gegen die Herren und Edelleute kehrte und einen Vernichtungskrieg gegen dieselben führte, um die vielfachen seit dem Tode des Königs Matthias erlittenen Unbilden zu rächen. Dieser „Kurutzenkrieg“

(„Kreuzkrieg"), welcher 70.000 Menschen das Leben kostete, wurde durch den siebenbürgischen Wojwoden Szapolyai in dem Blutbade der Temesvárer Schlacht erstickt. Szapolyai hielt sich seitdem für den Retter des Adels und für noch mehr berechtigt, zum Dank dafür die Königskrone zu erlangen. Nach Niederschlagung der Revolution folgten Racheacte des Adels, der nicht nur die Schuldigen, sondern auch ihre Nachkommen züchtigte, die Bauern gesetzlich zur an der Scholle klebenden Knechtschaft, zu wöchentlich einem „Frohndiensttage" verurtheilte und sie der Willkür der Grundbesitzer auslieferte (1514).

Wladislaw hielt, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern, mit Kaiser Maximilian und mit Sigmund, König von Polen, in Preßburg und Ofen Zusammenkünfte ab, erneuerte den wechselseitigen Heiratsvertrag zwischen den eigenen Kindern und den Enkeln Maximilians, sicherte in einem geheimen Paragraphen auch die wechselseitige Erbfolge der beiden vertragschließenden Parteien in den Gebieten der ungarischen, beziehentlich böhmischen Krone und der österreichischen Erbländer zu und verlobte seinen zehnjährigen Sohn Ludwig feierlich mit Maria, der Enkelin des deutschen Kaisers (22. Juli 1515). Auf dem Todtenbette empfahl er seine Kinder dem Schutze des Kaisers und des polnischen Königs und beschloß sein Leben am 13. März 1516. An seinem Sarge mochte die Nation nicht seinen Tod, sondern das Los des in Wirrniß und Elend gerathenen Landes beklagt haben. Sein Andenken wurde im Volke durch den Beinamen „dobrczc" (gut) verewigt.

Namensunterschrift des Königs Ludwig II.

Namensunterschrift der Königin Marie.

Unter Ludwig dem Kinde wuchsen die inneren Wirren fortwährend und die Reichstage wurden immer stürmischer. In dem am 24. April 1516 auf dem Rákosfelde zusammengetretenen Reichstage erschien die Partei Szapolyais in Waffen und machte einen Angriff gegen die Ofener Burg, in welcher die Magnaten Sitzung hielten. Erst nachdem sie durch die Festungsgarnison zur Rückkehr gezwungen worden waren, gab sie den Plan auf, die Ernennung Szapolyais zum Gouverneur gewaltsam durchzusetzen.

Entgegen den Herren, welche die Cameraleinkünfte an sich rissen und übermüthig in ihrem Machtgefühl nur ihre eigenen Interessen verfolgten, forderte die Masse des Adels auf dem Reichstage von 1518 die Entfernung der Vormünder des Königs: Thomas Bakacs, Johann von Bornemisza, Georg Markgraf von Brandenburg, und die Erhebung Johanns von Szapolyai zum Gouverneur. Als der größere Theil der Herren diesen Forderungen sich energisch widersetzte, die Gesandten Maximilians dagegen auf das



Ludwig II.

Verlangen nach einem Statthalter mit Kriegsdrohungen antworteten und dagegen protestirten, ging die Volksversammlung lärmend auseinander und berief eine neue Zusammenkunft nach Tolna.

Die Tolnaer und Bácser Versammlungen (1518) schufen zwar unter dem mächtigen Einflusse Stefan Verböczys heilsame, patriotische Gesetze sowohl in Bezug auf die Ordnung der Finanzen als auch auf die Regelung der Landesvertheidigung; aber weder die vielen guten Gesetze, noch der in der Bácser Versammlung gewählte Executivausschuß, welcher aus vier Prälaten, vier Bannerherren und sechszehn Edelleuten zusammengesetzt war, vermochten die Flut der Übel einzudämmen; denn Jedermann trotzte dem Gesetze, wenn er seine persönlichen Interessen durch dasselbe verletzt fand. Der Executivausschuß wurde durch den Widerstand der Hofpartei sehr bald auseinander gesprengt; nach dem Sturze Szapolyais wurde mit der durch den Tod Emerich Perényis erledigten Palatinswürde Stefan Báthori bekleidet (1519), was einen noch erbitterteren Kampf der Parteien zur Folge hatte. Diese leidenschaftlichen Parteikämpfe zehrten die Kraft des Landes gerade zu einer Zeit auf, als Suleyman II., der mächtigste unter den Sultanen aus dem Hause Osman, gegen dessen Feldherrntalent und riesige Thatkraft die Anspannung der gesammten

materiellen und moralischen Kräfte der Nation nöthig gewesen wäre, den Thron bestieg (1520). Die damalige ungarische Regierung wußte den Ernst der Lage nicht gebührend zu erfassen. Als Suleyman die wegen eines Friedensschlusses bei ihm weilende ungarische Gesandtschaft mit der Antwort entließ, daß er den Frieden nur gegen eine Verpflichtung zur Tributzahlung gewähre, provocirte die ungarische Regierung in unverantwortlichem Leichtsinne und mit unbegründetem Übermuthe einen Rachefeldzug des Sultans durch einen unbedachten Schritt, indem sie den tributfordernden Gesandten des Sultans ins Gefängniß werfen ließ (1521).

Suleyman ließ sofort, um seiner Forderung mehr Nachdruck zu verleihen, Jaiza belagern und führte seine Truppen gegen Schabatz und Belgrad, an deren Ausrüstung und Vertheidigung in der allgemeinen Verwirrung und während der König mit seiner Braut Maria am Hochzeitsfeste des Palatins fröhlich theilnahm, Niemand ernsthaft gedacht hatte. Schabatz, welches die Festungscommandanten Simon Logodi und Andreas Torma mit 500 Mann gegen den an Zahl hundertfach überlegenen Feind bis zum letzten Bluts-tropfen vertheidigten, fiel am 7. Juli, Semlin in den ersten Tagen des August, Belgrad, die wichtigste Veste des Landes, ergab sich auf Gnade und Ungnade nach sechzigtägiger Belagerung, nachdem die ungarische Garnison auf 60 Köpfe herabgeschmolzen war (29. August 1521).

Der Fall Belgrads erfüllte das Land mit Entsetzen, die in Ofen sich versammelnden Stände legten unter dem Druck der Furcht den Unterthanen, Häuslern, Krämern, Hand-werkern und der niederen Geistlichkeit so unerschwingliche Steuern auf, daß bei energischer Eintreibung fünf Millionen Dukaten hätten einfließen müssen. Infolge der Gewissenlosigkeit der Einhebungsorgane floß kaum der hundertste Theil davon in den königlichen Schatz.

Ludwig II. ließ, als er sechzehn Jahre alt geworden war, Ende des Jahres 1521 sich großjährig erklären, übernahm die Regierung und hielt Hochzeit mit seiner Braut Maria (am 13. Februar 1522). Doch wurde den eingewurzelten Übelständen nicht abgeholfen, der Fiscus nicht aus seiner Bedrängniß gerettet, welche einen so hohen Grad erreichte, daß der König gezwungen war, mehrere kroatische Grenzfestungen unter Schädigung des Ansehens des Landes seinem Schwager, dem österreichischen Erzherzog Ferdinand zur Vertheidigung zu überlassen. Der Zwiespalt zwischen dem Palatin und dem Wojwoden, zwischen der Hof- und Nationalpartei kam auf den Reichstagen in immer erbitterteren Kämpfen zum Ausdruck. Verwicklung und Unordnung wuchsen immer mehr, der Adel hielt gesonderte Versammlungen ab, forderte die Errichtung eines neuen Staats-rathes, die Entfernung der Fremden vom königlichen Hofe, die Ausweisung der kaiserlichen und der venetianischen Gesandten, die Vertreibung der die Landesbergwerke ausbeutenden Fugger, beschloß im nächsten Jahre in Hatvan einen bewaffneten Reichstag abzuhalten,

und löste sich in gereizter Stimmung auf, als der König diese Beschlüsse nicht bestätigte (1524).

Auf dem Reichstage, welchen der König behufs Verhinderung der Hatvaner Versammlung auf das Rákosfeld zusammenberufen hatte, machte der in Waffen berathende Adel noch heftigere Ausfälle gegen den verhaßten Ladislaus Szalkay, Graner Erzbischof und Kanzler, gegen den Palatin und gegen die Fremden am Hofe. Nach zweiwöchentlicher Berathung ging er mit dem Beschlusse auseinander, die Versammlung in Hatvan, selbst dem Verbote des Königs entgegen, abzuhalten, und hinterließ eine aus 150 Mitgliedern bestehende Commission, welche diese Beschlüsse in ein Gesetz zusammenfassen und dessen Bestätigung beim König betreiben sollte (1524).

Der König hielt es nicht für gerathen, sich der Abhaltung des Hatvaner Reichstages länger zu widersetzen, und er erschien, um den Ausbruch der lange angefachten Leidenschaften zu mildern, in eigener Person und in Begleitung der Bannerherren des Reiches auf demselben. Der in Waffen tagende Adel empfing den König mit ehrerbietiger Huldigung, wandte sich aber mit um so ungezügelterer Wuth gegen den verhaßten Palatin und gegen die Mitglieder der Regierung, entsetzte unter ungeheurem Lärmen Báthori des Palatinats und rief an dessen Stelle den beliebten Redner Stefan Verböczy aus. Als der König Verböczy in seiner neuen Würde bestätigte, sowie die in der jüngsten Rákosfelder Versammlung gefaßten und nun durch einige Punkte ergänzten Beschlüsse guthieß, überließen sich die anfangs so stürmisch erregten Gemüther dem Freudenrausch des erkämpften Sieges und ging die Versammlung anscheinend ruhig und zufrieden auseinander.

In Hatvan hatte der Adel einen vollständigen Triumph davongetragen, doch sollte er seines Sieges sich nicht lange erfreuen. Da das entscheidende Gewicht im Staatsrath auch fernerhin in den Händen der Großen belassen war, zeigte sich bald die Reaction von Seiten des Hofes. Es bildete sich die Gesellschaft der Kalandos („Abenteurer"), deren Statuten durch den König und die Königin unterschrieben wurden, scheinbar zu dem Zwecke, um die Interessen des Thrones zu vertheidigen, in Wahrheit aber, um Verböczy und seine Parteigenossen zu stürzen. Der Adel mußte durch den Adel selbst bekämpft werden und diese Aufgabe fiel den über Geld verfügenden „Abenteurern" nicht schwer. Der bestochene Theil des Adels erklärte nicht lange darauf seinen einstigen Führer, den er auf seinen Schultern zum Palatinalstuhl emporgehoben, als Landesverräther und Urheber der öffentlichen Leiden. Als Verböczy sah, daß seine eigene Partei sich gegen ihn feindselig benahm, legte er die Palatinswürde auf dem Reichstage des St. Georgstages 1526 nieder und flüchtete nach Siebenbürgen. Die Stände erklärten ihn des Hoch- und Landesverrathes schuldig, verliehen Báthori lebenslänglich die Palatinswürde, ermächtigten den König, nach Belieben zu regieren, und gingen auseinander, als ob sie zur Rettung des bedrohten



Panzer und Denkmünze Ludwigs II.

Vaterlandes Alles gethan hätten, jedoch ohne die vom König dringend verlangte Steuer für die Landesvertheidigung votirt zu haben.

Und dies geschah zu derselben Zeit, als Sultan Suleyman, der schon 1524 das syrmische Banat erobert hatte, aus Constantinopel mit mehr als 100.000 Mann und 300 Kanonen gegen Ungarn aufbrach.

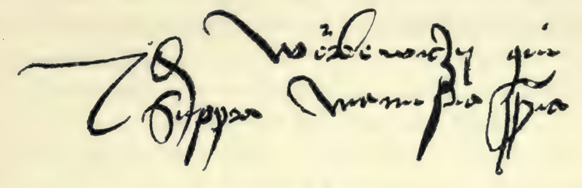
Der Ausgang des Kampfes zwischen den disciplinirten und sieggewohnten Truppen des Sultans und den wenigen Fähnlein der in Parteihader verlorenen Großen und des ordnungslosen Gemeinadels konnte nicht zweifelhaft sein. Das moralisch verwahrloste, finanziell zu Grunde gerichtete, von Europa verlassene Ungarn konnte sich mit dem durch Suleyman auf den Zenith seiner Macht erhobenen osmanischen Reiche nicht messen. Die mit sich selbst entzweite ungarische Nation rannte blind in das Verderben, welches sie durch Zügellosigkeit, Parteisucht, Verachtung der königlichen Gewalt und Autorität gegen sich selbst heraufbeschworen hatte. Die einst so mächtige Widerstandskraft Ungarns wurde durch die einzige Schlacht auf der Mohácser Ebene (29. August 1526) gebrochen; 20.000 Ungarn blieben auf der Wahlstatt, der junge König verlor sein Leben in den Sümpfen des Cselebaches.

Die allgemeinen Culturzustände Ungarns zur Zeit der Könige aus verschiedenen Dynastien entfalteten sich nach den Strömungen der westeuropäischen Ideen, unter deren Einwirkung das Ungarthum auch in diesem Zeitalter seine charakteristischen Fähigkeiten entwickelte.

Wie allgemein in Europa, so war auch bei uns der Grundzug dieses Zeitalters, daß die Gesellschaft kriegerisch und rauh war und

sich auf die Waffengewalt und auf die Leibeskraft stützte. Diese Richtung wurde namentlich im XV. Jahrhundert durch die türkischen Angriffe begünstigt, welche die Nation fortwährend unter den Waffen zu bleiben zwangen; dieselbe wurde ferner gefördert durch das Selbstgefühl des ungarischen Stammes, der zu persönlichem Wettstreit und in seiner Entartung zu Gewaltthätigkeiten geneigt ist. Zu solcher Entartung war Gelegenheit geboten, so oft in diesem Zeitalter eine Dynastie erlosch oder in Schwäche verfiel. Die Interessen der größeren und kleineren Mächtigen, ihre Herrsch- und Habgier, sowie private Rachsucht riefen die Entscheidung durch die Waffen herbei; infolge dessen waren die Sicherheit und Wohlfahrt der Gesellschaft fortwährend bedroht.

Doch behielten der nüchterne Sinn, das politische Talent der Nation stets die Oberhand; Könige mit starker Hand, wie Karl Robert, Ludwig der Große, Matthias, oder von langer Regierungsdauer, wie Sigmund, hielten — in Verbindung mit der sänftigenden Kraft der die Geister leitenden Religion und Kirche — die Leidenschaften im



Namensunterschrift Verböczys.

Zaume. So befestigte sich schon unter der langen Regierungszeit der Anjous der innere Friede, wuchs die Wohlhabenheit, mehrte sich die Bevölkerung. Viele fingen an, in das wohlthätige Gefühl der Sicherheit gewiegt, Vermögen zu sammeln. Ludwig der Große hinterließ seinen Nachkommen ein riesiges Vermögen und Ähnliches mag auch oft der Fall bei manchen seiner Unterthanen gewesen sein.

Gleichzeitig organisirt sich die Gesellschaft aufs Neue. Ihre Gliederung wird eine einfachere. Die Sclaven und verschiedenen Halbfreien des Árpádenreiches verschwinden in den Classen der Unterthanen („Jobbagiones") und Edelleute. Das Gesetz Ludwig des Großen vom Jahre 1351 sanctionirt diese Umgestaltung. Der Unterthan bebaut den Acker des Edelmannes, unter dessen Gerichtsbarkeit er gehört, er zahlt Steuern, leistet Dienste und trägt auch die Last der Staatssteuer, des sogenannten Kammergewinns (Lucrum camerae). Der Edelmann hat das Recht des Waffentragens, seine Pflicht ist die Landesvertheidigung. Alle Adeligen sind gleichberechtigt. Da aber der größere Besitz auch eine größere Waffengewalt mit sich bringt, verleiht er auch größere Macht. Im Übrigen ist jeder Edelmann einzig und allein von dem die heilige Krone tragenden König

abhängig, dem, wenn der Mannesstamm der Familie ausstirbt, das Adelsgut anheimfällt. Der König ist zugleich der Richter des Adels.

Diese verständige Gestaltung der Gesellschaft gab ihr mehr Freiheit, dem König eine größere Macht, als dies bei dem strengen Feudalsystem Westeuropas der Fall war. Sodann zog die königliche Macht die größeren Grundadeligen in den Kreis des glänzenden Hofes und der dynastischen Interessen und regierte den Staat „mit dem Rathe der kirchlichen und weltlichen Großen". Der kleinere Adel, der zum Schutze seiner Interessen bereits im XIII. Jahrhundert sich in den Comitaten zusammenzuschließen begann, gelangte unter den Anjous nur selten zu einer höheren politischen Rolle. Unter den schwachen Regierungen jedoch, welche nach dem Erlöschen dieser Dynastie folgten, begann der Kleinadel plötzlich den gewaltsamen Großen gegenüber Front zu machen. Im Jahre 1405 wurde zu den Gesetzen des Landtages auch schon die Zustimmung des Comitatsadels verlangt.

Auf solcher Gestaltung beruhte unter den Anjous die Landesvertheidigung, welche unter Sigmund gesetzlich endgiltig organisirt wurde. Der König, die adeligen Großgrundbesitzer sowie die großen Hof-, bald Landesoberbeamten stellten eine selbständige größere Streitmacht: das Banderium; der Kleinadel stellte innerhalb der Comitate je nach der Anzahl seiner Bauernsessionen kleinere Abtheilungen, die sogenannte Portenmiliz (porta = Hof, Gehöfte) zusammen, und in Zeiten großer Gefahr griffen alle Edelleute zu den Waffen.

Endlich brachte es die zunehmende Wohlhabenheit am Anfange des XV. Jahrhunderts mit sich, daß auch die Corporationen der Gewerbe- und Handelsclassen, daß die Städte ihre staatsrechtliche Stellung errangen. Die Hauptprincipien ihrer Geld- und Blutsteuerpflichten gegen den Staat, sowie die Vorschriften der Handelspraxis wurden festgestellt. Indeß blieben die Städte, durch verschiedene ausländische Institutionen dem inneren Leben der Nation entfremdet, ohne eingreifenden Einfluß auf die öffentlichen Zustände.

Mit dem Tode Albrechts, des Nachfolgers Sigmunds, wird die Gesellschaft zwar abermals durch Thronfolgestreitigkeiten beunruhigt, jedoch wird die Entwicklung dadurch nicht gehindert. Die materielle Bereicherung nimmt in den Kreisen des Gemeinadels fortwährend zu. Unter Matthias ziehen der königliche Hof, der seine Strahlen über ganz Europa wirft, der Staat mit seinen verzehnfachten Einwohnern, welche die Wehrpflicht des Adels ersetzen, endlich das besoldete stehende königliche Heer ihre Kräfte aus der reicher gewordenen Gesellschaft. Es treten die zahlreichen Erfindungen hinzu, wie die des Schießpulvers, welche der Kriegführung neues Leben einhauchen, sowie die eroberungsfähige Bildung und der weltliche Geist Italiens, das aus dem altclassischen Wesen neue

Nahrung zieht. Alle diese Factoren haben zur Folge, daß um die Mitte des XV. Jahrhunderts auch bei uns das weltliche Element und damit der Gemeinadel sich kräftigt, dessen wachsender Einfluß schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Kampf gegen den Hochadel provocirt. In diesem Kampfe ist die Thronbesteigung des Königs Matthias, ja sogar seine ganze Regierungszeit als Triumph des Gemeinadels zu betrachten. Denn unter Matthias übt der Gemeinadel eine ständige legislatorische Macht aus, Rechtsprechung und Verwaltung gehen immer mehr auf die Comitate über.

Unter der Einwirkung dieser Neugestaltungen beginnt seit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts auch die Kirche allmälig weltliche Ziele zu verfolgen, Reichthum und Genüssen nachzujagen. Infolge dessen ist sie, in ihrem Credit und Ansehen geschädigt, im Zeitalter der Jagellonen auch bei uns nicht mehr fähig, ihrem erhabenen Berufe zu entsprechen, worauf die Sitten der in ihrem Glauben erschütterten Gesellschaft sich lockern und ihre Kraft ermattet.

Der Bauernaufstand vom Jahre 1514, der ein Kreuzzug sein sollte, beweist schon das Schwinden des Ansehens der Kirche und der Religion, die Störung des Gleichgewichtes der gesellschaftlichen Kräfte.

Die Zersetzung greift auch auf den Staat über, der unter Matthias kräftig zusammengehalten wurde. Zwischen Hoch- und Gemeinadel bricht der Kampf um die Gleichberechtigung mit erneuerter Heftigkeit aus. Der Gemeinadel verlangt nun auch im Staatsrathe vertreten zu sein. Die materiell und geistig armen Jagellonen, von Furcht oder Apathie erfüllt, sind nicht im Stande, diesen unfruchtbaren Streit zu Gunsten des Königthums auszunützen. Der Staat verarmt, sein Credit erschöpft sich, die Wirksamkeit der Regierung wird gelähmt und dem Egoismus, dem Rechte des Stärkeren werden Thür und Thor geöffnet. Zu dieser Zeit aber, bevor noch die miteinander ringenden und schon ermattenden Kräfte sich ins Gleichgewicht setzen konnten, stürzen die Türken unter einheitlicher genialer Leitung den mittelalterlichen europäischen Staat in Trümmer.

Eine ähnliche Entwicklung können wir auch in der geistigen Welt verfolgen, in welcher ebenfalls, nach der Herrschaft der religiösen Ideen und der Kirche, seit der Mitte des XV. Jahrhunderts das weltliche Element sich zu kräftigen begann.

Die Schulen waren während des ganzen Zeitalters mit den Pfarren, den Domcapiteln und den Mönchsorden in Verbindung. Selbst die Universitäten gründete man — Ludwig der Große die Fünfkirchener, Sigmund die Ofener, Johann Vitéz die Preßburger — mit päpstlicher Bewilligung.

In diesen Hochschulen, zu welchen noch die von Matthias im Ofener Dominicanerkloster untergebrachte Universität hinzutrat, culminirte die wissenschaftliche Bewegung dieser Jahrhunderte, nur daß die Wissenschaft in ganz Europa noch aus einem unfruchtbaren,

an den Formen klebenden, von dem schöpferischen Geiste unmittelbarer Naturforschung noch nicht berührten Scholasticismus bestand. Die Heilwissenschaft beruht auf Aberglauben, die Chemie sucht die Geheimnisse der Goldmacherei und des Steins der Weisen (Alchymie), die Astronomie ist eine Ausgeburt der Phantasie und tritt in den Dienst der Wahrsagerei (Astrologie). Die höchste Wissenschaft der Schulen ist eine haarspalterische Dialektik, eine Form ohne Gehalt.

Am nüchternsten ist noch die Rechtswissenschaft, der Liebling unserer Universitäten, sowie die Geschichtschreibung. Schriftlich wurde letztere am meisten gepflegt, allerdings in trockener, chronikartiger Manier. Ein Franciscaner, Namens Marcus, schrieb angeblich die mit Miniaturen verzierte sogenannte „Wiener Bilderchronik", ein anderer Namens Johann, Dechant von Küküllö, die Geschichte seiner Zeit. Beide bedienten sich der lateinischen Sprache, welche in jenem Zeitalter die alleinige Sprache der Wissenschaft und der Urkunden war.

Die ungarische Geschichte besangen in ungarischer Sprache die „Hegedös" (Barden), die später ihre Gesänge auch niederschrieben; sie tauchten als solche zur Zeit des Königs Matthias auf und nahmen ihren Platz bei Gemein- und Hochadel und selbst an den glänzenden Höfen des Königs und der Prälaten ein. Einer von diesen mag das ungarisch-historische Lied von der „Belagerung von Szabács" verfaßt haben. Diese Art Dichtung entsprach am meisten dem Bildungsgrade und den Bedürfnissen des damaligen kriegerischen und politisch aufgeweckten ungarischen Adels. Ebenso ist auf dem Gebiete der religiösen Dichtung die Katharinenlegende ein Zeugniß von dem lebendigen Glauben, der die Gesellschaft des Zeitalters des Königs Matthias beherrschte.

Die Chronik des Johannes Thuróczy: „Geschichte der Ungarn von den Hunnen bis 1476" spricht schon zu gebildeteren Lesern in gelehrter lateinischer Sprache. Diese Chronik kennzeichnet das Auftreten des weltlichen Elementes auf geistigem Gebiete sowie die Einwirkung des Zeitalters, denn sie ist lebhafter und kräftiger geschrieben, als dies bei den geistlichen Schriftstellern des vorhergehenden Jahrhunderts der Fall war.

Doch konnten auf diesem Gebiete die Ansprüche des Königs Matthias und des Hofclerus nur durch die italienischen Humanisten befriedigt werden, die als Vorleser, Erzieher, Bibliothekare, Secretäre, Gesellschafter und Tischgenossen des Königs ihren ständigen Aufenthalt am Hofe hatten.

Einer derselben, Anton Bonfini, Hofgeschichtschreiber, verfaßte im Auftrag des Königs die Geschichte Ungarns und der Herrschaft des Matthias. Er schrieb in kräftiger, dem Livius abgelauschter lateinischer Sprache, mit lebhaftem Gefühl für das Charakteristische, obgleich er mit seinen abergläubischen Ansichten noch in der supranaturalistischen Methode des Mittelalters steckt.

Aus diesem Kreise stammt der ungarische Humanist und Kirchenfürst Johann Csezmiczei, Bischof von Fünfkirchen (mit seinem poetischen Namen Janus Pannonius), dessen Verse zwar die römischen Classiker nachahmen, gleichwohl aber aus echter Dichterbrust quellen und ihren Autor auch in Italien berühmt machen.

Mit dem Tode des Königs Matthias hört auch die Bevorzugung der italienischen Gelehrten auf. Allmälig verlassen alle den verarmten Hof des Königs Wladislaw II. Die darauf folgende unruhigere Zeit konnte kein bedeutenderes literarisches Werk hervorbringen. Nur das eine „Tripartitum" Verböczys, die systematische Ordnung des mittelalterlichen ungarischen Gewohnheitsrechtes, ragt noch hervor als das einzige Product dieses in staats- und privatrechtliche Streitigkeiten versunkenen, proceßlustigen Zeitalters.

Die Kunst steht namentlich im XIV. Jahrhundert gleichfalls im Dienste der Religion. Am entwickeltesten ist die corporativ organisirte Baukunst, deren Wirkung durch Malerei und Bildhauerkunst gehoben wird. Der kräftige Glaube des Jahrhunderts ließ zahlreiche kirchliche Kunstdenkmäler in dem der religiösen Andacht am besten entsprechenden Spitzbogenstil entstehen. Das größte Meisterwerk in dieser Richtung ist der bis heute aufrechtstehende, renovirte Kaschauer Dom aus den Zeiten der Anjous.

Ein Zeugniß von dem Reichthum und dem entwickelten Geschmacke unserer Könige war das prächtige Schloß zu Visegrád, welches noch im folgenden Jahrhundert von einem mit feinem Verständniß begabten Italiener das irdische Paradies genannt wird; ferner das ebenfalls im gothischen Stil erbaute Ofener Schloß des Königs Sigmund, sowie Johann Hunyadis theilweise noch heute erhaltene Vajda-Hunyader Burg mit ihren Sculpturen, Glasmalereien und Freskogemälden, welche weltliche Gegenstände darstellen.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts verändert sich der Geschmack. Classische Muster, italienischer Einfluß werden herrschend selbst in der Kunst. König Matthias läßt seit den Sechziger-Jahren seine hochberühmte Ofener Burg schon im italienischen Renaissancestil bauen. Der Eingang am heutigen St. Georgsplatz wurde durch eine Herkulesstatue, der Hof durch einen Apollo, eine Diana und durch eine Pallas-Athene über einem prachtvollen Wasserbassin, weiterhin durch die Bronzestatuen Johann Hunyadis und seiner Söhne Ladislaus und Matthias geziert; die Corridore, Thüren, Säle waren durch die größten Meisterwerke der verweltlichten und kräftigen italienischen Plastik und Malerei, durch die Werke eines Verrochio, Majano, Filippo Lippi und Leonardo da Vinci geschmückt. Die Folianten seiner weltberühmten Bibliothek, der Corvina, wurden durch die hervorragendsten italienischen Meister — unter ihnen Attavante aus Florenz — mit noch heute glänzenden Randverzierungen und Miniaturmalereien versehen.

Die Hand eines italienischen Künstlers läßt auch zur Zeit des großen Kirchenfürsten und Humanisten Johann Vitéz den Graner erzbischöflichen Palast neu erstehen, an dessen Wänden die Porträts der ungarischen Herzoge und Könige, die Figuren der römischen Sibyllen zu sehen waren.

Das darauffolgende, an Ideen und materiellen Mitteln ärmere, nach oberflächlicheren Genüssen haschende Zeitalter hat kaum ein bedeutenderes Werk hervorgebracht. Es ließ sogar das verfallen, was es geerbt hatte. Der Rest wurde schließlich durch die Mohácser Schlacht und die darauffolgenden mehrhundertjährigen Zerstörungen und Verwüstungen weggefegt.





Das Zeitalter der Könige aus dem Hause Habsburg.

Die Gegenkönige.

Am 30. August 1526 um Mitternacht gelangte die Kunde von der Niederlage bei Mohács nach Ofen. Der Hof, die deutsche und bald auch die ungarische Bürgerschaft flüchteten sich. Nur einige Wachen blieben im königlichen Schlosse zurück, die sich ohne Widerstand ergaben, als Suleyman, der unterwegs zahlreiche Kriegsgefangene über die Klinge springen ließ, vor der Stadt erschien (am 10. September). Der Sultan zog in den königlichen Palast ein, welcher infolge dessen unversehrt blieb; die Stadt dagegen wurde von den Türken angezündet und in Asche gelegt. Einzelne ihrer Heereshaufen verbreiteten sich am rechten Donau-Ufer bis hinauf nach Raab und weit in das Ödenburger und Eisenburger Comitat hinein; überall sengend, mordend, schleppten sie Menschen und Vieh mit sich.

Widerstand fanden sie nur hier und da, wie bei Maróth, unterhalb Gran an der Donau, wo sich etwa 25.000 Landleute, Männer, Frauen, Kinder, angesammelt hatten; ihre schwache Wagenburg wurde aber durch das feindliche Geschütz zerschossen und Männer,

Frauen und Kinder fielen haufenweise unter dem Türkenschwerte. Unter den versammelten Ungarn befand sich auch Michael Dobozy, ein Edelmann aus dem Weißenburger Comitat. Er setzte sein Weib hinter sich auf das Pferd und suchte, den Säbel in der Faust, Rettung durch die Flucht. Die Türken verfolgten ihn, und als Dobozy sah, daß sein Pferd ermüdet und kein Entrinnen mehr möglich sei, durchbohrte er seine Frau, um ihre Ehre zu retten, wandte sich dann gegen den Feind und fand in einem heftigen Kampfe den willkommenen Tod.

Suleyman verbrachte in Ofen zwei Wochen und zog am 26. September am linken Donau-Ufer durch das in Brand gesteckte Pest heimwärts. Unterwegs wurde die ganze Gegend zwischen der Donau und der Theiß bis Peterwardein verwüstet. Am 12. October verließ er den ungarischen Boden, auf welchem — wie man behauptet — während sechs Wochen 200.000 Ungarn durch die Türken ermordet worden waren.

Schon während dieser Zeit der Verheerungen begannen die Thronprätendenten sich zu regen. Für den Wojwoden Johann Szapolyai trat besonders Verböczy in die Schranken, der große Rechtsgelehrte, der unvergleichliche Volksredner, aber schwache Politiker, der sich zu dieser Zeit den „Diener Ungarns" nannte. Der Wahlreichstag wurde durch den Wojwoden und seine Freunde auf den 3. November angesetzt und nach Stuhlweißenburg berufen. Die Wenigen, die erschienen waren, riefen Szapolyai zum Könige aus; am 11. November wurde ihm nun durch Stefan Podmaniczky, Bischof von Neutra, den ältesten der Bischöfe, welcher die Mohácser Schlacht überlebt hatte, die Krone auf das Haupt gesetzt.

Zur selben Zeit hatten auch die Königin-Witwe und der Palatin, der „krumme" Báthory, einen Wahlreichstag nach Preßburg berufen. Infolge der unruhigen Zeiten hatten sich auch hier nicht Viele eingefunden, aber es waren unter ihnen: das gesetzliche Haupt des Reichstages, der Palatin, ein Batthyány, Thomas Nádasdy, ein noch junger Mann, der eigentliche Begründer seiner berühmten Familie, und Franz Révay, ein hervorragender Rechtsgelehrter, der Stammvater des Sklabinyaer und Blatniczaer Zweiges der Révay; endlich waren dort, die in Stuhlweißenburg fehlten: die Vertreter der Nebenländer Kroatien und Slavonien, Simon Erdödy, Bischof von Agram, Neffe des Thomas Bakacs, und noch zwei Andere. Es erschienen ferner die Abgesandten Ferdinands, zur Zeit schon König von Böhmen, um den Thron für ihren Herrn in Anspruch zu nehmen. Ferdinand beanspruchte die Krone auf Grund alter und neuer Erbverträge, welche seinerzeit, wenn auch nicht formell als Gesetze inarticulirt, doch von den hervorragendsten Männern Ungarns anerkannt wurden; thatsächlich aber gestand er das Wahlrecht zu. Das Hauptargument, mit welchem seine Anhänger seine Candidatur unterstützten, war, daß er allein als jüngerer Bruder des mächtigen Kaisers Karl V. und als böhmischer König im Stande



Suleyman II.

sein werde, Ungarn gegen die Türken wirksam zu vertheidigen. Er wurde auch am 17. December im Preßburger Franciscanerkloster zum König gewählt, indem die Stuhlweißenburger Königswahl, „welche auf ungesetzliche Weise, auf einem übereilt zusammenberufenen Reichstage mit Übergehung der Nebenländer, unter starker Pression vollzogen worden war", für null und nichtig erklärt wurde.

Die Nachricht von der Preßburger Wahl verbreitete sich bald durch das ganze Land und in den Nebenländern wurden die zwei Landtage einberufen. Die Kroaten, welche südlich der Kulpa näher zur Küste wohnten, versammelten sich in Cettin, in dem heutigen Ogulin-Fiumaner Comitat. Dort befanden sich der Bischof von Knin, der Graf von Corbavien, ein Zrinyi, drei Frangepán und noch Andere; dort wurde am 1. Jänner 1527 Ferdinand, „der schon ein Erbrecht auf die heilige ungarische Krone besaß und schon laut der Gesetze des Landes ordnungsgemäß in Preßburg gewählt worden war", mit reifer Überlegung „vor Tisch und nüchtern", wie besonders betont wurde, als König von Kroatien anerkannt, angenommen und gewählt. Dagegen erklärten sich fünf Tage später in Dombró im Kreuzer Comitate die slavonischen — heute kroatischen — Stände des Agramer, Kreuzer und Warasdiner Comitates für Johann Szapolyai und nahmen ihn als ihren König an (6. Jänner).

Das Land hatte daher jetzt zwei Könige und das zu einer Zeit, in der nichts dringender als die Eintracht gewesen wäre. Zwischen den beiden Königen mußte das Schwert entscheiden.

Ferdinand betrat am 31. Juli 1527 an der Spitze eines deutschen Heeres den ungarischen Boden und beschwor in Kittsee, nahe der österreichischen Grenze im Wieselburger Comitate, vor dem Veszprimer Bischof Thomas Szalaházy, einem seiner eifrigsten Getreuen, daß er die Rechte und Gewohnheiten des Landes heilig halten und ein treuer Wächter der Verordnungen der Goldenen Bulle sein werde. Das Kriegsglück begünstigte ihn. Am 20. August befand er sich bereits in Ofen, im geplünderten Palast des Königs Matthias, und der größte Theil des Landes schlug sich auf seine Seite. Der Kronhüter Peter Perényi brachte die heilige Krone nach Stuhlweißenburg und dort, in der Kirche unserer lieben Frau, wo der heilige Stefan und so viele ungarische Könige begraben liegen, ging die Krönung vor sich. Bevor der Neutraer Bischof Stefan Podmaniczky, wie vor einem Jahre dem Wojwoden, dem Erzherzog Ferdinand die Krone aufs Haupt setzte, fragte der Palatin den Adel, der die Kirche füllte, dreimal in ungarischer Sprache: „Wollt ihr Ferdinand, den König von Böhmen, zu Eurem König?" und dreimal wiederhallte der Ruf: „Wir wollen ihn." Sodann ritt der König mit der Krone auf dem Haupte, wie es die alte Sitte erheischte, in die Vorstadt hinaus und legte unter freiem Himmel vor dem Volke einen feierlichen Eid ab, daß er die Rechte, Freiheiten und Gesetze des Landes heilig



König Johann.

halten werde. Der lateinische Schwur wurde hierauf von dem Veszprimer Bischof, der ihm denselben vorgelesen hatte, dem Volke in ungarischer Sprache verdolmetscht.

Aber zur selben Zeit waren bereits die Gesandten des Königs Johann, der beinahe von Allen verlassen worden war, nach Constantinopel unterwegs. Er verlangte Hilfe vom Sultan. Suleyman erfüllte seine Bitte und kam im nächsten Jahre (1529) an der Spitze von 200.000 Mann ins Land. König Johann ging ihm — wie es der Padischah gewünscht hatte — bis Mohács, der blutigen Wahlstatt entgegen. Dort umarmten und küßten sich Sultan und König. Sodann setzten sie den Weg gemeinschaftlich fort. Ofen, welches Thomas Nádasdy halten wollte, das aber von der deutschen Besatzung den Türken überliefert wurde, gab Suleyman seinem Schützling zurück. Hierauf trug er seine siegreichen Waffen bis vor Wien.

Namensunterschrift Königs Ferdinand I.

Drei Jahre später erschien Suleyman abermals zum Schutze Johanns und drang bis zur österreichischen Grenze vor (1532). Hier aber scheiterte er an dem kleinen Güns. Der Commandant der Stadt, Nikolaus Jurisich, schlug mit einigen seiner Diener und mit 700 zu ihm geflüchteten Bauern 25 Tage lang (vom 5. bis 31. August) alle Angriffe zurück und der Sultan mußte sich schließlich mit einer scheinbaren Huldigung begnügen.

Namensunterschrift des Königs Johann.

In zwei Feldzügen hatte Suleyman auf allen seinen Wegen Freund und Feind so entsetzlich ausgeplündert, daß endlich selbst die vom Parteigeiste entflammten ungarischen Großen sich zu besinnen und zu berathen anfingen, wie das Land zu schützen und zu schirmen sei. Trotz alledem vergingen Jahre, bis die beiden Könige in tiefstem Geheimniß, damit Suleyman nichts davon erfahre, sich in Großwardein (am 24. Februar 1538) aussöhnten und die Bürgerkriege ein Ende nahmen. Beide erkannten sich wechselseitig als Könige an. Jeder der Beiden behielt in Ungarn, was er besaß, und so blieb Ofen dem König Johann, Preßburg Ferdinand. Siebenbürgen behielt Johann, Kroatien und Slavonien Ferdinand, doch wurde ausbedungen, daß nach dem Tode Johanns, ob er nun mit oder ohne Hinterlassung männlicher Erben stürbe, das ganze Land unter die Herrschaft Ferdinands falle.

König Johann war aber kein aufrichtiger Freund des Friedens. Am allerwenigsten als er, über 50 Jahre alt, am 23. Februar 1539 Isabella, die junge Tochter des polnischen Königs, zur Frau nahm und zu Mühlenbach in Siebenbürgen auf seinem Sterbebette die Nachricht erhielt, daß seine Frau in Ofen (am 7. Juli 1540) ihm einen Sohn geboren. Vor seinem zwei Wochen später erfolgten Tode ermahnte er seine Räthe, daß sie keinen König aus dem österreichischen Hause, sondern, wenn sie es für gut fänden, seinen Sohn Johann Sigmund wählen und krönen und sich Suleyman anvertrauen sollten.

Unter den vielen begabten Kroaten und Dalmatinern, den Statileos, Brodarics, Josefics, Petrovics, Verancsics, die am Hofe des aus dem Pozsegaer Comitat stammenden Szapolyai-Hauses längere oder kürzere Zeit eine Rolle spielten, ragte um eines Kopfes Länge der Kroate, sich aber als Ungar bekennende Georg Uttyessenics oder nach seiner Mutter Namen Martinuzzi hervor, Bischof von Großwardein, Schatzmeister und nun laut letztwilliger Verfügung des Königs Johann Vormund seines Sohnes, des minderjährigen, verwaisten Johann Sigmund. Abkomme eines armen Geschlechtes, anfangs Page bei Johann Corvinus, dem Sohne Königs Matthias, dann bei den Szapolyais Soldat, schloß er sich später, obwohl voll Ehrgeiz und großer Dinge fähig, in die engen Mauern eines Klosters ein. Er wurde Pauliner und bildete seine Fähigkeiten aus. Schon nahe an die Fünfzig und Prior im Pauliner Kloster zu Sajóláb, nicht weit von Miskolcz, schloß er sich im Jahre 1528 dem König Johann an, der ihm Reichthum, Macht und Ruhm verhieß, und diente ihm seitdem mit unermüdlicher Sorge, unerschrockenem Muthe und der ganzen Kraft und Feinheit seines Diplomatengenies.

„Frater Georg", wie er sich als Mönch bis zu seinem Lebensende nannte, wollte von dem Großwardeiner Frieden nichts mehr wissen, selbst dann nicht, als Isabella selbst schwankend wurde und das Heer Ferdinands unter Rogendorfs Führung Ofen belagerte, wo sich die Königin mit ihm, mit ihrem Sohne, dem kleinen Johann Sigmund, und den übrigen Räthen eingeschlossen hatte. Dagegen verabredeten sich die Ofener Bürger, die 1530 ihre Stadt gegen Ferdinand so tapfer vertheidigt hatten, daß König Johann sie Mann für Mann in den Adelstand erhob — heimlich mit Franz Révay, der sich draußen im Belagerungsheer befand, daß sie ihn mit tausend Ungarn beim deutschen Friedhof hinter der Marienkirche, bei der heutigen Jesuitenstiege, einlassen würden (am 13. Juli 1541). Der Plan wurde jedoch vereitelt, da statt der Ungarn Deutsche kamen und dadurch Verwirrung entstand.

In der zweiten Hälfte des August im Jahre 1541 erschien Suleyman zum Schutze des Prinzen Johann Szapolyai, vernichtete das Heer Rogendorfs, ließ aber auch Ofen am 29. August, in der fünfzehnten Jahreswende der Mohácser Schlacht — während Frater Georg und seine Regierungscollegen mit dem kleinen Johann Sigmund ihm oberhalb

Altofen ihre Aufwartung machten — durch seine unter der Maske der Freundschaft hineinströmenden Janitscharen besetzen. Er versprach zwar, wenn Johann Sigmund heranwachsen würde, die Stadt zurückzugeben, bis dahin aber solle dieser in Siebenbürgen und jenseits der Theiß herrschen, das Land zwischen Donau und Theiß dagegen unter türkischer Botmäßigkeit bleiben; was aber dieses Versprechen zu bedeuten hatte, wurde klar, als die Marienkirche sofort in eine Moschee verwandelt wurde, in welcher Suleyman, als er mit seinen beiden Söhnen durch das heutige Wiener Thor einzog, schon am 2. September seine Andacht verrichtete. Frater Georg durfte mit seinem Mündel und mit Isabella nach Lippa an die siebenbürgische Grenze abziehen. Der arme Verböczy aber, der während seines ganzen Lebens für die Freiheit und Unabhängigkeit Ungarns Reden hielt und in jenen treulosen Zeiten dem König Johann immer unverbrüchlich treu geblieben war, wurde als Oberrichter der türkisch-ungarischen Provinz in Ofen zurückbehalten, doch nicht auf lange Zeit, denn bald brachte ihn vielleicht mehr der Gram als die Pest oder, wie man auch behauptete, türkisches Gift ins Grab. In dem ungarischen Friedhofe neben der ungarischen Pfarr-, heutigen Militärkirche fand er die ewige Ruhe (1542).

Namensunterschrift der Königin Isabella.

Namensunterschrift des Fraters Georg.

Durch das ganze Land erscholl nur ein Schrei des Jammers über den Verlust Ofens. Aus Deutschland kam ein großes Heer unter Anführung des Markgrafen Joachim von Brandenburg, erlitt aber bei Pest eine Niederlage (1542). Die Türkenherrschaft breitete sich immer mehr aus. Suleyman eroberte im Jahre 1543 Fünfkirchen, Gran (am 10. August) und nach zehntägiger Belagerung Stuhlweißenburg, die Krönungs- und Beerdigungsstadt der ungarischen Könige (am 4. September). Jetzt sah auch Frater Georg ein, daß man den Türken nicht trauen dürfe, daß man das Land, mit oder ohne Ferdinand, um jeden Preis einigen müsse und endlich mußte auch er zur Überzeugung gelangen, daß das einzige Heil für Ungarn nur noch durch die Vollziehung des Großwardeiner Friedens zu erwarten sei. Er hatte viel zu kämpfen mit Schwierigkeiten jeder Art, mit Isabella, mit



Ungarische Trachten aus dem XVI. Jahrhundert.

seinen Feinden — deren er nicht wenige hatte — bis endlich der geeignete Zeitpunkt kam, wo er festen Fuß in Siebenbürgen faßte, was er wollte, durchführte und das Land dem König Ferdinand übergeben konnte. Isabella verließ mit ihrem kleinen Sohne Siebenbürgen. Als sie am Meszesberge die Grenze erreicht hatte, blieb sie stehen, blickte noch einmal auf das schöne Land zurück und schnitt die drei Buchstaben in eine Linde: „S. F. T.“ „Sic fata tulere“ oder „So fügte es das Geschick.“

Als Suleyman von dem Geschehenen unterrichtet wurde, sandte er ein Heer gegen Siebenbürgen und die Gegenden an der Theiß. Frater Georg — jetzt bereits von Ferdinands Gnaden Cardinal-Erzbischof von Gran — versuchte der türkischen Übermacht mit List

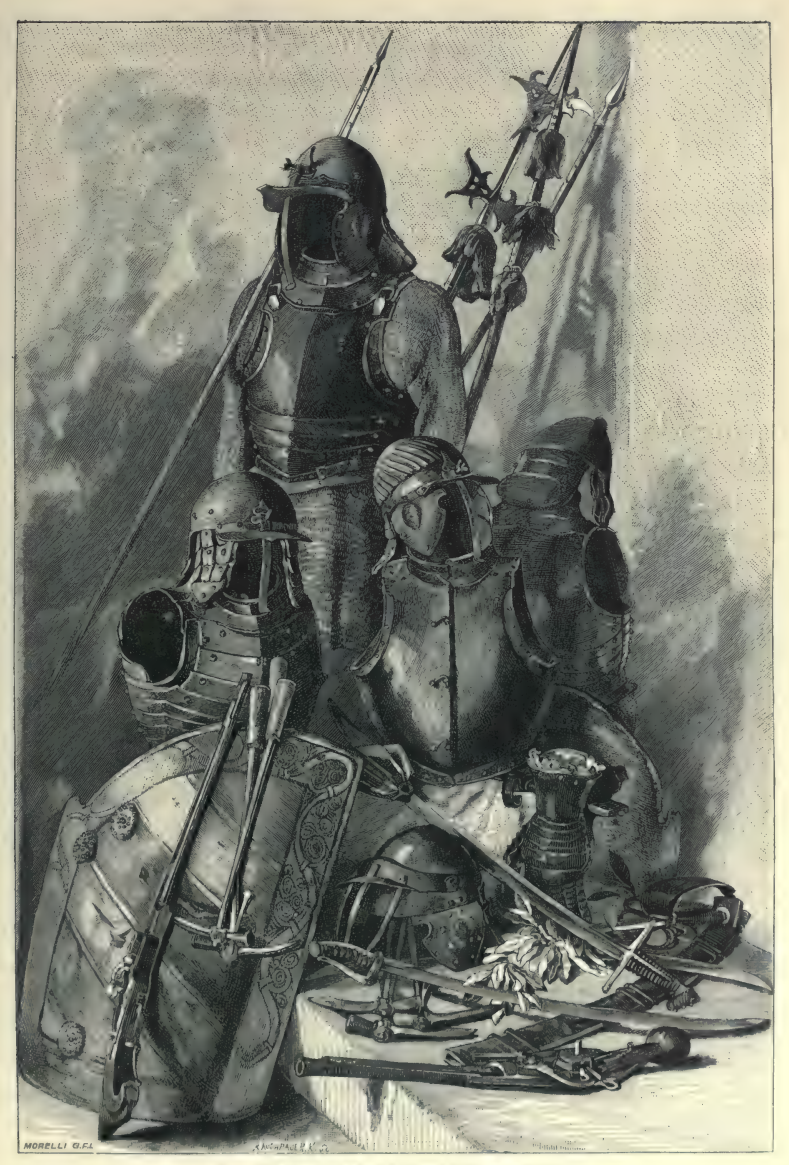
Namensunterschrift Georg Szondys.

beizukommen, indem er nicht ohne Erfolg den türkischen Heerführer glauben machen wollte, daß nicht er, Martinuzzi, sondern die Anhänger Isabellas zu Ferdinand übergegangen wären, während er dem Sultan treu geblieben sei; er werde schon allein mit den Deutschen fertig werden. Aber seine Liebäugelei mit den Türken erregte den Verdacht

Namensunterschrift Stefan Dobós.

Castaldos, des spanischen Heerführers Ferdinands; dieser witterte Verrath und der Cardinal wurde von italienischen und spanischen Officieren in seinem eigenen Castell zu Alvincz (in Siebenbürgen) ermordet (am 17. December 1551).

Nach dem Tode Fraters Georg brach der Krieg zwischen Ferdinand und der Pforte offen aus. Die Paschas Achmed und Mehemet nahmen Temesvár ein (am 30. Juli 1552), welches Stefan Losonczy länger als einen Monat tapfer vertheidigte, aber endlich, durch die fremde Besatzung und die Bürgerschaft gezwungen, mittelst Capitulation übergab. Der Türke brach jedoch die Bedingungen und Losonczy fiel mit seinen Genossen im freien Felde vor der Stadt, nachdem er noch den Bruch des gegebenen Wortes an den Türken blutig gerächt hatte. Unterdessen machte der Pascha von Ofen in den Comitaten Honth und Neográd Eroberungen, fast ohne auf Widerstand zu treffen. Nur in der kleinen Veste Drégely widersetzte sich Georg Szondy, der Verwalter des Primas. Auf die



Ungarische Waffen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert.

Aufforderung, sich zu ergeben, antwortete er, daß er in der Festung sterben werde. Sodann verbrannte er, was er an werthvoller Habe besaß, stach seine edlen Pferde nieder und empfing die Türken an der Spitze seiner geringen Schar. Verwundet, auf ein Knie niedergesunken, kämpfte er noch fort, bis endlich eine Kugel ihn niederstreckte. Seinen Kopf schlugen die Türken ab und warfen ihn von der Bergspitze, wo die kleine Veste stand, ins Thal hinab, doch seinen Leichnam ließ Ali, der die Tapferkeit zu schätzen wußte, begraben und auf seinem Grabhügel als Denkzeichen eine Lanze pflanzen (am 9. Juli).

Die zwei siegreichen türkischen Heere vereinigten sich bei Erlau (am 11. September). In der Festung befehligte Stefan Dobó von Ruszka im Verein mit Stefan Mecskey kaum 2.000 Mann, unter welchen nebst der Garnison Comitats- und Magnatentruppen, Edelleute und Bauern sich befanden. Die Artillerie wurde von dem Sohne eines Fünfkirchener Schmiedes, Gregor Bornemisza, dem „Studirten", geleitet. Sein findiger Kopf wie seine Schüsse richteten unter den Belagernden große Verheerungen an, und als die wilde türkische Tapferkeit dreimal im allgemeinen Sturm die Mauern und die Breschen gewann, da warfen im verzweifelten Kampfe Mann gegen Mann Edelleute, Soldaten, Bauern, ja selbst Frauen — die sprichwörtlichen Frauen von Erlau! — dreimal den wüthenden Angriff zurück. Am 18. October endlich zogen die Paschas ab. Erlau war gerettet. Für die Verwundeten und Hilflosen sorgte das Land mittelst des Gesetzartikels XXV vom Jahre 1553. Dobó wurde von Ferdinand zum Wojwoden von Siebenbürgen ernannt. Doch auch seine Tapferkeit war unvermögend, das Land und die dazu gehörigen Theile dem ungarischen König zu erhalten. Isabella kehrte mit ihrem Sohn zurück (1556) und Suleyman ließ Johann Sigmund nicht fallen, der „der Sohn seines Dieners war".

Als Ferdinand I. am 25. Juli 1564 starb und sein ältester Sohn Maximilian, der nur ein Drittel der österreichischen Erbländer, das heutige Ober- und Niederösterreich und die Länder der böhmischen Krone erhalten hatte, aber schon zu Lebenszeiten seines Vaters als König von Ungarn anerkannt worden war, Siebenbürgen zu bedrängen anfing, erhob sich der einundsiebenzigjährige Sultan noch einmal, um Johann Sigmund, der ihm bei Semlin zum Handkusse entgegenkam (am 24. Juni 1566), „die ungarische Krone" — wie er sagte — „aufs Haupt zu setzen". Pertef Pascha belagerte Gyula, welches er nach tapferer Vertheidigung zur Capitulation zwang. Der Sultan selbst begab sich mit dem Kern seines Heeres — 90.000 Mann und 300 Kanonen — zur Belagerung von Szigetvár. Niklas Zrinyi, früher (1542 bis 1556) Banus von Kroatien, jetzt Tavernikus und Obercapitän des Districts jenseits der Donau, war der Commandant dieser Festung. Zrinyi hatte den Sitz seiner Familie aus den Bergen Kroatiens und Slavoniens nach Csakathurn, auf der Murinsel verlegt. Ein Mann von achtundvierzig Jahren, dem lutherischen Glauben zugethan, rauhen, gewaltthätigen Charakters, aber ein echter Held, warf er sich bei der

Nachricht des Krieges nach Szigetvár und schwur, daß er die Festung bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde. Unter ihm standen ungefähr 2.500 Mann, in der Festung wohnende Edelleute, Bürger, Fußsoldaten und Reiter, durchwegs Ungarn oder Kroaten. Unter seinen Capitänen und Wojwoden finden wir die Namen Alapy, Szecsödy, Bosnyák, Botos, Batha, Deák, Györy, Bika, Dandó, Radován, Farkasich, Papratovics, Patacsics, Novákovics. Am 7. August begann die Belagerung der zwischen Sümpfen liegenden Stadt und des Schlosses. Neunundzwanzig Tage waren Büchsen, Kanonen, Minen, alle damals bekannten Mittel des Festungskrieges, die man nur anwenden konnte, in Thätigkeit. Vierzehn Stürme schlug Niklas Zrinyi ab. Aber selbst im Siegen ermattete die Besatzung und schmolz zusammen. „Ein treuer Kamerad fiel neben dem anderen treuen Kameraden.“ Am 19. August mußte die Stadt geräumt werden, am 5. September nach einem wüthenden, verzweifelten Kampfe und glänzenden Siege auch das äußere Schloß; Feuer war ausgebrochen, das nicht mehr gebändigt werden konnte. Die Besatzung, noch etwa 600 Mann, zog sich in das enge innere Schloß zurück, in welchem sich nur wenige Gebäude: das Wohnhaus Zrinyis, das Zeughaus, in welchem noch Kugeln und Pulver aufbewahrt waren, befanden. Ringsherum, bis an den Fuß der Mauern, wogte das wuthentbrannte Türkenheer. In der Festung gab es kaum noch Mundvorrath, kaum noch Wasser mehr. Frauen und Kinder begannen vor Hunger und Durst zu sterben und doch dachte Niemand an Übergabe. Am 7. September Morgens gerieth das Haus Zrinyis in Brand und rasch griff das Feuer um sich. Vor dem Schloß gab es Alarm, die Schlachtsignale ertönten von allen Seiten, die Türken

Endzeilen des Testamentes von Niklas Zrinyi.

ordneten sich zum Sturm. In dem Schlosse legte Zrinyi Panzer und Helm ab, zog Festkleider an, einen leichten seidenen Dolman und einen Mente (Überwurf), in welchen er 100 Dukaten einnähen ließ: „damit derjenige, der seine Leiche plündern würde, es nicht zu bereuen habe". Dann setzte er den Kalpak auf, den er bei seiner Hochzeit getragen hatte, wählte sich unter seinen vielen Säbeln einen leichten, der von seinem Vater stammte, nahm die Schlüssel des Schlosses zu sich, die er lebend nicht aus den Händen lassen wollte, und stieg hinab in den Hof zu seinen mit gezückten Schwertern und in voller Rüstung bereitstehenden Kampfgenossen. „Soldaten! Brüder!" rief er mit kräftiger Stimme, so daß ihn Jeder verstehen konnte, „hier in der Festung ist unseres Bleibens nicht mehr. Wir sind unserer Wenige, haben nichts mehr zu essen, nichts mehr zu trinken! Bis heute war kein Feigling, kein Verräther unter uns! Auch in dieser letzten Stunde soll es keinen geben! Fallen wir aus, sterben wir wie Soldaten inmitten des Feindes! Ich gehe voran, folget mir!" — „Jesus! Jesus! Jesus!" ertönte dreimal der ungarische Schlachtruf. Hervortrat Lorenz Juranics und übernahm die Fahne des Obercapitäns. Das Thor öffnete sich. Eine mit einer Art Kartätschen geladene Kanone wurde abgeschossen und inmitten des Rauches stürzten sich zuerst Juranics, ihm nach Zrinyi, in seiner Linken einen kleinen Schild, in seiner Rechten das gezückte Schwert haltend, unter die Janitscharen; dem Kommandanten folgte die Besatzung. Von allen Seiten wurden sie von einem Kugelregen empfangen; Zrinyi in die Brust und in die rechte Schläfe getroffen. Er stürzte. Ein kriegerisches, triumphirendes Allah-Geschrei verkündete seinen Fall. Hinter ihm fielen seine Genossen, einer nach dem andern, „auf der Stelle, wo sie gestanden". Wer noch am Leben blieb, wurde in das Schloß zurückgedrängt, die Türken stürmten ihnen durch das offene Thor nach und weiter wüthete der Kampf, Mann gegen Mann, bis die ganze Besatzung, nur einige Mann ausgenommen, gefallen war. In diesem Kampfe fielen entweder noch draußen oder schon in der Festung die Hauptleute, die nach so vielen Stürmen noch am Leben waren: Papratovics, Patacsics, und unter den Jünglingen, die Zrinyi an seinem Hofe zum Kriegshandwerk erzog und die von ihm das Sterben lernten: Johann Bajoni, Paul Istvánffy und Georg Csáky, Sprosse der Familie Csáky von Keresztszegh. Das Schloß war voll mit Ungar- und Türkenleichen, so daß man, ohne auf sie zu treten, nicht gehen konnte. Das Blut floß in Strömen, so daß es „förmlich zu schöpfen war". In diesem Augenblick — das Schloß war schon ganz in den Händen der Türken — erreichte das Feuer das in dem Zeughause aufbewahrte Pulver. Die alten Gebäude wurden durch die riesige Erschütterung total zerstört und begruben noch etwa 3.000 Türken unter ihren Trümmern. Suleyman sah den blutigen Sieg nicht mehr. Er starb, wuthentbrannt über die hartnäckige Vertheidigung, zwei Tage vor dem Falle Szigetvárs (5. September). Sein Heer, dem dieser Sieg mehr als 20.000 Mann gekostet hatte, zog sich eilends in die Heimat zurück.



Niklas Zrinyi.

Die Türkenherrschaft und die Reformation.

Mit der Einnahme von Szigetvár schloß der Türke seine großen Eroberungen ab, welche etwa zwei Fünftel des heutigen Gebietes der heiligen ungarischen Krone seiner Macht überlieferten. Östlich von Temesvár begann die Grenzlinie, welche im großen Ganzen von Gyula und Szolnok nordwärts über Hatvan nach Fülek, von dort südwestlich bis zur Donau und Gran, sodann von Gran westlich gegen Süden über Stuhlweißenburg hinaus längs des Plattensees, Kanizsa, Kopreinitz, Kreuz, Sissek westlich lassend, bis an das adriatische Meer sich zog, so daß die Likka schon ganz in türkischer Botmäßigkeit war. Das ganze Gebiet zerfiel in zwei Paschaliks: in das Ofener und Temesvárer und in 15 Sandschaks.

In den von ihnen besetzten Gebieten vernichteten die Türken das alte Ungarn vollständig, nicht nur politisch, sondern auch social. Sie duldeten auf ihrem Gebiete keinen anderen Grundherrn als sich selbst. „Die Bisthümer, Domcapitel, Abteien und weltlichen Grundherren zogen aus“, und so geriethen die Zay und Dessewffy aus dem heutigen Slavonien, die vielen Familien Namens Horváth („Kroate“) aus Kroatien in die oberen Comitate, in die Karpathenthäler und an die österreichische Grenze. „Nur die armen Bauern und solche Edelleute blieben zurück, die selbst die Pflugschar führten. Das waffentragende Volk wanderte zum größten Theile aus und nur Ackerknechte und Hirten verblieben als türkische Unterthanen.“ Denn was auf der Balkanhalbinsel, was in Bosnien sozusagen massenhaft geschah, daß die Bevölkerung den mohammedanischen Glauben annahm, welcher den Besiegten dem Eroberer gleichstellte, geschah in Ungarn nur in den seltensten Fällen. Kaum fand sich hier und da ein verkommener Mensch, der zum „pribék“, zum Verräther an seinem Glauben und an seinem Volke wurde; ein solcher wurde dann von seinen früheren Glaubensgenossen mit Haß und Verachtung angesehen und, wenn man seiner habhaft werden konnte — ähnlich wie die Türken mit ihren eigenen Überläufern verfuhren — lebendig gepfählt. Ja selbst in politischer Beziehung fiel der ungarische „Rajah“, namentlich in den Grenzbezirken, nicht vollständig von dem Mutterlande ab. Manches eroberte Comitat wurde mit einem anderen verschmolzen, wie z. B. das Csongráder mit dem Borsoder, das Somogyer mit dem Zalader, und existirte wenigstens im Namen fort. In anderen Fällen blieben die Comitate bestehen, wenngleich, wie es z. B. mit dem Pester Comitate der Fall war, kein Fußbreit Erde mehr unabhängig von den Türken war. Die auf ungarisches Gebiet geflüchteten Edelleute des Comitats hielten auf ungarischem Boden Versammlungen ab, ertheilten Befehle und administrirten. Und die Unterthanen nahmen den Schutz der Türken gegen die ungarischen Grundherren durchaus nicht in Anspruch, sondern gehorchten, zahlten und trugen ihren bescheidenen Mitteln gemäß opferfreudig zu den Bedürfnissen der Nation bei.



Porträt und Namensunterschrift Stefan Báthorys.

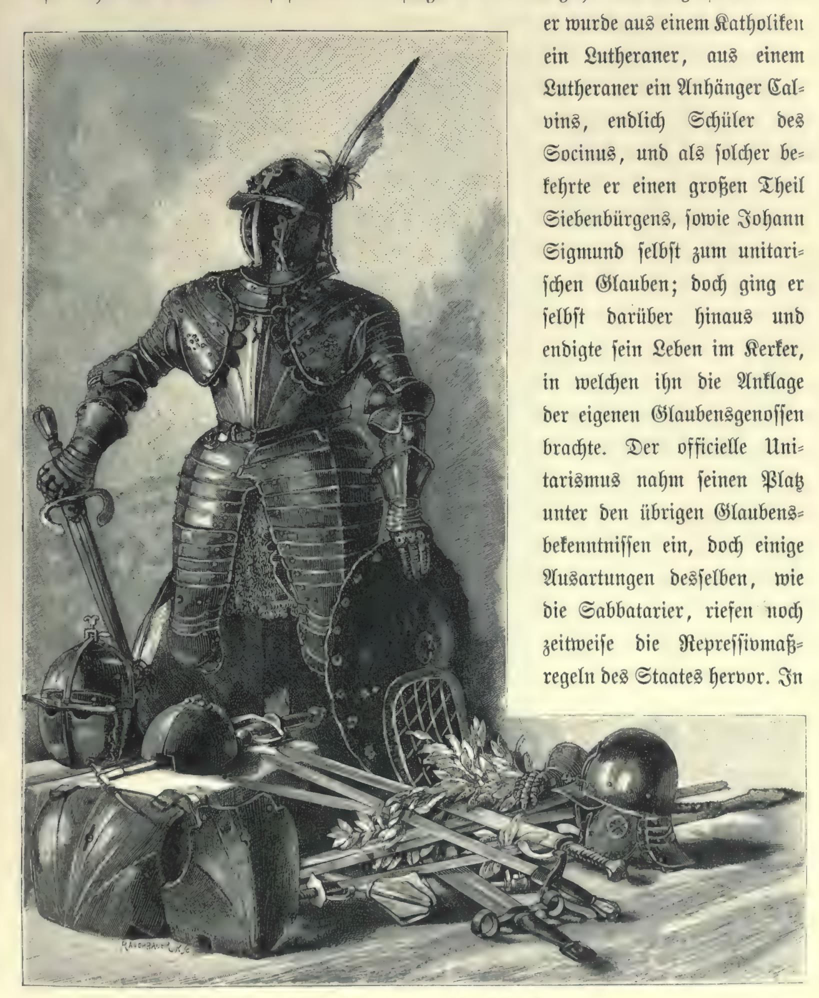
Das Gebiet, in dessen Besitz die Türken sich endgiltig gesetzt hatten, war schon durch die vorhergegangenen Kriege in hohem Grade verwüstet. Das Unheil wurde durch die unverständige Wirthschaft und durch die Erpressungen der neuen Herren noch vermehrt. Die Türken lebten in der Regel nicht auf dem Lande, sondern nur in den Festungen und Städten. Die Gemeindesteuern waren einzelnen Ämtern, Vasallen (Spahis) überantwortet. Ein Jeder, hauptsächlich Derjenige, der nur eine zeitweilige Nutznießung besaß, suchte sein Amt in möglichst hohem Maße auszubeuten. Die Steuer wurde nicht auf Einzelne, sondern auf die Gemeinden ausgeschrieben, welche für die Versäumnisse der Einzelnen solidarisch haftbar waren. Wenn die Gemeinde nicht zahlte oder säumig war, wurde sie mit Feuer und Schwert bedroht, die Steuerrückstände wurden mit Waffengewalt eingetrieben, sehr oft verließ die Bauernschaft, die nicht zahlen konnte, aus Furcht ihre Hütten, entfloh und rettete sich entweder in das unabhängige ungarische Gebiet oder in andere Dörfer und Städte. So verschwanden die meisten Dörfer des ungarischen Tieflandes, und diese Verheerung, dieser Verfall wurde immer ärger, je länger die türkische Herrschaft dauerte. Ofen selbst wurde unter diesem Regime eine schmutzige, baufällige Türkenstadt, welche außer von dem herrschenden Stamme nur noch von Serben („Raizen") und zahlreichen ziemlich wohlhabenden Juden bewohnt wurde.

Von ungefähr gleicher Ausdehnung wie das türkische Gebiet war derjenige Theil des Landes, der unter türkischem Protectorate dem Sohne des Königs Johann geblieben war. Den Kern bildete Siebenbürgen. Von Ungarn gehörten dazu: Krassó-Szörény, Zaránd, der östliche Theil des Arader Comitates, Bihar, Kraszna, Mittelszolnok, die Marmaros und von den oberen und linksseitigen Theißgebieten von Zeit zu Zeit bald mehr bald weniger.

Die Verfassung Siebenbürgens beruhte auf der Union der drei Nationen, welche ihre endgiltig festgestellte — bis 1848 aufrechterhaltene — Form gerade in der unruhigen Zeit erhielt, welche der Schlacht bei Mohács folgte. Die bürgerlichen Sachsen, das halb und halb demokratische Széklervolk, die Magnaten und der Comitatsadel verbanden sich zu gegenseitigem Schutze. Die Unterthanen, schon damals zum größten Theile aus Rumänen bestehend, standen außerhalb des Bundes und seiner Wohlthaten.

Der zweite Cardinalpunkt der alten siebenbürgischen Verfassung, das System der vier recipirten Religionen, entstand auch zu dieser Zeit. Die Sachsen führten schon vor der Mohácser Schlacht die Reformation im Sinne der lutherischen Lehre ein und blieben ihr bis auf unsere Tage treu. In den Comitaten, den Széklerstühlen und in den ungarischen Landestheilen verbreitete sich anfangs auch das Lutherthum. Bald aber wurde das helvetische Glaubensbekenntniß, die Lehre Zwinglis und Calvins, die herrschende. König Johann war ein eifriger Katholik, noch eifriger Frater Georg, doch waren beide nicht im

Stande, die Ausbreitung der neuen Ideen zu hindern. Dieselben entfalteten sich ungehemmt und gingen ihrer Natur nach immer weiter. An dem Hofe Johann Sigmunds fanden die Lehren des Socinus Eingang, welche die Gottheit Christi, das Dogma der heiligen Dreieinigkeit leugneten. Franz David, ein magyarisirter Sachse, war der Hauptverkündiger dieser Lehre. Sein Lebenslauf ist der treue Spiegel des damals gährenden religiösen Lebens: er wurde aus einem Katholiken ein Lutheraner, aus einem Lutheraner ein Anhänger Calvins, endlich Schüler des Socinus, und als solcher bekehrte er einen großen Theil Siebenbürgens, sowie Johann Sigmund selbst zum unitarischen Glauben; doch ging er selbst darüber hinaus und endigte sein Leben im Kerker, in welchen ihn die Anklage der eigenen Glaubensgenossen brachte. Der officielle Unitarismus nahm seinen Platz unter den übrigen Glaubensbekenntnissen ein, doch einige Ausartungen desselben, wie die Sabbatarier, riefen noch zeitweise die Repressivmaßregeln des Staates hervor. In



Ungarische Rüstungen und Waffen aus dem XVII. Jahrhundert.

den ungarischen Theilen konnte jedoch der Unitarismus keine Wurzel fassen; er litt hier Schiffbruch an der reformirten Orthodoxie, deren Haupt und Seele damals in Debreczin Peter Juhász (Melius), „ein Schriftsteller von rauhem Geschmack und ein gewaltsames Parteihaupt", war. Er war es, der in diesen Theilen den Calvinismus, die „ungarische Religion" rettete. In diesen Bewegungen der siebenbürgischen Landestheile wurde auf die alte Religion die geringste Rücksicht genommen. Theoretisch war sie wohl den übrigen Glaubensbekenntnissen gleichgestellt, aber in der Praxis nahm man ihre Kirchengüter in Beschlag und jagte die Bischöfe und Capitel — das Siebenbürger und Großwardeiner — aus dem Lande. Die Anzahl ihrer Getreuen war eine geringe. Nur der östliche Theil des Széklerlandes und einige Herren, wie die Toldy im Biharer Comitate, Nachkommen des berühmten Niklas Toldy, des ungarischen Herkules, und die beiden Báthory von Somlyó, Christof und Stefan, blieben ihr treu. Nach dem frühzeitigen Tode Johann Sigmunds (am 3. März 1571) wurde aber der Letztere, Stefan Báthory, Fürst von Siebenbürgen, und sein starker Arm ließ seine sinkende Confession nicht ganz zu Grunde gehen. Auf der Mittagshöhe seines Lebens stehend — er war 38 Jahre alt — der würdige Sprosse einer berühmten Familie, deren beste Eigenschaften er in sich vereinigte, gehörte er zu den hervorragendsten Fürsten des selbständigen Siebenbürgen. Nach vier Jahren (1575) wurde er von der polnischen „Republik" auf den Thron berufen und wurde auch dort eine der hochragendsten Gestalten in der Glanzperiode der polnischen Nation. Das siebenbürgische Fürstenthum übertrug er seinem älteren Bruder Christof, bald darauf dessen minderjährigem Sohn Sigmund (1581), dessenungeachtet wachte er mit der größten Aufmerksamkeit über die Wohlfahrt seines früheren Vaterlandes. Und sein früheres Vaterland vergaß auch ihn nicht. In seinen siegreichen Kämpfen gegen die Russen, gegen Czar Iwan „den Schrecklichen" in Liefland, an der Düna, kämpften zahlreiche ungarische Tapfere mit, unter denen wir die Namen noch heute lebender Familien, der Wesselényi, Bánffy, Péchy, Károlyi, Lázár, Sibrik finden.

Mit Ungarn und dem ungarischen König behielt Siebenbürgen noch immer einige Fühlung. Selbst Johann Sigmund, der „gewählte König", hatte die alten Beziehungen nicht vollständig abgebrochen, und die Báthorys schrieben sich bis 1593 nur „Wojwoden" von Siebenbürgen. Indeß weit realer und wahrer, weil auf wirklicher Kraft beruhend, war die Abhängigkeit Siebenbürgens von den Türken, vor denen man es stets sorgfältig verheimlichte, wenn man sich Ungarn näherte. Und mit der Pforte wurde selbst unter den größten Fürsten je nach Umständen mit mehr oder weniger Glück jenes Spiel getrieben, welches ein scharfsichtiger Beobachter schon in der Mitte des Jahrhunderts folgendermaßen charakterisirt hat: „Wir schweigen, schmeicheln, schicken Geschenke, dienen gehorsam, elend, mit Schamröthe im Gesicht, aber — setzte er hinzu — nicht ohne Nutzen."

Von den drei Theilen des Landes war das Königreich Ungarn das kleinste; es erstreckte sich von Nagy-Bánya, Debreczin — insbesondere in den Gebieten jenseits der Donau, und in Kroatien und Slavonien, wie ein schmales Band — bis Zengg. Auch hier beschäftigte die Reformation die Gemüther und fand, mit Ausnahme der Landstriche jenseits der Drau, rasche und allgemeine Verbreitung. Bischöfe traten über und vermählten sich, wie Stefan Podmaniczky, welcher Johann und Ferdinand gekrönt hatte. Ja fast alle Anhänger Ferdinands neigten zur Reformation und die vornehmsten Familien des Landes schlossen sich der Glaubensneuerung an. Auch hier folgte auf das Lutherthum die Lehre Calvins und löste sie ab, besonders bei den Ungarn, in den Theißgebieten und jenseits der Donau. Nur in den Städten, in Oberungarn, in jenen Strichen jenseits der Donau, welche unter dem Einflusse der Nádasdy standen, blieb die Augsburger Confession die herrschende. Die katholische Kirche zählte kaum noch Anhänger; sie schien hierzulande am Rande des



Nikolaus Oláh.

Verderbens zu stehen, obzwar die königliche Macht und der Staat, ungleich wie in Siebenbürgen, dieselbe aufrecht hielt und ihre Hierarchie nicht fallen ließ. Der Graner Erzbischof Niklas Oláh, der humanistische Schriftsteller und Verwandte des Hunyadi-Hauses, versuchte es mit ganzer Kraft, den Verfall zu hintertreiben. Er rief zuerst den Jesuitenorden ins Land, welcher sich zur Vertheidigung der katholischen Kirche und als Gegengewicht wider eine rasche Verbreitung der Reformation gebildet hatte und es verstand, ganze Scharen von hochbegabten, eifrigen, opferfreudigen Männern in seinem Schoße

zu vereinigen, welche heute lehrten und jegliche Wissenschaft pflegten, morgen aber das Buch niederlegten und nach Osten und Westen gingen, um sich zu mühen, zu leiden und wenn es sein mußte, zu sterben im Interesse der katholischen Religion. In Tyrnau erwarben sie ein Haus (1561). Als aber nach sechs Jahren das Haus sammt der Stadt abbrannte und sich Niemand fand, der es wieder aufrichtete, nahmen die Jesuiten den Wanderstab in die Hand und verließen das Land, in welchem sogar sie zu jener Zeit noch nicht durchdringen konnten.

Das alte Ungarn, in welchem zur Freude des armen Stefan Verböczy noch vor der Mohácser Schlacht der Gesetzartikel: „Lutherani comburantur" geschaffen wurde, hatte also aufgehört zu bestehen. Aber auch die politische Lage war eine ganz andere geworden, als diejenige war, in welcher Verböczy das Land gesehen und die er ihr gewünscht hatte. Ferdinand und seine Nachfolger waren nicht solche ungarische Könige wie Albrecht, Ladislaus V. oder die Jagellonen, deren Hauptreich damals Ungarn gewesen war. Ungarn war kaum noch ein Land, es war nur ein kleines Stück Boden, „ein Fetzen", wie man damals sagte, der durch die Fluten der türkischen Eroberung fortwährend auf engeren Raum zurückgedrängt wurde; es war sozusagen nur noch eine Festung oder vielmehr ein Glacis, welches den schrecklichen, unerbittlichen Feind von den Erbländern, von Deutschland und Böhmen fernhielt, welches seine Söhne mit Vergießung ihres Herzblutes vertheidigten, dessen Erhaltung aber auch im Interesse der Nachbarn lag. Diese Letzteren gaben daher, soviel eben anging, an Geld und Soldaten zur Vertheidigung der ungarischen Festungen her. Aber die Soldaten waren Fremde, standen unter fremden Officieren und dem kaiserlichen Hofkriegsrath, der im Hinblick auf die Nothwendigkeit einheitlicher Vertheidigung seine Macht auch auf die ungarischen Truppen erstreckte. Auch die kaiserliche Schatzkammer, welche das Geld hergab, mischte sich in Vieles. Die cardinalsten Rechte des Landes feierten. Das Recht der freien Königswahl wurde bei jedem Thronwechsel in Frage gestellt, doch wurde es erhalten. Dagegen wurde die Palatinswürde seit dem Tode des „krummen" Báthory (1530) 24 Jahre lang nicht besetzt und nach dem Tode seines Nachfolgers Thomas Nádasdy (1554 bis 1562) regierten abermals 44 Jahre lang ernannte königliche Statthalter — Kirchenfürsten — statt der durch die Nation gewählten Palatine, unter ihnen Georg Draskovich, Cardinal-Erzbischof von Kalocsa (1585 bis 1587), Neffe des Frater Georg, ungarischer Schriftsteller, der die ungarische Kirche beim Tridentiner Concil vertrat und auf dessen Rath Rudolf (1576 bis 1608), Nachfolger des Königs Maximilian, die Jesuiten abermals ins Land rief (1586).

Ein noch größeres Übel für Ungarn als diese Verfassungsverletzungen waren die fortwährenden Raubzüge der Türken, welche sich stetig, wenn auch im geringen Maße, ausbreiteten. Das Land hatte dem Sultan nicht wie Siebenbürgen gehuldigt. Aber Ferdinand



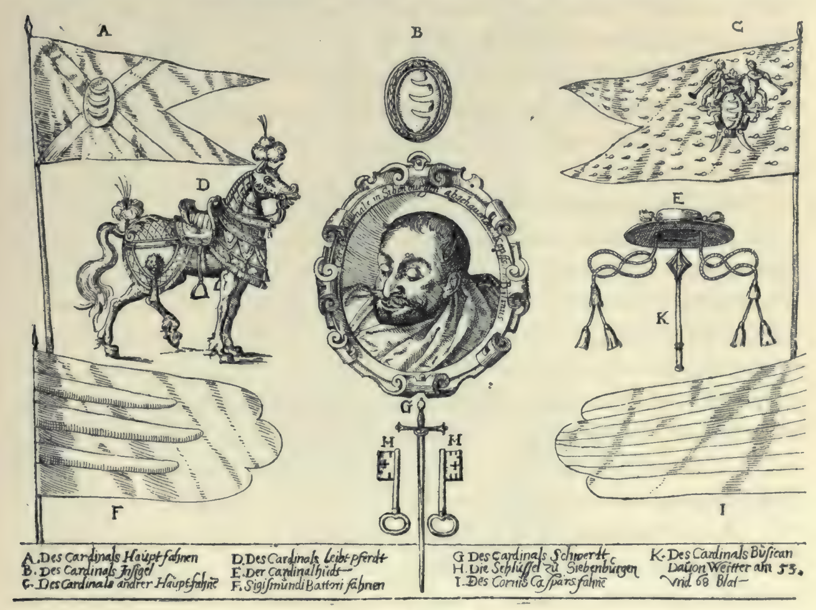
Sigmund Báthory.

war trotzdem gezwungen, schon 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand abzuschließen und dafür 30.000 Dukaten jährlichen Tribut zu zahlen. Maximilian erneuerte nach dem Tode Suleymans diesen „Frieden", jetzt schon für ein jährliches „Ehrengeschenk" von 30.000 Dukaten, und dies wiederholte sich mehrmals, ohne daß dem Lande die Ruhe gewährleistet worden wäre. Die Türken verübten auch während des Friedens unausgesetzt Einbrüche, plünderten und raubten im Lande. Während dieser Einbrüche bildete sich vom Meere bis zur Drau unter deutscher innerösterreichischer Führung die kroatisch-slavonische „Grenze", deren einzelne Festungen, wie wir sahen, schon Ludwig II. an Ferdinand übergeben hatte und die nun um diese Zeit eine geordnetere Organisation erhielt. Die „Grenze" zerfiel in zwei Theile. Die kroatischen Grenzbezirke, wie Ottočać, Ogulin, Szluin und andere, bildeten das Karlstädter Generalat, dessen Mittelpunkt Karlstadt im Jahre 1579 vom Erzherzog Karl, dem Herrn von Innerösterreich, jüngerem Bruder des Königs Maximilian gegründet wurde.

In der Gegend zwischen der Drau und der Save bildeten Kreuz, Kopreinitz, Ivanics und andere Orte die slavonische, „windische", Grenze. Der größte Theil ihrer Besatzungen wurde von Serben, welche sich vor den Türken flüchteten, den sogenannten „haramia's" (Räubern) gebildet. Außerdem bestand noch das „bürgerliche" Kroatien-Slavonien, welches unter der Regierung des Banus jenseits der Drau den Besitz der ungarischen Krone und Ungarn selbst repräsentirte und aus den westlichen Theilen Slavoniens: den verkürzten und vereinigten Überresten des Agramer und Kreuzer Comitats, aus dem Warasdiner Comitat und aus einigen Bruchtheilen des alten Kroatien bestand und allmälig unter dem Namen „Kroatien" zu einem gemeinsamen Ganzen verschmolz. Diesseits der Drau in den ungarischen Grenzbezirken bildete sich ebenfalls ein solches, allerdings nicht organisirtes „Haramia-Volk": die Hajducken. Die durch die fortwährenden Kriege aus ihren Wohnorten verjagten, beraubten, flüchtigen, heimatslosen kriegerischen Elemente, welche in dem allgemeinen Kampfe die Rolle des Hammers derjenigen des Amboß vorzogen, schlossen sich aneinander, bildeten Banden, zerstörten und verwüsteten den türkischen Boden, verschonten aber auch die ungarischen Gebiete nicht. Gute Soldaten im Kriege, waren sie im Frieden eine wahre Plage für die Gegend, in welcher sie hausten, und trugen sehr viel zum Elend der armen Bauern in den ohnedies von den Türken arg heimgesuchten Grenzbezirken bei.

In dieser fortwährend von Kämpfen erfüllten Zeit, welche nur spottweise als Friedenszustand gelten konnte, wurden in den letzten zwei Decennien des XVI. Jahrhunderts die Theile jenseits der Drau durch den Banus Thomas Erdödy vertheidigt (1583 bis 1595), der seiner Familie die erbliche Obergespanschaft von Warasdin verschaffte (1601). Jenseits der Donau schlugen sich Georg Zrinyi, der Sohn des

Szigetvárer Helden, Balthasar Batthyány, der Ahnherr sämmtlicher jetzt lebender Batthyány, Eidam des Niklas Zrinyi und Franz Nádasdy, der berühmte starke „schwarze Beg", Sohn des Palatins Thomas, mit den Türken. Sie kämpften meist siegreich, indem sie theils die einfallenden Feinde abwiesen, theils selbst in türkisches Gebiet einbrachen, um für die Verwüstungen Rache zu nehmen. Längs der Donau fanden sie einen würdigen Kriegsgefährten an dem Freiherrn Nikolaus Pálffy, dem eigentlichen Begründer seiner



Andreas Báthory.

berühmten Familie, der wegen seiner kriegerischen Verdienste die erbliche Preßburger Grafschaft erhielt.

Diesem Zustande halben Krieges und halben Friedens machten endlich die Türken ein Ende (1593). Der offene Krieg brach aus. Niklas Pálffy eroberte Fülek. Der jüngere Bruder des Königs Rudolf, Erzherzog Matthias, belagerte Gran ohne Erfolg (4. bis 28. Mai 1594). Während dieser Belagerung, als man die Wasserstadt stürmte, wurde Valentin Balassa von Gyarmath, der Sprosse eines der mächtigsten Adelsgeschlechter, verwundet, infolge dessen er einige Tage später (am 26. Mai) in den Armen des Jesuiten Dobokay verschied. Die türkische Kugel, die ihn durchbohrte, fügte der ungarischen Nation einen großen Verlust zu. Die Reformation hatte behufs ihrer rascheren

Verbreitung die Volkssprache zu Hilfe genommen. Man übersetzte die Bibel, man lehrte und disputirte meist in ungarischer Sprache, welche dadurch einen höheren Schliff erhielt. Während vor dem XVI. Jahrhundert das Ungarische sehr selten zur Schrift gebraucht wurde, entstand jetzt eine ganze ungarische Literatur, welche alle Zweige des Wissens umfaßte und auch in der Poesie Einiges leistete. Sebastian Tinódy besang um die Mitte des Jahrhunderts einige Episoden aus den Kämpfen, welche die Nation damals auf Leben und Tod mit den Türken und theilweise auch gegen sich selbst führte, mit historischer Treue und patriotischer Begeisterung, doch ohne dichterische Befähigung. Auch bei den Nachfolgern Tinódys findet sich wenig oder gar kein dichterischer Schwung, und der erste ungarische Schriftsteller, der den Namen eines Dichters wahrhaft und vollständig verdiente, war Valentin Balassa, der Begründer und lange Zeit der einzige würdige Vertreter der ungarischen Dichtung.

Nach dem Scheitern der Belagerung Grans drang das türkische Heer weiter vor und nahm das Bollwerk Wiens, Raab ein, welches von seinem Kommandanten Hardegg schwach vertheidigt nnd bald übergeben wurde (am 29. September 1594). Zwei Jahre später fiel Erlau (am 13. October 1596), welches von der fremden Besatzung, trotz des Widerspruches des ungarischen Befehlshabers, den Türken überliefert wurde. Raab wurde zwar bald darauf durch einen kühnen Husarenstreich von Niklas Pálffy mit seinen Ungarn im Verein mit den Deutschen und Wallonen Adolf Schwarzenbergs zurückerobert (am 28. März 1598), aber Kanizsa, eine der stärksten Schutzwehren der Theile jenseits der Donau, fiel (am 21. October 1600); es wurde nach vierundvierzigtägiger Vertheidigung von seinem Befehlshaber Paradeyser übergeben, der dafür mit seinem Kopfe büßte.

In dem wechselnden Kampfe stand Siebenbürgen seit 1595 auf der Seite des ungarischen Königs. Sigmund Báthory wurde von den Jesuiten für die Idee der christlichen Interessengemeinschaft gewonnen. Dieselben wurden schon von Stefan Báthory nach Siebenbürgen berufen (1579). Nach seinem Tode zwar durch protestantischen Einfluß vertrieben (1588), kehrten sie jedoch bald wieder an den Hof des katholischen Fürsten zurück. Der junge, zweiundzwanzigjährige, nervöse und launische Sigmund, in welchem neben italienischer Bildung auch mancher Zug eines kleinen italienischen „Principe" vorhanden war, erstickte die Opposition, welche von den Türken nicht abfallen wollte, in Blut. Seine schwankende Natur war aber nicht im Stande, ein bestimmtes Ziel festzuhalten. Bald wollte er Fürst bleiben, bald nicht, bald war er bereit, Siebenbürgen an Rudolf zu überlassen, bald zog er seinen Entschluß wieder zurück und stürzte mit jedem seiner Schritte sein Vaterland in unsägliche Gefahren und Wirrnisse. So geschah es, daß er, nachdem er Siebenbürgen schon dem König Rudolf überlassen hatte, dann aber wieder zurückgekehrt war: den Thron seinem Vetter, dem dreiunddreißigjährigen, in Polen unter den Augen

des Königs Stefan Báthory erzogenen Cardinal und Bischof von Ermeland Andreas Báthory übergab (den 17. März 1599). Doch gegen diesen erhob sich der Wojwode der Walachei, der „tapfere“ Michael (die größte historische Gestalt der Rumänen), der bisher der Bundesgenosse Sigmunds gegen die Türken war. Die Székler, seit Johann Sigmund Feinde jedes siebenbürgischen Fürsten, weil man sie zu regelmäßigen Abgaben anhalten wollte, schlossen sich ihm an. Cardinal Andreas wurde bei Schellenberg, nahe bei Hermannstadt, besiegt (am 28. October 1599), floh gegen die Moldau, wurde aber im Széklerstuhle Csik, an der Grenze beim Berge Naszkalát, von den Széklern erkannt, angegriffen und von einem derselben, Namens Thomas Ördög, mit einem Beile erschlagen. Um Siebenbürgen kämpften nun Michael, Sigmund und Rudolf. Michael wurde, obwohl ein Bundesgenosse, als er gefährlich zu werden drohte, von dem kaiserlichen und königlichen Feldherrn Georg Basta bei Seite geschafft (am 19. August 1601). Sigmund söhnte sich mit Rudolf aus, zog endgiltig nach Böhmen zurück (am 26. Juli 1602) und beschloß dort, fern von der Heimat, nach sieben Jahren seine Laufbahn, welche Anderen und ihm selbst nur zur Qual gereicht hatte. Im Jahre 1602 war das ganze Land im Besitze Rudolfs, doch die Erpressungen der kaiserlichen Truppen



Porträt und Namensunterschrift Stefan Bocskays.

und Georg Bastas machten seine Herrschaft allgemein verhaßt. Hierzu trat der Angriff, den Rudolf um diese Zeit gegen die Reformation richtete. Als Grundherr und Kirchenpatron in den königlichen Freistädten verordnete er, daß die Kaschauer St. Elisabethkirche, dies Meisterwerk der ungarischen mittelalterlichen Baukunst, welches die Protestanten bereits seit fünfzig Jahren inne hatten, dem aus seinem Sitze verdrängten Erlauer Capitel übergeben werde, und als die Stadt sich weigerte, wurde der königliche Befehl mit Waffengewalt durchgeführt (am 6. Jänner 1604). Die Protestanten, die Mehrzahl der Stände erhoben Klage und verwahrten sich im Preßburger Reichstage gegen jede Störung ihrer Religion. Als Antwort darauf fügte Rudolf den einundzwanzig vom Reichstag unterbreiteten Artikeln noch einen hinzu, in welchem er die Protestirenden, „die weder ihre Namen noch ihre Confession angaben", zurechtwies und alle jene Gesetze erneuerte, welche zum Schutze des katholischen Glaubens und zur Unterdrückung des Protestantismus gegeben worden waren (1. Mai 1604).

Die Protestanten erklärten schon im Reichstage, daß es nicht ihre Schuld wäre, wenn der Friede gestört würde. Gegen den Herbst brach der Aufstand aus. Führer desselben war Stefan Bocskay, mütterlicherseits Onkel Sigmund Báthorys, der bisher, nicht wählerisch in den Mitteln, stets die Politik seines Neffen unterstützt und zu den Getreuen Rudolfs gehört hatte. Doch jetzt, als Protestant, als ein mit den Thatsachen rechnender Politiker, welcher der Meinung war, daß Rudolf nicht im Stande sein werde, Siebenbürgen zu behalten oder, wenn er es behielte, es doch nicht glücklich machen könnte, schlug er sich zur Opposition. Die unter den kaiserlichen und königlichen Fahnen kämpfenden Hajducken schlossen sich ihm an und wandten sich gegen ihre deutschen Kameraden. Am 12. November war Kaschau bereits in den Händen Bocskays, der zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt (am 21. Februar 1605) und bald darauf in der Versammlung zu Szerencs (am 20. April 1605) auch zum Fürsten von Ungarn ausgerufen wurde. Seine Scharen, deren Schlachtlied der lutherische Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott" war, setzten sogar über die Donau und streiften bis nach Steiermark und bis hinab an die Drau. Er wurde auch von den Türken unterstützt und wie Johann Sigmund zum König von Ungarn ernannt. Doch als der Großvezier mit ihm auf dem Rákos bei Pest zusammentraf (am 10. November 1605) und eine Krone auf sein Haupt setzte, nahm Bocskay dieselbe sofort herab, „denn — sagte er — nach den Gesetzen Ungarns ist es einem Andern verboten, eine Krone zu tragen, solange der gesetzlich gekrönte ungarische König lebt".

Bei solcher Gesinnung war der Friede nicht unmöglich, dessen Herstellung statt des gemüthskranken Rudolf, Bruder Erzherzog Matthias in die Hand nahm. Der Gesandte Bocskays war Stefan Illésházy, den die königliche Kammer in früheren Jahren vielfach verfolgt, durch ungerechtes Urtheil seiner Güter beraubt und zur Flucht aus dem Lande



Et si cum Turca pax honesta concludi non posset, ipsique Turcae conditionibus inhaererent et
talia proponerent, quae Regno Hungariae, nimisque Provinciis damnosa, periculosa
et perniciosa essent, quod extunc communitis viribus cum Milite Sacr. Caes. Regiaeque
Mattis contra eum, ut communem Christiani nominis et patriae hostem, secundum De-
creta et Constitutiones Regni pari alacritate [...] promptitudine, absque ulla tergiversa-
tione, ad contestandam eorum fidelit[...] [...]dent.
Quod si vero secus fieret, contrarium [...]so Notam perpetuae infidelitatis
incurrent. Acta et conclusa [...] Vigesima tertia die
mensis Junii. Anno Dom[...] [...] sexto.

Matthia[...]

Carolus [...]

Ernestus a Molart

Andreas [...]

Sigismundus Forgach [...]

Paulus [...]

Das letzte Blatt der Wiener Friedensurkunde.

gezwungen hatte. Neben ihm finden wir Angehörige noch heute lebender Familien, Thomas Vizkelety und Paul Apponyi, als Mitglieder der Gesandtschaft. Der Friede wurde auch in Wien (am 23. Juni 1606) abgeschlossen und von König Rudolf genehmigt (am 6. August 1606). Bocskay erhielt Siebenbürgen und nebst den alten Theilen noch Szathmár, Bereg und Ugocsa. Andere Bestimmungen erkannten das Recht freier Religionsübung der Protestanten an und waren bemüht, verschiedenartige Verletzungen der Verfassung wieder gut zu machen. Ein Punkt verlangte, daß auch mit den Türken Friede geschlossen werde, der am 11. November 1606 gegenüber von Komorn bei der Zsitva-Mündung wirklich zustande kam. Die Grundlage des Friedens bildete der Status quo. Erlau und Kanizsa blieben daher in türkischen Händen, wofür Fülek und die übrigen kleinen Festungen des Neográder und Honther Comitates keinen Ersatz boten, und doch bedeutete dieser Frieden eine Errungenschaft, denn er wurde — jetzt zum ersten Male! — auf der Basis völliger Gleichheit geschlossen und es war weder von einem Tribut noch von einem jährlichen Ehrengeschenke darin die Rede.

Der Wiener Friede bildet einen Wendepunkt in der Entwicklung des ungarischen Staatsrechtes. Durch denselben wurde aus den nördlichen und westlichen Resten des alten Ungarn wieder ein Reich geschaffen und er verdient es, neben der Goldenen Bulle und neben 1867 genannt zu werden. Seinen vollständigen Abschluß und seine Ergänzung fand er 1608 auf dem Preßburger Reichstage, den indessen Bocskay nicht mehr erlebte. Letzterer starb in Kaschau am 29. December 1606, nachdem er noch den Hajducken zur Ansiedlung sechs Ortschaften im Szabolcser Comitat geschenkt hatte, welche später, bis auf unsere Tage, den freien Hajduckendistrict bildeten und kürzlich einem neugebildeten „Hajducken-Comitat" („Hajdúmegye") den Namen gaben. Auch dem König Rudolf war es nicht gegönnt, das Werk des Wiener Friedens zu vollenden. Seine kranke Seele machte ihn stets ungeeigneter zum Regieren. Es geschah, wofür es seit anderthalb Jahrhunderten im Hause Habsburg kein Beispiel mehr gab — daß ein Erzherzog (Matthias) sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte und Rudolf zwang, der Herrschaft über Österreich zu entsagen und die Krone Ungarns niederzulegen (am 26. Juni 1608).

Am 14. November 1608 setzte der Primas Cardinal Franz Forgách, Sohn des Simon Forgách, des Waffengefährten Frater Georgs und Stefan Losonczys, Matthias II. in Preßburg die heilige Krone aufs Haupt, in Bezug auf welche der Wiener Friede und das jetzt vor der Krönung geschaffene Gesetz aussprachen, daß „dieser theuere Schatz, der nicht nur dem Könige, sondern auch dem Lande verliehen worden sei", in Preßburg unter der Obhut weltlicher Kronhüter aufbewahrt werde. Ebenso wurde noch vor der Krönung die Art und Weise der Palatinswahl festgestellt und Vorsorge getroffen, daß diese fundamentale Reichswürde in Zukunft nicht so lange unbesetzt bleibe. Es wurde ferner

Dilecte. Ilieshasi, per latorem presentium intellexi summam
animi tui erga me sinceritatem et affectionem, de qua benevole
tibi gratias ago, et offero, nunquam tam propensae tuae erga me vo-
luntatis immemorem me fore, sed omni tempore ut optime de
me meritum singulari gratitudine amplexurum, Idemque tibi
nostrae Hungaricae nationi promitto. de qua ut ab attavis
meis originem duco, ita etiam patriam meam esse agnosco,
cui nullo unquam tempore defuturus sum, imo extrema in con-
servatione eius attentare non recusabo, ut fusius de his et
alijs ex praesentium exhibitore, cui concredere poteris intelliges
de reliquo te bene valere opto. Data Viennae, 13 Novemb: 1607

Matthias

Lieber Illésházy! Durch Überbringer gegenwärtigen Briefes erfuhr ich, welch große Aufrichtigkeit und Neigung du gegen mich hegst, und danke dafür freundlichst, und verspreche dir, daß ich deinen guten Willen gegen mich niemals vergessen werde, sondern immer gegen dich, der hinsichtlich meiner sich so viele Verdienste sammelte, besondere Dankbarkeit hegen werde. Dies verspreche ich auch unserer ganzen ungarischen Nation, von der ich durch meine Ahnen abstamme, deren Vaterland ich für das meine anerkenne, die ich nie verlassen werde, sondern für deren Erhaltung ich auch zu den äußersten Mitteln zu greifen keinen Anstand nehmen werde, wie dir dies Alles und noch Anderes der Vorweiser dieses Briefes, dem du vertrauen kannst, ausführlicher erklären wird. Im übrigen lebe wohl.

Wien, den 13. November 1607. Matthias, m. p.

Matthias II. an Illésházy aus Wien 13. November 1607 gerichteter Brief.

festgestellt, daß die ungarische Kammer von der kaiserlichen oder österreichischen Kammer unabhängig sei, daß die Festungen ungarische Befehlshaber, ungarische Besatzungen erhielten, daß öffentliche Ämter in Ungarn, Kroatien und Slavonien nur Söhne Ungarns oder Ungarn unterworfener, mit ihm vereinigter Länder bekleiden dürfen, daß endlich die Machtvollkommenheit des Banus jenseits der Drau bis an die Adria und auch über die Grenzbezirke sich erstrecke. Nach der Krönung wurde der Reichstag organisirt, wurden die Elemente, aus denen die untere, ständische und die obere oder Magnatentafel zu bestehen habe, festgesetzt und blieben die diesbezüglichen Bestimmungen mit einigen Abänderungen bis 1848, ja theilweise bis auf unsere Tage in Kraft.

Eine der Hauptverfügungen, der erste Gesetzartikel vor der Krönung, bezog sich auf die Angelegenheiten der Religion und bestimmte: „daß es den Ständen auf ihren, sowie auf den königlichen Gütern, den ungarischen Soldaten in den ‚Grenzorten', den Marktflecken und Dörfern freistehen solle, diejenige Religion, welche sie freiwillig gewählt, ungehindert auszuüben". Bezüglich der Jesuiten wurde jedoch verfügt, daß sie in Ungarn keinerlei unbewegliches Vermögen besitzen dürfen.

Der Protestantismus hatte demnach vollständig gesiegt, nur in Kroatien-Slavonien vermochte er nicht Fuß zu fassen. Zwei aufeinanderfolgende Palatine waren Protestanten: Stefan Illésházy (1608 bis 1609) und Georg Thurzó (1609 bis 1616), Sohn des zum Protestantismus übergetretenen Neutraer Bischofs Franz Thurzó und der Tochter des Szigethvárer Niklas Zrinyi, dessen Nachkommen weiblicher Linie, die hervorragendsten Familien des Landes, noch heute die Herrschaft Árva als Thurzó'sches Erbe ungetheilt besitzen. Als am 31. October 1617 das erste Jahrhundert der Reformation bei Georg Thurzós Sohn, dem ehrgeizigen Emerich zu Bicse, gefeiert wurde, da feierten es auch dort und in verschiedenen Theilen des Landes die Perényi, Rákóczy, Révay, Zrinyi, Nádasdy, Batthyány, Forgách, Károlyi und viele andere Magnaten- und Adelsfamilien, sowie königliche Freistädte und Comitate mit. Dies war aber der Culminationspunkt des Protestantismus in Ungarn, denn damals hatte schon die katholische Reaction ihre Wirksamkeit begonnen, ja sogar kräftig fortgesetzt, und bereits saß der stärkste Vorkämpfer derselben, Peter Pázmány von Panasz, auf dem Graner erzbischöflichen Stuhl. Pázmány wurde am 4. October 1570 in Großwardein im Biharer Comitate geboren, welches, seitdem der heilige Ladislaus dort erzogen wurde, dem Vaterlande so viele hervorragende Männer und wahre Ungarn schenkte. Sein Vater war helvetischer Confession, doch wurde der Sohn schon in seinem dreizehnten Jahre durch den Jesuiten Stefan Szánthó, den ersten Ungar, der in den Orden des heiligen Ignatius von Loyola trat, der katholischen Religion gewonnen. Sodann wirkten die Jesuiten Stefan Báthorys im Klausenburger Collegium auf ihn ein und Pázmány wurde in seinem siebzehnten Jahre selbst Jesuit. „Nur in einer schwarzen Kutte" verließ



Krönung Matthias' II. zum König von Ungarn in Preßburg am 19. November 1608.

er Siebenbürgen und wanderte in die Welt hinaus, um seinen neuen Glauben zu verbreiten. Als ungarischer Schriftsteller, dessen Sprache noch heute musterhaft ist, als einer der größten ungarischen Redner führte er die ungarische Sprache und Literatur, die Macht der Rede, die Kraft der Wissenschaft, alle Mittel, denen die Reformation zum großen Theile ihre Erfolge zu verdanken hatte, ins Treffen gegen dieselbe. Seine Bestrebungen wurden, namentlich in den aristokratischen Kreisen, von einem überraschenden Erfolge gekrönt. Unter seiner unmittelbaren Einwirkung, infolge seiner Propaganda kehrten die Nachkommen eben jener Familien, welchen die Reformation das Meiste zu verdanken hatte, nach einander in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Sigmund Forgách, Palatin im Jahre 1618, den sein Bruder, der Cardinal, vorher vergeblich zu bekehren trachtete, Georg Drugeth von Homonna, Oberster Landesrichter (Judex Curiae) in den Jahren 1618 bis 1622, Georg Zrinyi, Banus von Kroatien (1622 bis 1626), Enkel

Namensunterschrift Peter Pázmánys.

des Helden von Szigetvár, wurden durch seinen Einfluß Katholiken. Dem Beispiele der Herren pflegten zu dieser Zeit in der Regel die Unterthanen nachzufolgen. Schon die Reformation hatte bei ihrem Auftreten das Princip auf ihre Fahne geschrieben: „Cuius regio eius religio" („Wessen Brot, dessen Gott"). Der katholische Grundherr entzog daher auch dem protestantischen Prediger die Kirche und überließ sie dem katholischen Priester. Der Unterthan erhielt auf einmal einen anderen Seelsorger und befand sich in den häufigsten Fällen plötzlich im Schoße der katholischen Kirche, sowie er einst zur Zeit der Verbreitung der Reformation plötzlich zum Protestantismus gehört hatte.

Ferdinand, bisher Herzog von Steiermark, der im Jahre 1618 dem kinderlosen Matthias auf dem ungarischen Throne nachfolgte, war gerade der geeigneteste Mann zur Unterstützung dieser Bestrebungen. Auf die Verbreitung der katholischen Religion bedacht, war er stets bereit, Alles mit dem ganzen Gewichte seiner Macht zu fördern und zu schützen, was zur Erreichung dieses Ziels dienen konnte.

Auf dem Fürstenthron Siebenbürgens saß um diese Zeit (1618) seit fünf Jahren — nach dem kraftlosen Greise Sigmund Rákóczy (1607 bis 1608) und nach dem leidenschaftlichen Jüngling Gabriel Báthory — Gabriel Bethlen von Iktár, den die Pforte schon vor Bocskay zum Fürsten ausersehen hatte, der aber bereitwillig vor Bocskay



Peter Pázmány.

zurückgetreten war, welcher wohl größere Macht und mehr Ansehen, nicht aber größere Fähigkeiten besaß. Seit dem Tode des Königs Matthias Corvinus hatte der ungarische Stamm keinen Mann hervorgebracht, der so ganz zum Herrschen geboren gewesen wäre als dieser jetzt — im Jahre 1618 — sechsunddreißigjährige Mann. Mit durchdringendem Verstande erfaßte Bethlen Alles, was zum Schutze, zum materiellen und geistigen Gedeihen Siebenbürgens nothwendig war. Er fand auch die dazu geeigneten Mittel und besaß die Kraft, mit diesen Mitteln, wenngleich nicht Alles, so doch sehr Vieles durchzuführen. Als Anhänger Sigmund Báthorys, als Gegner Bastas und bald Gabriel Báthorys lebte er lange als Flüchtling in der Türkei; er nahm daselbst wahr, wie morsch dieses ganze große Reich war, und ihm erschien es schon nicht mehr unmöglich, daß die Christenheit mit vereinter Kraft die Türken aus Ungarn vertreibe und das Land befreie; bei diesem großen Werke hatte er sich selbst, wenn auch nicht die erste, so doch eine große Rolle zugedacht. Nur daß der Verlauf der Ereignisse der Verwirklichung dieses Ideals nicht sehr günstig war. Noch lebte Matthias II., als die Protestanten Böhmens wegen religiöser Beschwerden sich erhoben und der große Religionskrieg begann, welcher dreißig Jahre hindurch den ganzen Westen Europas in Bewegung setzte. Bethlen war ein strenger, wenngleich weder ein fanatischer noch befangener Reformirter. Wie man sagt, hatte er die Bibel sechsundzwanzigmal durchgelesen; dabei aber entging es ihm nicht, daß die Jesuiten gute Lehrer seien, und daß das protestantische Siebenbürgen nicht zu Grunde gehen würde, wenn auf seinem Gebiete hier und da auch Jesuiten unterrichteten; daß ferner neben der protestantischen Bibelübersetzung Kaspar Károlyis auch die ungarische Übersetzung des Jesuiten Georg Káldy einer Unterstützung werth sei. Ja vielleicht barg sich schon auf dem Grunde seiner Seele der Skepticismus, welcher die Dogmen den großen weltlichen Interessen unterordnet und Heinrich von Navarra, dem Besitze von Paris zuliebe, zur Messe gehen ließ. Aber seinem Ehrgeize — der in ihm, und zwar, wie man sagen darf, mit Recht lebte — war der Protestantismus und nicht der Katholicismus förderlich und die Feinde der Reformation waren auch die seinigen. Er griff daher im Laufe des dreißigjährigen Krieges dreimal zu den Waffen gegen Ferdinand II. (1619 bis 1621, 1623, 1626), mit stillschweigender Einwilligung, bald auch mit offener Unterstützung der Pforte. Er drang bis Preßburg und sogar über die Donau bis an die Drau vor. Die Krone fiel ihm in die Hände und seine Getreuen wählten ihn zum König von Ungarn (am 25. August 1620). Aber die Ereignisse des deutschen Krieges, welche dem Protestantismus nicht günstig waren, zwangen ihn ebenso oft zum Rückzug und zum Frieden, und was Bethlen durchführen konnte, war nur so viel, daß der König den Wiener Frieden wiederholt bestätigte und Bethlen die Comitate Szathmár, Szabolcs, Ugocsa, Zemplin, Borsod, Bereg und Abauj bis ans Lebensende verlieh. Doch als endlich im Norden der Held erschien, der dem deutschen Protestantismus

GABRIEL BETHLEN D.G. PRINCEPS
TRANSSYLVANIÆ, PART. REGNI HVNGARIÆ DNS
ET SICVLORVM COMES, &c.
Ætatis suæ XXXX. A°. CHRISTI. M.DC.XX.



Porträt und Namensunterschrift Gabriel Bethlens.

zum Siege verhelfen sollte: Gustav Adolf König von Schweden, Bethlens Schwager seitens dessen Frau, Katharina von Brandenburg, und Bethlen, sowie vorher mit England, Dänemark, den Niederlanden und der deutschen Union, jetzt mit ihm einen neuen Krieg plante — starb er (am 15. November 1629) und hinterließ als das dauerndste Andenken das Karlsburger, jetzt Groß-Enyeder Bethlen-Collegium, wohin er vom Auslande ausgezeichnete Lehrer, wie Martin Opitz, einen der Bahnbrecher der neueren deutschen Poesie, berufen hatte und wo später (1653 bis 1656) eine der Zierden der ungarischen Literatur, Johann Cseri von Apácza, der erste ungarisch schreibende Philosoph, lehrte.

Nach Gabriel Bethlens Tode bestieg seine Witwe, Katharina von Brandenburg, den siebenbürgischen Fürstenthron, konnte sich jedoch nicht lange behaupten. Nach einigen Monaten dankte sie ab, und ihr Günstling, Stefan Csáky von Keresztszegh ging nach Ungarn, wurde erblicher Obergespan des Zipser Comitats und verpflanzte seine berühmte Familie aus Siebenbürgen an den Fuß der Karpathen. Zum Fürsten von Siebenbürgen wurde der aus Oberungarn stammende Georg Rákóczy gewählt, der Sohn des Fürsten Sigmund, Waffengefährte Bethlens, kein genialer, aber ein kluger, ordnungliebender Mann von conservativen Neigungen, der in Siebenbürgen, entgegen gewissen puritanischen Velleitäten, der reformirten Kirche die noch heute bestehende Organisation verlieh und den Unitarismus durch die Deéser Complanation (1637) aus seinen Extravaganzen in den Rahmen festgesetzter Dogmen zurückdrängte. Sein Hauptbestreben war jedoch, das Vermögen und den Grundbesitz seiner Familie zu vermehren und derselben die siebenbürgische Fürstenkrone zu sichern. Als vorsichtiger Mann, der Wagnisse nicht liebte, konnte er sich nur schwer, nach vierzehn Jahren, im Anfange des Jahres 1644, als ihm die Unterstützung Schwedens in aller Form zugesagt wurde, entscheiden, nach dem Beispiele Gabriel Bethlens activ in das große Drama des dreißigjährigen Krieges einzugreifen.

Um diese Zeit waren Ferdinand II. und Peter Pázmány, der ein entscheidender Factor auch der ungarischen Politik war, nicht mehr am Leben. Der König starb am 25. Februar 1637, der Erzbischof folgte ihm nach einem Monate (am 19. März 1637). Nicht ganz zwei Jahre vor seinem Tode (am 12. Mai 1635) gründete Pázmány, mit Jesuiten als Professoren die Tyrnauer Universität, „um die Verbreitung der katholischen Religion zu fördern und den Glanz und die Bildung der ungarischen Nation zu erhöhen". Die Universität bestand anfangs nur aus zwei Facultäten, der theologischen und philosophischen; die juridische konnte erst nach 32 Jahren hinzutreten (16. Jänner 1667), und zwar infolge der Opferwilligkeit der Nachfolger Peter Pázmánys, des Emerich Lósy (1637 bis 1642) und des gesinnungstüchtigen Georg Lippay (1642 bis 1667). Aus dieser Universität entwickelte sich später, durch königliche Schenkungen vergrößert, die heutige königlich ungarische Universität in Budapest.

Schon zu Lebzeiten Pázmánys übte auf die Landesangelegenheiten großen Einfluß Nikolaus Eszterházy, der im Jahre 1625, in seinem vierzigsten Lebensjahre, zum Palatin gewählt wurde. Nach dem Tode Pázmánys wurde er der erste ungarische Rathgeber Ferdinands III. (1637 bis 1657). Sprosse einer alten adeligen Familie des Preßburger Comitats, mütterlicherseits Neffe des Palatins Illésházy, in seiner Jugend Protestant, später ein eifriger, ja leidenschaftlicher Katholik und Proselytenmacher, befolgte er in vielen Dingen eine der Pázmány'schen entgegengesetzte Politik. Während der Primas, obgleich ein guter Ungar, doch immer Jesuit blieb, dessen Aufmerksamkeit sich auf die ganze Welt erstreckte und der, die Dinge von dem Gesichtspunkte der allgemeinen Interessen der katholischen Kirche aus betrachtend, selbst mit den Protestanten, wenn es nöthig war, Frieden zu wahren wußte: hielt sich Niklas Eszterházy mit klarem Kopfe, aber mit engerem Gesichtskreise bei oft übersprudelnder Heftigkeit immer nur die ungarischen Angelegenheiten vor Augen. Sein Ziel bestand darin, Ungarn zwischen den Deutschen und Türken in jenem verfassungsmäßigen Rahmen, den der Wiener Friede gezogen hatte, aber in katholischer Form und in der Anhänglichkeit an das Haus Habsburg zu erhalten und es sogar, wenn es irgendwie anging, noch durch Siebenbürgen zu vergrößern. Als Erwerber großer Güter, als Gründer der weitaus vermögendsten ungarischen Familie glich er in Vielem Georg Rákóczy I., und dies war vielleicht auch der Grund, daß sie nicht blos politische Gegner, sondern auch persönliche Feinde waren. Als Rákóczy Anfangs Februar 1644 in Ungarn einfiel, standen die Beiden einander in Waffen gegenüber. Der Kampf verlief mit wechselndem



Palatin Nikolaus Eszterházy.

Glück und unter fortwährenden Unterhandlungen. Als endlich im Jahre 1645 der Schwede Torstenson bis Wien vorrückte, Brünn belagerte, die Pforte aber den Feldzug Rákóczys gegen den Kaiser mit scheelen Augen zu betrachten anfing und Ferdinand III. das Friedenswerk einem überlegteren Manne als dem leidenschaftlichen, streitsüchtigen Eszterházy anvertraute, kam der Ausgleich zwischen dem König und dem Fürsten zu Stande und am 16. December 1645 wurde zu Linz der Friede geschlossen, den aber Eszterházy, der am 11. September 1645 starb, nicht mehr erlebte.

Rákóczy erhielt nebst den großen Tokajer, Tarczaler und Regéczer Herrschaften die sieben Comitate, welche Bethlen bereits besessen hatte, doch derart, daß Szathmár und Szabolcs auch bei Rákóczys Sohne verbleiben und die Szathmárer Burg so lange zu Siebenbürgen gehören sollte, als die Rákóczys dort den Fürstensitz einnehmen würden. Bezüglich der Religionsangelegenheiten wurden der Wiener Friede und die Gesetze von 1608 deutlicher umschrieben und mehr im Detail ausgearbeitet. Den Protestanten und selbst den Unterthanen wurde die freie Religionsübung, die Benützung der Kirchen, Glocken, Friedhöfe gestattet. Die Vertreibung der Geistlichen, die Wegnahme der Kirchen wurde verboten, die Zurückberufung der Vertriebenen, die Rückgabe des Weggenommenen angeordnet. Demgemäß ließ der Preßburger Reichstag, welcher am 24. August 1646 zusammentrat und am 3. Juni 1647 den vierzehnjährigen Sohn des Königs als Ferdinand IV. zum König wählte und auch krönen ließ — den Linzer Frieden, trotz der Verwahrung der Geistlichkeit, auf ausdrücklichen Wunsch des Königs unverändert, inarticuliren. Er ordnete außerdem die Rückgabe von neunzig Kirchen an und setzte Geldstrafen gegen Diejenigen fest, welche fortan den Religionsfrieden durch Kirchenwegnahmen stören würden. Der Protestantismus hatte demnach abermals gesiegt, meist freilich nur auf dem Papier. Denn der Katholicismus hatte auch seit dem Zeitalter Gabriel Bethlens an Terrain gewonnen, und selbst Diejenigen, welche ihrem Amte zufolge die Religionsfreiheit schützen, das Gesetz vollstrecken sollten, waren meist Gegner des Protestantismus, wenn sie denselben auch nicht immer geradezu verfolgten. Schon während des Verlaufes des Reichstages schlug der Palatin Graf Johann Draskovich — Eidam Stanislaus Thurzós, des letzten protestantischen Palatins — an seinen Säbel, als die Protestanten zu viele Kirchen für sich zurückforderten, und unter den Katholiken, welche gegen die Rückgabe der Kirchen protestirten, befand sich der einzige männliche Sprosse einer alten Protestantenfamilie — welche bisher ein Hauptpfeiler dieses Glaubens gewesen war — der junge zweiundzwanzigjährige Graf Franz Nádasdy, welcher schon im Jahre 1643 Nikolaus Eszterházy zum katholischen Glauben bekehrt hatte. Der niedere Adel, die Städte, das Volk waren großentheils noch protestantisch, doch unter den Magnaten befanden sich um die Mitte des XVII. Jahrhunderts nur noch vier Familien, deren Mitglieder sämmtlich der Reformation angehörten.



Das Keresder Kastell.

Die Türkenkriege und die Zeit der „Kurutzen".

Der Friede zu Zsitvatorok, welcher von Zeit zu Zeit erneuert wurde, verbot den Türken wie den Ungarn in die gegenseitigen Gebiete einzufallen und die beiderseitigen Festungen zu belagern. Trotzdem wurden die Verwüstungen fortgesetzt. Die Türken fuhren wie vorher fort, in kleineren oder größeren Haufen in das ungarische Gebiet einzubrechen, zu plündern, sich Dörfer tributpflichtig zu machen; dagegen hatten ihre Klagen kein Ende, wenn die Ungarn einmal Repressalien gebrauchten. Selbst an größeren Zusammenstößen fehlte es nicht, wie z. B. bei Groß-Vezekény, im Barser Comitat, wo die räuberischen Türken von Gran und dessen Umgebung von dem Adel der nächstgelegenen Comitate und den Grenztruppen unter dem Commando des Grafen Adam Forgách angegriffen wurden und vier Eszterházy: Ladislaus, der Sohn des Palatins, und seine Vettern: Franz, Commandant von Gyarmath, Thomas, Commandant von Léwentz, Kaspar, Ritter vom goldenen Sporn, junge vierundzwanzig- bis fünfunddreißigjährige Männer, ihre Truppen anfeuernd und ihnen im Kampfe voranstürmend, den Heldentod für das Vaterland starben.

Fünf Jahre später fand, um auch eines der zahllosen kleineren Treffen zu erwähnen, (am 28. Juni 1657) tief in dem den Türken unterworfenen Gebiete bei Csikvár, in der Nähe von Stuhlweißenburg, ein Zusammenstoß statt, in welchem Peter, der Ahne der gräflich Szápáry'schen Familie, ein gebildeter, tapferer Jüngling, schwer verwundet in die Gefangenschaft der Türken gerieth und nach Ofen geschleppt wurde, von wo er erst nach vier Jahren, nach viel Elend und Pein, mittelst eines Lösegeldes von 22.000 Thalern befreit wurde.

Diese Einfälle konnten durch die Besatzungen jener mehr als achtzig größeren und kleineren befestigten Plätze, welche an der Grenze des Landes von Szathmár bis an das adriatische Meer mit vielen Kosten und Mühen erhalten wurden, nur theilweise gehindert oder heimgezahlt werden. In Oberungarn, in den Theißgebieten, deren Obercapitän seinen Sitz in Kaschau hatte, waren die bedeutenderen Plätze: Szathmár, Kálló, Tokaj, Ónod, Szendrö, Putnok. Diesseits der Donau, im Neuhäusler oder Antemontan-Generalat war Neuhäusel die Hauptfestung, welche von den Graner Erzbischöfen erbaut und größtentheils mit geistlichem Gelde erhalten wurde. Jenseits der Donau war Raab die Hauptfestung und darüber hinaus: gegen Pápa, Veszprim, im Szalader Comitat, bildeten zahlreiche größere und kleinere Befestigungen das gegen Kanizsa gelegene Generalat bis zur Murinsel und bis Légrád, die von den Zrinyis mit starker Hand geschützt und vertheidigt wurden und über welche hinaus die slavonischen und kroatischen Grenzdistricte folgten. Alle diese Plätze boten indeß nur dann und wann Schutz und die eifrigen Patrioten begannen — in dem seit dem Wiener Frieden trotz allen äußeren und inneren Schlägen allmälig erwachenden

Lande — über sichere und beständigere Mittel nachzudenken, durch welche der Schutz und die Erhaltung des Landes gewährleistet werden könnten.

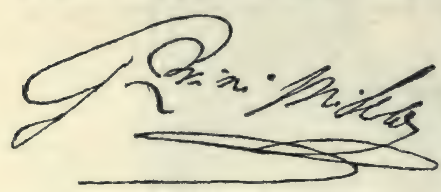
Niemand hegte und verkündigte diesen Gedanken mit größerem Eifer und reinerer Begeisterung als Graf Nikolaus Zrinyi, Banus von Kroatien (1647 bis 1664), Sohn



Georg Rákóczy II.

Georgs, der durch Pázmány zum katholischen Glauben bekehrt worden war, Urenkel des Szigetvárer Helden. Als Dichter, dem die ungarische Literatur ihr erstes, heute noch kaum übertroffenes Epos über die Belagerung von Szigetvár verdankt, brachte er seinen Idealismus in die Politik, in den Lärm der Schlachten mit, nicht um die Wirklichkeit nicht zu sehen, sondern um aus ihr Kraft zu schöpfen in dem aufreibenden schweren Kampfe.

Er kannte die Gebrechen seiner Nation, doch vermochte er den Glauben nicht aufzugeben, daß die ungarische Nation den Wettstreit mit jeder anderen bestehen könne, daß sie zu Allem fähig sei, was zur Rettung des Vaterlandes nothwendig, wenn sie nur ernstlich wolle und richtig geführt werde. Sein Endzweck war, neben den in den Festungen zerstreuten Grenztruppen ein stehendes ungarisches Heer zu schaffen, welches stets zur Vertheidigung des Landes bereit sein sollte. Treu dem Wahlspruch, den er in einem seiner Werke ausgesprochen — „Ne bántsd a magyart!" („Rühr' den Ungar nicht an!") — war er bestrebt, alle Kräfte, welche im Schoße der Nation schlummerten, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu wecken und zu vereinigen. Obgleich er seine Jugendzeit unter den Augen Peter Pázmánys verbracht hatte und ein eifriger Katholik war, wünschte er doch im Innern des Landes Frieden mit den Protestanten auf der Basis gegenseitiger Billigkeit; nach außen vertrat er das Bündniß mit dem protestantischen Siebenbürgen, dessen Fürstenthron die Rákóczys fest innezuhaben schienen.



Namensunterschrift des Dichters Nikolaus Zrinyi.

Auf Georg Rákóczy I. folgte sein Sohn Georg Rákóczy II. (1648), der sein siebenjähriges Söhnlein Franz Rákóczy zum Fürsten wählen ließ (am 18. Februar 1652). Aber eben aus Siebenbürgen kam neue Gefahr. Georg Rákóczy II. wollte um jeden Preis die Krone Polens erlangen, deren Glanz seit Stefan Báthory schon manches siebenbürgischen Fürsten Auge geblendet hatte. Im Bunde mit den Schweden fiel er, trotz des Abrathens der ungarischen Regierung, in Polen ein, wurde aber geschlagen und war nach Verlust seiner Armee zur Heimkehr gezwungen (1657). Die Pforte, welche anfangs von dem Angriff gegen Polen nichts gewußt und denselben später auf das bestimmteste untersagt hatte, setzte Rákóczy ab und befahl den Siebenbürgern, sich einen anderen Fürsten zu wählen. Georg Rákóczy II. widersetzte sich und beschwor dadurch entsetzliche Verwüstungen über sein Vaterland herauf. Türkische, tatarische, moldauische, walachische Truppen stürmten (im August 1658) vom Burzenland bis Großwardein durch das Land, plünderten und zerstörten Karlsburg mit seinem Fürstenschloß, mit dem Bethlen-Collegium und mit den Fürstengrüften; die Bibliothek Gabriel Bethlens wurde zusammengeworfen und verbrannt. Georg Rákóczy II. wußte so wenig, was er thun sollte, wie seinerzeit Sigmund Báthory. Bald dankte er ab, bald blieb er wieder Fürst und warf sich in die Arme Kaiser Leopolds I.

Leopold I., welcher, nachdem sein älterer Bruder Ferdinand IV. schon am 9. Juli 1654 gestorben war, seinem Vater Ferdinand III. auf dem Throne folgte (am 8. April 1657), vermochte nicht ruhig es mit anzusehen, wie die Türken Siebenbürgen enger an sich



Nikolaus Zrinyi, der Dichter.

knüpften als bisher, oder dasselbe etwa gar vollständig unterjochten. Doch wollte er auch keinen Krieg mit den Türken, obgleich seine ungarischen Räthe ihn dazu anfeuerten. Die geringe Unterstützung, welche er Georg Rákóczy II. lieh, vermochte diesen nicht zu retten. In der Schlacht bei Fenes, am 22. Mai 1660, siegten die Türken. Georg Rákóczy II. wurde tödtlich verwundet und starb einige Tage darauf (am 7. Juni). Die Türken nahmen Großwardein, den Hauptort des zu Siebenbürgen gehörenden ungarischen Gebietes, nach tapferer Gegenwehr mittels Capitulation am 27. August 1660 ein. Nicht glücklicher war Johann Kemény, den die antitürkische Partei auf den siebenbürgischen Fürstensitz erhob (am 1. Jänner 1661). Die Türken ihrerseits ließen Michael Apaffy zum Fürsten wählen (am 14. September 1661) und Johann Kemény fiel in der verlorenen Schlacht bei Schäßburg am 23. Jänner 1662. Die Truppen Leopolds I., welche unter dem Oberbefehl Raimund Montecuccolis, dieses modernen Fabius Cunctator, standen, hatten dem Gefallenen nur geringe Unterstützung geboten; dies Wenige genügte jedoch dem Großvezier Ahmed Köprili, um Krieg gegen den ungarischen König zu eröffnen.

Am 25. August 1663 nahm ein türkisches Heer Neuhäusel ein. Montecuccoli beschränkte sich mit seinem kleinen Heere auf die Vertheidigung; doch die Zrinyis, Nikolaus und sein jüngerer Bruder, der berühmte starke, tapfere Peter, retteten die ungarische Waffenehre.

Nikolaus hatte diesen Krieg, den er zur Rettung Siebenbürgens und Aufrechthaltung der ungarischen Nation für unerläßlich hielt, längst herbeigewünscht und mit Freuden begrüßt. Schon im Jahre 1660, als Großwardein von den Türken belagert wurde, wollte er Kanizsa besetzen, welches durch einen plötzlichen Brand in Trümmer gelegt und wehrlos geworden war; als ihm dies untersagt wurde, gehorchte er zwar, doch warf er voll Zorn sein Schwert zur Erde. Im nächsten Jahre (1661) erbaute er aus der den Türken abgenommenen Beute eine kleine Verschanzung jenseits der Mur, nahe am Zusammenflusse der Mur und Drau; Uj-Zrinvár (Neu-Zrin), so hieß die Befestigung, diente ihm als Ausfallsthor in das feindliche Gebiet und erregte den heftigsten Grimm der Türken, da es seit langer Zeit der erste Fall war, daß die Ungarn etwas einem Angriff Ähnliches unternahmen, während die Türken ihrerseits unablässig aggressiv vorgingen. Die Türken ließen auch nicht davon ab, die Schleifung dieser kleinen Befestigung zu verlangen, so lange der Frieden formell aufrechterhalten blieb. Als der Krieg ausbrach, wollten die Türken die Veste mit Waffengewalt nehmen, doch Zrinyi schlug sie zurück. Sodann stellte er sich an die Spitze des ungarischen Adelsaufgebotes jenseits der Donau, und nicht seine Schuld war es, daß Neuhäusel nicht gerettet wurde. Als er im Herbste nach Csakathurn zurückkehrte, folgten ihm 16.000 Türken und Tataren, die in die Murinsel und in Steiermark einfallen wollten, um zu plündern und zu rauben. Nikolaus Zrinyi erhielt Kunde davon, lauerte ihnen an



ILLUSTRISSIM. HEROS PETRUS. COMES Â SERINI. ETC · TURCORUM VICTOR.

Zier mit Köpfen dein Serin war, die da lästern Gottes Sohn. Du sollst an die Sternen reiten, Gottes Geist uns gebe Hüß!
Renne fort! auf dapffren wegen nach des Sieges grüne Kron. daß nit unser Böses thün deiner Thaten Glück vermindr.
Theurer Held thü wie dü thüst, sey todt oder Uberwinder, Blinckt der Ritter Graf Serinj: müß der Monde in dem Jahr
Fama dir, mit ihren Fittich flügelt einen Pegasus: Sultan Achmets, ganz verblassen. Gott zeucht dir den Harnisch an.

In Nurnberg zu finden bey Jacob Sandrart.

Peter Zrinyi.

den Ufern der Mur auf und stieß am Morgen des 27. November 1663 mit seinen 300 Reitern auf 2.000 Tataren, die zur selben Zeit die Mur übersetzten und auf ihn losgingen. Er konnte nur in aller Eile mit einigen Worten seine Soldaten anfeuern und ging sofort zum Angriff über. Die Tataren empfingen ihn mit einem Pfeilregen, doch bald wandten sie sich zur Flucht und stürzten sich in die Mur, wo sie mit den noch Nachkommenden zusammenstießen, mit ihnen einen unentwirrbaren Knäuel bildeten, weder schwimmen, noch fliehen, noch Widerstand leisten konnten, sondern zu ganzen Haufen unter den Schwertern der Ungarn und Kroaten fielen. Denn Gefangene durften laut Zrinyis Befehl nicht gemacht werden. So viele Menschen und Pferde füllten den Fluß, daß man kaum das Wasser sah. Die türkische Hauptmacht selbst verlor hierauf den Muth und zog sich nach mehrstündigem Kanonenfeuer zurück. Zur selben Zeit (16. October) schlug Peter Zrinyi in den Otočacer Gebirgen, mit 2.500 Mann gegen 10.000, den Pascha von Bosnien, der in Krain und Friaul einbrechen wollte. Es folgte nun der Winterfeldzug (vom 23. Jänner bis 15. Februar 1664), welchen Nikolaus Zrinyi in Wien den Einwürfen der leitenden militärischen Kreise zum Trotz erzwungen hatte, um den Türken Schaden zuzufügen und ihr Erscheinen auf dem Kampfplatz verzögern zu können. Nebst 9.000 Deutschen scharten sich ebensoviele Ungarn unter seine Fahnen, unter ihnen die Eszterházy, Sennyei, Batthyány, Erdödy, Draskovich. Berzencze, Babócsa ergaben sich, Turbek, das Derwischkloster bei Szigetvár, in welchem Herz und Eingeweide Suleymans bestattet lagen, wurde ein Raub der Flammen. Die Stadt Fünfkirchen gerieth in ungarische Hände, nur die Festung leistete Widerstand. Die Essegger Brücke, die Suleyman erbaut hatte und über welche seit einem Jahrhundert die türkischen Scharen hereinströmten und Hunderttausende des ungarischen Stammes als Sclaven mit sich schleppten, wurde gleichfalls durch Feuer vernichtet. Der Name der Zrinyis wurde einer der gefeiertsten in Europa. In dem Feldzuge des nächsten Jahres (im Mai 1664) wandte sich daher der Großvezier direct gegen sie. Doch da fand er auch schon Montecuccoli mit größerer Macht — mit deutschen und französischen Hilfstruppen — sich gegenüber. Montecuccoli konnte und wollte zwar Uj-Zrinvár nicht retten (30. Juni 1664), aber er schlug den Großvezier bei St. Gotthard, als die Türken über die Raab setzen wollten (am 1. August) dermaßen aufs Haupt, daß derselbe in Eisenburg sofort Frieden schloß (am 10. August). Übrigens war der Friede für die Türken vortheilhaft. Sie behielten Neuhäusel und Alles, was sie von Siebenbürgen erobert hatten: Lippa, Lugos, Karansebes, Großwardein, und man erkannte den Vasallen der Pforte, Michael Apaffy als Fürsten von Siebenbürgen an.

In Wien ergriff man bereitwilligst die Gelegenheit, die von Seite der Türken drohende Gefahr hinwegzuräumen, denn im Westen war die Macht Frankreichs bereits hochgestiegen und sie hatte sich unter Ludwig XIV. die Erniedrigung des Hauses Habsburg

zum Hauptziele gesteckt. Im Osten, in Ungarn — sagte man — handle es sich um einige Comitate, im Westen dagegen stehe die Kaiserkrone auf dem Spiel. Den Ungarn jedoch war Ungarn die Hauptsache. Als ihre Hoffnungen, welche durch die Siege Niklas Zrinyis sehr hoch gesteigert waren, durch den Eisenburger Frieden getäuscht wurden, begannen sie über andere Mittel, über Selbsthilfe nachzudenken. Niklas Zrinyi starb zwar zum großen Nachtheil des Königs und des Vaterlandes; er wurde auf der Jagd (18. November 1664) durch einen wilden Eber getödtet. Doch seine Gesinnungsgenossen, der Palatin Franz Wesselényi, der länger als dreißig Jahre auf verschiedenen Gebieten für das Herrscherhaus und für die katholische Religion gestritten hatte, der Landesoberrichter (Judex Curiae) Franz Nádasdy, Eidam Niklas Eszterházys und einer der fähigsten und reichsten Männer des Landes, sowie Peter Zrinyi, der seinem Bruder in der Banuswürde folgte, ein Held wie Niklas, aber nicht so überlegt, nicht selbstlos



Franz Wesselényi.

und auch nicht Staatsmann wie dieser, schlossen einen Bund (19. December 1666), „um", wie sie sich in dem ungarisch verfaßten Bundesbriefe ausdrückten, „dem Verderben drohenden Zustande des Landes und der ungarischen Nation" . . . „auf irgend einem erlaubten Wege ein Ende zu machen" und es „so vor dem Untergange zu retten". Doch konnten sie über die Mittel und Zwecke durchaus nicht ins Klare kommen. Sie schwankten zwischen Frankreich und der Türkei, brachten es aber nirgends vorwärts. Nach dem Tode Wesselényis (am 27. März 1667) trennten Privatinteressen Zrinyi von Nádasdy. Nádasdy zog sich zurück, Zrinyi entdeckte Alles in Wien, um sich Einfluß zu verschaffen. Als er jedoch sah,

daß man auf seine Worte trotzdem nichts gab, schickte er auf Rath eines abenteuernden kroatischen Capitäns um Hilfe nach der Türkei und griff auf die lügnerischen, sanguinischen Nachrichten seines Gesandten im Frühjahr 1670 zu den Waffen, um einigen Landesbeschwerden abzuhelfen und für sich einige Concessionen zu erpressen. Er zog seinen Schwager Franz Frangepán und seinen Eidam Franz Rákóczy I. auf seine Seite. Der Letztere hatte sich nach dem Tode seines Vaters mit seiner Mutter, dem letzten Sprossen der Báthorys, auf seine ungarischen Güter zurückgezogen, war katholisch geworden und erhob nun in Oberungarn die Fahne des Aufstandes, welcher die Comitate der Theißgegend sofort sich anschlossen. Doch Frangepán war nicht im Stande Kroatien mit sich zu reißen, und als die kaiserlichen Truppen sich Csakathurn näherten, stellte sich Zrinyi selbst, in Begleitung Frangepáns, freiwillig in Wien (am 18. April 1670). Auf seine Aufforderung legte auch Rákóczy sofort die Waffen nieder, und so endigte der Aufstand, kaum daß er begonnen hatte, sozusagen ohne Blutvergießen. Gleichwohl ging ein deutsches Heer nach Oberungarn und besetzte dessen Städte und Burgen, ohne auf Widerstand zu stoßen. Zrinyi, Nádasdy, der auf seinem Pottendorfer Schlosse gleichfalls verhaftet wurde (am 3. September 1670), sowie Frangepán wurden von nichtungarischen Richtern nach nichtungarischen Gesetzen zum Tode verurtheilt. Zrinyi starb würdig seines Namens als Held, Frangepán, der letzte Sproß seiner Familie, endete unter Schluchzen und Wehklagen in Wiener-Neustadt, Nádasdy dagegen empfing den Todesstreich mit religiöser Ergebung in Wien (am 30. April 1671). Franz Rákóczy I. wurde durch seine Mutter, die eifrige Katholikin Sophie Báthory, und durch den Einfluß der Jesuiten gerettet. Mehrere Führer und Theilnehmer der Bewegung, wie Matthias Szuhay aus Abauj, Paul Szepessy aus Borsod, Gabriel Kende, Ladislaus Gyulafi aus Szathmár und Baron Stefan Petröczy aus dem Trenčiner Comitat, flüchteten sich auf türkisches Gebiet oder nach Siebenbürgen zu Michaël Apaffy; Andere wurden gefangen nach Preßburg gebracht und vor den Gerichtshof gestellt, welcher unter dem Präsidium des Grafen Johann Rottal aus ungarischen Mitgliedern bestand. Alle wurden zum Tode und Verlust ihrer Güter verurtheilt, aber nur Franz Bónis, der zwar in dem Aufstande keine hervorragende Rolle spielte, jedoch vor dem Gerichtshof sich stolz und starr benahm, wurde in Preßburg mit Zrinyi und seinen Genossen hingerichtet.

Nach Unterdrückung der Bewegung ließ Leopold I. auf den Rath des Generals Montecuccoli, des Politikers und Hofmannes Fürsten Wenzel Lobkowitz, sowie eines starren römischen Juristen, des österreichischen Hofkanzlers Paul Hocher, welche sämmtlich Anhänger der damals in Westeuropa zur Herrschaft emporstrebenden absoluten Monarchie waren und in der aristokratischen ungarischen Verfassung nur ein Conglomerat von Mißbräuchen erblickten, seine deutschen Truppen in Ungarn zurück und schrieb zu ihrer Erhaltung mehrfache Steuern aus. An die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte er

einen deutschen Gouverneur, an dessen Seite ein aus Ungarn und Deutschen gebildeter Rath wirken sollte (am 27. Februar 1673), womit die Wegnahme protestantischer Kirchen, sowie die Einkerkerung, Verbannung und Galeerenstrafe der protestantischen Geistlichen Hand in Hand ging. Dagegen griffen die „Bujdosók“ (Flüchtlinge), meist Protestanten, deren Zahl und Erbitterung ein solches Verfahren nur vermehrte, zu den Waffen, drangen unter Führung von Petröczy, Szuhay, Szepessy, Kende bis Leutschau in der Zips vor, wurden zwar geschlagen, verloren aber den Muth nicht und wiederholten ihre Angriffe. Jahrelang (1673 bis 1678) wüthete der Kampf, meist guerillaartig, in der Theißgegend, am Fuße der Karpathen bis hinauf zum Liptauer Comitat, zwischen den „Kurutzen“ (wie man seit 1673 die „Bujdosók“ nannte), und den deutsch-ungarischen, spottweise „Labanczen“ genannten Scharen Leopolds I. mit wechselndem Erfolge, großer Erbitterung und Grausamkeit.


Franz Nádasdy.

Siebenbürgische und später auch französische Hilfe unterstützte den Widerstand und fachte das Kriegsfeuer an, das schließlich große Dimensionen annahm, als sich der einundzwanzigjährige Graf Emerich Tökölyi aus Käsmark an die Spitze der Kurutzen stellte, der genialste Führer, der seit Gabriel Bethlen bis auf unsere Tage an der Spitze einer ungarischen Bewegung stand (4. Juli 1678). Sein Vater Stefan, Sprosse einer nicht alten, doch ungemein reichen lutherischen Familie, Nachkomme Georg Thurzó's, Theilnehmer der Wesselényischen Verschwörung, starb, während er in der Burg Árva Widerstand leistete, bevor man ihn noch gefangen nehmen konnte (4. December 1670). Der vierzehnjährige Knabe flüchtete

sich nach Siebenbürgen, wurde auf den Gütern seiner Mutter erzogen und trug jetzt, von Thatkraft und Ehrgeiz erfüllt, seine Waffen sofort bis in das Árvaer Comitat.

Die von Tökölyi errungenen Erfolge zeigten deutlich, daß man den von Hocher und Consorten eingeschlagenen Weg nicht weiter gehen könne, und Leopold I. stellte sich wieder auf den Boden der ungarischen Verfassung. Er berief „zur Herstellung der Freiheiten des Landes“ einen Reichstag nach Ödenburg (28. April 1681), welcher die Restitutio in integrum aussprach, das Gubernium aufhob und einen Palatin wählte, Paul, den Sohn des Niklas Eszterházy, Schwager des Franz Nádasdy, der gleich seinem Vater tapfer und ein großer Gütererwerber, doch viel schmiegsamer und kein so starrer Ungar war. Die Majorität des Reichstages, obgleich schon damals sowohl in der oberen als der unteren Tafel katholisch (es wurde ja nach einigen Jahren [1687] der Jesuitenorden inarticulirt und die statutarische Bestimmung Kroatiens und Slavoniens, daß auf ihrem Gebiete kein Protestant Güter besitzen dürfe, durch ein Reichsgesetz bestätigt), machte doch den Protestanten einige Zugeständnisse. Der Wiener Frieden wurde bestätigt, bezüglich der Kirchen der Status quo aufrecht erhalten, und man bestimmte in den Comitaten, in welchen sich keine protestantische Kirche mehr befand, wie von Eisenburg hinauf bis in die Zips, einige Örter, wo es den Reformirten und Evangelischen in Zukunft gestattet sein sollte, neue Kirchen zu errichten.

Aber Tökölyi und seine Getreuen — die „zum Ruhme Gottes und zur Befreiung ihres Vaterlandes unter Waffen stehenden ungarischen Herren, Edelleute und Soldaten, die ihre evangelische Religion über Alles setzten“ — gaben sich damit nicht zufrieden. Sie setzten den Kampf fort. Ludwig XIV. feuerte sie an, die Türken unterstützten sie und ernannten Tökölyi zum König von Ungarn (17. September 1682). Doch der Großvezier Kara Mustapha wurde bei Wien geschlagen (12. September 1683), Leopold verkündete vollständige Amnestie (12. Jänner 1684), Tökölyi verlor Schritt für Schritt an Terrain in Oberungarn. Und als ihn erst der Pascha von Großwardein auf Befehl Ibrahim Sátáns, des türkischen Oberbefehlshabers, gefangen nehmen ließ (4. October 1685), weil die Türken in ihm das Hinderniß des Friedens sahen und hofften, daß wenn er an Leopold I. ausgeliefert würde, auch der Krieg zu Ende ginge, legten seine Scharen, ergrimmt über diese Treulosigkeit, die Waffen nieder, schlossen sich dem König an und auf das Zureden Petneházys, eines berühmten Kurutzenführers aus den vergangenen Tagen, und des alten Flüchtlings Stefan Petróczy, Oheim Tökölyis, öffnete auch Kaschau, die Hauptstadt Oberungarns, ihre Thore den Truppen Leopolds (25. October 1685).

In Oberungarn blieb nur ein Anhänger Tökölyi treu: sein eigenes Weib, Helene Zrinyi, in der Munkácser Festung. Eine Tochter des Banus Peter und der Anna Katharina Frangepán, der Schwester des enthaupteten Franz, verlor sie am 8. Juli 1676 ihren ersten



Porträt und Namensunterschrift Emerich Tökölyis.

Gemal Franz Rákóczy I., der sie mit einem Mädchen und einem Knaben, dem nicht ganz vier Monate alten Franz, zurückließ. Nach sechs Jahren schon, in ihrem neununddreißigsten Jahre, wurde sie (am 16. Juni 1682) die Frau des fünfundzwanzigjährigen Emerich Tökölyi, der seit geraumer Zeit nach ihr schmachtete und sie auch bis zu seinem Tode leidenschaftlich liebte. Vergebens redete ihr Petneházy zu, sich zu ergeben! Sie vertraute dem Stern ihres Mannes. Schon im Winter wurde Munkács von den Kaiserlichen umschlossen. Im März (1686) begann General Caprara die regelrechte Belagerung; Helene ließ die rothe Fahne aufpflanzen, ließ die Besatzung schwören, daß sie die Festung bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde, und leistete bis zum 28. April einen so erfolgreichen Widerstand, daß Caprara abzog und an die Stelle einer Belagerung eine zeitweise sehr lockere Cernirung trat. „Wenn ich auch eine Frau bin" — schrieb sie ihrem Gemal — „hatte ich doch den Muth, in Munkács auszuharren; möge man es auch anderwärts verkünden!" Doch brachte dies weder Tökölyi, dem die Pforte, ihren verhängnißvollen Fehltritt einsehend, wieder die Freiheit schenkte, noch den Türken, bei denen der Unglückliche, als er frei wurde, zu bleiben gezwungen war, durchaus keine Hilfe. Gran fiel sofort nach der Niederlage Kara Mustafas bei Wien in die Hände der Christen (21. October 1683), Neuhäusel wurde mit Sturm erobert (am 19. August 1685).

Am 18. Juni 1686 standen die Scharen des Königs Leopold vor Ofen. Es war ein wahres Kreuzfahrerheer, aus Kaiserlichen, Baiern, Sachsen, Brandenburgern und fränkischen und schwäbischen Kreistruppen bestehend. Neben dem baierischen Kurfürsten, dem jungen Max Emanuel, neben deutschen und italienischen Generalen befanden sich englische, französische, spanische, italienische Fürsten, Herren, Adelige und 60 catalonische Handwerker, welche heilige Begeisterung aus weiter Ferne hieher geführt hatte, ihr Blut „für die Sache der Christenheit" zu verspritzen.

Ihr Gottfried von Bouillon war Herzog Karl von Lothringen, der Schwager Leopolds, der schon bei Wien die Kaiserlichen befehligt und seitdem fast ununterbrochen die Türken geschlagen hatte. Zu dem fremden, 60.000 Köpfe zählenden Heere gesellten sich vorher und im Laufe der Belagerung etwa 15.000 Ungarn, meist die regelmäßigen Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen der vier ungarischen Generalate, sodann Adelsinsurrectionen der Comitate und Freiwillige. Viele, sehr viele unter ihnen hatten noch vor Kurzem als Kurutzen auf Tod und Leben gegen König Leopold I. gekämpft. Es erschien an der Spitze seiner Truppen der junge — achtundzwanzigjährige — Obercapitän der Kanizsaer Grenze, Graf Adam Batthyányi, der Ahne des fürstlichen Zweiges der Batthyányi, ferner als Commandant der ungarischen Truppen des Raaber Generalats der Raaber Generallieutenant, der alte Baron Johann Eszterházy (Csesznеker Linie), Vetter des Palatins Paul, Bruder der beiden bei Vezekény gefallenen Eszterházy, Thomas



Porträt und Namensunterschrift Helene Zrinyis.

und Kaspar, der im Jahre 1663 noch einen dritten Bruder, Georg, Titularbischof von Semendria, in dem Kriege gegen die Türken verlor.

Nach einiger Zeit erschien auch der Palatin im Lager mit seinem wohlbewaffneten Hausgesinde, es kamen ferner Mitglieder der jetzt noch lebenden Familien Festetics, Békássy, Balassa, Ottlik, Motesiczky, Palásthy, Semsey, Sennyei, Bagossy, Ragályi, Berthóty, Fiáth, Zichy; dort befanden sich ferner, aber schon in den Reihen der regulären kaiserlichen Armee, vier Pálffy; dort Johann Bottyán, Husarencapitän aus Gran, der an der Spitze der Csepelinsel den flüchtenden Harem des Ofener Paschas gefangen nahm, ferner Graf Nikolaus Bercsényi, der einundzwanzigjährige feurige Sohn des Neuhäuseler Generallieutenants, ein später berühmt gewordener Name der ungarischen Geschichte, endlich David Petneházy mit seinen Husaren und Hajduken, der, seitdem er Tökölyi verlassen, in den Gebieten jenseits der Theiß sich gegen die Türken so sehr auszeichnete, daß selbst der Wiener päpstliche Nuntius ihm, dem strengen Reformirten, eine goldene Kette als Anerkennung seiner Tapferkeit sandte. Die Ofener Festung, der Schlüssel des türkischen Reiches, wie man in Constantinopel sagte, wurde von dem Albanesen Abdurrahman Pascha vertheidigt, der gegen die Venetianer und Polen bei Candia, sowie in der Vertheidigung von Kaminiecz sich seine Lorbeeren geholt hatte und die Heldenlaufbahn seines siebenzigjährigen Lebens nicht mit Schmach und Schande beschließen wollte. Die nördliche Vorstadt der Festung, die heutige obere Wasserstadt, von deren gebrechlichen Mauern noch jetzt Trümmer auf der Ofener Landstraße sichtbar sind, nahmen die christlichen Truppen mit leichter Mühe ein (am 24. Juni), doch aufwärts zur Festung mußte jeder Fuß breit Boden mit Blut erkauft werden. Max Emanuel griff mit seinen Baiern, den Sachsen und einigen kaiserlichen und ungarischen Truppen von der Südseite das königliche Schloß, Herzog Karl den von dem heutigen Wiener Thor bis zur nordwestlichen Ecke der Festungsmauer, bis zum sogenannten Graner Rondell sich erstreckenden, etwas über die heutige Bastei hinausliegenden, mit einer dreifachen Mauer geschützten nördlichen Theil an. Am 13. Juli fand der erste allgemeine Sturm statt. Die spanischen, englischen und französischen Freiwilligen stürmten begeistert voran und vergossen ihr Blut, doch erfolglos. Der Sturm wurde abgeschlagen. Doch gelang er besser nach zwei Wochen (am 27. Juli). Nun ging ungarisches Fußvolk (Hajduken) voran. Die Türken ließen eine Mine nach der anderen aufflattern. Von den Mauern fielen und flogen Flintenkugeln, ein Steinregen, Handgranaten, brennendes Pech, hundert und aberhundert sich entzündender Pulversäcke auf die Angreifenden herab. Die Männer der Besatzung wurden von ihren Frauen und Kindern sowie von den Ofener Juden unterstützt, von denen manche zu den Waffen griffen, andere die türkischen Soldaten durch Versprechungen reicher Belohnung aneiferten. Ein Flammenmeer umhüllte die Stürmenden. Auch Herzog Karl setzte den Helm auf und commandirte



Belagerung von Ofen im Jahre 1686.

persönlich, doch schon hatte es den Anschein, als ob auch dieser Sturm mißlingen sollte, als plötzlich in der Nähe des Wiener Thores ein Raaber Hajduckenfähndrich sich auf die Mauer hinaufrang und seine Fahne aufpflanzte. Die Brandenburger drangen in seinen Fußstapfen vor und die äußere Mauer gerieth in die Gewalt der Christen. Die zweite Mauer jedoch, welche hinter einem sechs Klafter tiefen und mehr als zehn Klafter breiten Graben der Rückseite der heutigen Ferdinandskaserne, der Staatsdruckerei und der rückwärtigen Häusermauern der Ferdinandsgasse entlang sich hinzog, konnte selbst durch einen zweiten Sturm (am 3. August) von den Belagerern nicht genommen werden. Der Großvezier Suleyman eilte mit 60.000 Mann zum Entsatz der Festung herbei (am 8. August). Es war zu befürchten, daß die Truppen Karls von Lothringen, zwischen zwei Feuer gerathend, gezwungen sein könnten, die Belagerung aufzuheben. Doch Herzog Karl verzagte nicht. Er wandte sich mit einem großen Theil seiner Truppen nach auswärts, gegen den Großvezier, der nicht im Stande war, den festen Gürtel zu durchbrechen, den das belagernde Heer vom Fuße des Blocksberges über die Ofener Berge hinweg bis nach Altofen bildete. Inzwischen wurde die Belagerung der Festung ununterbrochen fortgesetzt; Flinten, Kanonen, Minen, Schwerter arbeiteten einen Monat lang unaufhörlich, namentlich auf der Nordseite, wo die Gegner kaum ein paar Klafter weit von einander standen. Am 2. September, gerade 145 Jahre nach dem Siegeseinzug Suleymans in Ofen, fand ein neuer Sturm, der letzte statt. Vom Süden griffen die Baiern, vom Norden die Brandenburger und Kaiserlichen, darunter viele von den Pferden abgesessene Husaren und Hajducken, die zusammengeschossene zweite Mauer an. Um fünf Uhr Nachmittags begann der Sturm. David Petneházy soll der Erste gewesen sein, der in die Festung eindrang. Abdurrahman fiel nicht weit von der Bresche, auf dem kleinen Platze der heutigen Universitätsdruckerei, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als die brennende, von Blut rauchende Burg und Stadt in der Gewalt der Christen war.

Nach Ofen gelangte Szegedin (am 20. October 1686), bald darauf Fünfkirchen (am 22. October 1686) unter die Botmäßigkeit der ungarischen Krone zurück, und am 12. August 1687 rächte Karl von Lothringen in der Gegend von Mohács, 161 Jahre nach jener Katastrophe, durch einen blutigen Sieg die ehemalige Niederlage Ludwigs II. Nach diesen Schlägen verließen die Türken Essegg, dessen Brücken sie 1664 von Neuem aufgebaut hatten, Vukovár, Neusatz, Peterwardein, Karlowitz, Poszega, und beinahe das ganze Zwischengebiet der Drau und Save bis Belgrad — das heutige Slavonien — wurde frei.

Nach so vielen Erfolgen beschloß die Nation auf dem Preßburger Reichstage (vom 18. October 1687 bis 25. Jänner 1688), daß sie fortan als erblichen König stets den Erstgeborenen jenes Hauses anerkennen werde, „welches Gran, Neuhäusel, Ofen zurückeroberte und die Türkenmacht in weite Ferne aus dem Herzen des Landes vertrieb“. Die

Nation verzichtete auf die berühmte Clausel der goldenen Bulle, welche die Prälaten, Magnaten, Edelleute einzeln und insgesammt berechtigte, jeder ungesetzlichen Verfügung mit Waffengewalt zu widerstehen; doch hielt sie die übrigen Rechte des Landes aufrecht. Durch diesen Reichstag wurde auch, nachdem schon König Leopold ihre Auflösung aus-

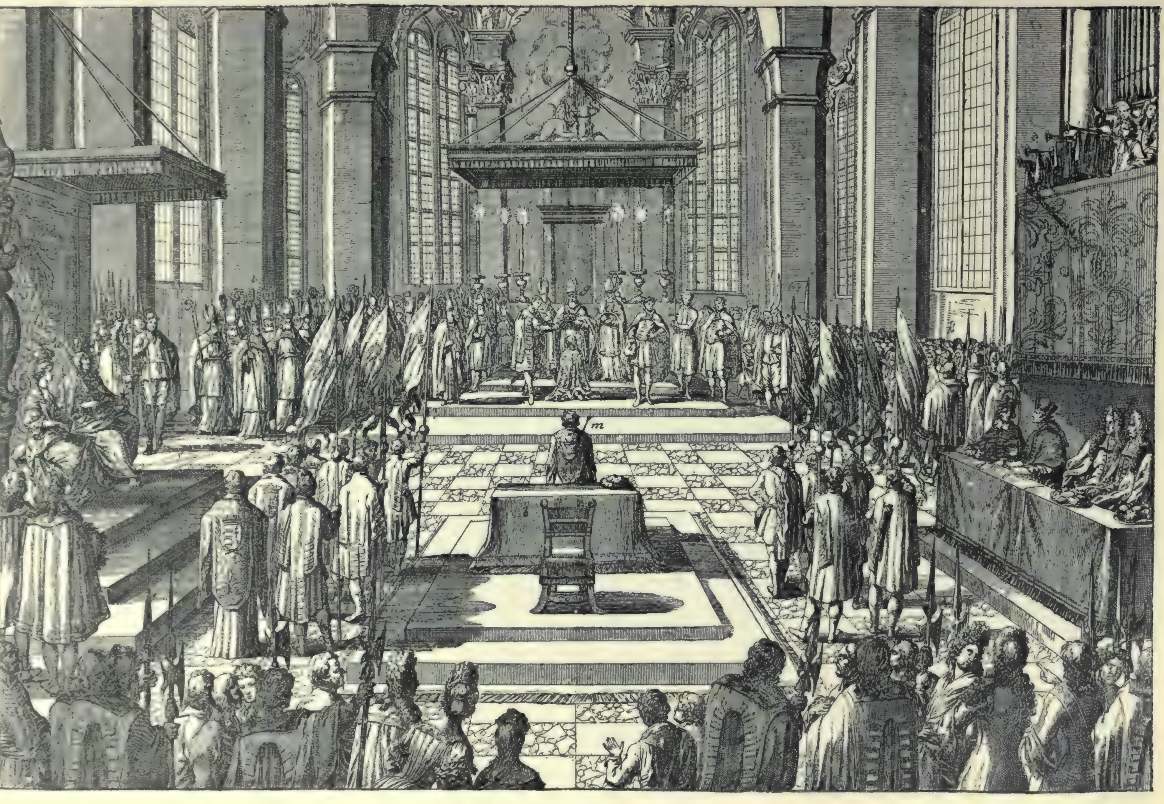


Gefecht bei Essegg im Jahre 1687.

gesprochen hatte, jene Commission — das Blutgericht — vollständig beseitigt, die im Februar desselben Jahres (1687) der kaiserliche General Anton Carafa, ein Neapolitaner, in welchem unter einem glatten aristokratischen Äußeren eine harte Seele wohnte, in Eperies aus Ungarn und Deutschen zu dem Behufe zusammengesetzt hatte, um meist auf leere Gerüchte hin alle Jene, die im Verdachte standen, zu Tököly's Getreuen zu gehören, verfolgen, gefangensetzen, foltern und hinrichten lassen zu können.

Am 9. December 1687 setzte der fünfundneunzigjährige Graner Erzbischof Georg Széchényi die heilige Krone auf das Haupt des neunjährigen Josef, des erstgebornen Sohnes Leopolds; es war der erste große Széchényi, dessen Stiftungen noch heute seine Freigebigkeit und Opferfreudigkeit bezeugen. Am Krönungstage erscholl die Freudenkunde von dem Falle Erlaus (7. December 1687). Bald darauf (19. Mai 1688) ergab sich Stuhlweißenburg, und was noch wichtiger war: Siebenbürgen trennte sich vollständig von der Pforte und unterwarf sich dem König von Ungarn (9. Mai 1688). Der Lage, wie sie von den Szapolyas und Suleyman geschaffen war, wurde auf ewige Zeiten ein Ende gemacht und „der Schlüssel", wie man sagte, der Siebenbürgen dem Kaiser öffnete, war Michael Apaffys ausgezeichneter Kanzler, Michael Teleki, der wie ein zweiter Frater Georg Anfangs, seit den Zeiten der Wesselényi'schen Verschwörung, die Unzufriedenheit Ungarns nährte, Emerich Tökölyis Freund und Gönner war, seit 1682 aber als eifriger Apostel der Unterwerfung und Aussöhnung wirkte, von Leopold I. den Grafentitel erhielt und nun erreichte, daß Apaffys Fürstenthron — wenigstens einstweilen — und die vollkommene Freiheit des Protestantismus in Siebenbürgen unangetastet blieben. Michael Apaffy überlebte diese Lage der Dinge nicht lange. Nach seinem Tode (am 15. April 1690) hörte Siebenbürgen — obgleich der zum Fürsten gewählte Michael Apaffy II., Sohn des Vorigen, sich bis 1694, in welchem Jahre er abdankte, mit einigem Rechte als Fürsten betrachten konnte — thatsächlich auf, ein selbständiges Fürstenthum zu sein. Doch bestätigte Leopold des Landes Rechte und alte Verfassung in jener feierlichen Urkunde, welche als Leopoldinisches Diplom (4. December 1691) die Grundlage der siebenbürgischen Verfassung bis zur Union mit Ungarn bildete.

Nach dem Tode Apaffy I. ernannten die Türken Tökölyi zum Fürsten von Siebenbürgen. Türken, Tataren und Kurutzen brachen in der Richtung des Törzburger Passes auf Wegen ein, „welche weder ein Reiter, noch vielleicht ein Fußgänger je betreten hatte"; sie überfielen und schlugen das siebenbürgische und deutsche Heer bei Zernyest (am 21. August 1690). Auch Michael Teleki, jetzt Präsident des siebenbürgischen Regierungsrathes, brachte als Obercapitän „seinen weißen Bart" mit unter die siebenbürgischen Scharen, „um mit ihnen zu sterben, wenn man sterben müsse." Als es zur Flucht kam, strauchelte sein altes, gutes Roß Kálmán und fiel. Die türkischen Verfolger erreichten ihn, schossen ihn nieder und tödteten ihn vollends. Den andern Tag fand man seinen Leichnam, mit zehn Wunden bedeckt, unter den Gefallenen. Tökölyi wurde Herr von fast ganz Siebenbürgen. Fast nur die katholischen Székler des Csiker Stuhles weigerten sich, dem „Lutheraner" sich zu unterwerfen. Der Landtag von Grossau (neben Hermannstadt) wählte ihn zum Fürsten von Siebenbürgen (22. September) und Lukas Hermann, der sächsische, lutherische Superintendent, proclamirte ihn in der Kirche. Doch dauerte seine Herrschaft nicht lange.



Krönung Josefs I.

Schon im October wurde er nach der Walachei gedrängt, und der einzige Erfolg seiner kühnen Unternehmung bestand darin, daß er für zwei gefangen genommene deutsche Oberofficiere, General Heißler und Oberst Doria, seine Frau auswechseln konnte (1. Februar 1692). Denn Helene Zrinyi hatte nach dreijährigem Widerstande, nachdem nicht sie, sondern die Männer, die sie umgaben, wankten und der Mundvorrath, durch bösen Willen und Verrath verschleudert, zu Ende ging, Munkács am 14. Jänner 1688 an Carafa übergeben und war gezwungen, mit ihren Kindern nach Wien zu ziehen. In Neu-Palánka sah die heldenmüthige Frau ihren Mann wieder (am 13. Mai 1692), der sie als schöner Jüngling verlassen hatte und den sie in dem langbärtigen Flüchtling kaum wieder erkannte, um nun nach siebenjähriger Trennung noch ein Decennium heimatlosen Wanderlebens mit ihm zu verbringen.

Gleichzeitig mit der Zernyester Schlacht war das Waffenglück den Türken auch an anderen Orten günstig. Zwar hatten die Scharen Leopolds am 6. September 1688 Belgrad im Sturme genommen und waren bis Nisch und in Altserbien bis in die Gegend von Novibazar und Skopi vorgedrungen, wo die Serben zu den Waffen griffen und sich an die Seite der christlichen Befreier stellten. Doch der Großvezier Mustapha Köprili — Bruder Achmeds, der die Schlacht von St. Gotthard verloren — drängte die Christen aus Serbien wieder hinaus und eroberte Belgrad zurück (am 1. October 1690).

Die aufständischen Serben, etwa 40.000 Familien, flüchteten unter der Führung des Ipeker Patriarchen Arsen Csernovics nach Ungarn und fanden an der unteren Donau und Theiß, den Maros entlang, eine neue Heimat. Aber die blutige Schlacht bei Slankamen (am 19. August 1691), in welcher der Großvezier, sowie der letzte Zrinyi, der noch die Waffen führte, Adam, Kürassier-Oberstlieutenant, Sohn des Dichters Nikolaus, fielen, machte den türkischen Siegen in Ungarn ein Ende. Nach Kanizsa (am 13. April 1690) ergaben sich Großwardein (am 5. Juni 1692) und Gyula (am 1. December 1694), so daß von den Hauptfestungen nur noch Temesvár dem Halbmonde unterthan war. Nun brach noch einmal, und zwar zum letzten Male ein türkischer Sultan — Mustapha II. — gegen Ungarn auf und überschritt mit etwa 100.000 Mann bei Titel die Theiß. Das kaiserliche Heer, in dessen Reihen wir auch das Paul Deák'sche (jetzt achte) Husarenregiment finden, wurde vom Prinzen Eugen von Savoyen angeführt, der, obgleich erst vierunddreißig Jahre alt, zwar schon Proben seines militärischen Genies abgelegt hatte, aber doch die lange Reihe seiner Siege erst mit diesem Feldzuge eröffnen sollte. Das türkische Heer zog die Theiß entlang nach Szegedin. Prinz Eugen folgte demselben seitwärts. Auf einmal erhält er die Kunde, daß der Sultan bei Zenta über die Theiß zurückgehe, um in Siebenbürgen oder in die Gebiete jenseits der Theiß einzufallen. Eugen erfaßte augenblicklich die günstige Situation und griff den Feind an. Ein Theil des türkischen Heeres, die Reiterei, war bereits über den



Georg Széchényi.

Fluß gegangen und auf der rechten Seite nur das Fußvolk geblieben, welches sich hinter rasch aufgeworfenen halbfertigen Schanzen vertheidigte. Eugen führte gegen diese seine Truppen. Seinen linken Flügel schob er längs der Theiß in die Lücke zwischen den Schanzen und dem Flusse und schnitt die in den Verschanzungen Befindlichen von der Brücke ab, welche die beiden Ufer verband. Die dermaßen von vorn und von rückwärts angegriffenen, festgehaltenen, umzingelten Türken wurden nach verzweifelter Gegenwehr fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Die Reiterei rettete sich mit dem Sultan in wilder Flucht nach Temesvár. In den Schanzen und in den Fluten der Theiß lagen 30.000 Türkenleichen (am 11. September 1697). Dies war der größte, der entscheidendste Sieg des an Triumphen so reichen sechzehnjährigen Türkenkrieges, ein Sieg, durch welchen die Befreiung Ungarns besiegelt wurde. Seither setzte die Pforte den Krieg nicht mehr mit Energie fort. Nach nicht ganz anderthalb Jahren schloß sie auf fünfundzwanzig Jahre den Frieden von Karlowitz (26. Jänner 1699), durch welchen Siebenbürgen und ganz Ungarn, ausgenommen das sogenannte „Banat“ und die syrmische, von der Fruska Gora südlich, von dem Flüßchen Bossut östlich gelegene, gegen Belgrad offene Ebene an den ungarischen König zurückfielen. Bezüglich Tökölyis und der ungarischen Flüchtlinge bestimmte dieser Friede, daß dieselben fern von den ungarischen Grenzen im Innern der Türkei internirt werden sollten. Und so geschah es auch. In Ismid, dem alten Nikomedien in Kleinasien, in einer schönen Maierei am Fuße der Gebirge, die „Blumenwiese“ genannt, brachten der von der Gicht geplagte Tökölyi und Helene Zrinyi ihre letzten Tage zu. Helene ging ihrem Manne im Tode voran (am 18. Februar 1703) und fand die ewige Ruhe in der Jesuitenkapelle zu Galata. Tökölyi folgte ihr zwei Jahre später (am 13. September 1705). In seinem Testamente sprach er den Wunsch aus, daß seine Gebeine nach Ungarn gebracht würden, wo man ihn in der evangelischen Kirche irgend einer „königlichen Freystadt“ begraben und auf seinem Sarge „zum Andenken ein Epitaph und eine Fahne anbringen möge“. Als er seine Augen schloß, loderte in Ungarn wieder stärker als je die Flamme des Aufstandes auf, an dessen Spitze der Sohn der Helene Zrinyi, Franz Rákóczy II., der Stiefsohn Tökölyis, stand.

Die Vernichtung der türkischen Herrschaft übte auf Ungarn nicht jene Wirkung aus, welche vielleicht in der Mitte des XVI. Jahrhunderts eingetreten wäre, oder welche sie auf uns ausübt, die wir — jetzt nach zweihundert Jahren — den Verlauf der türkischen Herrschaft vollständig überblicken und ihre fluchwürdigen verheerenden Folgen ermessen können. Was die christlichen Waffen damals zurückeroberten, war kaum noch Ungarn zu nennen, es war meist verwüstetes, fremdgewordenes, theilweise kaum von Ungarn bewohntes Land, obzwar in Bihar und jenseits der Donau, in Weißenburg, Tolna, Baranya, in den Fußstapfen der christlichen Heere noch vor dem Karlowitzer Frieden das Comitatswesen



Porträt und Namensunterschrift Michael Telekis.

zu neuem Leben erwacht war. Anderseits erforderte der Krieg unausgesetzte Opfer. Man mußte fortwährend Geld und Naturalien beisteuern, ohne die Bewilligung des Reichstages; unausgesetzt kamen und gingen und brandschatzten die vielen fremden Soldaten, welche durch den Sieg nicht bescheidener wurden und gegen deren Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen weder Edelmann noch Bauer irgendwo ihr Recht finden konnten. Dazu gesellte sich die Furcht, daß das, was bisher nur eine provisorische, vorübergehende Last war, mit der Zeit sich in eine stabile umwandeln könnte, denn der Geist der Lobkowitze und der Hocher war noch nicht ausgestorben, wurde vielmehr noch stärker und hatte einen mächtigen Vertreter in dem Graner Erzbischof Leopold Kollonics (1695 bis 1707) gefunden, der, seiner Abstammung nach ein Slave, seiner Nationalität nach ein Deutscher, den Gesetzen nach als Indigene ein Ungar, jenen Eifer und jene Hingebung, welche er als Jüngling in der militärischen und bald darauf in der geistlichen Laufbahn bethätigt hatte, in die Politik und die Finanzverwaltung — er war Kammerpräsident — übertrug, und seine strengen absolutistischen Grundsätze auch auf Ungarn angewendet wissen wollte. Während es unter den Ungarn noch Viele gab, die schon in der Annahme der habsburgischen Erbfolge eine „Leibeigenschaft“ erblickten und die polnische Adelsrepublik für das Ideal eines Staates hielten, plante Kollonics mit den Ansprüchen und dem Absolutismus eines modernen Staates Criminal- und Civilgesetzbücher, volkswirthschaftliche Verfügungen, ein neues Steuersystem und eine gewisse Rechtsgleichheit in Bezug auf die Vertheilung der Lasten einzuführen — und dies Alles mit Hilfe der Deutschen, ohne Reichstag, autokratisch, mit Hintansetzung der ungarischen Verfassung, welche zwar eine aristokratische Freiheit, aber doch eine Freiheit gewährte. Als er mit diesem Plane vor einige ungarische Herren als Vertrauensmänner trat (1696), wagte nur Einer offen zu widersprechen, der ehemalige Pauliner, nunmehr Kolocsaer Erzbischof Paul Széchényi, Georg Széchényis Neffe, dem es auch gelang, Leopold begreiflich zu machen, daß all dies ohne Zustimmung des Reichstages und der Nation ins Leben treten zu lassen, weder rathsam noch möglich wäre. Trotzdem war die Strömung unter den Wiener Ministern vorhanden, blieb bestehen und machte ihre Wirkung auf das Land in vielfacher Weise fühlbar.

Das gleichsam natürliche Haupt der Unzufriedenen war Franz Rákóczy II., in welchem als dem letzten Mannessprossen alle Traditionen der Rákóczy, Zrinyi, Báthory und Frangepán sich vereinigten. Rákóczy, einer der reinsten Charaktere der ungarischen Geschichte, der keinerlei Egoismus kannte, höchstens den Banden seiner Familientraditionen und seiner Stellung sich nicht entwinden konnte, kam nach der Capitulation von Munkács als zwölfjähriger Knabe nach Wien und von dort nach Böhmen. Er wurde fern vom Vaterlande erzogen, heiratete eine deutsche Prinzessin, und verlor doch nie die patriotische Begeisterung, obgleich er sie zu verbergen wußte. Als er im Jahre 1694 auf seine Güter



Die Schlacht bei Zenta.

ins Sároser Comitat zurückkehrte, überredete ihn Nikolaus Bercsényi, der 1686 vor Ofen kämpfte, daß er für sein Land etwas thun müsse.

Die Agenten Ludwigs XIV. zogen damals, am Vorabende der spanischen Erbfolge-Verwicklungen, überall umher, um gegen das Haus Habsburg Verbündete auch in Ungarn zu suchen, welches der König von Frankreich seit dem Eisenburger Frieden mit viel Erfolg bethörte. Rákóczy begann einen Briefwechsel mit dem König, doch wurde er verrathen, verhaftet (am 18. April 1701) und nach Wiener-Neustadt in dasselbe Gefängniß gebracht, in welchem Peter Zrinyi gefangen saß; er entfloh (am 7. November 1701) und rettete sich nach Polen, wo er auch schon Bercsényi vorfand. Als im Frühjahre 1703 das von Steuern gedrückte Volk an der oberen Theiß, in Szathmár, Szabolcs und Bereg erbittert zu den Waffen griff, kehrte Rákóczy mit einem kleinen Häuflein ins Land zurück und pflanzte seine Fahne auf. Es währte nicht lange und es schlossen sich ihm in den Theiß-gebieten an: Stefan Sennyei, der später sein Kanzler wurde, Alexander Károlyi, Ober-gespan von Szathmár, anfangs sein Gegner, der den ersten Kurutzenhaufen auseinandertrieb, und dessen Schwager Georg Andrássy, Ahne des Monoker Zweiges dieser Familie. Später gingen auch kaiserliche Officiere zu ihm über, die früher gegen ihn gekämpft hatten, wie Generalmajor Graf Simon Forgách, erster Inhaber des heutigen 3. Husarenregimentes, Oberst Graf Anton Eszterházy, Neffe des Palatins, und Johann Bottyán, der „blinde Bottyán", Husarenoberst, der noch am 15. November 1703 bei Altsohl mit dem Kurutzen Ladislaus Ocskay angesichts der Truppen einen wahrhaft homerischen Zweikampf bestand, in welchem Ocskay Bottyán in die Seite, Bottyán den Kurutzen in die Brust schoß, Beide schwer verwundet von ihren Pferden sanken und der Zusammenstoß ihrer Scharen mit dem Siege der Kurutzen endete. Nach kaum einem Jahre huldigte der größte Theil des Landes Rákóczy. Seine Scharen verheerten Österreich und Mähren. Alexander Károlyi ritt bis zum Wiener „Stubenthor" und seine Kurutzen verwüsteten im kaiserlichen Lust-schlosse im „Neugebäude" den Thiergarten Leopolds, schossen seine Jagdleoparden nieder und hingen ihre Felle als Kaczagány (umgehängter Dolman) über die Schultern (am 9. Juni 1704). Aber die in den südlichen Theilen des Landes wohnenden Serben begannen einen grausamen Krieg mit den Kurutzen und führten ihn fort, oft zu ihrem Verderben. Auch die Kroaten blieben dem König treu, obgleich sie von Rákóczy mit Berufung auf seine Mutter, „nach der er auch Kroat sei", für „die gemeinsame Freiheit" zu den Waffen gerufen wurden, einige Festungen und Städte, wie Preßburg, Ödenburg, Ofen und Hermannstadt blieben bis ans Ende im Besitze des Kaisers und Königs.

Die Kurutzen, die anfangs bei Pest auf dem Rákos zusammentreten wollten, organisirten sich auf dem Convent zu Szécsén (am 16. September 1705). In dieser Versammlung schlossen mehrere Prälaten — unter ihnen nur ein Diöcesanbischof, der



Porträt und Namensunterschrift Franz Rákóczy II.

Erlauer Stefan Telekessy, — mehrere Magnaten, die Comitate diesseits der Donau und an der Theiß, endlich mehrere königliche Freistädte nach polnischer Weise eine „Conföderation", bestellten einen regelmäßigen Regierungsrath und wählten Rákóczy zum „Fürsten und Lenker der behufs der Freiheit conföderirten ungarischen Stände". Rákóczy trachtete zunächst, und nicht ohne Erfolg, ganz im Geiste des Dichters Nikolaus Zrinyi, die hadernden Religionsparteien, die auch innerhalb der Kurutzenpartei einander feindselig gegenüberstehenden Katholiken und Protestanten unter sich auszusöhnen. Sodann bemühte er sich mit Hilfe französischer Officiere eine reguläre nationale Armee zu errichten, und auch dies mit ziemlichem Erfolge, denn seine Armee, zeitweilig Alles in Allem beinahe 100.000 Mann, konnte zwar in großen Feldschlachten gegen die kaiserlichen Truppen in der Regel sich nicht behaupten, doch hielt sie überall, wo persönliche Tapferkeit den Ausschlag gab, die Ehre der ungarischen Waffen aufrecht, und als der Krieg schon ausgetobt hatte, verkündeten im Munkácser „Thronsaal" 163 erbeutete Fahnen ihre Siege.

Leopold I., der am 5. Mai 1705 starb, und noch mehr sein ihm nachfolgender Sohn, der siebenundzwanzigjährige Josef wünschten aufrichtig den Frieden. Eine Zeit lang war der Erzbischof Paul Széchényi, der zweite große Széchényi, gemeinschaftlich mit den Gesandten Englands und Hollands, dieser zwei mit dem Kaiser gegen Ludwig XIV. verbündeten protestantischen Mächte, eifrigst bemüht, das Friedenswerk nach Kräften zu fördern, während die französische Diplomatie Alles aufbot, um dasselbe zu hintertreiben, und dies Ziel, man kann wohl sagen, auch erreichte. Der Friede wurde hauptsächlich dadurch vereitelt, daß die Kurutzen auf der Aufhebung der 1687er Gesetze und auf der Sonderstellung Siebenbürgens, zu dessen Fürsten sie Franz Rákóczy II. gewählt hatten, bestanden und die Garantie der beiden vermittelnden Mächte sowie anderer auswärtiger Staaten, Schwedens, Polens, Brandenburgs und Venedigs, für die Einhaltung des abzuschließenden Friedens verlangten.

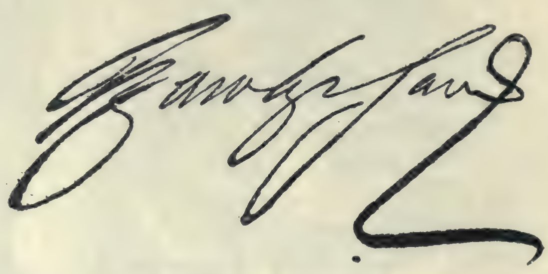
Der Kampf wurde fortgesetzt und die „conföderirten" Stände erklärten — auf die Erklärung Ludwigs XIV. hin, daß er mit ihnen kein offenes Bündniß eingehen könne, ehe sie sich vom Hause Österreich nicht vollständig losgesagt hätten — am 14. Juni 1707 auf dem Körömer Felde nächst Onód: „daß sie Josef fortan nicht mehr als König anerkennen und daß der königliche Thron so lange unbesetzt bleiben solle, bis der nächste Reichstag den König wählen würde." Und dies geschah, nachdem am 6. Juni Melchior Rakovszky, der katholische Abgeordnete des gegen Rákóczy agitirenden Thuróczer Comitats, in öffentlicher Sitzung niedergesäbelt, und der andere, lutherische Abgesandte des nämlichen Comitats Christoph Okolicsányi, verwundet und hingerichtet (am 9. Juni), die Fahne des Thuróczer Comitats zerrissen, das Siegel desselben zerbrochen und das Comitat unter die angrenzenden vier Comitate vertheilt worden war. — Gegen diese Unabhängigkeitserklärung protestirte



Plündernde Kurutzen treiben einen gefangenen „Labanczen“ vor sich her.

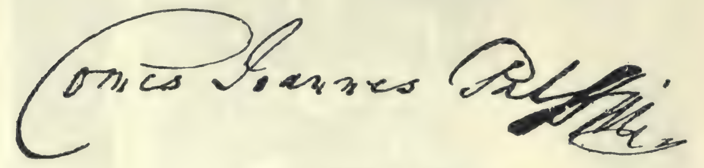
der Palatin Paul Eszterházy und führte in seiner Erklärung die Namen jener Prälaten, Magnaten und königlichen Freistädte — darunter Ofen, Pest, Szegedin — an, welche noch Anhänger des Königs blieben (am 26. August 1707).

Wieder mußte das Schwert entscheiden. Das Kriegsglück war Josef I. sowohl gegen die Franzosen wie gegen die Kurutzen hold, dennoch wünschte er den Frieden



Namensunterschrift Alexander Károlyis.

in Ungarn. Er berief einen Reichstag nach Preßburg (29. Februar 1708), der jedoch wiederholt unterbrochen wurde, im Jahre 1709 durch die Pest, welche im Lande in fürchterlicher Weise hauste und die Scharen Rákóczys beinahe gänzlich zur Auflösung



Namensunterschrift Johann Pálffys.

brachte. Am meisten trug jedoch zur Herbeiführung des Friedens die Ernennung des Banus Grafen Johann Pálffy (am 24. September 1710), Urenkels des Raaber Helden, zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen an Stelle des strengen und harten Siegbert Heister bei. Pálffy hatte den Auftrag, Frieden zu stiften, und ihm zur Seite stand der Generalmajor Baron Ladislaus Ebergényi, der, stets ein Getreuer des Kaiserhauses, nun als wahrer, aufrichtiger Ungar die friedliche Mission Pálffys unterstützte und förderte. Zu dieser Zeit waren die Kurutzen bereits in die oberen Theißgebiete zurückgedrängt worden, wo der Aufstand vor acht Jahren ausgebrochen war; außerdem befand sich Kaschau, welches durch den Baron Daniel Eszterházy (von der Csesznefer Linie) vertheidigt wurde, in ihrer Gewalt. Von ihren namhafteren Führern stand nur noch Alexander Károlyi an



Ungarischer Husarenofficier.

der Spitze der Truppen; die andern waren theils gestorben, wie der „blinde" Bottyán, theils hatten sie sich abgenützt. In Károlyis Hand legte Franz Rákóczy zögernd und bangend die Vollendung des Friedenswerkes nieder, und Károlyi begann die Friedensverhandlungen, setzte dieselben im Einverständnisse mit den Truppen selbst dann fort, als Rákóczy, der nach Polen gegangen war (am 11. Februar 1711), um den russischen Czar Peter den Großen für die ungarische Sache zu gewinnen, dieselben verbot (am 26. März 1711), und schloß am 29. April zu Szathmár den Frieden ab, welchen sodann sowohl Pálffy als auch Károlyi, sowie die ungarischen und siebenbürgischen Führer und Vertreter der Kurutzenscharen (unter ihnen von Ungarn: ein Perényi, Révay, Vay, Beleznay, Ocskay, Ottlik, Semsey, Ilosvay, Domahidy, Halász, Csajághy, von den Siebenbürgern aber ein Barcsay, Teleki, Jósika, Vas, Rhédey, Haller, Gyulai, Kún) unterschrieben und die Truppen mit ihrem Schwur besiegelten.

Der Friede warf einen versöhnenden Schleier über alles Vergangene. Er brach mit allen Hocher- und Kollonics'schen Tendenzen und gab der Nation im Namen des Königs die Zusage, daß alle Rechte und Gesetze Ungarns und Siebenbürgens sowie die freie Religionsübung aufrecht erhalten würden. Josef I. sollte indeß die Früchte seiner Bemühungen nicht mehr sehen. Er starb, bevor der Friede geschlossen wurde, in Wien am 17. April 1711, nachdem er acht Jahre lang wohlwollend und mit vielfältigen Erfolgen regiert hatte.

Karl III.

Am 1. Mai 1711 ertönte die Musik auf dem Groß-Majthényer Gefilde, die Fahnen flatterten und die Truppen gaben dreimal Feuer. Alexander Károlyi schwur vor Johann Pálffy und 12.000 Kurutzen Treue dem König Josef I. und der Szathmárer Friedensschluß wurde verkündet, welcher einem, man kann wohl sagen, vierzigjährigen Bürgerkriege ein Ende machte. Franz Rákóczy jedoch und Bercsényi wiesen die Friedenshand zurück. Sie hofften mit Hilfe der fremden Mächte günstigere Bedingungen zu erzielen. Doch Rákóczy täuschte sich und büßte seinen Irrthum mit einer vierundzwanzigjährigen unstäten, heimatlosen Wanderung. Sein einziger Trost blieb die Religion, welche ihn getreu bis zum Grabe begleitete. Er starb in Rodosto an der Küste des schwarzen Meeres in der Türkei (am 8. April 1735), zehn Jahre nach dem Tode Bercsényis, seines treuen Gefährten auch in der Verbannung. Sein Leichnam wurde neben der Asche seiner Mutter, Helene Zrinyi, in der Galataer Jesuitenkirche bestattet.

Der Friedensschluß erregte auch das Mißvergnügen vieler ungarischer Magnaten, die, während der beigelegten Wirren auf der Seite des Königs stehend, viel Ungemach erlitten hatten und nun nach Rache strebten. Doch Karl III., Nachfolger und jüngerer



Ungarischer Hajduck.

Bruder Josefs I., wollte den Frieden. Sowohl der Wunsch seines sterbenden Bruders als auch die politische Klugheit bewogen ihn, den Szathmárer Frieden, der ohne sein Wissen geschlossen wurde, zu bestätigen und aufrecht zu halten. Und damit begann die Periode friedlicher Entwicklung, welche die seit 185 Jahren vielfach geprüfte Nation so sehr benöthigte.

In Bezug auf den Umfang unterschied sich das ungarische Reich des Jahres 1711 kaum von dem heutigen. Was davon noch fehlte, das sogenannte Banat und ein Theil Syrmiens, wurden nach einigen Jahren durch die siegreichen Waffen Eugens von Savoyen und durch den Friedensschluß von Passarowitz (1718) zurückgewonnen. Aber wie ganz anders war alles Übrige gestaltet! Das Land zerfiel in zwei sehr ungleiche Theile. Nicht derjenige war der reichere und cultivirtere, welchen die Natur begünstigte, sondern derjenige, den die Türken verschont hatten. Siebenbürgen mit den Nebengebieten, das stiefmütterlich bedachte Oberungarn am Abhange der Karpathen, die von der Waag, vom Bakonyer Wald und vom Plattensee westwärts gelegenen Theile sowie das kleine Kroatien am Rande von Steiermark und Krain waren zwar gleichfalls verarmte, ausgesogene, erschöpfte Gebiete nach so vielen jahrhundertelangen Leiden, doch waren sie lange nicht in dem Grade verheert wie die große ungarische Tiefebene und die östlichen Theile des Gebietes jenseits der Donau, sowie zwischen der Save und Drau. Die großen ungarischen Städte der Jazygier und Kumanier, des Pester und Csongráder Comitats überdauerten zwar die traurige Zeit der Türkenherrschaft, dagegen boten die übrigen Gegenden von Debreczin, Waitzen und Erlau südwärts das Bild nahezu gänzlicher Verwüstung. Nur hier und da waren einige Überreste der alten magyarischen Bevölkerung zurückgeblieben, zu denen sich, wie wir sahen, die Serben und endlich zur Zeit des Karlowitzer Friedens an größeren Orten einige kleinere deutsche Colonien gesellten. Wir charakterisiren die Lage zur Genüge, wenn wir erwähnen, daß bei Gelegenheit der Landesconscription vom Jahre 1715 in Pest nur 188 Häuser gefunden wurden und daß man zur selben Zeit das Gesammteinkommen des Kalocsaer Erzbisthums auf 2.500 Gulden schätzte. Das arme Land blieb übrigens auch in anderer Beziehung hinter der europäischen Entwicklung zurück. Während die ungarische Nation im Laufe des XVI. und XVII. Jahrhunderts um ihre Existenz kämpfte, traten große Veränderungen im Westen Europas ein. Unter der Einwirkung der Renaissance wurde die neue Staatsidee geboren und in Verbindung mit derselben auch die neue Staatsorganisation. In dieser Beziehung ging Frankreich voran, wo Colberts Genie seine Aufmerksamkeit bereits bewußt und systematisch auch auf das wirthschaftliche Leben ausgedehnt hatte. In ganz Europa war das Mittelalter im Erlöschen begriffen oder schon ganz erloschen, in Ungarn aber herrschte es noch vollständig. Aus dem Mittelalter sich herauszuwinden, das Land auf constitutionellem Wege dem Rahmen der

modernen Staaten anzupassen, war nun die Aufgabe, welcher man sich in Ungarn mit dem größten Eifer unterzog, denn in Siebenbürgen verknöcherte gleichsam die alte Verfassung, höchstens, daß der Katholicismus an Terrain gewann und das aus seinen Ruinen nun als neue Festung Karlsburg auferstandene Alba Julia sichtbar den veränderten Lauf der Zeiten verkündete. In Ungarn glich dieses Zeitalter ungefähr demjenigen, welches wir nach 1790, 1827 und 1867 sehen. Es nahm eine ganze Reihe der Organisations- und Reformarbeiten, der Fragen ökonomischer, juridischer und hauptsächlich processualischer Natur in die Hand, und die 29 Jahre (1711 bis 1740), während deren Karl III. auf dem ungarischen Throne saß, die drei Reichstage (1712 bis 1715, 1722 bis 1723, 1729), welche unter ihm abgehalten wurden, waren, obgleich nur wenige der ins Auge gefaßten Ziele erreicht wurden, doch nicht unfruchtbar für das Leben des Landes und der Nation. Der Grund zu vielen Institutionen, welche sich fast bis auf unsere Tage, bis 1848 erhielten, wurde damals gelegt, und Ungarn näherte sich, wenn auch vielleicht nicht im Wesen, so doch in Bezug auf die Formen mit einem großen Schritte dem westeuropäischen modernen Staatswesen.

Ungarn war ein ständisches Land und blieb es auch noch fernerhin nahezu ein und ein halbes Jahrhundert lang. Prälaten, Magnaten, Adel und die königlichen Freistädte bildeten die vier Stände („Status“), die Nation im staatsrechtlichen Sinne. Der Stand der königlichen Freistädte hatte sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet. Mit einer Bevölkerung meist nichtungarischer, deutscher oder slovakischer Zunge hatte dieser Stand in politischer Hinsicht nicht viel zu bedeuten. Er besaß zwar Stimmrecht im Reichstage, doch seine Stimme hatte kein Gewicht, und selbst später galten in der Praxis sämmtliche städtische Stimmen nur so viel als das Votum eines Comitats. Diese Städte bildeten auch eigentlich keinen unabhängigen „Status“. Sie waren nach alter Auffassung das Eigenthum der Krone und standen unter der Aufsicht der königlichen Kammer. Ihre innere Organisation war im Allgemeinen eine gleiche. Ein weiterer, in der Regel aus hundert Männern bestehender, gewählter, sich selbst ergänzender äußerer großer Rath wählte den Beamtenkörper, gewöhnlich lebenslänglich. In Bezug auf die Rechtspflege gab es Personal- und Tavernicalstädte und darnach ging die Appellation in Civilsachen vom städtischen Gericht entweder zum Personal- oder Tavernicalstuhl und von letzterem noch zum höchsten Gerichtsforum des Landes. In Bezug auf diese Eintheilung bildete die Drau keine Grenze. Zwischen ungarischen und kroatischen königlichen Freistädten gab es in dieser Beziehung keinen Unterschied. Die ältesten und angesehensten Städte waren dem Tavernicus zugetheilt. Ofen, Pest, Kaschau, Preßburg, Ödenburg, Agram waren Tavernicalstädte. Debreczin, Szathmár-Németi und Szegedin wurden 1715 durch ein Gesetz in diese Reihe aufgenommen. Unter den Personalstädten waren Leutschau, Warasdin und die Bergstädte die bedeutendsten.

Den eigentlichen Kern der Nation bildete der Adel, von welchem die Magnaten nur eine angesehenere, äußerlich mehr ausgezeichnete, aber in Bezug auf die wesentlichen Rechte nicht verschiedene Classe bildeten. In den Comitaten, in welche der größte Theil des Landes eingetheilt war, genoß die Universität („Gesammtheit") der dort angesiedelten Prälaten, Magnaten und Edelleute eine wahrhafte Autonomie. In ihren Händen lag der größte Theil der staatlichen Regierung, Verwaltung und Justizpflege. Praxis und Zwang der Umstände, sowie hier und da ein Gesetz hatten schon die Organisation des Comitats festgestellt. Zu der Zeit Karls III. wurde diese Einrichtung nur gleichförmiger gestaltet. An der Spitze des Comitats stand nominell der Obergespan, der laut des Gesetzes auf dem Gebiete des Comitats domiciliren sollte, doch selten zu Hause gefunden wurde. Seine Hauptaufgabe war die Leitung der Beamtenrestauration (Neuwahl), welche nunmehr durch das Gesetz unabänderlich auf je drei Jahre festgesetzt wurde. Das Comitat wurde in Wirklichkeit durch den Vicegespan regiert, ihm waren die Stuhlrichter mit je einem Richtercollegen, dem Geschworenen („Jurassor" aus „juratus assessor"), in größerer oder geringerer Zahl je nach Ausdehnung und Bedarf des Comitats untergeben. Das Gesetz bestimmte, daß man sie aus den Reihen des begüterten Adels wähle und daß sie in keiner Abhängigkeit von irgend einem Grundherrn des Comitates stehen sollten.

Den Vicegespänen und Stuhlrichtern fiel auch ein großer Theil der Rechtspflege zu. Vicegespan, Stuhlrichter und Jurassor bildeten das Vicegespansgericht. Der Stuhlrichter war Richter mit seinem Jurassor als Beisitzer, und zwar wenn ihn die Parteien wählten, im ganzen Gebiete des Comitates, nicht blos in seinem Bezirke. Das Comitat hatte noch einen eigenen Gerichtsstuhl, die „Sedria" (aus „sedes judiciaria"), welche aus berufenen Assessoren unter dem Vorsitze des Vicegespans gebildet wurde, zeitweise zusammentrat und hauptsächlich in Strafsachen urtheilte. Die Gesammtheit des Comitates fungirte in ihrer Totalität in den Comitatscongregationen. Ein Gesetz der karolinischen Regierungszeit bestimmte, daß jeder Edelmann an diesen Versammlungen theilnehmen könne, daß ein Protokoll geführt werden müsse und die Beschlüsse nicht durch Particularversammlungen umgestoßen werden dürfen. Bezüglich der Abstimmung wurde die alte Einrichtung belassen, welche auf dem Verböczy'schen Grundsatz beruhte: vota ponderantur, non numerantur („die Stimmen werden gewogen, nicht gezählt"), so daß nicht die Majorität, sondern die pars potior et sanior entschied. Diesem Grundsatze gemäß, welcher während des ganzen Jahrhunderts in Geltung blieb und nur in der neueren Zeit eine Änderung erfuhr, war die Entscheidung bei den Herren und angeseheneren Elementen; die Masse, der Kleinadel (soweit er erschien) hatte nur beizustimmen. Die meisten Einwohner des Landes, die Bauern, die Hörigen, waren an die Scholle gefesselt, arm und besitzlos. Die meisten ihrer Angelegenheiten wurden durch ihre Grundherren entweder unmittelbar oder mittels des „Herrenstuhls"



Festungsthor von Karlsburg.

erledigt, dessen Mitglieder durch den Grundherrn zusammengestellt wurden. Fast noch ein Jahrhundert lang durfte kein Bauer oder Bürger in eigener Person gegen einen Edelmann auftreten, sondern mußte seine Sache dem Comitats- oder städtischen Fiscal übertragen. Es war übrigens ein schöner Gedanke, der sich freilich in der Praxis nicht immer bewährte, daß die Gesammtheit der Herren und Adeligen, das Comitat, zum Vormund und Schutz der Unterthanen gegen ihre Herren bestellt wurde.

Ihren Kräften gemäß entsprachen die Comitate ihren zahllosen Aufgaben. Was aber jedes derselben that, that es isolirt, wie wenn es ein abgesonderter unabhängiger Canton wäre. Die Aufgabe des königlichen Statthaltereirathes, welche oberste Regierungsbehörde als ein regelmäßiges Dicasterium ihre Functionen am 21. März 1724 in Preßburg antrat, wäre es gewesen, der Organisation des Landes die nöthige Einheitlichkeit zu verleihen und die Vollziehung der Gesetze überall aus der Nähe zu überwachen. Der Theorie nach vertrat der Statthaltereirath den König während dessen Abwesenheit, so daß er, wenn der König ins Land kam, seine Functionen nur mit dessen specieller Ermächtigung fortsetzen konnte. In seinen Wirkungskreis gehörte die gesammte, im weitesten Sinne genommene Administration, selbst das directe Steuerwesen; denn das oberste Organ der Kammer, welches sich gleichfalls in Preßburg befand, beschäftigte sich nur mit der indirecten Besteuerung und mit der Verwaltung der Kameralgüter. Sein Präsident war in Abwesenheit des Königs als dessen Stellvertreter der Palatin. Unter seinen Räthen mußten die drei Landesstände: Prälaten, Magnaten und Adel vertreten sein. Von seinem über das ganze Land — mit Ausnahme Kroatiens, welches unter der unmittelbaren Verwaltung des Banus stand — ausgedehnten Wirkungskreise erwartete man viel, namentlich für das Aufblühen des Handels, welchen man damals im Geiste des Mercantilismus für die Hauptquelle des Nationalreichthums hielt. Der Statthaltereirath that sicherlich viel, aber die Executive nach unten lag nicht in seinen Händen und nach oben hing er vollkommen von der Hofkanzlei ab, an deren Spitze jetzt zum ersten Male ein Weltlicher, Graf Nikolaus Illésházy stand. Denn diese in unmittelbarer Nähe des Königs befindliche oberste Regierungsbehörde konnte auf die Krone den größten Einfluß ausüben.

Auch die Rechtspflege trachtete die karolinische Zeit zu ordnen. Das oberste Gericht des Landes, die Septemviraltafel, wurde neu organisirt. Die königliche Tafel, welche bis dahin nur zeitweise, in jährlich zweimal zusammentretenden Gerichtsstühlen fungirte und in den für den Adel wichtigsten Besitzprocessen, aus welchen das im damaligen Sinne genommene Eigenthumsrecht hervorging, als erste Instanz urtheilte, wurde stabil. Diese beiden Tafeln bildeten zusammen die königliche Curie, welche schon damals mit richtigem Tacte in das Herz des Landes, nach Pest verlegt wurde, während zu Sitzen der an die Stelle der fahrenden Gerichtsbarkeit der Protonotare getretenen vier Districtualtafeln laut

Gesetzartikel XXXI:1723 die Städte Güns, Tyrnau, Eperies und Großwardein, beziehentlich etwas später statt der letzteren zum Zweck der Verbreitung des Katholicismus Debreczin bestimmt wurden.

Eines der nothwendigsten Erfordernisse der modernen Staaten — mit Ausnahme Englands — wurde das stehende Heer. Die ungarische Gesetzgebung nahm im Gesetzartikel VIII:1715 neben der früheren adeligen Insurrection und der aus Banderien bestehenden Heeresorganisation auch die neue Idee an und votirte im Princip die Kosten, deren concrete Feststellung von Fall zu Fall sie jedoch dem jeweiligen Reichstag vorbehielt. Die Aufstellung der Truppen aus dem votirten Gelde sollte Sache des Königs sein. In der Regel ging die Ergänzung der Truppen auf dem Wege der Werbung vor sich. Wenn diese nicht ausreichte, votirte das Land eine gewisse Anzahl von Rekruten, welche auf die Jurisdictionen repartirt wurden und in der Regel — wie überall in der Welt — aus allerlei arbeitsscheuen, aber kriegstüchtigen wilden Elementen zusammengelesen und zum lebenslänglichen Militärdienste festgehalten wurden. In den letzten Jahren Karls III. bestand die ungarische Armee — abgerechnet die Grenz- und Localtruppen — aus dem jetzigen 19. „Kronprinz-“, 34. „Deutscher Kaiser-“ und aus dem 51. Infanterie-, sowie aus acht Husarenregimentern, von denen heute noch fünf bestehen und als das 3., 4., 6., 8. und 9. Husarenregiment, hauptsächlich unter dem Namen der Ferdinand-, Alexander-, Württemberg-, Coburg- und Nikolaus-Husaren in unserer Geschichte sich einen unsterblichen Namen erwarben.

Eben dieses Zeitalter war es auch, welches, die sich darbietende Gelegenheit einer Erneuerung der freien Königswahl verschmähend, dem lothringischen Herzogshause, den Nachkommen Karls, des Befreiers von Ofen, den Weg zum ungarischen Thron öffnete.

Die Nation hatte im Jahre 1687 das Erbfolgerecht des Mannsstammes der deutschen und spanischen Linie des Hauses Habsburg auf die ungarische Krone anerkannt. Aber schon im Jahre 1711 war Karl III. der einzige männliche Sprosse des Hauses. Als junger Mann konnte er noch auf männliche Leibeserben hoffen, doch war auch die Möglichkeit vorhanden, daß er nur Töchter hinterlassen werde wie sein verstorbener Bruder Josef I., und daß dann die unter seinem Scepter vereinigten Länder, je nach ihren besonderen Verfassungen, wie eine gelöste Garbe auseinanderfallen würden. Karl III. selbst hatte noch nicht endgiltig festgesetzt, was zur Sicherung der Einigkeit der Monarchie und der weiblichen Erbfolge geschehen solle, als auf dem Gebiete der ungarischen Krone der erste Schritt in dieser Richtung geschah. Als die kroatischen Stände am 9. März 1712 Abgeordnete zum ersten Preßburger Reichstag Karls III. wählten, erhob sich Baron Emerich Eszterházy (Csesznefer Linie), Bischof von Agram, Vetter Daniels, der ehemalige Pauliner „Frater Emericus“, ein moderner Johannes Elemosynarius, der Millionen für

die Armen ausgab, jedoch auch in weltlichen Dingen seinen Mann stellte — und beantragte, daß die kroatischen Stände das Erbfolgerecht der weiblichen Linie des Hauses Habsburg schon jetzt anerkennen mögen, was auch die Ungarn und Böhmen thun wollten. Die Kroaten mögen vorangehen! Und der Landtag nahm den Antrag an, von dessen eventuellen Details und Modalitäten er noch keine Ahnung hatte. Er wußte nicht einmal, ob nicht die Länder der habsburgischen Dynastie getheilt werden würden, wie dies nach dem Tode Ferdinands I. geschehen war. Und darum stellte er die Bedingung, daß im Lande nur jenem Mitgliede der Dynastie das Erbfolgerecht gebühre, welches außer in Österreich auch noch in Steiermark, Kärnten und Krain herrschen werde.

Auf dem Preßburger Reichstage erregte es bei Vielen Verdruß, daß diese wichtige Angelegenheit zuerst im kroatischen Landtage zur Sprache gekommen; doch Karl selbst erklärte dem Primas, August Christian Prinzen von Sachsen, daß er von der Sache nichts gewußt habe, und dieser konnte darum mit Recht den Ungarn gegenüber behaupten, daß wenn Seine Majestät betreffs der weiblichen Erbfolge hätte eine Verfügung treffen wollen, er dies durch den ungarischen Reichstag veranlaßt hätte. Erst ein Jahr später gab Karl III. seinen hierauf bezüglichen Absichten einen bestimmten Ausdruck; vom 13. April 1713 datirt jene hochwichtige Urkunde, welche die weibliche Erbfolge und deren Modalitäten festsetzt und unter dem Namen der Pragmatischen Sanction (Pragmatica Sanctio) als Hausgesetz bekannt ist. In derselben erklärte Karl III., daß die sämmtlichen unter seinem Scepter vereinigten Länder für ewige Zeiten ungetrennt mit einander verbunden bleiben sollen und die Herrschaft, wenn er keinen männlichen Leibeserben hinterließe, nach der Erstgeburt seinen Töchtern und deren Nachkommen, wenn aber keine solchen vorhanden wären, den Töchtern Josefs I. und deren Nachkommen, nach diesen aber den Nachkommen der Töchter Leopolds I. gebühre. Er beeilte sich übrigens nicht, diese Verfügung auch von Seiten Ungarns zur Annahme gelangen zu lassen. Die Angelegenheit wurde auf seinen zweiten, im Jahre 1722 beginnenden Reichstag verschoben, nachdem schon Siebenbürgen, und zwar am 30. März 1722 die Pragmatische Sanction anerkannt hatte. Die angesehensten ungarischen Magnaten hatten den Plan des Königs von Anbeginn gebilligt. Auch in den unteren Kreisen verbreitete sich diese Ansicht immer mehr und mehr, so daß bei Eröffnung des Reichstages die Stände im Allgemeinen gewillt waren, das Recht der Erbfolge in weiblicher Linie dem Könige aus freien Stücken anzubieten. Die Comitate an der Theiß wurden hiefür zumeist durch Alexander Károlyi, den letzten Heerführer Rákóczy's, günstig gestimmt; auf dem Reichstage selbst aber stellte in der ersten Sitzung der Stände (am 30. Juni 1722) der Protonotar des Palatins, Franz Szluha, der lange, selbst noch nach dem Szathmárer Frieden ein Anhänger Rákóczy's geblieben war, den hierauf bezüglichen Antrag, der sofort angenommen wurde. Die Magnaten traten dem Beschlusse

bei, welcher durch eine glänzende Deputation Karl III. in Wien, in der „Favorita" (dem heutigen Theresianum) verkündigt wurde. Unter den Deputirten befanden sich Mitglieder der Familien Csáky, Erdödy, Nádasdy, Pálffy, Draskovich, Zichy, Károlyi, Révay, Széchenyi, Eszterházy, Forgách, Batthyányi, Szirmay, Berényi, Balassa, Haller und — als Comitatsabgesandte — Matyasovszky, Eötvös, Meszlényi, Kenessey und Voronkay. Redner war der Kalocsaer Erzbischof Cardinal Graf Emerich Csáky, der in seiner Ansprache erklärte, daß das Land aus Dankbarkeit die weibliche Linie des Hauses Habsburg als thronfolgeberechtigt anerkenne; diesem Hause verdanke es die Befreiung vom Türkenjoche, von ihm erhoffe es die Aufrechthaltung seiner Gesetze und Freiheiten. Dieser Gedanke zieht sich auch durch das Gesetz, welches den gemeinsamen Willen der Nation und des Königs verewigte. Es nimmt die Erbfolge der weiblichen Linie, wie sie die Pragmatische Sanction ordnet, an, doch sichert es gleichzeitig Ungarn und den Nebenländern zu, daß ihre sämmtlichen Privilegien durch die künftigen Erben des Hauses Österreich treu aufrechterhalten werden.

Die größte Sorge Karls III. bestand während seines ganzen Lebens darin, die Pragmatische Sanction durch Europa anerkennen und sichern zu lassen. Als er jedoch am 20. October 1740 starb, hinterließ er seiner Tochter, der dreiundzwanzigjährigen Maria Theresia, Gemalin des Herzogs Franz von Lothringen (damals schon Großherzogs von Toscana), Enkels Karls von Lothringen, welcher Ofen zurückeroberte, weit weniger Besitz, als er bei Abfassung seiner testamentarischen Verfügungen innehatte. Denn Neapel, Sicilien und Theile der Lombardie hatte er den spanischen Bourbonen und Sardinien überlassen müssen (1736). Die Errungenschaften des Passarowitzer Friedens, die Besitzungen in Serbien, Bosnien und der Walachei wurden ihm nach einem unglücklichen Kriege mit den Türken, in welchen sich Karl als Bundesgenosse Rußlands gemengt hatte, durch den Belgrader Frieden (1739) entrissen, und in den letzten Regierungsjahren Karls wurde das Land auch noch durch die Pest heimgesucht, welche allein in Ofen während zweier Jahre (1738 bis 1740) sechstausend Menschen als Opfer forderte.

Maria Theresia.

Maria Theresia bestieg den Thron unter schwierigen Verhältnissen. Die Garantien, durch welche ihr Vater ihr Erbfolgerecht hatte sichern wollen, erwiesen sich als ungenügend. Der baierische Kurfürst erhob als Nachkomme der Tochter Ferdinands I. und als Gemal der Tochter Josefs I. Ansprüche auf den größten Theil ihrer Erbschaft. Der König von Preußen fiel plötzlich in Schlesien ein und nahm den größeren Theil dieser Provinz in Besitz. Der ungarische Krönungsreichstag nahm am 14. Mai 1741 in Preßburg seinen Anfang. Seit zwei Jahrhunderten war es wieder zum ersten Male der Fall, daß der

König von Ungarn nicht auch zugleich römischer Kaiser oder präsumtiver Erbe dieser ersten Krone der Welt war. Die Stände traten in Anbetracht der neuen Verhältnisse mit neuen Forderungen hervor. Die Stellung, welche sie wenigstens stillschweigend den Würdenträgern des römischen Kaisers eingeräumt hatten, waren sie nicht geneigt auch den obersten Beamten der österreichischen Erblande zu gewähren. Ungarn, sagten sie, ist das größte Land der Dynastie. Es ziemt sich daher, daß es Einfluß nehme auf die gemeinsamen Angelegenheiten, daß dagegen die Königin die ungarischen Sachen ausschließlich mit ungarischen Räthen erledige. Maria Theresia langte am 20. Juni in ungarischer Tracht in Preßburg an. Den anderen Tag sprach sie zum ersten Male vom Throne zu den Ständen — lateinisch, nachdem der Hofkanzler die königlichen Propositionen ungarisch vorgetragen hatte. Vier Tage später ging die Krönung vor sich. Die Königin fuhr in ungarischer Tracht in einem sechsspännigen, mit grüner Seide überzogenen Wagen zum St. Martinsdom. Ihr voran trugen die Fahnen der ungarischen Nebenländer ein Batthyany, Ghillányi, Eszterházy, Erdödy, Balassa, Kollonics, Patachich, Csáky, Ungarns weiße Fahne aber, die größte von allen, Graf Josef Keglevich. Die Krone setzte ihr aufs Haupt Emerich Eszterházy, der „Frater Emericus", der damals schon Erzbischof von Gran und ein körperlich zwar gebrochener, geistig aber noch rüstiger Greis war. Darauf begab sich die Königin, mit der Krone auf dem Haupte und begleitet von glänzendem Gefolge, theils zu Fuß, theils zu Wagen auf den traditionellen Rundgang. In der Franciscanerkirche vollzog sie den Ritterschlag. Vor der Kirche der Barmherzigen leistete sie den Eid, unter freiem Himmel, auf die Verfassung des Landes. An der Donau, beim Krönungshügel, stieg sie aus dem Wagen, setzte sich auf einen reich nach ungarischer Art geschirrten Rappen, sprengte den Hügel hinan und führte von hier aus mit dem königlichen Schwerte die altüblichen Hiebe gegen die vier Weltgegenden. Brausende Begeisterung, Rufe: „Vivat!", „Vivat domina rex noster", „es lebe unsere Frau, unser König!" begleiteten sie überall, doch als die Feierlichkeit vorüber war, — kam dennoch keine Vereinbarung zwischen Königin und Landtag zustande. Die Stände planten zur Sicherung der gesetzlichen Unabhängigkeit des Landes hinsichtlich seiner inneren Administration, seiner Cameral- und Kriegsangelegenheiten eine Art von ungarischem Ministerium; Maria Theresia jedoch weigerte sich alles dies, so wie man es verlangte, zu gewähren. „Ich halte meinen Schwur, den ich auf die Rechte der Nation ablegte", sagte die Königin zu einem Führer der Opposition, dem Banus, General und jetzt Judex curiae Josef Eszterházy, dessen Bruder Anton als unerschütterlicher Anhänger Rákóczy's in Rodosto zur ewigen Ruhe bestattet war. „Ich weiß, daß meine deutschen Minister im Allgemeinen die Ungarn nicht lieben. In Betreff der ungarischen Angelegenheiten schenke ich ihnen daher kein Gehör; ich erledige selbst Alles; was aber das Land von mir verlangt, sieht einem förmlichen Mißtrauen gleich."



Krönungszug Maria Theresias.

„Nein!“ — antwortete Eszterházy — „es ist das höchste Vertrauen, daß das Land Dasjenige, um was es seit zwei Jahrhunderten bittet, was ihm mit Schrift und Siegel versprochen wurde, was aber bis jetzt nicht verwirklicht werden konnte, nunmehr von der Huld Eurer Majestät erwartet.“

Inzwischen wuchs die äußere Gefahr immer mehr. — Der baierische Kurfürst, dem auch Frankreich zu Hilfe eilte, bereitete sich vor, in Österreich einzubrechen. Das österreichische Heer, welches Maria Theresia hätte schützen können, war gering an Zahl und zerstreut in Italien und Belgien oder kämpfte unglücklich in Schlesien gegen die Preußen. Zwischen der baierischen Grenze und Wien gab es keine nennenswerthe Armee, welche den siegreichen Feind hätte aufhalten können. Angesichts der unmittelbar nahen Gefahr gab es nur noch ein Rettungsmittel: sich an die Ungarn zu wenden, ihnen die kritische Lage zu enthüllen und die gesammte Kraft Ungarns in die Wagschale der kriegerischen Entscheidung zu werfen. Maria Theresia war hierzu bereit, doch die deutschen Räthe widerriethen, weil sie fürchteten, daß die Ungarn nach der Erkenntniß der wahren Lage nur umso höhere Ansprüche erheben würden. Die Königin entschied jedoch in entgegengesetztem Sinne. Am 11. September Vormittags um elf Uhr lud sie den Reichstag zu sich in die königliche Burg, wie es Sitte war, wenn königliche Propositionen unterbreitet wurden. Die Königin saß auf dem Throne. Neben ihr stand der Kanzler Graf Ludwig Batthyányi und trug die Proposition der Königin vor. Der Feind habe ungerechterweise die Erbländer Ihrer Majestät angegriffen, Wien sei unmittelbar bedroht. Bedroht seien nicht minder alle Erbländer und selbst Ungarn sei in Gefahr, nach welchem der baierische Kurfürst gleichfalls seine Hand ausstrecke. Das Land möge für die gebührende Vertheidigung sorgen! Nach dem Kanzler sprach Maria Theresia selbst, augenscheinlich ergriffen, in lateinischer Sprache: „Betrübt und von Allen verlassen, wenden wir uns an die geehrten Stände, in Angelegenheit der Vertheidigung unseres Erblandes Österreich. Unser, unserer Kinder Schicksal“ — bei diesen Worten füllte sich ihr Auge mit Thränen und sie griff zum Taschentuche — „hängt davon ab! Verlassen von der ganzen Welt, nehmen wir unsere Zuflucht zu der Treue, zu den Waffen des Landes, zur alten ungarischen Tapferkeit und bitten die geehrten Stände innigst, sie mögen in dieser großen Gefahr so rasch als möglich berathen und handeln!“ Noch während sie sprach, wurden die Stände von einer tiefen Rührung ergriffen. Das Auge der Männer füllte sich mit Thränen und es erbrauste der Ruf: „Unser Leben und unser Blut!“ Primas Eszterházy sprach im Namen des Reichstages, kurz, aber voll Nachdruck. Er erklärte: „Betrübt vernehmen wir die betrübende Nachricht. Das Recht der Königin ist rein, heilig, klar vor der ganzen Welt. Ungarn ist bereit, ihrem Schutze all' seine Kraft, sein Blut und sein Leben zu weihen!“ Die Versammlung ging in großer Aufregung auseinander und in die opferfreudige Begeisterung



Maria Theresia auf dem Krönungshügel.

mischte sich auch Zorn gegen die deutschen Rathgeber, die man beschuldigte, aus Mißtrauen gegen Ungarn die Wahrheit so lange verborgen gehalten zu haben. Magnaten und Stände hielten sofort eine gemischte Sitzung ab. Es wurde ein Ausschuß entsendet und schon Nachmittags wurde in neuer Sitzung der Antrag: das Land möge sich mit voller Kraft erheben, verhandelt. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. An diesem Tage gab es keine Opposition im ungarischen Reichstage.

Die allgemeine Adelsinsurrection wurde verkündet. Dreißigtausend Mann wurden für die reguläre Armee votirt, sechs Infanterieregimenter (2., 31., 32., 33., 37., 52.) aufgestellt, welche noch heute bestehen, als lebende Erinnerung an jene Tage der Begeisterung. An die Spitze der Insurrection wurde durch das Gesetz der siebenundsiebzigjährige Palatin Graf Johann Pálffy berufen, der den Szathmárer Frieden geschlossen hatte und in vielen Schlachten der Gefährte des Prinzen Eugen von Savoyen gewesen war. Unter den Districtscapitänen führen wir jenseits der Donau den Grafen Josef Eszterházy, jenseits der Theiß den Grafen Alexander Károlyi an. Mehrere, wie Graf Karl Batthyányi, rüsteten auf eigene Kosten Scharen aus. Auch Siebenbürgen und die Militärgrenze geriethen in Bewegung, und die martialischen Gestalten der kroatischen und serbischen Grenzer erschienen in so großer Anzahl auf den Schlachtfeldern des Westens wie nie vorher. Auf achtzig-, ja hunderttausend Mann wird das Contingent geschätzt, welches Ungarn zum Schutze seiner Königin beistellte, — während Oberösterreich und Böhmen dem baierischen Kurfürsten huldigten und die Erbländer der Dynastie (mit Ausnahme Tirols) nach den Worten Montesquieus gleichsam wie betäubt zusammensanken.

Das Auftreten der Ungarn gab dem Kriegsglück eine andere Wendung. Schon am Ende des Jahres konnte Maria Theresia in ihre Residenz zurückkehren. Nach zwei Monaten (am 13. Februar 1742) waren ihre Scharen in München. Der König von Preußen schloß Frieden (1742), indem er Schlesien behielt. Der Kampf mit den Baiern und Franzosen wurde fortgesetzt, und in diesen Kämpfen standen die Ungarn fast überall in erster Reihe. Graf Franz Nádasdy, Enkel jenes Judex curiae, der im Jahre 1671 als Hochverräther in Wien enthauptet wurde, öffnete mit genialer Geschicklichkeit den Truppen des „ungarischen Königs Maria II.“ den Weg über den Rhein (am 1. Juli 1744) und der Banus Graf Karl Batthyányi, später der erste Fürst in seiner Familie, wußte mit seinen an Zahl geringen ungarischen Truppen Friedrich II., der neuerdings in Böhmen einfiel (August 1744), so lang zu widerstehen, bis das österreichisch-ungarische Hauptheer vom Rhein nach Böhmen zurückkehrte und den König zwang, sich ohne Resultat nach Schlesien zurückzuziehen. Zu derselben Zeit erhob sich, ohne Reichstag, ohne vorhergehende Berathung, der ungarische Adel zum zweiten Male. Die Königin kam abermals nach Preßburg (am 10. August), sie sprach, und die ungarischen Herren — so viele eben da



Maria Theresia.

waren — die Pálffy, Batthyány, Erdödy, Eszterházy, Nádasdy waren voll Begeisterung. Der Palatin schrieb an die Comitate: „Zu den Waffen rufe ich mein glorreiches, theures Vaterland, meine Nation!“ Und nach kurzer Zeit stand eine Armee an der mährisch-schlesischen Grenze. Vergebens versuchte Friedrich II. die Ungarn der Sache ihres Königs abwendig zu machen. Die Insurrection, entflammt durch ihren Führer, den Grafen Josef Eszterházy, zog, obgleich sie dazu nicht verpflichtet war, selbst über die Landesgrenzen hinaus nach Mähren und Schlesien, um sich mit den Preußen zu schlagen. Im Ganzen dauerte der Krieg in einem großen Theile Deutschlands, in Belgien und Italien bis nach Genua und der Provence acht Jahre, und Maria Theresia überstand schließlich glorreich alle die Gefahren, welche ihrem Throne drohten, und konnte, Schlesien und einige italienische Gebiete ausgenommen, das übrige Erbe ihres Vaters behaupten.

Den größten Theil dieser Siege hatte die Königin der ungarischen Nation zu verdanken. Die sparte mit ihrem Blute auch im siebenjährigen Kriege nicht, in welchem die Königin Dasjenige, was sie im Erbfolgekriege an die Preußen verloren hatte, zurückerobern wollte. Im zweiten Jahre des Krieges erschien Feldmarschalllieutenant Andreas Hadik, ein Soldatenkind aus Güns, mit dreitausendfünfhundert Mann, meist Husaren und Sluinern, sowie anderen Grenzsoldaten, vor Berlin (am 16. October 1757), ließ ein Thor der Stadt einschießen und schlug die ihm entgegenziehende Besatzung in die Flucht, drang in die Stadt vor und nahm 225.000 Thaler als Contribution mit sich, das Staatseigenthum und die Stadt aber blieben verschont.

Drei Jahre später (3. bis 12. October 1760) befanden sich neuerdings Ungarn bei dem Armeecorps des Grafen Lacy, welches in Gemeinschaft mit den russischen Truppen Tottlebens abermals in Berlin einzog. Lacy sandte den Grafen, später Fürsten Nikolaus Eszterházy, den Gönner des großen Componisten Haydn, nach Potsdam, wo er die daselbst befindlichen, dem preußischen Staate gehörigen Fabriken zu zerstören hatte, das königliche Schloß aber unberührt ließ. Als er sich entfernte, ließ er sich ein Zeugniß ausstellen, daß keinerlei Schaden angerichtet wurde, und nahm nur ein kleines Bild von geringem Werthe als Andenken mit sich.

Maria Theresia wußte sehr wohl, was sie der ungarischen Nation zu verdanken hatte, und ihr ganzes Leben lang war sie bestrebt, derselben ihren Dank und ihre Liebe zu bezeigen. Ihr großherziges, edles Streben blieb auch nicht ohne Resultate. Maria Theresia besaß alle Eigenschaften eines Mannes, eines Königs, nur die Zartheit, das Herz waren in ihr weiblich. Sie verstand es zu herrschen und sie wollte auch herrschen. Was sie Josef Eszterházy in Preßburg versprochen hatte, das hielt sie. Sie selbst nahm das Schicksal der Nation in die Hand. Sie berücksichtigte auch die Interessen ihrer übrigen Provinzen, doch in Bezug auf die Angelegenheiten Ungarns zeigte sie sich immer als das,

was sie sich selbst in ihren vertraulichen Briefen nannte: „eine gute Ungarin, deren Herz durch und durch von Dank erfüllt sei gegen die Nation“.

Die Integrität des Landes war stets dasjenige, worüber die Nation am eifersüchtigsten wachte, deren Wiederherstellung sie fortwährend dringend verlangte. Im Laufe der Zeit waren viele Gebietstheile der ungarischen Krone abhanden gekommen und unter fremde Regierung gerathen, namentlich solche, welche erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit den Türken wieder entrissen wurden. Auf diesen Gebieten waren neue Verhältnisse entstanden, welche man nicht unbeachtet lassen konnte. Namentlich waren es die am Ende des XVII. Jahrhunderts eingewanderten Serben, ein immer nach Selbständigkeit strebendes Grenzer- und Kriegervolk, welche einen Staat im Staate bildeten und sich nur widerstrebend dem ungarischen Staatswesen einfügen konnten. Während der Regierung Maria Theresias wurden fast alle diese Beschwerden beseitigt. Nur die Wiedervereinigung der siebenbürgischen Gebiete mit Ungarn wurde nicht vollzogen; doch erkannte die Königin an, daß sie Siebenbürgen nur als Königin von Ungarn, kraft des Rechtes der ungarischen Krone besitze. Entlang der Maros und unteren Theiß gab es militärische Grenzdistricte noch von jener Zeit her, als das Banat jenseits dieser Flüsse zur Türkei gehörte. Hier wohnten Serben in einzelnen Dörfern, inmitten der Comitate, aber nicht unter der



Josef II. als Kind, mit dem goldenen Vließ spielend.

Oberhoheit derselben. Im Sinne des Gesetzartikels XVIII von 1741 wurde diese Militärgrenze innerhalb sieben Jahren (1743 bis 1750) aufgelöst und unter die Botmäßigkeit der Comitate Csanád, Arad, Bács gestellt. Aus Szuboticza, Zombor und aus den Peterwardeiner Schanzen, den Hauptorten der Bácskaer Serben, wurden die königlichen Freistädte Maria Theresiopel (Szabadka), Zombor und Neusatz, und nur die Gegend von Titel und noch einige Gemeinden, die Tschaikisten, blieben militärisch organisirt, als letzte Reste der alten Donauflottille, welche in der Kriegsgeschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielte. Zur selben Zeit hörte auch die Cameralverwaltung zwischen der Save und Drau auf und bildeten sich in dem heutigen Slavonien die Comitate Pozsega, Syrmien und Verőcze (1745). Die kroatischen Comitate wurden von der Königin gleichfalls nach ungarischem Muster geordnet. Sie errichtete im Jahre 1767 behufs besserer Administration an Stelle der unmittelbaren Regierung des Banus einen königlich kroatischen Regierungsrath in Warasdin, obgleich die Kroaten dagegen waren; doch löste sie denselben, nachdem er sich als überflüssig erwiesen, am 30. Juli 1779 wieder auf und übertrug seine Agenden an den königlich ungarischen Statthaltereirath. Ebenso hob sie die Hofcommission auf, welche die serbischen Angelegenheiten von Wien aus leitete, gewährleistete zwar im Declaratorium Illyricum die serbische Kirchenautonomie, unterordnete sie aber in den weltlichen Angelegenheiten der ungarischen Hofkanzlei. Um dem ungarischen Handel neue Bahnen zu eröffnen, gab sie im Südwesten die seit dem Sturze der Zrinyi und Frangepán zu Innerösterreich gehörigen adriatischen Küstendistricte wieder an Ungarn zurück. Sie gab (1776) noch dazu von Krain das seit 1779 ein besonderes Gebiet der ungarischen Krone bildende Fiume; im Norden erwarb sie bei der ersten Theilung Polens, der sie sich übrigens nur widerwillig anschloß, die Zipser Städte zurück, welche schon im Jahre 1412 von Sigmund verpfändet wurden und deren Wiedergewinnung seit Jahrhunderten den heißen, aber vergeblichen Wunsch der Patrioten gebildet hatte. Auch die Militärgrenze erhielt unter Maria Theresia ihre definitive Gestaltung, welche sie im Wesentlichen bis zur neuesten Zeit beibehielt. Von der Adria bis nach Orsova zog sich der feste Gürtel, welcher — namentlich dazumal — das Land vor der Pest und den Einfällen der räuberischen, wilden Nachbarn beschützte und das rohe, verwilderte Volk dieser Grenzgebiete, nicht ohne Schwierigkeit und Kämpfe, mit eiserner militärischer Disciplin an die Civilisation gewöhnte. Seit dem Jahre 1762 erstreckte sich die Militärgrenze auch auf Siebenbürgen, entlang den Grenzen der Walachei und Moldau. Aus den stets wehrhaften Széklern in Csik und Háromszék, sowie aus den freien kriegstauglichen Elementen der Walachen wurden vier Infanterie- und zwei Reiterregimenter gebildet. Im Jahre 1778 geschah endlich, was das Land bereits seit 1723 verlangte, — das „Banat“ wurde wieder mit Ungarn vereinigt und unter ungarische Verwaltung gestellt, während es anfänglich unter militärischer, dann

unter österreichischer Cameralverwaltung stand. Während dieser zweiundsechzig Jahre war die wüste, sumpfige Gegend unter den fremden, aber sorgsamen Händen wunderbar emporgeblüht, namentlich unter dem Grafen Florimund Mercy, dem tapferen, aber unglücklichen Krieger, der mit geringer Unterbrechung sechzehn Jahre lang (1718 bis 1734) Gouverneur dieser Provinz war und von hier nach Italien ging, um dort bei Parma Schlacht und Leben gegen die Franzosen und Sarden zu verlieren. Aus den wiedervereinigten Theilen wurden drei Comitate gebildet: Temes, Krassó, Torontál. Und hiermit war auch die Integrität des Landes wiederhergestellt. „Consumatum est!“ rief die Königin aus, „jetzt darf ich getrost zur Ruhe gehen“.

Auch im Innern gingen während Maria Theresias Regierung große Veränderungen vor sich. Selbst die Ausländer staunten über die ungeheuren materiellen Fortschritte, welche während ihrer vierzigjährigen Regierungsdauer gemacht wurden. Sie verwendete die größte Sorgfalt auf Straßen, Kanäle, Flußregulirungen; kein Zweig des nationalen Lebens entging ihrer Aufmerksamkeit. Sie vermehrte die alte römisch-katholische Hierarchie des Landes mit fünf Bisthümern: Neusohl, Rosenau, Zips, Weißenburg und Steinamanger; sie stiftete das Munkácser griechisch-katholische Bisthum (1773) und machte dadurch endlich den erbitterten Reibungen ein Ende, welche zwischen dem Bischof von Erlau und seinen griechisch-unirten Gläubigen solange bestanden. Sie verbesserte die Justizpflege. Im Planum Tabulare (1769) wurden die Curial-Entscheidungen beinahe eines halben Jahrhunderts gesammelt, dadurch vielen Ungewißheiten ein Ende gemacht und eine feste Basis für weitere Entwicklung gelegt. Und da zu jeder Thätigkeit Anregung gehört und es nur gerecht ist, das Verdienst zu belohnen, so stiftete sie zur Belohnung der Tapferkeit den Maria Theresia-Orden, als Anerkennung der friedlichen Thätigkeit dagegen den ungarischen St. Stefansorden (1764) zum Andenken an den ersten großen König, „der diesen Staat mit starker Hand und Weisheit schuf“. Ihre Sorgfalt erstreckte sich auch auf die zahlreichste Classe der Nation, auf die Bauern und Hörigen. Da ihre darauf gerichteten Bestrebungen im Reichstage nicht durchdrangen, ordnete sie diese Verhältnisse kraft ihrer königlichen Machtvollkommenheit und führte das Urbarium ein, zuerst in dem heutigen Slavonien (1756), sodann in Ungarn (1766 bis 1769), schließlich in den kroatischen Comitaten. Sie setzte fest, was dem Unterthan gebühre und welche Dienste er zum Entgelt leisten müsse, denn sie wollte verhindern, daß ihn herrschaftliche Willkür gänzlich aussauge, und sie wünschte, daß er, wenn er seine Verpflichtungen erfüllt habe, soviel besitze, um damit den Verhältnissen angemessen mit seiner Familie sich erhalten zu können.

Die größte Sorge wendete sie aber der Verbreitung der Bildung, dem Unterrichtswesen zu. Sie wollte, daß die „wackere und einsichtige ungarische Nation“ auch auf diesem Gebiete, auf welchem sie infolge ungünstiger Verhältnisse so sehr zurückgeblieben war,

Gelegenheit habe, „gegen die übrigen Nationen das Gleichgewicht zu erhalten“ „und der Gedanke — schrieb sie — daß wir die erste Anleytung dazu gegeben, uns auch in unserem finstern Grabe tröstlich sein könne“.

Auf ihren Befehl wurde eine Studienordnung geschaffen, welche den ganzen öffentlichen Unterricht umfaßte und von der Volksschule bis zur Universität Allem Aufmerksamkeit schenkte. Auf Grund derselben errichtete sie fünf Akademien: in Raab, Tyrnau (später nach Preßburg übersetzt), Kaschau, Großwardein und Agram. Die von Pázmány gestiftete Tyrnauer Universität, welche im Jahre 1769 durch die medizinische Facultät vergrößert wurde, verlegte sie zur Krönung ihres Systems nach dem Landesmittelpunkte Ofen (1777).

Ofen erhob sich damals allmälig aus seinen Trümmern. An Stelle des zerstörten Palastes der alten ungarischen Könige wurde eine neue königliche Burg gebaut. Im Jahre 1741 wurde der Gedanke wieder angeregt, daß der ungarische König in Ungarn wohnen möge, und zwar eben dort, wo einst die alten ungarischen Könige thronten. Es müsse daher ein Palast dort errichtet werden, wo der Palast des Königs Matthias gestanden. Aber es fehlte an Geld. Der Staatsschatz war durch den Erbfolgekrieg erschöpft, Palatin Johann Pálffy wandte sich daher an die Opferwilligkeit der Nation, und in kurzer Zeit war Dank der begeisterten Freigebigkeit der Prälaten, Magnaten, Comitate und Städte die nothwendige Summe beisammen. An der Spitze der Sammlung stand Graf Anton Grassalkovich, in Vielem gewissermaßen der Typus jener strebsamen, im Geiste des neuen Zeitalters nicht mehr auf dem Schlachtfelde, sondern im Dienste des Friedens glänzenden Aristokratie, welche zur Zeit Maria Theresias entstand oder groß wurde. In seiner Jugend arm, fast ein Bettler, wurde er mit fünfundzwanzig Jahren schon Causarum-Director (Oberster Anwalt der Krone), dann nacheinander königlicher Personal, Baron, Kammerpräsident, Graf und nebstbei Herr ungemessener Güter. Darunter befand sich auch Gödöllö, wo ihn einmal Maria Theresia besuchte (am 10. August 1750), bei welcher Gelegenheit, wie es Aufzeichnungen besagen, das schöne Castell mit 70.000 Lampions beleuchtet wurde.

Am 13. Mai 1749 zog eine feierliche Procession aus der Ofener Carmeliterkirche (dem heutigen Festungstheater) nach der Südseite des Schloßberges, wo Ruinen und einige neuere Gebäude an Stelle des einstigen ungarischen Königspalastes standen. Der Waizner Bischof Karl Michael Althan vollzog die kirchliche Ceremonie, Anton Grassalkovich legte den Grundstein nieder und sein Stiefsohn, der Piarist Anton Bajtay, der später Lehrer des Kronprinzen Josef in der ungarischen Geschichte war, hielt die Festrede. Der neue Palast wurde unter der Leitung des Ingenieurs Hillebrant nach zwanzig Jahren vollendet (1769).



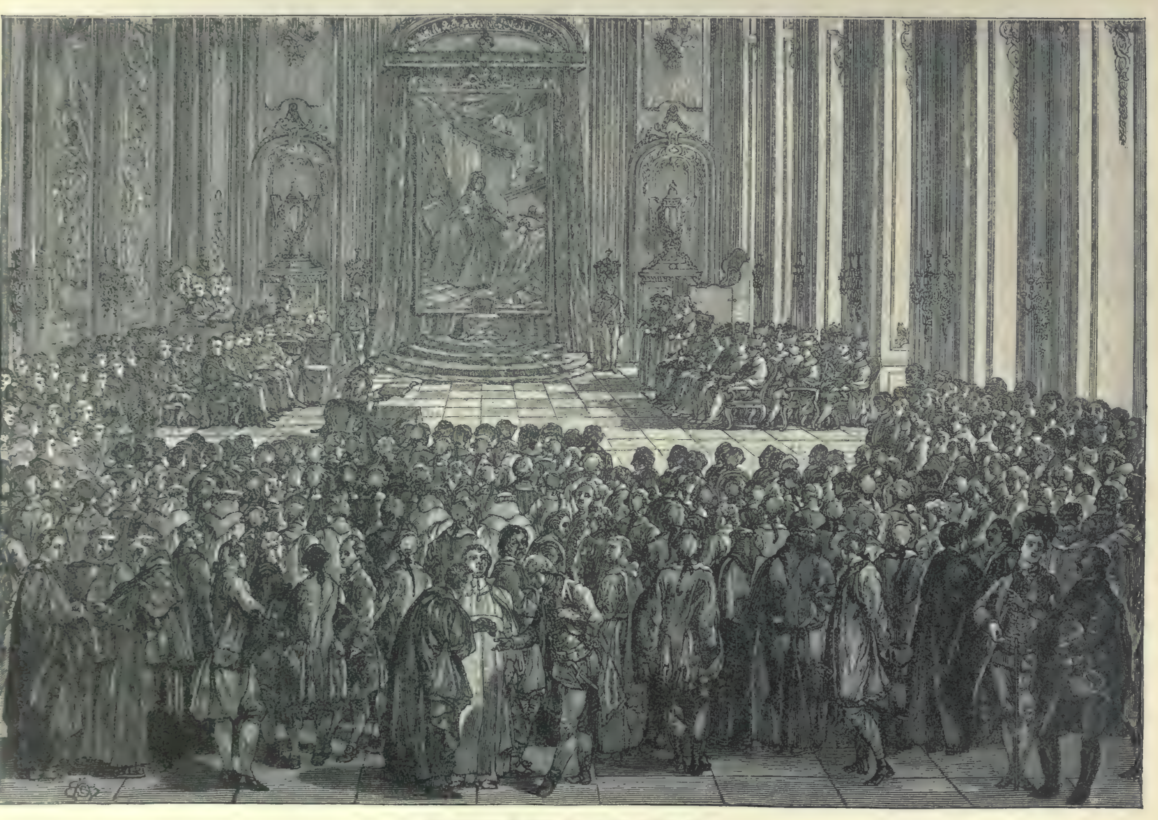
Gödöllö.

Die Verhältnisse erlaubten es nicht, daß die Königin diesen Palast in Ofen bewohnte; die englischen Fräulein und ein Mädchen-, bald auch ein Knabenerziehungsinstitut, das ungarische Theresianum, nahmen darin Platz; endlich schenkte die Königin den Palast der Wissenschaft, der Universität. Die Installation geschah nach ausdrücklichem Wunsche der Königin an dem vierzigsten Jahrestage ihrer Krönung (am 25. Juni 1780). Zu ihrem Vertreter bei diesem feierlichen Acte erkor sie den ungarischen Hofkanzler Grafen Franz Eszterházy, Enkel der Schwester Emerich Thökölyi's, Gründer des Cseklészer Eszterházy-zweiges, ihre rechte Hand in vielen und wichtigen Angelegenheiten; und als denselben Krankheit verhinderte, schickte sie den Vicekanzler Grafen Karl Pálffy, den Urgroßneffen des Palatins Johann, später der erste Fürst Pálffy, nach Ofen. Baron Adam Patachich, Erzbischof von Kalocsa, Nachkomme eines der Szigethvárer Helden, hielt als Präses des akademischen Senates im Prunksale der Universität im königlichen Schlosse die schwung-volle Dankrede für die große Gnade der Königin und Anton Brunszvik, Referendar der ungarischen Hofkanzlei, las die Hauptpunkte der feierlichen Urkunden vor, in welchen die Königin, auf ihre ganze Laufbahn zurückblickend, alle jene Schenkungen, welche sie zu Gunsten des zur Erhaltung der Universität und der in der Studienordnung geplanten Lehranstalten bestimmten Studienfondes gemacht hatte, zusammenfaßte. Die damals reiche Dotation der Universität rührte aus den Gütern mehrerer erloschenen geistlichen Beneficien her; der Studienfond wurde aus dem auf drei Millionen geschätzten Vermögen des vom Papste im Jahre 1773 aufgehobenen Jesuitenordens gebildet.

Gegen die Entwicklung der Theresianischen Regierungszeit wird von der Gegenwart mit Recht ein Vorwurf erhoben. Dieselbe war weit weniger ungarisch als diejenige der vorhergegangenen Jahrhunderte oder der neueren Zeit.

Die ungarische Sprache, das Organ der schwächeren ungarischen Civilisation, war unentwickelter als die Sprachen des Westens. Das XVI. Jahrhundert brachte, wie wir sahen, auch hierin eine Wendung hervor. Das mit der Reformation verbundene regere geistige Leben und die literarische Bewegung wirkten auch auf die ungarische Sprache wohlthätig ein. In Siebenbürgen — obwohl dort allein auf dem ganzen Gebiete der ungarischen Krone eine fremde Nationalität (die Sachsen) als solche ein staatsrechtlicher Factor werden konnte — wurde die ungarische Sprache zur diplomatischen. In dem geschwächten Mutterlande gelang dies nicht vollständig. Die Verbindung mit dem Auslande, mit den österreichischen Erbländern machte jedoch die lateinische Sprache unentbehrlich.

Das XVIII. Jahrhundert war nicht dazu geeignet, in dieser Richtung irgend eine Besserung herbeizuführen, vielmehr gesellten sich zu den alten noch neue Schwierigkeiten. Neue Ideen, neue Forderungen des Lebens und des Staatswesens tauchten auf, zu deren



Die feierliche Eröffnung der Universität in Ofen.

Ausdruck die ungarische Sprache gar nicht und selbst die lateinische kaum fähig war. Eine kosmopolitische Strömung durchzog die Welt. Kaum hielt es noch Jemand der Mühe werth, sich viel um eine Sprache, und gar noch um die ungarische zu bemühen. Selbst größeren Nationen als der ungarischen widerfuhr es um diese Zeit, daß sie ihre Sprache vernachlässigten, und einer der größten Männer, welche Deutschland in diesem Jahrhundert erzeugte, der preußische König Friedrich II. konnte über die „holprige“ Muttersprache nur spötteln. Im Auslande und in den höheren Kreisen war die französische Sprache die herrschende, bei uns aber die lateinische, eine Wirkung der späten Renaissance, deren Caricatur, der übertriebene Latinismus, erst damals zu uns gelangte und in größerem Maße herrschte als anderswo, wo die Nationalsprache sich schon mehr entwickelt hatte. Das Lateinische übte bereits die Herrschaft auf den höheren Stufen des Schulwesens und des öffentlichen Lebens; nun drang es in die unteren Schichten, ja sogar häufig in das Familienleben ein. Dort, wo in unserem vielsprachigen Lande das Volk nicht der ungarischen Zunge angehörte, so in Kroatien oder in Oberungarn, wurde das Ungarische durch das Lateinische sozusagen ganz verdrängt; in den ungarischen Theilen dagegen diente das Lateinische, namentlich bei den gebildeten Classen, gleichsam als Schutzwehr gegen die lebenden fremden Sprachen, deren Verbreitung für die Nationalsprache sicherlich weit gefährlicher gewesen wäre.

Unter dieser Schutzwehr begann auch die ungarische Sprache, wenngleich langsam und sozusagen unbemerkt, sich zu entwickeln; der letzte größere Schriftsteller dieser älteren Epoche, Franz Faludi, sah noch den Morgen der „Wiedergeburt“, wie man zu sagen pflegt, herandämmern. Diese Wiedergeburt wird durch die Literaturgeschichte an eine von Maria Theresia geschaffene Institution geknüpft. Am 11. September 1760, neunzehn Jahre nach jenem Tage von Preßburg, stiftete sie die ungarische Leibgarde, „um ein neueres Zeichen ihrer Neigung zur ungarischen Nation zu geben“. Sie versammelte 120 ungarische Jünglinge um sich, welche sie und ihre Familie bewachen und dabei die Welt kennen lernen sollten. Diese Schule, welche sie der ungarischen Adelsjugend eröffnete, trug auch ihre Früchte. Die ungarischen Jünglinge sahen die Welt, bildeten sich und begannen auch die Muttersprache auszubilden, von höheren Gesichtspunkten aus und mit mehr Geschmack, als es bis dahin den übrigen bescheidenen Pflegern der Sprache gelungen war. Georg Bessenyei war der Erste, der in die Öffentlichkeit trat. Seine Tragödie „Agis“, ein Werk, welches epochemachend ist in der ungarischen Literaturgeschichte, war Maria Theresia gewidmet, deren Sohn und Thronfolger, Josef, ungarisch lernte, was man damals nicht jeder ungarischen Magnatenfamilie nachrühmen konnte, und deren zweiter Sohn, der damals nur erst sechsjährige, früh verblichene Karl, im Jahre 1751 mit der Huldigungsdeputation des Reichstages ungarisch plauderte.



Ungarischer Leibgardist.

Josef II. und Leopold II. Neuere Zeit bis 1825.

Maria Theresia überlebte die Installation der Universität, die Ordnung des Unterrichtswesens nicht lange. Sie regierte vierzig Jahre, solang wie Ludwig der Große, und starb am 29. November 1780. Einen Tag vor ihrem Tode, als sie bereits von ihren Kindern Abschied genommen hatte, ließ sie den ungarischen Hofkanzler Franz Eszterházy zu sich rufen. „Eszterházy," sagte sie, „ich sterbe! Sagen Sie Ihrer Nation, daß ich mich ihrer bis zu meinem letzten Augenblicke mit Dank erinnerte habe."

Maria Theresia befolgte in ihrer Regierungsweise eine modernere Richtung als ihr Vater. Ihr Sohn Josef II. vertrat noch fortschrittlichere Ideen der Entwicklung des XVIII. Jahrhunderts. Während die große Königin auf realer Basis stand und im Staatsorganismus nur die Mittel zur Erreichung gewisser allgemeiner Ziele und zur Förderung öffentlicher Interessen sah, war in den Augen Josefs II. im Geiste des XVIII. Jahrhunderts der Staat Selbstzweck, die mächtigste, wohlthätigste Institution, von der Alles abhing, der man Alles opfern mußte. Er selbst betrachtete sich nur als ersten Diener des Staates, in Wirklichkeit aber war er sein Priester und Apostel, begeistert, schwärmerisch, unduldsam, wie Apostel zu sein pflegen. Je mehr er überzeugt war, daß der Staat mit einem guten Fürsten und guten Gesetzen allen Übeln abhelfen könne, wenn er nur wolle, um so energischer war er bestrebt, Alles zu beseitigen, was nach seiner Auffassung nur ein Überrest alten Aberglaubens und der Unwissenheit war und der neuen, glücklicheren Entwicklung im Wege stand. Viele jener Schwierigkeiten, vor denen Maria Theresia zurückgewichen war oder welche sie umging, griff er direct an und suchte sie aus dem Wege zu räumen. Doch der Unterschied zwischen Mutter und Sohn bestand nicht allein in der Methode. Es bestanden auch große principielle Differenzen zwischen ihnen, namentlich in Betreff der kirchlichen, der religiösen Fragen. Maria Theresia war während der ganzen Zeit ihres Lebens eine eifrige Katholikin gewesen, obgleich sie sich gegenüber der Kirche oft so benahm wie Ludwig XIV. in seiner Jugend, der das Edict von Nantes aufhob, aber die Thesen der gallicanischen Kirche aufstellte; in vielen Fragen behauptete und hielt sie die Machtvollkommenheit des Staates aufrecht. Auch Josef II. war nicht irreligiös wie sein großer Zeitgenosse Friedrich II., doch war in seinem positiven Katholicismus ein gewisser theistischer Zug nicht zu verkennen und er war erfüllt von den Ideen der französischen Philosophie, in welcher die Gleichberechtigung und Freiheit der Religionen, sowie die Unterordnung der Kirche unter den Staat sozusagen Cardinalsätze waren. Josef II. griff sofort mit kühner Hand in den Organismus der katholischen Kirche ein, um das, was ihm schädlich und verkehrt erschien und was von den Trägern der damaligen kirchenfeindlichen geistigen Richtung Europas mit den grellsten Farben geschildert wurde, zu beseitigen. Er

nahm die Erziehung der Geistlichen in die Hand. Er traf Verfügungen, welche sich auf die inneren Details des Gottesdienstes und der Religionsübung bezogen. Er hob sehr viele Mönchs- und Nonnenklöster auf, in Ungarn allein 140, behielt aber von dem confiscirten Vermögen nichts für den Staat, sondern schlug Alles zu dem Religionsfond, dessen Grund schon unter Ferdinand III. gelegt wurde — behufs Unterstützung armer Geistlicher und Kirchen und Errichtung von zahlreichen Pfarreien; anderseits erließ er am 25. October 1781 das Toleranzedict, durch welches den protestantischen Bewohnern des Landes überall die freie, wenn auch nicht ganz öffentliche Religionsübung zugesichert wurde. Denn was die Bocskay, Bethlen, Rákóczy im Verlaufe des XVII. Jahrhunderts erkämpft hatten, war zumeist längst in Vergessenheit gerathen oder entsprach nicht mehr den veränderten Verhältnissen. Seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts erhob sich der Katholicismus auf politischem und socialem Gebiete zu einem entschiedenen Übergewichte, welches er seine Gegner auch fühlen ließ. Zur Zeit Karls III. mußte sogar der König die Protestanten in Schutz nehmen. Doch während die Regierung wenigstens den Buchstaben des Gesetzes gegen die intoleranten Compatrioten wahrte, war sie doch, weil selbst aus Katholiken zusammengesetzt, der Auffassung der Nichtkatholiken in der Auslegung des Gesetzes nicht geneigt. Der öffentliche Gottesdienst wurde den Nichtadeligen nur an solchen Orten gestattet, welche durch das Gesetz vom Jahre 1681, also aus einer Zeit, in welcher noch fast die Hälfte des Landes den Türken unterworfen war, ausdrücklich bezeichnet erschienen. So wurde unter häuslichem Gottesdienste nur das Beten im häuslichen Kreise verstanden und in Bezug auf die äußeren Verhältnisse wurden die Protestanten an den nicht inarticulirten Orten sogar als Mitglieder der katholischen Kirche betrachtet und waren verpflichtet, die katholischen Feiertage zu halten, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen sich der katholischen Priester zu bedienen, oder wenn sie dies nicht thaten, zum mindesten die Stolagebühren zu bezahlen. Unter Maria Theresia verschlimmerte sich dieser Zustand der Dinge noch mehr. Die Königin und mit ihr die maßgebenden Kreise hielten es für ihre Pflicht, Alles zu thun, was zur Verbreitung des Katholicismus auf Kosten des Protestantismus beitragen konnte. Als Königin und als streng katholisch gesinnte Frau arbeitete sie mit stärkeren oder gelinderen Mitteln, mit Verordnungen und Ehestiftungen, deren Zweck darin bestand, protestantische Familien in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Josef II. betrachtete die Dinge aus einem ganz anderen Gesichtspunkte. Er anerkannte principiell die Existenzberechtigung der akatholischen Confessionen und war aufrichtig bemüht, die Consequenzen dieser Grundsätze ins Leben treten zu lassen. Jedoch mußte auch er mit den bestehenden Verhältnissen rechnen und stieß in vielen Einzelheiten auf große Schwierigkeiten. In Debreczin wurde das Toleranzpatent mit Dankbarkeit aufgenommen, in dem nahen Großwardein aber, der bischöflichen Stadt, konnten die

Reformirten erst drei Jahre später ihren Gottesdienst im Hofe der Herren von Tisza installiren.

Josef II. machte den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit noch eine zweite Concession. Er sprach aus (am 22. August 1785), daß der Hörige nicht mehr an die Scholle gebunden sei, sondern frei ziehen könne, wenn er wolle, und über seine bewegliche Habe verfügen dürfe, wie es „das allgemeine Wohl und das Naturrecht erheischen", welches der Staat anerkennen müsse.

In seiner abstracten Auffassung liebte es Josef, sich sein ganzes Reich als einheitlichen Staat zu denken, und wollte es auch zu einem solchen verschmelzen. Bei der Durchführung seiner Pläne stieß er jedoch Schritt für Schritt auf die Schranken der ungarischen Verfassung, dieses Product einer Jahrhunderte zurückreichenden Entwicklung, welches freilich den Idealen des Kaisers sehr wenig entsprach. Er benahm sich demnach so, als ob es gar keine ungarische Verfassung gäbe, und that Alles, was nach seiner Auffassung im Interesse der Völker und Staaten gut, zweckmäßig und nothwendig erschien, ob es nun gesetzlich war oder nicht. Schon im Jahre 1782 vereinigte er die ungarische und die siebenbürgische Hofkanzlei und fügte ihnen die ungarische Abtheilung der Wiener k. k. Hofkammer hinzu, welche, wenn auch nicht in der Theorie, so doch factisch die oberste Kammerbehörde des Landes war. Ebenso vereinigte er den Statthaltereirath und die ungarische Kammer und verlegte beide von Preßburg nach Ofen, von wo er die Universität nach Pest verpflanzte. Er hob die Autonomie der Comitate auf. Siebenbürgen wurde in drei, Ungarn mit Kroatien und Slavonien in zehn Kreise eingetheilt, in welchen die Comitate und freien Districte abgerundet, die kleinen mit den größeren verschmolzen wurden und nur niedere Verwaltungsbezirke unter der Administration von staatlich ernannten Beamten bildeten. Diesen neuen Comitaten unterstanden in administrativer Beziehung auch die königlichen Freistädte, doch behielten sie ihre gewählten Beamten, ihre Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme der Strafrechtspflege, und einige administrative Agenden. Die Comitate hingegen verloren das Recht der Rechtspflege, welche von den königlichen Gerichten übernommen wurde. Die alte Rolle der königlichen Tafel als Gerichtshof erster Instanz ging auf die Districtualtafeln über. Die königliche Tafel selbst wurde zum Gerichtshofe zweiter, die von Pest nach Ofen verlegte Septemviraltafel zum Appellationsgerichtshofe dritter Instanz. Das Gerichtsverfahren wurde durch die österreichische Proceßordnung, das Strafrecht durch den Criminalcodex der Erbländer geregelt, aus welch letzterem Josef II. die Todesstrafe als inhuman beseitigte. Als Verwaltungs- und Gerichtssprache decretirte Josef die deutsche Sprache an Stelle der todten lateinischen. Es war ein Hauptziel Josefs, Ungarn auch unmittelbar zur Tragung der Lasten der Monarchie heranzuziehen, zu denen der ungarische Adel bisher nur indirect in Folge von Ein- und Ausfuhrzöllen und dem künstlich

JOSEPHUS II DEI Gratia Electus Romanorum Imperator, semper Augustus, Germaniæ, Hungariæ, Bohemiæ, Dalmatiæ, Croatiæ, et Sclavoniæ, Rex Apostolicus, Archidux Austriæ r. r.

p. 8 Feb 790.

Reverendissime, Reverendi, Spectabiles, ac Magnifici, Magnifici item et Egregii, Fideles Nobis Dilecti! Paterni Nostri, quo gentem Hungaram complectimur affectus publicum edere cupientes documentum, clementer decrevimus: ut facta universis Regni Comitatibus quoad celebranda insequente Anno 1791. generalia Regni Comitia, in Verbo Nostro Regio adpromis-sione interea etiam cunctæ Administrationis publicæ, reique justitiariæ partes ad eum plane Statum reponantur, in quo eæ fuerunt, dum Anno 1780. post fata Serenissimæ Dominæ Imperatricis Viduæ ac Reginæ Apostolicæ Matris Nostræ deside-ratissimæ Regni Gubernacula adivissemus; exarati hoc fine ad universos Regni Comitatus Rescripti Nostri copiam Fidelitatibus Vestris eo benigno cum Mandato hisce facimus, ut ipsæ etiam dictos Regni Comi-tatus de hacce altissima Resolutione certiores reddere, atque una cura-re noverint, ne usque ulteriores ordines quidpiam de iis, quæ hodie subsistunt, Institutis ad vitandam omnem Negotiorum conturbationem mutetur, quum alioquin constitutum Nobis sit, usque 1am venturi Mensis Maji cuncta ad priorem Statum reponere. Quibus in re-liquo Gratia ac Clementia Nostra Cæsareo-Regia benigne, jugiterque propensi manemus. Datum in Archiducali Civitate Nostra Vien-na Austriæ Die vigesima octava Mensis Januarii Anno Domini Mille-simo Septingentesimo Nonagesimo.

Josephus

Comes Carolus Palffy

Consilio Locumtenentiali Regio.

Alexander Batthyány

Revocationsedict Josef II.

geschaffenen Monopol der österreichischen Industrie beisteuerte, und zwar wollte er den ungarischen Boden zur Steuerbasis nehmen, im geraden Gegensatze zur ungarischen Adelsauffassung, daß die öffentlichen Lasten nicht auf dem Boden, welcher dem steuerfreien Edelmanne gehöre, sondern auf der Person des steuerpflichtigen Hörigen ruhen. Er verordnete demzufolge eine Volkszählung und eine Vermessung des Landes, welche er auch trotz aller Proteste durchführte (wo es sein mußte, mit Gewalt und rasch, wenn auch schlecht), um feststellen zu können, wen und was man seinerzeit mit Steuern belasten und wieviel man verlangen könne.

In Ungarn war um diese Zeit die öffentliche Meinung durch die Comitatscongregationen vertreten. Dieselben erhoben auch bei jeder Gelegenheit, anläßlich jeder Verordnung, durch welche nach ihrer Auffassung die Gesetze verletzt wurden, ihre Stimme bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade. Mit der Neuorganisation der Verwaltung hörten jedoch die regelmäßigen Comitatsversammlungen auf. Also auch diese Stimme verstummte, jedoch nur auf kurze Zeit, um sodann desto leidenschaftlicher wieder laut zu werden. Der Krieg, welchen Josef II. als Verbündeter Rußlands (am 9. Februar 1788) gegen die Türkei eröffnete, war anfangs nicht vom Glück begünstigt. In den Monaten September und October fielen die Türken auch in Ungarn ein und verheerten das südliche Banat, besonders die Gegend von Mehadia und Karansebes bis Versecz in fürchterlicher Weise. Im nächsten Jahre (1789) neigte sich das Kriegsglück mehr zu seinen Gunsten, doch benöthigte die Armee Rekruten und Geld, richtiger in dem geldarmen Ungarn die Lebensmittel, das Getreide um den halben Marktpreis. Schon im Jahre 1788 wurden die Comitatscongregationen zusammenberufen, wo sich, trotz vieler bitterer Ausfälle, kein ausgesprochener Widerstand gegen den Wunsch des Kaisers zeigte. Nur bei der Durchführung tauchten Schwierigkeiten auf und machte sich ein passiver Widerstand bemerkbar, welchen Josef auf gewaltsame Weise zu brechen versuchte. Nun aber wurde die Opposition immer kühner. Sie schöpfte ihren Muth aus den äußeren Verwicklungen. Belgien lehnte sich aus Anlaß der Neuerungen gegen den Kaiser auf. In Frankreich trat die Nationalversammlung zusammen und bereitete sich die Revolution vor. Preußen hinwiederum begann im Interesse der Türkei eine drohende Stellung gegen Österreich einzunehmen. Die im October 1789 zusammenberufenen Comitatsversammlungen verlangten alle stürmisch den Reichstag und beschwerten sich über die ungesetzlichen Verordnungen. Das Preßburger, Neutraer, Neograder, Pester, Békéser, Csanáder, Csongráder, Biharer, Szabolcser, Unger, Borsoder, Abaujer, Tornaer, Zempliner, Zipser, Heveser und Stuhlweißenburger Comitat verweigerten rundweg alle Subsidien ohne Reichstagsbeschluß, einige derselben, in erster Reihe Bihar, forderten sogar in Ermanglung eines Palatins den Judex curiae, Grafen Karl Zichy auf, er möge kraft seiner gesetzlichen Befugniß auch ohne Zustimmung Seiner



Die Zurückbringung der heiligen ungarischen Krone am 24. Februar 1790.

Majestät den Reichstag einberufen, und die Räthe der ungarischen Hofkanzlei anerkannten vor Josef II., daß die Comitate im Sinne des Gesetzes dazu vollkommen berechtigt wären. Auch Hofkanzlei und Statthaltereirath sahen übereinstimmend in der Einberufung des Reichstages den einzigen Ausweg. Josef gab endlich nach. Der 1788er Feldzug, an welchem er persönlich theilnahm, hatte seine Gesundheit gebrochen, auch seine Seele war schon ermüdet. Er fühlte, daß er ohnedies keine Zukunft mehr habe, und war geneigter von seinen Plänen abzugehen, die er ja nicht mehr ausführen und Jenen, zu deren Bestem sie bestimmt waren, die aber davon nicht einmal hören wollten, nicht aufzwingen konnte.

Er erließ demnach (am 18. December 1789) eine Verordnung in ungarischer und deutscher Sprache, in welcher er die Zusammenberufung des Reichstages versprach, wenn der Krieg zu Ende gehen würde, doch machte diese Erklärung nicht den gewünschten Eindruck. In den Comitaten brach die Unzufriedenheit ohne Unterschied der Parteien los. Man forderte den Reichstag, die sofortige Wiederherstellung des gesetzmäßigen Zustandes. An vielen Orten wurde der legale Zustand eigenmächtig wiederhergestellt, die ernannten Beamten abgesetzt, die Conscriptionen vernichtet. Da gab Josef, der sich schon am Rande des Grabes befand, vollständig nach. Er zog alle Verordnungen zurück mit Ausnahme derjenigen, welche er im Interesse der Toleranz, in Bezug auf die Verhältnisse der Hörigen und auf die Regelung der Pfarren als oberster Kirchenpatron erlassen hatte. Er verkündete, daß am 1. Mai 1790 Alles in denselben Zustand zurückkehren werde, in welchem es zur Zeit des Todes der Kaiserin Maria Theresia war, und versprach, daß er im Laufe des Jahres 1791 den Reichstag zusammenberufen, sich krönen lassen und ein Inauguraldiplom erlassen werde (am 28. Jänner 1790). Einige Tage später sandte er auch die heilige Krone ins Land zurück, welche er damals, als er die Umgestaltung der ungarischen Verwaltung in Angriff nahm (am 13. April 1784), der wiederholten ängstlichen Einsprache seiner ungarischen Räthe zum Trotze aus dem Lande wegführen und zu den ähnlichen Kleinodien seiner anderen Länder in die kaiserliche Schatzkammer hatte aufnehmen lassen. Die Nation begrüßte mit jauchzender Begeisterung das Symbol ihrer Selbständigkeit, welches in einem eigenen sechsspännigen Wagen die Kronhüter Graf Josef Keglevich und Graf Michael Nádasdy mit einigen ungarischen Garden ins Land brachten. Banderien, Glockengeläute, Kanonendonner, brausende Rufe: „Hoch lebe die ungarische Freiheit“ empfingen und geleiteten das Kleinod über Kittsee, Raab, Gran bis in das Ofener Königsschloß. Als die Krone dorthin gelangte (am 21. Februar 1790), lag Josef in Wien schon auf der Bahre.

Die Zurückziehung seiner Verordnungen vermochte die Gemüther nicht sofort zu beschwichtigen. Die Unzufriedenheit wurde auch durch ausländischen Einfluß geschürt, das ganze Land war in Gährung. Der bis dahin so ruhige Ungar des XVIII. Jahrhunderts gerieth auf einmal ganz außer sich. Angesichts der Germanisations- und Centralisations-



Krönung Leopolds II. in Preßburg am 15. November 1790.

bestrebungen lebten nicht nur die ungarische Politik, sondern auch die ungarische Vergangenheit, das ungarische Gefühl wieder auf. Die ungarische Tracht und die ungarische Sprache kamen im öffentlichen Leben wieder in Mode, und als ob die Regierung Karls und Maria Theresias gar nicht dazwischen gelegen wäre, erdröhnten wieder die Tárogatós (Kriegshörner), erklang die Rákóczy-Weise, aus welcher die neuere Zeit den berühmten Marsch componirte, und wieder tauchte, mit einigem französischen Flimmer des XVIII. Jahrhunderts, der Kurutzengeist auf, welcher durch den Szathmárer Frieden anscheinend zu Grabe getragen worden war. Es verlautete selbst, daß der Faden der Erbfolge abgerissen sei, daß infolge der gesetzwidrigen Regierungsweise Josefs II. die Dynastie ihre Rechte auf die ungarische Krone verwirkt habe und man einen neuen Wahlreichstag auf den Rákos zusammenberufen müsse. Selbst die Armee begann zu politisiren, und bei den gegen die Türken zu Felde liegenden ungarischen Truppen, bei den Infanterie-Regimentern Nádasdy, Splényi, Károlyi, Pálffy (jetzt Nr. 39, 51, 52, 53) und mehreren Reiter-Regimentern, darunter die Gräven-Husaren (heute Nr. 4), wurden Petitionen verfaßt, in welchen für die ungarischen Regimenter ungarische Officiere und ungarisches Commando verlangt wurden.

Leopold II., Josefs II. jüngerer Bruder und Nachfolger, wurde durch alles dies nicht aus der Fassung gebracht. Auch er bekannte sich zu den freisinnigen Ideen seines Bruders; auch er hatte in Toscana neue Principien ins Leben eingeführt, er wußte aber auch, daß Dasjenige, was nur die Frucht einer langen Entwicklung ist, sich nicht erzwingen läßt, und er stellte sich vollständig auf den Standpunkt seiner Mutter. Er acceptirte offen und aufrichtig die ungarische Verfassung. Da er die ungarische Nation kannte, schrak er nicht vor einigen Ausbrüchen der Exaltation zurück und berief sofort den Reichstag, und zwar nach Ofen, welches seit den Tagen des Königs Johann die Reichsstände nicht in seinen Mauern gesehen hatte.

Der Reichstag wurde am 10. Juni 1790 in der Ofener Festung unter großer Theilnahme und Begeisterung eröffnet. Ofen und Pest waren voll von bewaffneten Edelleuten, Banderien, welche die Abgeordneten ihrer Comitate hinaufbegleiteten oder zum Empfang der Krone gesandt wurden. Die Jugend, die Frauen, denen es auf ihre Bitte zum ersten Male gestattet wurde, in den Sälen der Gesetzgebung anwesend sein zu dürfen, drängten sich zu den Versammlungen. Die Berathungen begannen in ungarischer Sprache. Der Personal Josef Ürményi sprach an der unteren, der Primas Cardinal Batthyány an der oberen Tafel ungarisch. Und die ganze untere Tafel, mehr als die Hälfte der oberen Stände, darunter der Judex curiae Graf Karl Zichy, der Tavernicus Peter Végh, der Gardecapitän Graf Anton Károlyi, mehrere andere Reichsbarone, die Kronhüter Keglevich und Nádasdy, ein Apponyi, Eszterházy, Graf Franz Széchényi, Batthyány, Erdödy, Csáky, Graf Andrássy, Baron Sennyei, die Forgách, Szapáry, Festetich schwuren in öffentlicher

Sitzung nur solche Gesetze schaffen zu wollen, welche den Rechten und der Würde des freien und unabhängigen Ungarn entsprächen, und ohne Zustimmung des Reichstages weder Ämter noch Würden, weder Geschenke noch Belohnungen oder hierauf abzielende Versprechungen unter irgend einem Vorwande von irgend Jemandem anzunehmen. Die Debatten waren lebhaft, die Ausfälle heftig. Endlich siegte doch die Besonnenheit, welche in der Weisheit Leopolds II. eine starke Stütze fand, der im Inauguraldiplom (Krönungsurkunde) zwar keine neuen Concessionen machte, aber die bestehende ungarische Verfassung vollständig, ohne Vorbehalt anerkannte.

Die Krönung, welche am 15. November in Preßburg stattfand, besiegelte den Bund zwischen Ungarn und seinem König. Die Gesetze, welche durch Nation und König während dieses Reichstages geschaffen wurden, machten in vielen Beziehungen Epoche. Leopold erkannte an, daß Ungarn ein freies und unabhängiges, keinem anderen Lande unterworfenes Reich sei und nur durch seine selbst geschaffenen, von dem gekrönten König sanctionirten Gesetze zu regieren sei. Die Nation hinwiederum acceptirte und sanctionirte in der üblichen gesetzmäßigen Form alles dasjenige, was Maria Theresia und noch mehr Josef II. in formell zwar anfechtbarer Weise, doch zum Besten des Landes, den Forderungen der Zeit gemäß geschaffen hatten. Man inarticulirte — nicht ohne heftige, selbst leidenschaftliche Debatten, in welchen die Regierung gegen die katholischen Zeloten den liberalen Standpunkt einnahm — die vollständige Religionsfreiheit der Protestanten. Man anerkannte provisorisch, als Factum, und verbesserte das Urbarium Maria Theresias, man sanctionirte, ältere Gesetze erneuernd, die Freizügigkeit der Hörigen. Auch die Angelegenheit der nichtunirten Griechen — meist Serben — fand ihre legislative Erledigung. Die Serben hielten im Verlaufe des Jahres 1790 einen Nationalcongreß in Temesvár ab und forderten das Temescher Banat als besonderen District für sich. Leopold II. fand es für gut, eine eigene illyrische Kanzlei für ihre Angelegenheiten zu errichten (am 21. Februar 1791), welche gewissermaßen eine Fortsetzung der durch Maria Theresia aufgehobenen Deputatio Illyrica bildete. Die ungarische Legislative sprach durch den Gesetzartikel XXVIII : 1791 in klarer Weise die Gleichberechtigung der nichtunirten Griechen in Bezug auf Besitzrecht und Bekleidung von Ämtern aus. Der nach dem frühen Tode Leopolds II. (1. März 1792) einberufene Krönungsreichstag des Königs Franz räumte zudem auch ihren Bischöfen Sitze im Reichstage ein; die illyrische Hofkanzlei dagegen wurde aufgehoben (Gesetzartikel X : 1792).

Es gab, wie dies auch im 1790er Reichstage kund wurde, Viele im Lande, die selbst die Neuerungen Maria Theresias mißbilligten und unter dem Vorwande strengster Legalität am liebsten die alten Zustände in Allem wiederhergestellt gesehen hätten oder doch jede weitere Neuerung verhindern wollten. Die große Mehrheit wich jedoch von

der Richtung nicht ab, welche die Entwicklung des ganzen Jahrhunderts eingeschlagen hatte. Das Land wünschte Reformen und der Reichstag des Jahres 1790 entsendete mehrere Commissionen, welche dieselben in Fluß bringen sollten. Vieles stand auf dem Programm, was erst in neuester Zeit verwirklicht wurde: Criminal- und Handelscodex, Militär-, wissenschaftliche und Kunstakademien, Fabriken, Verkehrsmittel. Auch die Cultur der Nationalsprache, welche seit dem Auftreten Bessenyes in allen Zweigen der Literatur schöne Fortschritte machte, wurde seitens der Landesväter nicht vergessen. Das Gesetz von 1790/91 verordnete, daß die ungarische Sprache an der Universität, in den Akademien und Gymnasien gelehrt werde. Gesetzartikel VII:1792 erhob die ungarische Sprache überall, mit Ausnahme der Nebenländer, zum obligaten Lehrgegenstand. Schon lebte Franz Kazinczy, sozusagen der Schöpfer der neuen Literatur, der große Reformator der Sprache; das nächste Jahrzehnt sah aus der Menge der Autoren in Vers und Prosa zwei große dichterische Talente hervorragen, wie deren die ungarische Literatur seit Zrinyi

De Independentia Regni Hungariæ
Partiumque Eidem adnexarum

Articulus 10mus

Ergà demissam Statuum, & Ordinum Regni Propo-
sitionem Sua quoque Majestas Sacratissima benignè
agnoscere dignata est, quòd licet Successio Sexûs
Fœminei Augustæ Domûs Austriacæ per Articu-
los 1mum & 2dum 1723. in Regno Hungariæ, Partibusque
eidem adnexis stabilita, eundem, quem in reliquis
Regnis, & Ditionibus Hæreditariis, in & extra Germa-
niam sitis, juxtà stabilitum Successionis Ordinem
inseparabiliter, ac indivisibiliter possidendis Prin-
cipem concernat, Hungaria nihilominus cum Par-
tibus adnexis sit Regnum liberum, & relate ad
totam legalem Regiminis Formam (huc intellectis
quibusvis

quibusvis Dicasteriis suis) independens, id est nulli alteri Regno, aut Populo obnoxium, sed propriam habens Con-sistentiam, & constitutionem, proinde a legitime Co-ronato Hæreditario Rege suo, adeoque etiam a Sua Majestate Sacratissima, Successoribusque Ejus Hungariæ Regibus, propriis Legibus, et Consvetu-dinibus, non vero ad Normam aliarum Provincia-rum dictantibus id Articulis 3.o 1715. item 8.o & 11.o 1741. regendum, & gubernandum.

Artikel X.

Von der Unabhängigkeit Ungarns und seiner Nebenländer.

Über gehorsamsten Vortrag der Reichsstände geruhten Seine Majestät gnädigst anzuerkennen, daß, obwohl die für Ungarn und seine Nebenländer mit Gesetzartikel 1 und 2 vom Jahre 1723 festgesetzte Erbfolge des weiblichen Zweiges des erlauchten Hauses Österreich demjenigen Fürsten zukommt, der im Sinne der bestehenden Erbfolgeordnung in den anderen, in und außer Deutschland liegenden, zusammen und ungetheilt zu besitzenden Erbländern und Herrschaften hiezu berufen ist: Ungarn mit seinen Nebenländern doch ein freies Königreich und hinsichtlich seiner Regierungsform (einverständlich aller Dicasterien) unabhängig, das heißt, keinem anderen Lande oder Volke unterworfen sei, sondern seinen eigenen Bestand und eigene Constitution habe und durch seinen gesetzlich gekrönten König, daher von Seiner Majestät und dessen Nachfolgern, die Könige von Ungarn sind, laut Gesetzartikel 3:1715 und 8, 11:1741 nach seinen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten, nicht aber auf Art der anderen Provinzen zu regieren und zu verwalten sei.

Leopoldus

Namensunterschrift Leopolds II. unter den 1790/91. Gesetzen.

nicht aufzuweisen vermochte: Michael (Vitéz) Csokonai, den humoristischen Dichter aus Debreczin, und den Zalader Edelmann, Gardisten, Officier Alexander Kisfaludy, den Dichter des „Himfy“ (Sonette in Petrarcas Manier).

Es gab auch eine kleine Partei im Lande, welche, die Mehrheit weit hinter sich zurücklassend, den kosmopolitischen, bald ins Revolutionäre umschlagenden Ideen des

XVIII. Jahrhunderts mit vollem Herzen huldigte. Ihre Anhänger billigten zumeist, wenn auch nicht in Allem, die Ideen Josefs II. und gingen in manchen Dingen sogar über dieselben hinaus. Die überraschende Entwicklung und der Erfolg, welchen diese Ideen in Frankreich errangen, die Leichtigkeit, mit der die älteste Monarchie der Christenheit, der älteste Staatsorganismus zu dieser Zeit von Grund aus umgestürzt wurde, flößte den Anhängern dieser Ideen Muth und die Hoffnung ein, daß derselbe Erfolg auch anderwärts, auch in Ungarn eintreten werde. Zu dieser Partei gehörte der aus Pest gebürtige noch nicht vierzigjährige Ignaz Martinovich, der Anfangs Franciscaner, dann Weltpriester, unter Josef II. Professor in Lemberg, später unter Leopold II. Hofchemiker war und in dessen Auftrage im Interesse der neuen liberalen Ideen gegen einige veraltete Richtungen der 1790er Reaction Brochuren schrieb. Nach dem Tode des Kaisers kam er jedoch in seiner Carrière nicht mehr so vorwärts, wie er es beanspruchen zu dürfen glaubte. In seiner Verbitterung neigte er sich noch mehr den revolutionären Ideen zu, zu welchen ihn seine Gefühle und seine Überzeugung ohnedies hinzogen. Er wußte sich am Ende des Jahres 1793 mit der französischen Republik in Verbindung zu setzen, gegen welche der König von Ungarn und die ungarischen Truppen schon seit 1792 einen schweren Krieg führten. Sein Plan war, in Ungarn eine Revolution hervorzurufen, und er gründete, um diese vorzubereiten, zwei geheime Gesellschaften zur Verbreitung der französischen Ideen, deren Grundsätze er in zwei Katechismen niederlegte. Die „Gesellschaft der Reformatoren“ war für die beschränktere Auffassung des ungarischen Adels berechnet und plante eine Republik mit einer aristokratischen Verfassung. Die „Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit“, zu welcher Martinovich selbst und seine intimsten Anhänger gehörten, steckte sich bereits die Verwirklichung der reinen französischen Jakobiner-Republik zum Ziele und wäre erst dann aufgetreten, wenn die Reformatoren, ohne es zu ahnen, ihr schon den Weg dazu geebnet hätten. In Wien, wo Martinovich zu jener Zeit sich aufhielt, schmiedete man Pläne ähnlichen Zweckes. Die Regierung wurde hierauf von Seiten des Auslandes aufmerksam gemacht und ließ die Verdächtigen, darunter auch Martinovich, verhaften (am 23. Juni 1794). Auf sein Geständniß hin wurden Graf Jakob Sigray, ein talentvoller aber charakterschwacher Cavalier, den Martinovich zum Director der Reformatorengesellschaft designirt hatte, sowie die drei Directoren der anderen Gesellschaft: Josef Hajnóczy, Secretär der ungarischen Kammer, unter Josef II. ernannter Vicegespan von Syrmien, Johann Laczkovics, quittirter Husarenrittmeister, der im Jahre 1790 die Petition der Gräven-Husaren in Gesellschaft des Oberstlieutenants Grafen Georg Festetich vor den Reichstag gebracht hatte, sowie der junge Franz Szentmarjai, Privatsecretär des Kammervicepräsidenten Baron Ladislaus Orczy, verhaftet. Die Geständnisse der in Haft Genommenen gaben der Untersuchung neue Fäden in die Hand. Gegen Ende des Jahres



Krönung Franz' I. am 6. Juni 1792: der Moment des Schwurs.

erhob der Causarum-Director (Kronanwalt) bereits gegen 46 die Anklage auf Hochverrath und Aufruhr bei der königlichen Tafel. Unter den Angeklagten befanden sich manche hervorragende Gestalten der damaligen Literatur und des öffentlichen Lebens, wie Franz Kazinczy, Franz Verseghy, ehemaliger Pauliner, Dichter und Schriftsteller, der die Marseillaise ins Ungarische übersetzte, der junge Dichter Ladislaus von Szentjob, Szabó, der Dichter und Schriftsteller Johann Bacsányi und mehrere Andere. Die Septemviraltafel sprach über 18 Angeklagte das Todesurtheil aus. Martinovich und vier Directoren wurden am 20. Mai 1795 in Ofen unterhalb der Festung, auf der heutigen Generalwiese (ungarisch Blutfeld) hingerichtet. Ihnen folgte am 3. Juni Paul Öz, ein junger Advocat aus Pest, und Alexander Szolarcsik, ein zwanzigjähriger Jurat, die sich zu ihren revolutionären Ideen selbst während des Processes und nach demselben bekannten. Die übrigen Elf wurden begnadigt und verbüßten mit ihren zu Haft verurtheilten Gefährten — insgesammt siebenundzwanzig — ihre Strafen in verschiedenen Festungen durch längere oder kürzere Zeit. — Franz Kazinczy wurde nach fast siebenjähriger Gefangenschaft im Jahre 1801 frei und kehrte in die Heimat zurück, um seine auf die Neugestaltung der ungarischen Literatur gerichtete Thätigkeit fortzusetzen.

Diese Beispiele waren nicht gerade geeignet, den französischen Ideen Anhänger im Lande zu schaffen. Die Extravaganzen der Revolution erschreckten zudem Jedermann, der auch nur einigermaßen die Anhänglichkeit an das bestehende Staats- und Gesellschaftssystem bewahrt hatte. Die ungarische Nation unterstützte ihren König getreulich in dem wechselvollen schweren Kampfe, den er mit der französischen Republik, später mit dem Kaiserreiche zu bestehen hatte. Bonaparte wurde auf seinem italienischen Triumphzuge am stärksten durch einen ungarischen General — Alvinczy — angegriffen, und der große Feldherr bedurfte seines ganzen Genies und Glückes, damit der Sieg von den französischen Fahnen sich nicht abwende. In nicht ganz zehn Jahren fand dreimal die Adelsinsurrection statt — 1797, 1800 und 1805 — und ein schönes Denkmal der kriegerischen Begeisterung jener Zeit ist die Errichtung der Militärakademie, des Ludoviceums, auf dem Wege freiwilliger Spenden, welche laut Gesetz vom Jahre 1808 dazu vorbereiten sollte, „daß die ungarischen Jünglinge nicht blos mit der rohen Kraft, sondern auch mit den Mitteln der Wissenschaft für das Vaterland, für die angestammte Verfassung und das erlauchte Herrscherhaus kämpfen könnten!“ Ein großes Verdienst ist in Bezug auf alles dies dem Palatin Erzherzog Josef zuzuschreiben, der Leopolds II. Sohn, jüngerer Bruder des Königs Franz und der würdige Enkel Maria Theresias war. Er war kaum noch 20 Jahre alt, als er (am 12. November 1796) zum Palatin gewählt wurde. Er bekleidete seine Würde länger als 50 Jahre, und während dieser Zeit gab es kein bedeutenderes Moment in dem Leben der Nation, welches er nicht mit dem wärmsten Interesse verfolgt, ja



Palatin Josef.

gefördert hätte. Er fühlte sich als Ungar und wollte ein Ungar sein, äußerlich ebenso, wie er es innerlich war. Sein ungarischer Sprachlehrer war Verseghy, der Genosse des Martinovich, der Gefangene von Kufstein und Spielberg. Wenn er auch die ungarische Sprache sich nicht mehr vollkommen aneignen konnte, so kannte und verstand er doch Eines: den Ungar selbst. Das hauptsächliche, unausgesetzte und nicht erfolglose Streben seines ganzen Lebens war, ein gegenseitiges Verständniß zwischen der Nation und den Machtfactoren des anderen Theiles der Monarchie herbeizuführen. Die Nothwendigkeit desselben wurde seit den kritischesten Tagen Maria Theresias niemals so sehr gefühlt als im Jahre 1809, beim neuerlichen Ausbruch des französischen Krieges. Österreich (seit 1804 ein selbständiges Kaiserreich) und Ungarn standen allein ohne nahe Verbündete dem großen Imperator gegenüber, der von deutschen, italienischen, polnischen und russischen Hilfstruppen unterstützt wurde. Es verging kaum ein Monat und Napoleon stand mit seinem siegreichen Heere in Wien und forderte in einem ungarischen Manifest die ungarische Nation auf, sie möge ihre Sache von derjenigen ihres Königs trennen. „Nur der Kaiser von Österreich“ — schrieb er — „nicht der König von Ungarn hat mir den Krieg erklärt“. „Ich verlange nichts von euch, ich trachte nur darnach, daß ihr eine freie und unabhängige Nation werdet. Ihr habt noch eure eigenen nationalen Sitten, ihr habt eure nationale Sprache und könnt euch mit Recht des Alters eurer glorreichen Herkunft rühmen. Gewinnet jetzt eure frühere Existenz zurück! Seid aufs neue, die ihr einst gewesen seid! Versammelt euch auf dem Rákosfelde nach der Gewohnheit eurer Ahnen, haltet dort eine Nationalversammlung ab und gebt mir euern Entschluß kund.“ Diese Aufforderung Napoleons, welche von Johann Bacsányi, der mit Martinovich im Gefängniß saß, ins Ungarische übersetzt wurde, verhallte wirkungslos. Kaiser Franz und seine Familie fanden auf ungarischem Boden, in Ofen, Erlau, Komorn, Totis sichere Zufluchtsorte und der ungarische Adel erhob sich unter der Führung des Palatins abermals zum Schutze des bedrohten Throns. „Wir sind Ungarn“ — sprach der Palatin — „wir werden umsomehr leisten, ein je größeres Vertrauen in uns gesetzt wird.“ Ein Theil der Adelsinsurrection kämpfte bei Karakó an der Marczal (am 10. Juni 1809) und deckte den Rückzug des Erzherzogs Johann, der, aus Italien zurückkehrend, sich gegen Pápa zurückzog und dort in der Raaber Schlacht (am 14. Juni) unglücklich, aber heldenhaft focht.

Auch anderwärts war die Tapferkeit der Österreicher und Ungarn nicht imstande, dem Genie der Napoleonischen Soldaten obzusiegen. Bei Aspern (am 21. und 22. Mai), auf welches das ungarische Gyulai-Regiment (Nr. 60, das lange den Namen Wasa-Regiment trug) den ersten Angriff machte und zwischen dessen Häusern das siebenbürgische (31.) Regiment Benyovszky siegreich gegen die Tirailleurs der französischen Garde kämpfte, wetteiferten zwar die ungarischen Grenadiere, Linieninfanterie und Husaren mit den übrigen



Ungarische Insurgenten im französischen Kriege.

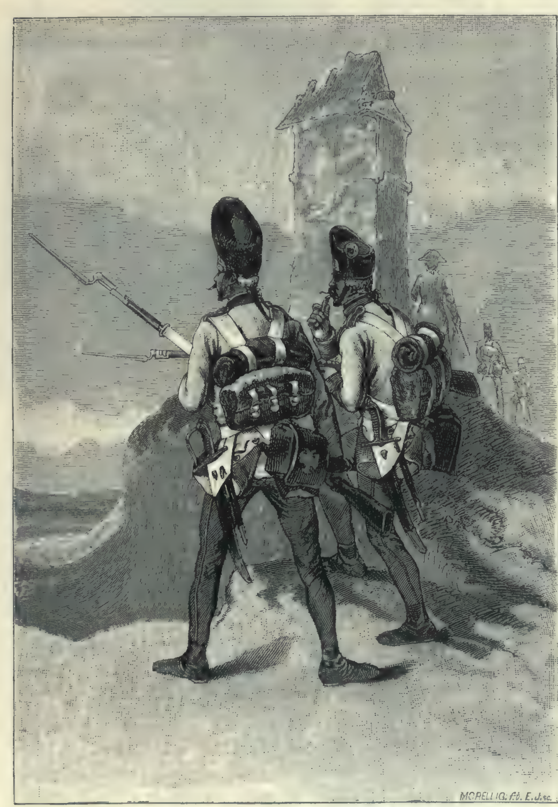
Truppen des Kaisers und Königs Franz und alle Angriffe Napoleons brachen sich an den Heerscharen des Erzherzogs Karl, doch schon nach sechs Wochen wurden alle Früchte dieses taktischen Sieges durch die Niederlage bei Wagram (5. und 6. Juli) vernichtet.

Der Friede von Schönbrunn (14. October 1809) legte der Monarchie große Opfer auf und entriß dem Gebiete der ungarischen Krone Theile Kroatiens jenseits der Save sowie Fiume.

Dem unglücklichen Frieden folgte, als Wirkung der langwierigen Kriege, der finanzielle Staatsbankerott (20. Februar 1811). Der Werth des Papiergeldes sank auf ein Fünftel herab und die finanziellen Leiden waren selbst dann noch nicht vollständig überwunden, als endlich nach einem langen, schweren Kampfe auch die Macht Napoleons gebrochen wurde, Kaiser Franz mit seinen Verbündeten in Paris einzog, die ungarischen Husaren — Hessen-Homburger Nr. 4, die Gräven-Husaren der Neunziger-Jahre — die Rhône und die obere Loire durchschwammen (am 20. März und 7. April 1814) und Oberst Josef Simonyi, der rauhe Sohn der Szabolcs, nachdem er in Fontainebleau sich auf den Thron des Kaisers Napoleon gesetzt und die Asche seiner Pfeife an den Armlehnen desselben ausgeklopft hatte, im Gemache der Kaiserin Maria Louise im Verein mit seinen Husaren die Mütze ritterlich lüftete und mit den Worten: „Hier waren Ungarn" nicht gestattete, daß aus dem Schlosse etwas weggenommen würde.

Nach dem Kriege erhielt die Monarchie mit geringen Ausnahmen all das wieder zurück, was sie seit achtzehn Jahren verloren hatte, und erfuhr sogar eine Vergrößerung; aber die Wunden, welche ihr der Krieg geschlagen hatte, schmerzten noch lange. Die nationale Entwicklung feierte jedoch nicht während dieser Heimsuchung, wie einst in der Türkenzeit, nach dem Frieden an der Zsitvamündung stärkte sie sich im geheimen und suchte Gelegenheit und Form, um sich auch öffentlich bethätigen zu können. Schon im Reichstage des Jahres 1807 sprach Paul Nagy, der „Cato censorius", der „Blitzeschleuderer", von dem „Zustande der Millionen des Volkes", von den Interessen der „misera contribuens plebs", und obzwar sich damals Zwischenrufe vernehmen ließen, wie: „Ne stultiset!" („Reden Sie keine Dummheiten!") — so verbreitete sich doch die Idee, der Gedanke, welcher unter der Freiheit und Wohlfahrt des Landes nicht mehr die Freiheit und das Wohlsein des Adels allein begriff, langsam zwar, doch immer weiter und fester. Noch mehr aber verbreitete und befestigte sich der Gedanke, welchen der große Redner sein ganzes Leben hindurch begeistert verkündet hatte: „daß man eine verlorene Verfassung wiedergewinnen könne, mit der Nationalität aber auch die Nation verloren sei". Was die ungarischen Leibgardisten des vorigen Jahrhunderts begonnen hatten, was in den Neunziger-Jahren als flüchtiges Feuer — so hatte es wenigstens den Anschein — aufgeflammt war, lebte wieder auf, und immer allgemeiner wurde die Überzeugung, der

Wunsch, daß Ungarn wieder so ungarisch werden müsse, wie es vom Zeitalter der Árpáden an bis zum Szathmárer Frieden gewesen war. Die Nation blickte, an der Schwelle eines neuen Entwicklungsstadiums, auf ihre Vergangenheit zurück, deren Gestalten aus dem „nächtlichen Dunkel" durch Karl Kisfaludy, Alexanders Bruder, der 1809 mitgekämpft hatte und nach Kazinczy der zweite Schöpfer der neueren Literatur war, mit den Scenen aus dem ungarischen Leben in seinen Bühnenstücken, durch den jungen Michael Vörösmarty in „Zaláns Flucht", dem Epos der Landesoccupation, vor die geistigen Augen der Nation gezaubert wurden, während schon ein junger Husarenrittmeister, der gegen Napoleon und Murat gekämpft hatte, Stefan Széchényi, der vierte große Széchényi, der Sohn von Franz, dem dritten großen Széchényi, über die praktischen Mittel nachdachte, durch welche man die Sehnsucht der Patrioten nach einer „besseren Zeit", „nach dem alten Ruhme" verwirklichen, ja eine noch schönere Zukunft vorbereiten könnte. Damals bot sich wieder die Gelegenheit für die Nation, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Seit 1812, als man sich der Devalvation widersetzte und jede Hilfe zur Behebung der finanziellen Wirren verweigerte, wurde der Reichstag nicht mehr zusammenberufen. Was man in den Kriegszeiten an Subsidien, an Soldaten und Mundvorrath bedurfte, wurde ohne Reichstag ausgeschrieben und eingehoben.



Ungarische Grenadiere im französischen Kriege.

Als jedoch nach der Wiederherstellung des Friedens im Jahre 1821 die Conscription der Rekruten abermals ohne Reichstag vor sich ging und die Steuer (seit 1822) an Stelle der früheren Valuta in Conventionsmünze gefordert wurde, protestirten die Comitate, drängten zur Einberufung des Reichstages und entfalteten namentlich in den Comitaten Ödenburg, Zala, Eisenburg, Komorn, Borsod, Gömör, Zemplin, Neográd, Neutra und ganz besonders in Bars gegen die Commissäre, die berufen waren, den königlichen Verordnungen Geltung zu verschaffen, je nach dem Auftreten derselben einen bald stärkeren, bald schwächeren, bald mehr gewaltsamen, bald mehr passiven Widerstand. Diese Gährung entstand zur Zeit, als die Macht der heiligen Allianz auf ihrem Gipfelpunkte stand, in Spanien und Italien jeden liberalen Widerstand erdrückte. Es war damals eine böse Zeit in Bezug auf den Constitutionalismus in Europa; doch wollte König Franz den ungarischen Gesetzen keine Gewalt anthun und berief am 11. September 1825, dem Jahrestage von: „Unser Leben und Blut!" nach Preßburg seinen achten Reichstag, mit welchem im Leben der ungarischen Nation eine neue Epoche beginnt.





Die neue Epoche.

Fortsetzung des Zeitalters der Könige aus dem Hause Habsburg.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts brach über die ungarische Nation eine sehr traurige Zeit herein. Der magyarische Stamm hatte infolge der vielen Kriege auch an Zahl stark abgenommen. Ein kleiner Bruchtheil, der Gemeinadel, bildete die eigentliche Nation; der Hochadel war in Sprache und Sitten dem Volke entfremdet, die Hörigen verwahrlost und in Unwissenheit versunken; die Bürgerschaft in den Städten war meist von fremder Zunge, die Gerichte bedienten sich der lateinischen Sprache; diese letztere war auch die Vermittlerin der Wissenschaften, die Conversationssprache der gebildeteren Classen. Der Handel des Landes wurde durch das damalige Zollsystem zu Grunde gerichtet, und dies übte eine verhängnißvolle Rückwirkung auf Gewerbe und Landwirthschaft; der einst so blühende Weinhandel war nahezu vernichtet; die wirthschaftlichen Producte wurden im Lande selbst verzehrt. Der letztere Umstand — in Verbindung mit der geringen Anzahl der Bevölkerung — rief den falschen Schein des Überflusses in dem Maße hervor, daß schließlich die Nation selbst mit ihrem gesunkenen Zustande sich zufrieden gab und dies in dem lateinischen Spruche ausdrückte: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita". Es ist aber wahrlich der schlimmste Zustand für eine Nation, wenn sie selbst gegen ihren Verfall sich abstumpft.

Der scheinbare Wohlstand war übrigens nur bei den privilegirten Classen zu finden. Auf den Hörigen ruhten alle Lasten des Landes; sie stellten die Rekruten, bestritten deren Erhaltung, zahlten die Steuern, bauten die Straßen, verrichteten die Robotarbeiten für ihre Grundherren, zahlten nach den Producten ein Neuntel und entrichteten den Zehent an ihre Geistlichen. Unter Freiheit verstand man damals die Privilegien des Adels, und wenn die Comitate im Namen der Freiheit ihre Stimme erhoben, so kämpften sie mit demselben Eifer gegen Regierung und Bauern, ja selbst gegen das bürgerliche Element. Die Hörigen waren auf dem Reichstage nicht vertreten, die Bürgerschaft sämmtlicher königlichen Freistädte hatte nur „eine“ Stimme; es trat sogar die Absicht zu Tage, die Bürgerschaft von allen Ämtern auszuschließen.

Die letzten Verordnungen sowie der Tod Josefs II. und die Thronbesteigung Leopolds II. brachten eine einigermaßen neue Wendung im nationalen Leben hervor. Die Nationaltracht, die ungarische Sprache wurden wieder beliebt; es entstand eine ganze Reihe von Dichtern, die den alten Ruhm und die Ahnentugenden in Erinnerung brachten; freilich konnten sie auf kein großes Publicum rechnen. Auf dem Krönungsreichstage im Jahre 1790/91 wurde der berühmte X. Gesetzartikel sanctionirt, nach welchem Ungarn seiner eigenen Verfassung gemäß und nicht nach Brauch der Erbländer zu regieren sei. In diesem Zeitabschnitt erstanden schon einige große Geister, welche die Bedeutung der Cultur und der Reformen der Nation vor die Augen führten, jedoch die Gesellschaft verstand sie noch nicht.

Die französische Revolution brachte ganz Europa in gewaltsame Bewegung, stürzte alte Begriffe, verbreitete neue Ideen; nur auf Ungarn übte sie die entgegengesetzte Wirkung: hier brachte sie den Fortschritt zum Stillstand. Es entstand zwar, wie oben erzählt wurde, ein Verein, welcher die Grundsätze der Gleichheit und der Volkssouveränetät mit allen ihren Consequenzen in Ungarn für durchführbar hielt, doch eroberte die von ihnen begonnene Bewegung kein Terrain, vielmehr schreckte das Auftreten einzelner Hitzköpfe unter den Mitgliedern selbst die einem gemäßigt freisinnigen Fortschritte Zugeneigten ab. Die Bestrebungen der Ersteren, als „Verschwörung“ bezeichnet und behandelt, wurden von der Regierung durch das Richtschwert im Keime erstickt; mit dem Blute der zum Tode verurtheilten ungarischen Jakobiner wurden aber auch die nationalen und Reformbestrebungen der freisinnigen Patrioten von der Tafel dieses Zeitalters weggewischt. Es blieb nichts auf ihr bestehen als die Kriegsgeschichte. Aus den Napoleonischen Feldzügen blieb das Andenken ungarischer Tapferkeit bewahrt.

Dafür übrigens, daß die ungarische Nation den Ideen der französischen Revolution und später denjenigen des ganzen Napoleonischen Zeitalters gegenüber keine größere Empfänglichkeit zeigte, gab es nebst den äußeren auch innere Gründe. Die Volkssouveränetät, die Gleichheit standen im Gegensatz zur Auffassung des Adels und zu den

ererbten Privilegien. Das ganze Volk wurde nur dadurch unmittelbar berührt, daß, so oft ein neuer Feldzug eröffnet wurde, die Steuern und Subsidien sich erhöhten, neue Regimenter aus den der Feldarbeit entzogenen Landleuten gebildet werden mußten, der Werth des Papiergeldes dagegen umsomehr abnahm, je höher die zu bedeckenden Lasten stiegen.

Die ungarische Nation blieb ihrem König treu in der Gesetzgebung, im öffentlichen Leben und auf dem Schlachtfelde. Und doch fehlte damals noch eine der mächtigsten Triebfedern des öffentlichen Geistes: die Vaterlandsliebe. Der Bauer stand außerhalb der Verfassung, die Freiheit war für ihn ein unverständliches Wort und keine Begeisterung drückte ihm die Waffe in die Hand.

Das durch den Reichstag votirte Rekrutencontingent wurde von den Comitaten und Städten nach dem Zahlenverhältniß ihrer Einwohner vertheilt und sodann machten sich Husaren als Werber auf den Weg, um bei Tanz, Musik und Wein aus den sich freiwillig Meldenden die auf den Werbedistrict fallende Rekrutenmenge zusammenzubringen. Eine solche „Verbunk" (Werbung) gehörte zu den typischen Erscheinungen des ungarischen Volkslebens. Wenn es aber auf diese Weise nicht ging, dann machten sich die Vorsteher mit Heugabeln und Stricken auf den Weg, um die diensttauglichen Burschen zusammenzufangen.

Eine irreguläre Waffengattung war die Adelsinsurrection. Zu dieser im Erbfolgekriege als wesentlicher Factor bewährten Insurrection nahm die Regierung auch während der französischen Kriege ihre Zuflucht; doch sehen wir sie erst im Feldzug des Jahres 1809 factisch in die Kriegsoperationen eingreifen.

Ebenso wie die Ungarn während der schweren Jahre der Napoleonischen Kriege ihrem König unerschütterlich treu blieben, liebten sie seinen Bruder, den Palatin Josef, aufrichtig. Und diese Liebe hatte tiefgehende Wurzeln, denn Palatin Josef war während seines fünfzigjährigen Waltens eine wahre providentielle Gestalt der ungarischen Geschichte. Als Bruder des Königs und kraft seiner Palatinalwürde dessen Statthalter in Ungarn, stand er fortwährend vermittelnd zwischen Thron und Nation, letztere gegen etwaige Übergriffe der Wiener Regierung schirmend, sowie den Thron vor den Ausbrüchen der nationalen Erregung behütend. Er bekannte sich ganz als Ungar, erschien auch in ungarischer Tracht und sprach es in einer Rede im Reichstage aus, daß „auch in seinen Adern das Blut Árpáds fließe". Im Kriege führte er die Adelsinsurrection an, im Frieden leitete er die Berathungen des Reichstages, und wenn er dort die Integrität des Vaterlandes ruhmvoll vertheidigte, so trat er hier mit Weisheit für die Redefreiheit ein. Und dies war häufig vonnöthen.

Als die Feldzüge gegen Napoleon beendigt waren und aus den bei Leipzig erbeuteten Kanonen Kreuze gegossen und vertheilt wurden, mit welchen alle Armeemitglieder decorirt

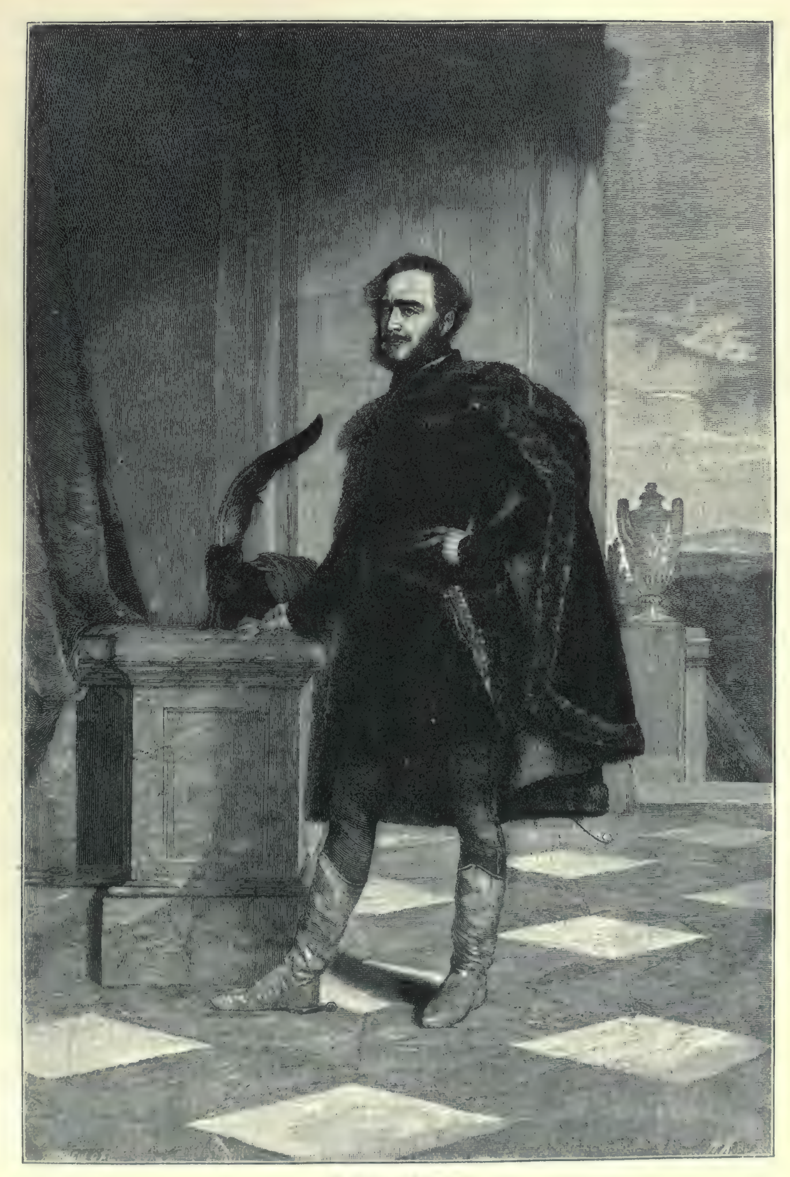
wurden (sogenannte „Kanonenkreuze“, noch in den Vierziger-Jahren konnte man viele Veteranen diese Kreuze auf der Brust tragen sehen), da hatten die in Wien versammelten Mitglieder des Wiener Congresses schon die Inschrift vergessen, welche auf dem Erinnerungskreuze stand: „Europa libertati asserta“. Die maßgebenden Politiker schrieben den ganzen großen Krieg geradewegs den Freiheitsideen zur Last und glaubten infolge dessen, daß das Übel sich am besten durch die Ertödtung jener Ideen heilen ließe. Es bildete sich die „heilige Allianz“.

Die Wirkung derselben erstreckte sich auch auf Ungarn. Es blieb zwar im Besitze seiner Verfassung, deren Aufrechthaltung der königliche Schwur verbürgte, jedoch wurde der Reichstag zehn Jahre lang nicht zusammenberufen. Nur die Comitate durften ihr „Remonstrationsrecht“ ausüben. Dem gegenüber hatte die Regierung kein anderes Schutzmittel, als die hervorragenderen Comitatsredner „ad audiendum verbum regium“ zu sich zu berufen, was so viel hieß, als die Krone in die Reihe der streitenden Parteien herabziehen.

Die Verbreitung des Papier- und Kupfergeldes sowie die später erfolgende Werthverminderung desselben führte eine allgemeine Erschütterung der materiellen Verhältnisse herbei. Und damit der Wermuthsbecher bis zum Rande gefüllt werde, erhoben sich auch die Elemente feindlich gegen das Land; es folgten so schwere Mißjahre aufeinander, daß das Volk kaum das tägliche Brod in einem „Kanaan“ genannten Lande fand; es zerrieb Eicheln zu Mehl. Wahrlich sehr große Lebenskraft mußte die Nation besitzen, welche aus so tiefem Verfall ohne fremde Mithilfe sich wieder zu erheben vermochte, und von lebhaftem Glauben an die Zukunft mußten jene Männer erfüllt sein, die zu Anfang dieses Jahrhunderts die Umgestaltung Ungarns zu einem europäischen Factor sich zur Aufgabe stellten.

Die Regenerationsperiode begann im Jahre 1825, als der ungarische Reichstag nach dreizehnjähriger Unterbrechung wieder einberufen wurde. Auf diesem Reichstage tauchte der große Reformator Graf Stefan Széchényi zum ersten Male auf, der gleich zu Beginn sein ganzes beträchtliches Einkommen eines Jahres zur Gründung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften spendete.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Werkes, die constitutionellen Kämpfe noch den Widerstreit der Ideen zu schildern, deren Schauplatz Ungarn in den letzten fünfzig Jahren war. Diese Epoche steht uns noch viel zu nahe, als daß schon ein unparteiisches Urtheil über sie abgegeben werden könnte, ohne durch seine Meinung Widerspruch und Empfindlichkeiten zu wecken. Wir können und wollen hier nur die allgemeinen Thatsachen, die concreten Veränderungen erwähnen, welche keinen Gegenstand der Discussion bilden können. Alte Ideen sind verschwunden, neue an deren Stelle getreten, und ebenso wie die geistigen Führer der Vergangenheit mit den damaligen Ideen rechnen mußten, so müssen hinwiederum die leitenden Elemente der Gegenwart die heutigen Tendenzen vor Augen haben. Der Hohn



Graf Stefan Széchényi.

und der Vorwurf, mit welchen die früheren Ideenkreise einander anfeindeten, sind heute nicht mehr verständlich.

Die hauptsächlichen Schöpfungen des im Jahre 1825 eröffneten und im Jahre 1827 geschlossenen Preßburger Reichstages waren Culturinstitute und eine den Zeitanforderungen entsprechende Militärbildungsanstalt. Es wurden Gesetze für Errichtung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, sowie des Ludoviceums, das ist einer Militärakademie in Pest, geschaffen; beide Anstalten entstanden auf dem Wege freiwilliger Spenden, an denen sich die ungarische Aristokratie mit ihren glänzendsten Namen, an ihrer Spitze der Palatin Erzherzog Josef, betheiligte. Ebenso wurden in den einzelnen Comitaten in den Kreisen des Adels Sammlungen veranstaltet. Ähnliche Spenden verzeichnen die Gesetzartikel zu Gunsten des ungarischen Nationalmuseums; es wurden überdies Privatbibliotheken, sowie Raritäten- und Antiquitätensammlungen geschaffen.

Der Reichstag von 1830 wurde mit der Krönung des Thronfolgers Ferdinand V. und mit seiner Beeidigung auf die ungarische Verfassung noch zur Lebenszeit seines Vaters eingeleitet. Für die regulären ungarischen Regimenter wurden 28.000 Rekruten — ohne jedes Präjudiz für die Zukunft — votirt.

Als Franz I. am 2. März 1835 starb, berief der bereits gekrönte Ferdinand V. den Reichstag auf das nächste Jahr zusammen, dessen erster Artikel feststellte, daß in dem Texte der Gesetze der ungarische der authentische sei. Eine fast noch wichtigere That des Reichstages war die liberalere Entwicklung des Theresianischen Urbariums, die neuere Regelung der Freizügigkeit der Unterthanen, die neuere Bestimmung der Ausdehnung von bäuerlichen „Sessionen" je nach Landstrichen und mehrfache Erleichterungen in den urbarialen Leistungen.

Zu gleicher Zeit wurde die innere Verwaltung der Gemeinde und der Wirkungskreis der grundherrlichen Jurisdiction geregelt; man berieth über die Erleichterung der Lasten des gemeinen Volkes und die Ablösung der Militärerhaltungspflicht; der Nichtadelige erhielt das Recht, persönlich vor Gericht plaidiren zu können. Gleichsam prophetisch klingt der in diesem Jahre gebrachte Gesetzartikel, durch welchen ausgesprochen wird, daß das Land jenen Unternehmern Concessionen, Begünstigungen und Schutz ertheilen werde, welche den Ausbau von Eisenbahnen nach dreizehn das Land durchschneidenden Richtungen übernehmen würden; es wurde die Art und Weise der Expropriation bestimmt und die Eisenbahnunternehmungen von den Steuern befreit. Damals waren kaum in zwei Ländern Europas Proben mit Eisenbahnen gemacht worden. Und heute ist das ganze Eisenbahnnetz ausgebaut, welches in dem Gesetzartikel XXV : 1836 prophetisch angedeutet ist.

Von unmittelbarem Erfolge war der Beschluß der Reichstages bezüglich des Baues einer Kettenbrücke zwischen Pest und Ofen, mit der Verpflichtung, daß Jedermann den



Das ungarische Nationalmuseum.

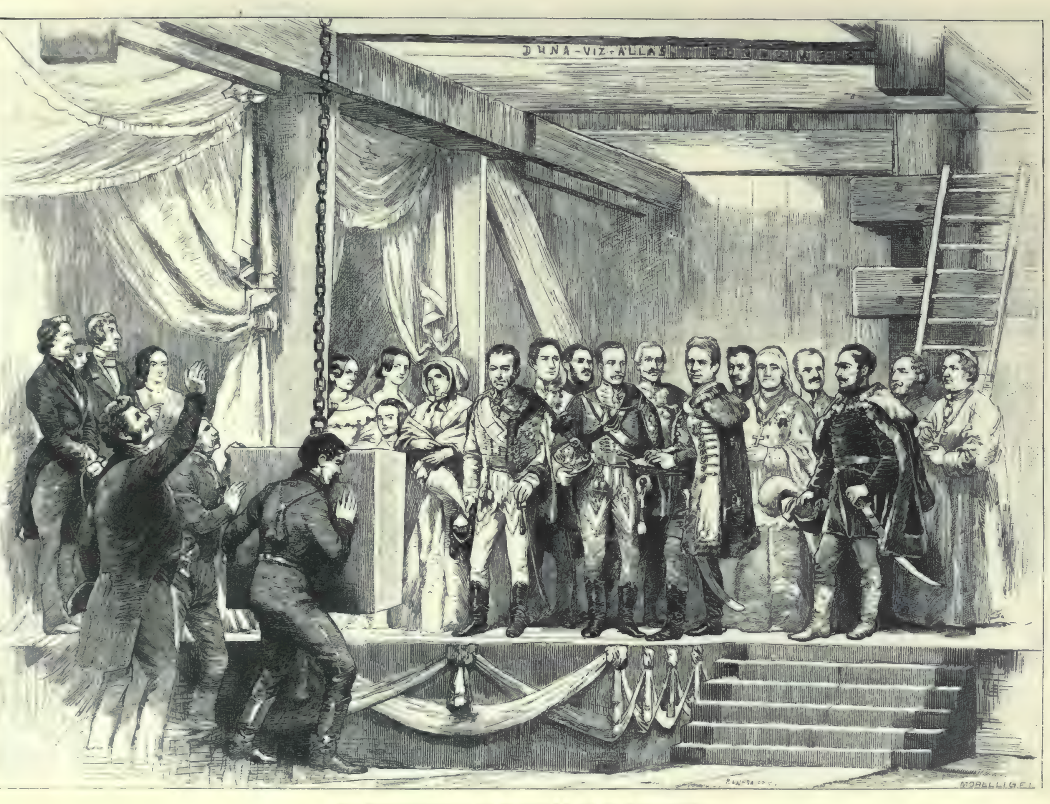
Zoll zu zahlen habe. Es war die erste Steuerlast, welche den adeligen Schultern auferlegt wurde, mit der Aussicht, daß nach einer bestimmten Zeit die Kettenbrücke aus den Händen der Actionäre wieder an den Staat zurückfallen und dann neuerdings Jedermann, ohne Zoll entrichten zu müssen, dieselbe werde benützen können.

Noch weitere Schritte that der Reichstag auf dem Gebiete der nationalen Cultur, indem er die Errichtung des ständigen Nationaltheaters beschloß und eine Landesirrenanstalt in Waizen schuf. Zum Schluß ordnete er an, daß die gesammten Kosten des Reichstages fortan ausschließlich durch den Adel bestritten werden sollten. Dieser ganze denkwürdige Reichstag wurde durch den Geist des Patriotismus, der Humanität und der Aufklärung geleitet.

Die Gesetzgebung vom Jahre 1840 machte einen neuen Fortschritt durch die Ausarbeitung eines auf den modernsten und liberalsten Principien beruhenden Strafgesetzentwurfes. Derselbe Reichstag wurde dadurch denkwürdig, daß er die ungarische Sprache zur gesetzlich allein giltigen erhob; seither wurden im Reichstage nur ungarische Reden gehalten, die lateinische Sprache verlor ihren amtlichen Charakter. Außerdem wurden manche gemeinnützige Institutionen in Angriff genommen: die Donauregulirung, die Regelung des Wasser- und Kanalwesens, der Feldpolizei. Was aber in der gesammten Creditwelt Epoche machte, das war die Schaffung des Wechselgesetzes, aus welchem die Advocaten eine besondere Prüfung ablegen mußten, so daß der Titel „Landes- und Wechselgerichtsadvocat“ noch heute besteht. Hiermit hing das Gesetz über die „Kaufleute“, über Fabriken, Erwerbs- und Actiengesellschaften, schließlich das Concursgesetz zusammen. Alles dies bereitete eine gewaltige Umwälzung der alten patriarchalischen Besitzverhältnisse vor. Ein Gesetzartikel ebendesselben Reichstages ertheilt auch den Juden zuerst bürgerliche Rechte und Freiheiten. Für die Baukosten (39.000 fl.) des eben erst errichteten Nationaltheaters und für die erste Einrichtung desselben votirte der Reichstag 50.000 und „nicht mehr“ Gulden, als Fond wurden 400.000 Silbergulden im vollen Werthe votirt, welche „Summe blos durch den Adel zu zahlen sein würde“.

Die Reichstag von 1843 bis 1844 sichert die vollständige Religionsfreiheit der Protestanten, dehnt das Recht, adeligen Besitz zu erwerben, auch auf Nichtadelige aus und befähigt letztere, in allen öffentlichen Ämtern angestellt zu werden; er regelt die Lastenverhältnisse bei den öffentlichen Arbeiten. Alles dies waren ebensoviele bestimmte Schritte nach vorwärts in der Richtung der durch den Zeitgeist vorgezeichneten Reform.

Zunächst beeilte sich die ungarische Gesetzgebung, nicht nur auf religiösem, geistigem und politischem Gebiete mit großen Schritten die Versäumnisse der Vergangenheit einzuholen, sondern auch auf volkswirthschaftlichem Felde den Grund zu hochwichtigen Errungenschaften zu legen. Die Gesetze über Wasserregulirung und Kanalisation, deren



Die Grundsteinlegung der Kettenbrücke am 24. August 1842.

Hauptobjecte die Theiß und ihre Nebenflüsse waren, und selbst der unscheinbare Gesetzentwurf über die Bindung des Flugsandes hatten zur Folge, daß große Landesgebiete, welche bis dahin unbenutzbare Sümpfe und Wüsten bildeten, dem Ackerbau zugänglich gemacht wurden. Als ewige Andenken aus dieser Zeit verblieben uns der den Namen des Königs Franz tragende Franzenskanal, die Bega- und Sárviz-Kanäle, die groß angelegte Theißregulirung. Eine ebenso wichtige Einrichtung war die Commassirung der Felder, wodurch die in verschiedenen Gemarkungen zerstreuten Äcker der kleineren Grundbesitzer vereinigt und die Weiden von zweifelhaftem oder negativem Erträgniß nach Verhältniß dazugeschlagen wurden; eine neue erfolgreiche Wirthschaftsmethode wurde hierdurch im Lande eingeführt und die Pußten der großen Städte des Tieflandes belebten sich infolge dessen mit Wirthschaftshöfen. Wir können getrost behaupten, daß diese Epoche den Beginn der zweiten, einer „moralischen Eroberung" des Landes bildete. Im Jahre 1847 wurde die erste Locomotiveisenbahn von Pest nach Szolnok dem Verkehr übergeben, in Anwesenheit des Palatins Stefan, der in demselben Jahre, nach dem Tode seines Vaters, durch das Land zur Palatinswürde erhoben wurde. Zwei Jahre später wurde die erste Donaukettenbrücke, zwischen Ofen und Pest, deren Bevölkerung damals 120.000 Seelen zählte, während sie jetzt einer halben Million sich nähert, dem allgemeinen Verkehr übergeben.

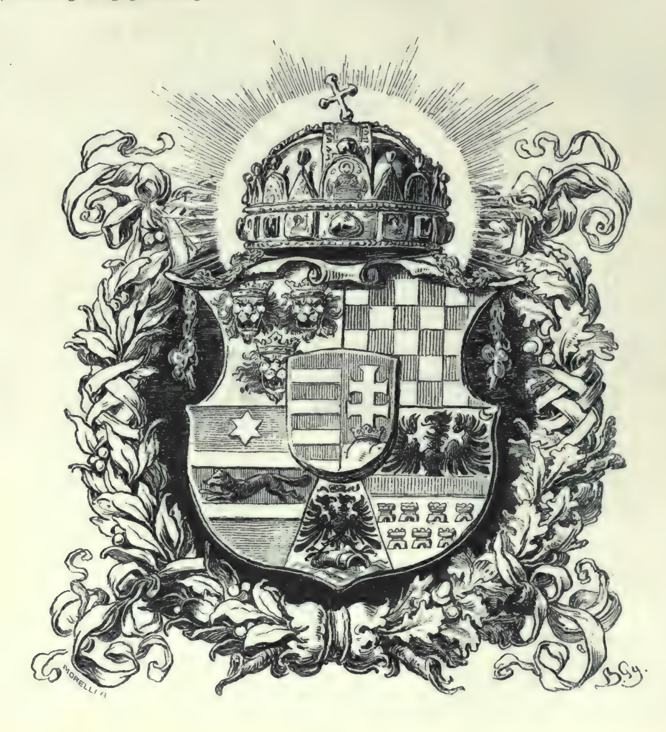
Die begonnene Reformarbeit wurde endlich im Jahre 1848 durch den im vorhergegangenen Jahre zusammengetretenen Reichstag beendet, indem dieser, angespornt durch die französische Februar-Revolution, mit einem Mal mit allen Überlieferungen der Vergangenheit brach und, die Rechtsgleichheit aussprechend, auf Grund des Principes der Volksfreiheit die ganze Nation neugestaltete, indem er das ganze Volk in den Umkreis der Verfassung aufnahm, die Urbarialdienste und die Zehnten beseitigte und die Grundherren dafür entschädigte, die Adelsprivilegien aufhob, die Steuerzahlung und die militärische Dienstpflicht auch auf den Adel ausdehnte, die Presse für frei erklärte und an Stelle des alten ständischen Reichstages die verantwortliche parlamentarische Regierung auf der Basis des Repräsentativsystems setzte. Derselbe Reichstag vollzog auch die Union Ungarns mit Siebenbürgen, welches letztere stets eine gesonderte Regierung und Verfassung und einen besonderen Landtag besaß, an dem die Deputirten und Regalirten, vom König berufene Notable, der drei Nationen „Ungarn, Sachsen und Székler", theilnahmen. Auch dieser Begriff hörte auf, und hiermit war endlich das einige Ungarn geschaffen. Nur diese vollständige Umformung macht jene staunenswerthe Kraftentfaltung erklärlich, mit welcher die Nation in den auf die Umgestaltung folgenden Kämpfen die Welt überraschte. Der auf den 5. Juli 1848 nach Budapest berufene Reichstag wurde durch den Palatin Stefan schon ganz auf der neuen Basis, auf der Grundlage der Volksvertretung, eröffnet und das verantwortliche ungarische Ministerium nahm die Regierung des Landes in die Hand.



Die Eröffnung des Reichstages von 1848 zu Budapest.

Die Niederlage verschmolz das „Volk“ und die einstmalige „politische Nation“, ja sogar die einzelnen Stämme und Confessionen nur noch inniger mit einander, als es in den siegreichen Tagen geschehen war. Die Vaterlandsliebe, die Sehnsucht nach constitutioneller Freiheit, welche bisher nur das Eigenthum einer halben Million Adeliger gewesen war, zog in die Herzen von sechzehn Millionen Staatsbürgern ein und wurde unbesiegbar.

Unausrottbare Wurzeln hat in den Gemüthern jene Doppelwahrheit geschlagen, daß die ungarische Nation, wenn sie ihre staatsbildende und culturelle Mission erfüllen wolle, sich aufrichtig um den Thron scharen müsse, von dessen Baldachin die Krone des heiligen Königs Stefan auf alle Völker herabstrahlt, daß hinwiederum der festeste Grundstein, die Stütze dieses Thrones in der wahren Liebe zu finden sei, welche seinem König ein freies und seine Freiheit zu staatserhaltenden und zu Culturzwecken weise benützendes Volk freiwillig entgegenbringt.



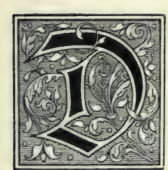

Das magyarische Volk.





Das magyarische Volk.

Die Eigenthümlichkeiten der magyarischen Sprache.



Daß das magyarische Volk keinem anderen lebenden Volke nahe verwandt ist, haben ethnologische und philologische Forschungen gleichermaßen bewiesen. Der reine magyarische Typus ist zwar bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend festgestellt, da über diesen Gegenstand bisher höchstens grundlegende Untersuchungen geschehen konnten, sicher ist aber schon jetzt, daß der Magyare sowohl in seinen Schädel- und Gesichtsformen als auch in seinem Körperbau gewisse Eigenthümlichkeiten besitzt, welche als besondere Racen-Eigenschaften betrachtet werden dürfen und als solche weder nah noch fern bei einem anderen Volke aufzufinden sind. Was die Sprache betrifft, so waren in unserer Literatur Ursprung und Verwandtschaft derselben seit der Zeit der ersten bekannten magyarischen Grammatik (1539) unausgesetzt Gegenstand der Untersuchung. Sogar die Frage der Verwandtschaft mit den finnisch-ugrischen Sprachen befindet sich schon seit mehr als hundert Jahren ständig auf dem Tapet. Erstaunlichen Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit bekunden auf diesem Gebiete besonders unsere jetzt lebenden und wirkenden großen Gelehrten (Paul Hunfalvy, Josef Budenz). Das Ergebniß scheint aber auch jetzt noch nicht im Verhältniß zu stehen zu der auf die Forschung verwandten großen und vielseitigen Arbeit, denn nicht nur daß das Gesammtbewußtsein der Nation sich mit der finnisch-ugrischen Verwandtschaft nicht abzufinden vermag, sondern in der Akademie der Wissenschaften selbst gewinnt eine andere Richtung immer mehr Boden, nämlich die Lehre der Verwandtschaft mit dem türkischen Element, mit Hermann Vámbéry als hervorragendstem und geistvollstem

Verkünder. Welche der beiden philologischen Parteien, die mittlerweile zu richtigen Lagern angewachsen sind, irgend einmal siegreich bleiben werde, das ist noch immer ein Geheimniß der Zukunft. Aus dem bisherigen Verlauf des hochinteressanten Streites hat sich schon einstweilen klar genug ergeben, daß die magyarische Sprache, als gleichfalls der großen Familie der altaischen Sprachen angehörig, sowohl zur finnisch-ugrischen als zur türkisch-tatarischen Sprachgruppe in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht. Die Frage ist nur noch, ob unsere Sprache ihrem Ursprunge nach der finnisch-ugrischen Sprachgruppe angehöre, die türkisch-tatarische Verwandtschaft aber nur das Ergebniß späterer Einwirkungen sei, oder ob sie umgekehrt türkisch-tatarischen Ursprunges sei und die finnisch-ugrische Verwandtschaft sich durch die erhaltende Berührung mit den hierher gehörigen Sprachen gebildet habe. Übrigens ist es sogar noch denkbar, daß sich durch fernere Forschungen eine dritte Möglichkeit herausstellen werde, nämlich daß diese Sprache sich aus dem gemeinsamen altaischen Stamme selbständig ausgesondert habe, als dritter Zweig, der infolge von später eingetretenen geographischen und ethnographischen Verhältnissen keine Nebenzweige treiben konnte. Keinen geringen Vorschub leistet dieser Annahme die in der Entwicklung der magyarischen Sprache zu Tage tretende starke Selbständigkeit, deren Macht alles Entlehnte vollständig dem Geiste der Sprache anzupassen vermocht hat und vermag, und zwar selbst in phonetischer Hinsicht so sehr, daß nicht selten nur die allseitige Zergliederung und höchst umsichtige Vergleichung des Sprachforschers imstande ist festzustellen, ob das eine und andere unserer Wörter urmagyarischer Abstammung oder nur eine assimilirte Entlehnung sei. Unbedingt fest steht also nur, daß die magyarische Sprache zu den agglutinirenden Sprachen gehört und auch unter diesen eine derjenigen ist, bei denen der Wortstamm und die modificirenden Wortbestandtheile (Bildungssilben, Flexionsendungen) nach Form und Bedeutung aufs genaueste von einander zu unterscheiden sind.

Ihrer individuellen Natur nach gehört die magyarische Sprache zu denjenigen, welche den schönsten Klang, den vollkommensten Bau und die klarste Präcision des Ausdruckes besitzen. Ihr eigenthümlicher Wohllaut rührt nicht nur daher, daß sie sogar literarisch vierzig rein articulirte Sprachlaute gebraucht, sondern auch daher, daß alle diese Laute, in so und so viele regelmäßige Accorde zusammengefügt, sich zu Worten gruppiren. Es ist nämlich eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, daß ihre Vocale in solche der hohen, tiefen und mittleren (leichten, schweren und neutralen) Stufe zerfallen (e, ö, ő, ü, ű, ‖ a, á, o, ó, u, ú ‖ ė, é, i, í), und daß in den einfachen magyarischen Wörtern, mag nun die Zahl ihrer Silben durch Bildungssilben und Flexionsendungen noch so groß werden, stets nur Vocale der nämlichen Stufe zusammentreffen können. Diesen großen und starren Gegensatz gleichen die mittelstufigen Töne insofern aus, als sie sich zu hohen und tiefen Tönen gleicherweise gesellen dürfen

und dadurch die sogenannten Wörter von gemischtem Klange bilden, welche aber in Bezug auf Flexions- und Bildungssilben auch dann unbedingt entweder hoch- oder tiefstufig bleiben. So sind z. B. nemzet, erő, szüle (Nation, Kraft, Mutter) hochtönig; magyar, bátor, tudós (Magyare, muthig, gelehrt) tieftönig; héj, vér, hit, kín (Rinde, Blut, Glaube, Qual) mitteltönig; vezér, híres (Anführer, berühmt) hochtönig gemischte und néma, virág (stumm, Blume) tieftönig gemischte Wörter.

Hinsichtlich der für die Aussprache benöthigten Zeit sind die Vocale theils kurz theils lang, was die Schrift mit prosodischer Pünktlichkeit darstellt, indem sie die Schriftzeichen der kurzen Töne entweder mit gar keinem Zeichen versieht (e, a, o, u), oder punktirt (ė, i, ö, ü), während sie die langen ohne Ausnahme durch einfachen oder doppelten Accent unterscheidet (é, í, á, ó, ú, ő, ű). Die genaue Einhaltung des Zeitmaßes ist nicht nur für den Wohlklang, sondern auch für die Bedeutung überaus wichtig, da wir sehr viele Wortformen haben, welche kurz oder lang ausgesprochen oder geschrieben von grundverschiedener Bedeutung sind. Es genüge als Probe dafür nur wenige Wörter anzuführen: el, él (fort, lebt); éles, élés (scharf, Mundvorrath); hal, hál (Fisch, schläft); bajos, bájos (mühselig, reizend); veres, véres, verés (roth, blutig, Schläge); tör, tőr (bricht, Dolch); örül, őrül (er freut sich, er wird toll); rútak, ruták (häßliche, Rauten) u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß die absichtliche Verwechslung der einander entsprechenden langen und kurzen Vocale eine unversiegliche Quelle unübersetzbarer Wortspiele, besonders in der Volkssprache ist.

Wie an Vocalen, so besitzt die magyarische Sprache auch an Consonanten einen seltenen Reichthum, denn sie hat 25 Consonanten, welche sie einzeln ebenso klar und genau articulirt, als sie sie deutlich von einander unterscheidet, so daß sie z. B. die harten und weichen Consonanten einer Classe selbst bei noch so nachlässiger Aussprache nicht mit einander verwechseln kann; beim Aussprechen von pap und bab (Priester, Bohne), Tata und dada (Ortschaft Tata [Totis], Amme), körök und görög (Kreise, Grieche) u. s. w. ist der Gehörsinn keinen Augenblick im Zweifel über die wahre Bedeutung des Wortes. Hierher gehört auch jenes Gesetz des Wohllauts, daß diese Sprache im allgemeinen der Anhäufung von Consonanten, die neben einander schwer auszusprechen sind, widerstrebt, ja am Beginn eines Wortes überhaupt nicht mehr als einen einzigen Anfangs-Consonanten duldet, mit Ausnahme einiger Lehnwörter, deren Aussprache sich aber sowohl die Schrift- als auch namentlich die Volkssprache gleichfalls gern durch Einschiebung irgend eines passenden Vocales erleichtert. Dieser Forderung des Wohlklanges entsprechend bildeten sich die magyarischen Formen von Wörtern wie: garas (Groschen), Ferencz (Franz), iskola oder oskola (schola), istráng (Strang), oder beim Volke goróf (Graf), karajczár (Kreuzer), kovártéj (Quartier) und so fort.

Seit der Annahme des Christenthums ist an die Stelle der angeblich urmagyarischen (sogenannten hunnisch-széklerischen) Schriftzeichen das lateinische Alphabet getreten, obgleich neben diesem die alten nationalen Buchstaben noch Jahrhunderte lang so sehr in Mode waren, daß einer unserer alten Sprachforscher (Stefan Katona de Gelej) selbst noch in seiner im Jahre 1645 erschienenen Grammatik klagt, der Magyare besitze „seine selbsteigenen alten Buchstaben“, sage sich aber nunmehr von denselben los und schreibe „mit fremden lateinischen (deák) Buchstaben“, und zwar „auch noch über die Maßen verschieden und fehlerhaft“; ja es sind alte Inschriften in diesen Zeichen noch jetzt geschrieben zu sehen im Udvarhelyer Comitat an der Decke der unitarischen Kirche zu Enlaka, im reformirten Collegium zu Udvarhely aber auf einem hölzernen Streitkolben und gemeißelt zu Kovászna im Háromszéker Comitat an einem Balken eines alten Hauses, gar nicht zu gedenken jener noch jetzt bekannten hunnisch-széklerischen Alphabete, von welchen auch Nikolaus Révai, der Vater unserer historischen Sprachforschung, zwei Varianten in seine große Sprachlehre, betitelt „Elaboratior Grammatica“ 2c., aufgenommen hat.

Wie schwer es gewesen, das lateinische Alphabet der magyarischen Sprache anzupassen, ist schon daraus zu entnehmen, daß, wie gesagt, die Zahl unserer Sprachlaute vierzig ist, also fast zweimal so groß als die Zahl der lateinischen Buchstaben; ferner, daß auch unsere scheinbar mit dem Lateinischen übereinstimmenden Laute mehr oder weniger eigenartig sind, und endlich, daß wir mehrere Laute haben, welche dem Lateinischen geradezu fehlen. Von den Vocalen ganz abgesehen, sind z. B. solcher Art die Consonanten: dz, sz, cs, ds, ty, ly, ny, gy und zs, welche in der Aussprache als ebenso einfache Laute erscheinen wie die mit einfachen Schriftzeichen (b, k, m u. s. w.) und in denen bald das erste Schriftzeichen (**d**z), bald das zweite (n**y**) gar nicht als Buchstabe, sondern nur als Accent gilt, d. h. als Erweichungs- oder Verhärtungs-Accent neben dem anderen Buchstaben, der der eigentliche Lautträger ist. Es hat auch in der That lange gedauert, bis die heutigen Regeln der magyarischen Rechtschreibung feststanden; dafür aber haben wir es auch so weit gebracht, daß die entlehnten Buchstaben heute jeden unserem Schriftthum einverleibten Laut so getreu bezeichnen, wie dies nur in wenigen Orthographien der gebildeten Welt der Fall ist.

Der Wortklang der gebildeten und der Volkssprache weichen hier und da insofern von einander ab, als die letztere auch Lautschattirungen benützt, welche in die Literatur nicht aufgenommen worden (á, â, ê), ja an manchen Orten auch derartiges hören läßt, was dem Diphthong der arischen Sprachen nahekommt (sziép luó, jaó fejeős üszűő, statt „szép ló, jó fejős űsző“ = schönes Pferd, gute Milchkuh); allein mit Ausnahme solcher dialectartigen Erscheinungen unterscheidet sie sich kaum in etwas von der Schriftsprache, wie denn auch die magyarische Sprache eigentlich gar keine Dialecte im

gewöhnlichen Sinne des Wortes hat. Daß die beiden Sprachformen einander so sehr nahe liegen, ist indessen blos allgemein zu verstehen, denn die größere grammatikalische Ausbildung und Regelmäßigkeit, wie auch Adel und Abwechslung des Ausdrucks sind, wie in anderen gebildeten Sprachen, so auch hier nur als die naturnothwendigen Eigenschaften der verfeinerten literarischen Sprache anzusehen.

Ihrem Bau nach steht die magyarische Sprache völlig auf der Stufe der ausgebildeten Reife und hat dadurch nicht nur als geistiges Band zwischen Ungar und Ungar, sondern auch als höher gearteter Dolmetsch der Gedanken- und Gefühlswelt Anspruch auf einen vornehmen Platz in der Reihe der gebildeten Sprachen. Sie besitzt zehn Redetheile, wobei zu merken, daß die Präposition der arischen Sprachen hier durch eine „Postposition" ersetzt ist, die Präpositionen werden aber meistens durch entsprechende Suffixe ausgedrückt.

Die Unterscheidung der Wörter nach grammatikalischen Geschlechtern (Genera) ist im Magyarischen gänzlich unbekannt; da aber eine solche dem magyarischen Gedankengang vollkommen fremd ist, schädigt dies das System der Sprache nicht im geringsten, und zwar um so weniger, als sie anderseits mit den Behelfen der Wortbildung und der Wortbeugung überreich ausgerüstet ist und es daher in ihrer vollen Gewalt hat, auch die feinsten Abtönungen der Begriffe aufs treffendste auszudrücken. Ihre Wortbildung geschieht theils durch Lautveränderung, theils durch sogenannte Bildungssilben, theils auch mit Hilfe von Wortzusammensetzung. Die wortbildende Kraft der Lautveränderung hat sich mehr in der Vergangenheit geltend gemacht; heutigentags scheint sie selbst in der Volkssprache aufgehört zu haben, daher denn auch Wortformen wie: lebeg, libeg, lobog (flittert, flattert, flackert) || renget, ringat, rángat (bringt ins Wanken, Schwanken, zerrt daran) || kövecs, kavics (Steinchen, Kiesel) || ez, az (dies, das) || itt, ott (da, dort) u. s. w. mehr als akustische Erscheinungen denn als Thatsachen des Vokabulars betrachtet werden. Desto beständiger und fruchtbarer ist das Leben innerhalb der beiden anderen Arten, deren sprachentwickelnde und sprachbereichernde Kraft ins unberechenbare geht. Die Bildungssilben, über ein halbes Hundert an Zahl, gehören im allgemeinen zwei größeren Gruppen an, deren eine zur Bildung von Nennwörtern (Nomina), die andere zur Bildung von Zeitwörtern (Verba) dient. Diese Gruppen sondern sich wieder in je zwei Unterabtheilungen, welche einestheils aus Nennwörtern Nennwörter und Zeitwörter, anderntheils aber aus Zeitwörtern Zeitwörter und Nennwörter bilden. Gleich den ursprünglichen Wurzeln und Stämmen können auch die Bildungswörter immer neuen Wörtern als Stammwort dienen, so daß selbst die gewöhnlichsten Derivata (Ableitungswörter) neben den Grundwörtern zu ganzen Reihen anwachsen. Auch die Wortzusammensetzung ist eine sehr reiche Quelle der Vermehrung für den magyarischen Wortschatz, obgleich in dieser Hinsicht unsere Sprache weit enthaltsamer ist als z. B. die deutsche;

daher sie denn Begriffsgruppen, welche auszudrücken die Zusammensetzung von vier, fünf oder noch mehr Wörtern erforderlich wäre, wo nur irgend möglich auflöst oder gelegentlich durch Umschreibung ausdrückt, um auf diese Art auch dem Wohlklang sein Recht zu wahren. Zu erwähnen ist noch, daß, wie jede Sprache, die magyarische nicht minder ihren Wortschatz durch Entlehnung bereichert, die entlehnten Wörter sind jedoch nur insofern in die Rubrik der Wortbildung einzubeziehen, als sie sich nach den Lautgesetzen der magyarischen Sprache umwandeln und dadurch nach Form wie nach Sinn magyarische Wörter werden. Das Hauptmittel, um die Wörter innerhalb des Satzes auf einander zu beziehen, ist die Wortbeugung (Flexion), welche theils Declination theils Conjugation ist und in jenem Fall durch Declinations-, in diesem durch Conjugationsendungen bewerkstelligt wird.

Die Flexionsendungen wie auch die Bildungssilben sind Überbleibsel von einst selbständigen Wörtern, die durch Abschleifung entstanden sind und ihre einstige volle Bedeutung ihrer neuen Rolle zuliebe in eine bloße Function verwandelt haben. Manche derselben haben jedoch ihre alte Form und Bedeutung bis auf den heutigen Tag bewahrt und figuriren so noch immer auch als selbständige Wörter. Die Zahl der Nominal-, wie der Verbal-Endungen ist so groß wie nur bei wenigen auch unter den agglutinirenden Sprachen. Zu den Nennwörtern können allein schon vierzehn Nominativ-Endungen treten, wobei zu bemerken, daß das unflectirte Nennwort selbst der fünfzehnte Nominativ ist. Zu jedem dieser Nominative können wieder achtzehn- bis zwanzigerlei Verhältnißendungen treten. Alles in Allem kann ein Nennwort der magyarischen Sprache mehr als fünfhundert Formen annehmen, ohne daß sich seine Grundbedeutung auch nur im geringsten ändern würde.

Die Conjugation ist nicht minder reich an Formen. Mit Bezug darauf genüge es, nur einige auffallendere Eigenthümlichkeiten zu erwähnen. Jedes übergehende oder andere übergehend gebrauchte Zeitwort hat zwei thätige Conjugationen: eine subjective und eine objective, wobei jene einfach bedeutet, daß das Subject thätig auftritt, z. B. **lát-ok** (ich sehe); diese dagegen bedeutet, daß die Thätigkeit des Subjects sich auf ein bestimmtes Object richtet, z. B.: **lát-om** (a hegyet), (ich sehe, z. B. den Berg). Die erste Person des objectiv abgewandelten Zeitwortes vermag mit unvergleichlicher Kürze und Genauigkeit auf die zweite Person als auf das Object hinweisen, nämlich folgendermaßen: **lát-l-ak**, **látt-a-l-ak** (ich sehe dich, ich habe dich gesehen), und wenn wir eine solche Verbalform auch noch mit einer potentialen Anhängsilbe versehen, dann braucht z. B. die deutsche Sprache schon eine ganze Menge Wörter, um einen großen, in ein einziges Wort zusammengezogenen Satz übersetzen zu können, z. B. **lát-hat-l-ak** (ich kann dich sehen), **lát-hatta-l-ak** (ich habe dich sehen können).

Die richtige Anwendung der subjectiven und objectiven Conjugation kann mancher Fremde sein Lebtag nicht erlernen. Da hilft die bloße Grammatik nicht, nur die scharfe Beobachtung und die bewußte Übung. Wie oft hören wir von Fremden Dinge dieser Art: „Tudsz magyarul?“ (Kannst du magyarisch?) „Tudo**m**“ (ich kann) entgegnet der Gefragte, „Láto**k**“ (ich sehe es) trumpft ihm der Frager zurück. Beides ist gefehlt; das Richtige wäre „tudo**k**“ und „láto**m**“, denn der erste Fall verlangt die subjective Conjugationsform (tudo**k** magyarul beszélni, ich kann magyarisch sprechen), der zweite dagegen die objective Form (láto**m**, hogy tudsz, ich sehe es, daß du kannst). Ein anderer seltener Reiz des magyarischen Zeitwortes ist es, daß es seinen Infinitiv ebenso mit Personalendungen versehen kann wie welches vollkommene Tempus immer, z. B. látn**om**, kérne**d**, jönn**ie** (etwa: mir zu sehen, dir zu bitten, ihm zu kommen); diese Feinheit ist aber schlechterdings nicht übersetzbar, andere Sprachen haben dafür nur umschreibende Ausdrucksweisen.

Da die magyarische Sprache für den Ausdruck der Verhältnisse und Beziehungen in der Rede über so viele und mannigfaltige Mittel verfügt, sind natürlicherweise ihre Satzgefüge und überhaupt ihre Ausdrücke jeder Art so vollkommen klar und genau, daß weder in Prosa, noch im dichterischen Vortrag irgend Dunkelheit oder Zweideutigkeit obwalten kann, außer wenn der Schriftsteller dieses feine Werkzeug nicht zu meistern vermag. Man höre doch den Parlamentsredner und das Werk des Dichters, oder den Dorfrichter und das Volkslied, man spreche mit dem Mann aus den höchsten Kreisen oder mit dem Hirten der Puszten im Alföld, man wird sich in jedem Falle gleich sehr erfreuen an der seltenen Originalität dieses logischen Gedankenganges, wie an der einfachen Klarheit der Ausdrücke, an ihrer ernsten Würde, malerischen Farbenpracht und anschaulichen Plastik. Denn, obgleich unser tausendjähriges Leben in Europa uns aus so Manchem herausgeschält hat, was wir aus der asiatischen Urheimat mitgebracht, — die orientalisch gearteten Bilder und Vergleiche, kurz: die Urwüchsigkeit in Gedankengang und Ausdrucksweise besteht ein für allemal selbst in den untersten Schichten unseres Volkes, ja man kann sogar sehr viel Alturspründliches so recht eigentlich nur noch dort finden.

Das magyarische Wort nennt und bezeichnet nicht blos, sondern es malt auch den Begriff, die Empfindung. Um dies einigermaßen zu beleuchten, könnte man beispielshalber viele Dutzende von Synonymen des Zeitwortes, welches das „Gehen“ bedeutet, zusammenstellen, wobei noch zu merken wäre, daß die Mehrzahl dieser Zeitwörter wieder mehrfache Bedeutungen hat und daß auch so noch jedes einzelne jenen Zeitwörtern diametral entgegengesetzt ist, welche das „Kommen“ ausdrücken und die Annäherung an den Standort des Sprechenden darstellen, ebenso wie jene die Entfernung von demselben. Fremde finden oft eine Schwierigkeit in jener Eigenheit unserer Sprache, daß wir bei

der Benennung von Personen stets den Familiennamen (beziehungsweise das Adelsprädicat) zuerst und den Taufnamen zuletzt setzen, das heißt, daß wir sagen: Sárvári Széchenyi István und nicht auf arische Weise: Stephanus Széchenyi de Sárvár. Die Ursache davon ist sehr einfach. Der magyarische Verstand geht bei der Betrachtung immer vom Äußeren aus und schreitet zum Inneren, zum Wesen vor; daher ist es im Magyarischen Grundprincip, daß das Epitheton gewöhnlich dem Worte, das es näher bestimmt, voransteht. Deshalb setzt man auch bei den Benennungen von Personen den Familiennamen als Bestimmungswort dem Taufnamen, als dem zu Bestimmenden, voraus.

Und diese Sprache, die ein so seltenes Interesse darbietet, hat sich hauptsächlich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits auf eine so hohe Bildungsstufe erhoben, daß es keinen Gedanken und keine Empfindung, weder eine Wissenschaft, noch eine Kunst gibt, die man magyarisch nicht entsprechend, ja elegant verdolmetschen könnte. Der thätige Eifer der zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, die Wirksamkeit der Zeitungs- und Fachliteratur nach tausend Richtungen, die gefeierte Schar unserer großen, auch im Auslande gewürdigten Dichter, die Kanzel, die Schule, kurz jeder Factor des geistigen Lebens wirkt begeistert mit, nicht nur an der Bereicherung der nationalen Sprache, sondern auch an der fortwährenden Verfeinerung der Sprache, welche übrigens, was ihr Wortschatz und die Macht ihres Kunststils vermögen, schon durch die eine Thatsache glänzend beweist, daß Shakespeare, Molière, Aristophanes u. s. w. vollständig, und zwar in ebenso treuer als poetischer Übersetzung ins Magyarische verpflanzt sind.

Bei alledem hat, wie die Nation selbst, auch ihre Sprache mancherlei Fährlichkeiten überstanden. Besonders schlecht erging es ihr im XVIII. Jahrhundert, als das nationale Bewußtsein, zumal bei den gebildeten Ständen, in eine Ohnmacht verfallen war, welche fast dem Tode gleichkam. Der größte Theil des Hochadels huldigte der Mode einer fremden Bildung; der niedere Adel aber und die im allgemeinen sogenannte Honoratiorenclasse betrachteten die lateinische Sprache als den würdigsten Dolmetsch der Bildung und benützten sie häufig sogar im Alltagsgespräch. So wurde jene Sprache, welche im XVI. und ganz besonders im XVII. Jahrhundert sich schon einer wirklich glänzenden Literatur rühmen konnte, jetzt wieder zu einer bloßen Sprache des Volkes und blieb das auch bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts, wo auf die Zeit des Verfalls plötzlich eine Wiedergeburt folgte, welche alles Versäumte nachzuholen bestrebt war, so daß die magyarische Sprache, durch eine Schar von Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu neuem und glänzendem Leben erweckt, schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihren siegreichen Einzug auf alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens hielt, ja seit 1847 sogar in den Königshallen ein dauerndes Heim gefunden hat.

Ursprung, Beschaffenheit und wehrhafte Gesinnung des magyarischen Volkes.

Kraft einer allgemeinen Annahme sucht die magyarische Nation ihre Vorfahren in den Hunnen und Avaren. Diesen Glauben zu beweisen ist ebenso schwer, als ihn zu widerlegen; ganz unmöglich aber ist es, ihn damit zu ersetzen, daß die Magyaren mit den Finnen und Tschuwassen eines Ursprunges wären, so tüchtige, lebensfähige Völker diese auch sein mögen, besonders die hochcultivirten Finnen, die wir ihrer geistigen Begabung und Tapferkeit nach getrost als Verwandte gelten lassen durften. Es gibt, mit Ausnahme weniger Sprachforscher und Geschichtschreiber, keinen Magyaren, der nicht Attila als seinen Ahnherrn betrachten würde.

Auch dem Ursprung der Magyaren läßt sich nur auf der Spur der Sprache nachforschen. In der magyarischen Sprache kommen als Urwörter Benennungen für Begriffe vor, welche im nordöstlichen Theile Europas nicht heimisch sind; sie kannten das „Meer" (tenger), das „Kameel" (teve), den „Löwen" (oroszlán), die „Weintraube" (szőlő), den „Wein" (bor), die „Birne" (körtvély), die „Aprikose" (baraczk), die „Melone" (dinnye), den „Apfel" (alma), deren Benennungen sowohl die deutsche als auch die slavische Sprache meistens dem Lateinischen entlehnt hat. Sie mußten also dort herumgekommen sein, wo alles dies zu sehen war. Hingegen fehlt in der magyarischen Sprache Vieles, was im Norden ein alltäglicher Anblick ist, z. B. der Gletscher, das Renthier u. s. w. Aus dem Slavischen sind medve (Bär), ablak (Fenster), asztal (Tisch), szekrény (Schrank) und Anderes herübergeholt. Bei den in älterer Zeit hier angesiedelten Széklern haben die Gebäudetheile schon ihre Benennungen: tanór, zábé, hiú, pitvar (Einfriedung, Thürpfosten, Dachboden, Hausflur), die beiden letzteren mit dem Magyarischen gemein. Das Alles sind aber Begriffe, die dem Norden angehören. Selbst noch „hegy" (Berg, eigentlich Spitze) ist nur eine relative Bezeichnung, meist steht dafür „kő" (Stein) oder „bércz" (Gebirge). Dagegen gibt es genug Bezeichnungen für das Flachland: fenyér, avar, sivatag, rét, nyir (Heide, Ried, Wüste, Wiese, Birkengehölz), dann mocsár, láp, semlyék, ingovány, dágvány, moha, kopolya, pocséta (Sumpf, Moor, Senke, Bruch, Morast, Moos, Pfütze, Lache) lassen ahnen, daß dergleichen auf der gipfellosen Ebene zwischen Kaspi-See und Schwarzem Meer erworben wurde, wo die Magyaren wahrscheinlich mit mehreren stammverwandten Völkern zusammen hausten und sich nicht selten in Bruderkriegen aufrieben, bis die einen von den verheerenden Zügen der Völkerwanderung weggeschwemmt wurden, die anderen mit dem magyarischen Volke verschmolzen.

Auch nach der Physiognomik ist es schwer, die Verwandtschaft zwischen der magyarischen und anderen Racen zu suchen. Zwar kann es constatirt werden, daß die ovale (mehr zum Rundlichen, als zum Eckigen neigende) Form des Gesichtes, das Profil, die hohe gewölbte Stirn, die gerade und nicht stark gebogene, aber auch nicht stumpfe Nase, der regelmäßige Mund, das keinen Winkel bildende Gebiß, das runde Kinn dem kaukasischen Typus entsprechen; auch ist zu constatiren, daß das urwüchsigste Magyarenthum, welches das Alföld bewohnt, im allgemeinen vermöge des dichten schwarzen Haares, Bartes und Schnurrbartes, der braunrothen Gesichtsfarbe, der schmalen, schwarzen Augenbrauen, der offen blickenden Adleraugen und der regelmäßigen Mundbildung sich mehr dem persischen und tscherkessischen Typus als den nordeuropäischen Völkern nähert; doch muß hinwiederum auch in Betracht gezogen werden, wie mannigfach bei dem magyarischen Volke Haar, Gesichtsfarbe und Auge vom ursprünglichen Typus abweichen, so daß der oberflächliche Beobachter leicht auf den irrigen Gedanken kommen kann, das magyarische Volk sei ein Gemisch aus mehreren Racen, welche durch die Feuerproben der Jahrhunderte in eine verschmolzen worden seien; diese Annahme jedoch wird durch den Székler-Stamm widerlegt, welcher in einer Masse, in einem abgegrenzten Bezirke ein Jahrtausend hindurch keinem Fremden die Niederlassung auf seinem Boden gestattete, in seiner Sprache kaum ein fremdes Wort benützt und nicht gern eine fremde Sprache lernt, und in welchem bei aller Anklammerung an seine hunnische Abkunft blondes Haar und blaue Augen ebenso heimisch sind wie auf der Insel Schütt und in der Somogy. Sogar die Sprößlinge von Familien, welche ihren Ursprung bis zu den 108 Stämmen der ersten Landesbesitznahme hinaufführen, bieten augenscheinliche Beweise hiefür. Selbst die Volkslieder sind voll damit:

„Hei, blonder Bursch, braunes Mädel, bist
Doch geblieben ungeküßt.“

*

„Falsch an Leib und Seele,
Ob ich Blond, ob Braun ich wähle.“

*

„Sei der Stamm noch so berußt,
Nicht Blond, nur Braun ist meine Lust.“

*

„Während ich die Braune herze,
Dort die Blonde ich mir verscherze.“

*

„Frau Wirthin, und zünde mir an das Licht!
He, hast du kein schlehäugig Dirnlein nicht?“

*

„Um mich wär's noch schade — am Baum zu verwelken,
Mein Kraushaar, das gelbe — dem Wind hinzuwerfen.
Schau, ich winde dir ein Sträußchen:
Aus Thränentropfen, Perlenblümchen,
Mein gelbes Haar das Seidenbändchen.“

*

„Liebchens Augen sind blau, nicht schwarz,
Wollen schwarz sie färben lassen.“ (Székler Volkslied.)

Die magyarische Race muß schon bei ihrer Ansiedelung die Schattirungen des blonden und kastanienbraunen Haares und der blauen Augen mit sich gebracht haben.

Selten kommt bei ihr das nur bei germanischen und slavischen Racen heimische flachsblonde, safrangelbe und rothe Haar vor, desgleichen das grünliche und meergraue Auge.

Ihrem Körperbau nach kann die magyarische Race mittelgroß genannt werden; baumlange Riesen sind selten, zwerghaft kleine Leute nur verkommene Menschen; endemische Gebrechen, Kropf, Plattfuß, Weichselzopf, Kretinismus sind beim magyarischen Stamm nicht heimisch. Sein Knochengerüst, sein Muskelwerk stellen ihn in die Reihe der lebenskräftigen Racen. Zur Zeit dringender Feldarbeit ist der magyarische Ackersmann imstande täglich zwanzig Stunden hartangespannt zu arbeiten. Als Soldat ist er vorzüglich. Bei Rekrutirungen liefert die magyarische Race das tauglichste Contingent.

Die Lebensfähigkeit der magyarischen Race wird auch durch ihre Vermehrung günstig bezeugt. Nach dem Rákóczy'schen Feldzug war das magyarische Volk auf eine Million sechsmalhunderttausend Köpfe herabgeschmolzen. Bei der Conscription von 1787 belief sich die Zahl der Gesammtbevölkerung Ungarns auf 7,780.000 Seelen, davon ein Drittel Magyaren; jetzt nach hundert Jahren übersteigt die magyarische Race allein diese Zahl. Bei der erwähnten Conscription zur Zeit Josefs II. wurden 163.000 Edle und 13.800 Geistliche gezählt. Die Zahl der Protestanten ergab anderthalb Millionen; heute ist sie doppelt so stark.

Auch die Kampfweise der magyarischen Race zeigt besondere Eigenthümlichkeiten, welche Kaiser Leo umständlich beschrieben hat. Gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte wurde sie als ein zu Roß kämpfendes Volk bekannt. Diese Eigenschaft ist ihr bis auf den heutigen Tag geblieben; die Einrichtung der Husaren wurde bei allen Nationen nach magyarischem Muster getroffen. Vor der Epoche des Schießpulvers waren Köcher und Pfeil in ihren Händen gefürchtete Waffen; auch mit Lanze und Speer wurde gekämpft. Aber zur Zeit Rákóczys kämpfte der Magyare zu Pferde und zu Fuße schon mit dem Säbel und im französischen Kriege führte er auch den „fokos“ (Beilstock), worauf der Kürassier sagte: „Ich weiß nicht, was das krumme Ding ist, aber bös ist es jedenfalls“.

Die Körperkraft des Magyaren ist durch die Überlieferung in Zügen der Tapferkeit verewigt worden, so daß die hervorragenden Helden zu legendarischen Gestalten heranwuchsen; der Heerführer Csanád, die gekrönten Häupter St. Ladislaus und Matthias Hunyadi überwältigen Riesen im Einzelkampfe, auch Bátor Opos erlegt in der Schlacht einen Riesen und wüthet dermaßen gegen den Feind, daß ihm am Ende des Kampfes die Faust am Schwertgriff erstarrt. Kinizsi, der Müllerbursche und nachmalige Heerführer, zerhaut erst den Mühlstein, den er mit einem Arm erhebt, später metzelt er den Feind mit zwei Säbeln zugleich nieder. Die Thaten Niklas Toldis verherrlichen sich zum Epos. Die Körperkraft der Macskássy, Domokos, Vas Bessenyei entscheidet Schlachten. Das bürgerliche

Lexikon von Budai zählt eine ganze Schar von Tapferen auf, welche die Gottesgabe der körperlichen Kraft im Kampfe für Fürst und Vaterland glänzend bewährt haben.

Heerführer Csanád ist eine Legenden-Figur aus der Zeit Stefans des Heiligen; St. Georg erscheint ihm im Traume, als ein Löwe gestaltet, und befeuert ihn zum Kampf gegen Achtum den Heidenfürsten; Csanád tritt während der Schlacht zum Zweikampf mit Achtum an und erlegt ihn, sein Mitfeldherr Gyula jedoch schlägt dem gefallenen Führer das Haupt ab und überbringt es dem König Stefan, von dem er seinen Lohn heischt. Da tritt Csanád hervor und fragt, wo denn die Zunge des erlegten Achtum geblieben sei. In der That fehlt sie dem Kopfe. Da holt Csanád sie aus seiner Gurttasche hervor. Worauf Stefan den wahren Helden auszeichnet, den falschen verbannt. — Von König Ladislaus dem Heiligen geht der alte Sang:

Zier an Gliedern, zierer an Wuchse,
Rein am Leibe, eitel Glanz die Seele,
Schulteraufwärts höher denn Alle,
Tapfer im Herzen, gleich grimmen Leuen;

Schon deine Schönheit macht dich zum Kaiser.
Drum bist geheißen Ladislaus der Degen,
Weil dir die Krone zusteht nach Rechten,
Da und dieweil du Jüngling noch wärest.

Von seinen Kämpfen berichtet der Sang der Sage Wunderdinge. In der Schlacht bei Cserhalom erschlägt er fünf Kumanen und holt den kumanischen Krieger, der eine schöne Magyaren-Jungfrau geraubt hat, ein und erlegt ihn. Diese Legende ist an mehreren Orten in Kirchenfresken verewigt, wie denn das entsprechende Kirchenfresco zu Füle im Széklerland auch in diesem Bande (Seite 66) mitgetheilt worden.

Vor der Schlacht bei Monyoród läuft ihm ein schneeweißes Wieselchen den hochragenden Speerschaft hinan, es kündet ihm den Sieg. Da sein Heer in der Wüstenei schmachtet, schlägt er angesichts desselben mit der Spitze seines Speeres, dann wieder mit dem Eisenhuf seines Rosses „Zeg" den reichen Quell aus dem Boden. Dasselbe Roß Zeg trägt den vom Feinde Verfolgten mit einem Satz über den Bergspalt von Torda weg, wo frommes Gedächtniß noch jetzt die Hufspuren seines Rosses zeigt. Da er dem fliehenden Feinde nachsetzt, der sich nur noch zu helfen weiß, indem er sein gemünztes Gold hinter sich streut, verwandelt Ladislaus, um seine Krieger nicht mit dem Auflesen des Goldes hinhalten zu lassen, mit einem Worte alles verstreute Geld in Steine. Noch jetzt liegt es dort am Wege in großen Mengen von — Nummuliten.

Der Sagenkreis von Toldi, durch die epische Trilogie Johann Aranys verherrlicht, ist aus den Abenteuern eines fabelhaften Helden gewirkt, der als Rächer auftritt, um prahlerisch-grausame fremde Schaukämpfer in den Sand zu strecken; dem König zur Seite „zwingt er mit seinem siebenfach gefiederten Stab fremde Könige, Ludwig zu huldigen". (Nach Ilosvay.) Seine erschrecklichen Waffen waren sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Wiener Thor der Festung Ofen aufgehängt zu sehen: sein schreckhafter



Entscheidung eines Processes durch Zweikampf.

Streithammer, sein Eisenharnisch, Schild und Speer und jene Steinkugeln, die er mit seiner Schleuder von einem Ufer der Donau auf das andere hinüberwarf, so wie auch jene neue Pflugschar, die er auf des Königs Geheiß mit seiner Lanze durchstieß.

Diesen historischen Gestalten reihen sich die Helden der Volkssage an, die Höllenfahrer, wie Lorenz Tar, Stefan Kádár, Bende Tarcsai, Gregor Vitéz-Oláh, Matthias Ördög; dann, um tiefer hinabzusteigen, die Helden des Volksliedes, die szegény legények (arme Bursche), deren Räuber-Abenteuern die Phantasie des Volkes den Anstrich des Heldenhaften verliehen hat. Körperliche Kraft und Muth waren bei den Magyaren nicht nur im Krieg und im ritterlichen Kampfspiel vollauf geschätzt, sondern spielten lange Zeit auch im bürgerlichen Leben ihre Rolle. Sie hatten eine Institution: den gerichtlichen Zweikampf, der bis auf Matthias Hunyadi im Schwange ging und von diesem durch seinen XVIII. Gesetzartikel des Jahres 1486 als ein in der Welt unerhörter Gebrauch aufgehoben wurde, jedoch insoweit immer noch bestehen blieb, daß der König in Fällen, wo jedes andere Zeugniß fehlte, den Zweikampf ausdrücklich anordnen konnte. Dies war schon zu St. Stefans Zeiten gebräuchlich. Die Abteien und Capitel, als moralische Personen, welche nicht persönlich kämpfen können, hielten sich amtliche Zweikämpfer, die in Streitfällen ihre Sache zu vertreten hatten.

Jeder freie Mann konnte für sich kämpfen und die Entscheidung seines Streitfalles der Waffe anheimstellen. Aber es durfte auch jede Partei für sich einen anderen Zweikämpfer miethen, besonders wenn die streitende Partei eine Frau war. Auch der König hatte seinen eigenen Kämpen (wie die englischen Könige einen Campio regis). Die Dienste dieser Kämpen wurden durch Ehrenbezeigungen und Schenkungen belohnt. So adelte Ladislaus der Kumanier im Jahre 1274 den Peter Budafalvi, der als „pugil" auf seinen Befehl elf Zweikämpfe siegreich bestanden, sammt seiner Sippschaft. Nicht gestattet war es dem Vatermörder und Straßenräuber, sich bei den Zweikämpfen vertreten zu lassen.

Nur der König oder der Landrichter konnte den Parteien den Zweikampf zuurtheilen, und wenn derselbe zugeurtheilt war, hatten die Kämpfer in voller Rüstung vor dem Richter zu erscheinen und ihre Waffen und Pferde prüfen zu lassen, ob nicht jene gefeit seien und an diesen irgend ein Zauber hafte. Sie konnten mit Lanzen, zwei Schwertern, dem Stock, dem Dolch, mit Pfeilen und mit dem bulgarischen Kolben kämpfen, immer aber zu Pferde. Bei der gerichtlichen Verhandlung von Kapitalverbrechen konnte der Richter den Kampf für den Angeklagten auch erschweren; dieser mußte sich nackt oder im bloßen Hemde dem geharnischten Kämpen des Klägers stellen, wie das zur Zeit Bélas IV. ein richterliches Urtheil verfügt hat. Diese Zweikämpfe fanden in Gegenwart des Königs statt, meist auf dem Ofener „Blutfelde" („Generalwiese") oder in einer anderen königlichen Residenz, für Siebenbürgen zu Torda vor dem Wojwoden. Die Zweikämpfer mußten



Entscheidung einer Schlacht durch Zweikampf.

bis Sonnenuntergang kämpfen, bis der eine gefallen war oder die Waffen niedergelegt hatte. Der Client desselben verlor den Proceß und bezahlte dem Richter zehn Mark. Wollten die Parteien sich während des Kampfes vergleichen, so bezahlte, wer den Vergleich antrug, ein Stück flandrischen Tuches.

Diese Zweikampfordnung ging als uralter Brauch selbst auf die Bürgerclasse über. Noch im XVII. Jahrhundert machten in unseren großen Städten, z. B. in Kaschau, die Bürger ihre Proceßsachen hoch zu Roß, mit Lanzenstichen und dem Kolbenstock aus, ja es gab nach unseren Daten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Städte bei uns, wo die Bürger heiklere Ehrenhändel auf dem offenen Markte, angesichts von Volk und Magistrat, im Zweikampf zu Pferde ausfochten. Noch heute ist diese Sitte nicht ganz ausgestorben. Die Duellmanie der vornehmen Schichten setzt den alten Hang zu heldenmäßigem Gebaren fort, und bei unserem niederen Volke werden wir, wo von den Volkssitten die Rede sein wird, stellenweise jenen Episoden begegnen, deren Titel lautet: „Wer ist der Bursche in der Csárda?“ (Wer ist hier Hahn im Korbe? als Aufforderung zur Schlägerei.)

Eine andere Art von Zweikampf fand auf dem Schlachtfelde statt zwischen hervorragenden Kriegern der Angesicht zu Angesicht aufgestellten Heere und wurde häufig als schlachtentscheidendes Gottesgericht angesehen. Dieser Art war der Zweikampf zwischen Herzog Béla und dem pommerschen Riesen. Einen merkwürdigen Fall von solchem Zweikampfe berichten unsere Daten folgendermaßen. Érsek-Ujvár (Neuhäusel) wurde von den magyarischen Heerhaufen belagert; die Türken saßen in der Festung. Ibrahim, Anführer der Spahis von Palánka, forderte den Kapitän der magyarischen Husaren, Michael Bory, hochmüthig zum Zweikampf auf. Ibrahim kam mit einer Schar Spahis zum Zweikampf heraus und ihm rückte unter Bory die magyarische Reiterei in gleicher Zahl entgegen. Der türkische Krieger hatte aber ein Pferd, welches gleichfalls auf den Kampf abgerichtet war und den Gegner mit dem Gebiß angriff, während es dessen Roß mit seinen Hufen traf. Sobald Bory diese Kriegslist merkte, erhob er Einwand gegen den Zweikampf. Darüber wurde die beiderseitige Mannschaft handgemein, stürzte sich auf einander und begann eine Balgerei, welche damit endete, daß die türkische Schar, von den Magyaren decimirt, spornstreichs in die Veste zurückfloh; das blutgierige Roß Ibrahim Begs blieb unter anderem in den Händen der Magyaren. Dieses erbeutete Pferd schenkte der Feldherr Niklas Pálffy seinem Kapitän Johann Draskovics. Als dann später einmal die Türken die Magyaren wieder zum Zweikampf herausforderten, stellte sich auf Pálffys Befehl Draskovics dem türkischen Kämpen. Kaum aber waren sie zusammengestoßen, als der grimmige Hengst sich bäumte, mit seinem furchtbaren Gebiß den Türken aus dem Sattel zerrte und, obgleich Draskovics ihn mit den Fäusten schlug und am Zügel wegriß, sich nicht beruhigen wollte, bis er den Feind zerstampft hatte.

Gemüthsart und Temperament des magyarischen Volkes.

Das Temperament des Magyaren ist ein eigenthümliches Gemisch des Sanguinischen, Phlegmatischen und Melancholischen. Es ist leicht erregt, aber auch leicht besänftigt.

„Das ist des Magyaren Art:	Doch sein Hemd selbst gibt er hin,
Nimmer gibt sein Recht er preis,	Wenn man schön zu bitten weiß."

Seinen Sanguinismus bekundet die leicht erhitzbare Phantasie, die ihn oft der halben Welt Trotz bieten heißt und für Gefahren blind macht. Vor der Katastrophe von Mohács lautete sein Motto: „Mit unseren Siegelringen allein schlagen wir das ganze türkische Heer todt." Dieses Selbstvertrauen lebt auch in den Einzelnen; der magyarische Bursche, wenn er auf den Jahrmarkt zur Schlägerei geht, nimmt keinen Stock mit, denn er sagt: der Gegner wird schon einen haben! Dies ist auch die Grundlage seines Stolzes, keiner anderen Nation räumt er den Vorrang vor sich ein. Er ist stolz auf sein Ehrgefühl. Vor Zeiten (und auch neuerdings) gab sich der magyarische Edelmann als den stolzesten Mann der Welt, allein selbst der magyarische Bauer war Aristokrat und ist es auch heute, nicht nur unter anderen Racen, sondern auch unter sich, und schwerlich wohl gibt es irgendwo anders so viele Rangstufen in den Anredeformeln als bei dem Magyaren: kend (Ihr, bäuerisch), kegyelmed (Deine Gnaden), ifju uram (mein junger Herr), nagy uram (mein großer Herr), nemzetes ur (ein Herr von Geschlecht, etwa: edelgeboren), tekintetes ur (ansehnlicher Herr), nagyságos (Eure Größe, etwa: Euer Gnaden), méltóságos (Eure Würde, etwa: Erlaucht) und nagyméltóságu (Eure große Würde = Excellenz), kegyelmes (gnädiger Herr); tiszteletes, tisztelendő, nagytiszteletü, főtiszteletü und főtisztelendő ur (die verschiedenen Abstufungen für Ehrwürden, Hochwürden und so fort), — und wer da etwas verwechselt, kommt kaum ohne Verdruß davon.

Hinwiederum zeugt für die phlegmatische Neigung im magyarischen Volkscharakter jene ausdauernde Hingebung an irgend eine große Idee, die er einmal in sich aufgenommen; denn dazu bedarf es einer gefestigten Urtheilskraft, daß ein Volk imstande sei, mit der Vergangenheit völlig zu brechen und das für besser Befundene aufzunehmen, sich für dasselbe standhaft zu begeistern und dafür Opfer zu bringen, wie es der Magyare gethan hat, als er für den christlichen Glauben, dann für die Reformation, die constitutionelle Freiheit und die nationale Existenz und so häufig für den gekrönten König Gut und Blut opferte.

Auch die Fähigkeit zur Selbstregierung, zur staatlichen Organisation bedingt das Phlegma, desgleichen die Achtung vor Verfassung und Gesetz, die Kraft, das allgemeine Interesse über das Eigenbelieben zu stellen, das Befehlen- und Gehorchenkönnen. Auf ein phlegmatisches Temperament weist die Gelehrigkeit hin, der Eifer zu einfacher Religionsübung und das treue Familienleben. Das Nämliche ergibt sich aus der confessionellen

Duldung, wobei auch noch ein gut Theil Fatalismus in Anschlag kommt. „Gott ist mehr werth als hundert Pfaffen," lautet ein altes Sprichwort. Im Großen und in seiner ganzen Masse können wir den magyarischen Volkscharakter in seinem Gemeindeleben studiren, bei der ernsten und klugen Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten. Überall gibt es einen „Weisen des Dorfes", auf dessen Rath das niedere Volk hört, und einen „Mund des Dorfes", der im Namen des Volkes spricht. Bei den Rechenschaftsberichten von Abgeordneten, bei den Programmreden der Wahlen bekundet die Volksmenge in der Regel eine beobachtende Ruhe. Das magyarische Volk kriecht nicht, duckt nicht, aber es gibt Jedem seine Ehre, besonders den Studirten; es hört auf das Wort von Geistlichen, Obrigkeiten, beliebten Herren.

Wie in seiner Gesammtheit, ist der Magyare auch als Einzelner derart beschaffen. Bei all seinem Ernst besitzt sein Gemüth auch viel Humor; wir werden denselben in den Anekdoten des magyarischen Volkes vorführen. Dem Possenreißer jedoch ist er abhold, der Hanswurst geht ihm wider den Strich, seinem Antlitz paßt die Grimasse nicht.

Ein eigenthümlicher Charakterzug der magyarischen Race ist bei alledem die Neigung zum Witz und Schabernack, welche bis in die mittleren Classen hinaufdringt. Einander mit treffenden Sticheleien zu kitzeln, einander zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters zu machen, Abenteuer karikirt vorzutragen, Spottnamen zu geben und zurückzugeben — ist eine gewohnte Würze jeder geselligen Zusammenkunft. Und darüber böse zu werden, würde die schlimmste Gemüthsart beweisen. Das Beleidigtsein, Sichverwahren, Schiefnehmen schlägt die Gesellschaft auseinander, vereinzelt den Grollenden. Dieser Hang zum Witzemachen ist am meisten beim Székler entwickelt, dann in der Gegend von Kecskemét und Körös; am wenigsten heimisch ist er in Debreczin, dort nimmt man Alles ernst, wie dies Franz Kazinczys „arkadischer" Proceß beweist.*

Auch ganze Gegenden machen einander gern zum Gegenstand des Spottes. An dem einen Orte hat man „das Erdzeislein im Fluge geschossen", am anderen „die Leiter überquer durch den Wald getragen", noch anderwärts „die Weintrauben in der Kohlenglut gebraten", bald wieder „die Taschenuhr für einen Tik-Tak-Teufel gehalten und todtgeschlagen", oder „auf dem Gewehr Flöte geblasen", oder „den Stier auf dem Thurm weiden lassen", oder „die Buchweizensaat durchschwommen, weil man sie für das Meer hielt." Über dergleichen sind ganze Gedichte verfaßt.

Die melancholische Färbung aber finden wir vor Allem im großen Stil und als Grundlage bei der Vaterlandsliebe, welche sich bis zu einer, der Melancholie verwandten

---

* Kazinczy hatte den Debreczinern folgende Inschrift für Csokonais Grabstein empfohlen: „Auch ich habe in Arkadien gelebt." Und da die Geographie von Arkadien auch berichtet, es sei ein Land mit sehr starker Viehzucht, so entstand daraus unversöhnlicher Groll, ja ein literarischer Proceß (der „arkadische Proceß").

Schwärmerei erhebt. Der Magyare kann sich nicht im Auslande niederlassen, so gut es ihm auch dort ergehen mag, und haben ihn die Verhältnisse gezwungen auszuwandern, so sehnt er sich in der dritten oder vierten Generation schon zurück. Seine Volkslieder sind voll mit diesem schwermüthigen Hindämmern und es ist ein altes Sprichwort, daß „der Magyare sich weinend belustigt.“ Er weint, wenn ihm sein Vaterland einfällt. „Aus meinem Auge rinnt ein Thränenbach deinem Gedächtniß, süßes Vaterland!“ Er beweint sein treuloses Liebchen: „Regen nicht, noch Wolke, nicht einmal im Weiten, doch wird meine Suba (Lodenmantel) naß auf beiden Seiten.“ „Unterm Himmel, rings auf Erden wer kann so verwaist noch werden.“ „Weint das eine Aug' mir, thränt das andere auch mir; weint nur zu mein'twegen, wie der schießende Regen.“ Er weint um seine schwindende Jugend: „Also vergeht mir die Jugend, weinend seh' ich ihr nach.“ Mit seinen Thränen salzt er sich das magere Soldatenbrot: „Weine, Mutter, laß dir rathen, steht dein Sohn bei den Soldaten; einen Todten hast du täglich, Tag und Nacht drum weinst unsäglich.“ Er beweint die vergangenen rühmlichen Zeiten: „Hörst nicht mehr das Wort Magyar, hin ist hin des Glückes Jahr.“ Er schwellt die Donau an mit seinen Thränen: „Donau, Donau, was ist dein Wasser bitter und so voll dein Graben? Weil bei Preßburg so viel bittre Thränen einst gefüllt ihn haben.“ Diese melancholische Färbung zieht sich durch seine ganze Poesie und ist auch nachzuweisen in seinen öffentlichen Reden, seiner höheren Literatur, seinen Dramen.

Immer ist er der Freund der besiegten Partei, niemals jauchzt er mit dem Sieger, stets trauert er mit dem Gestürzten. Und wer sich vom schwermüthig ernsten Gemüthe der ungarischen Race überzeugen will, beobachte den Gottesdienst der Calviner, wenn sie ihre Psalmen singen; ohne daß irgend eine äußere Ceremonie die Phantasie aufregte, entspringt die Andacht aus dem Gemüthe selbst. Der Schuster in Debreczin singt seine Psalmen sogar bei der Arbeit. Die nämliche Andacht finden wir bei den Wallfahrten der Katholiken, besonders an den Bitttagen und in der Charwoche.

Familienleben.

Auch das magyarische Volk betrachtet die Familie als die Grundlage des Staates und hält in deren Kreise Zucht und gute Sitte aufrecht. Söhne und Töchter duzen die Eltern niemals, selbst nicht wenn sie erwachsen sind. Der jüngere Bruder nennt den älteren „bátyám“ und dieser jenen „öcsém“, die Schwestern aber „néném“ und „húgom“, welche Unterscheidung nur die magyarische Sprache besitzt, und diese Benennung bringt solche Rechte zu allgemeiner Geltung, daß z. B. selbst die Reichstagsabgeordneten ihre älteren Collegen mit „Sie“ anreden, während diese sie duzen. Zur Steigerung der Ehre

wird der Anrede ein „uram“ (mein Herr) oder „asszonyom“ (meine Frau) beigefügt, also „atyám uram“ (mein Herr Vater), „bátyám uram“ (mein Herr älterer Bruder, und in höheren Ständen umgekehrt „urambátyám“), „anyám asszony“ (meine Frau Mutter), „nénémasszony“ (meine Frau ältere Schwester, bei Vornehmen umgekehrt: „asszonynéném“) und hinwiederum: „öcsémuram“ (mein Herr jüngerer Bruder) und „hugomasszony“ (meine Frau jüngere Schwester), während eine Frau die andere sogar „öcsémasszony“ (meine Frau jüngerer Bruder) nennt. „Fiamuram“ (mein Herr Sohn) gebührt nur dem Schwiegersohn, „leányomasszony“ (meine Frau Tochter) ist nur ein Spottwort. Eheleute nennen sich „apjukom“, „anyjukom“ (etwa: mein Väterchen, mein Mütterchen). Die Frau hält ihren Gatten meist in Ehren und bezeichnet ihn Anderen gegenüber gewöhnlich als „az én uram“ (mein Herr) und redet ihn mit Ausdrücken an, wie: „angyalom“ (mein Engel), „galambom“ (meine Taube), „kincsem“ (mein Schatz), „kedvesem“ (mein Lieber) und bei Jüngeren: „muczikám“ (mein Muzchen), „cziczám“ (mein Kätzchen), „gyémántom“ (mein Diamant), „rózsám“ (meine Rose), „szerelmem“ (meine Liebe), „lelkem“ (meine Seele), „szívem“ (mein Herz), „tubiskám“ (mein Täubchen), und später dann „öregem“ (mein Alter). Und sehr oft nennen sie sich gegenseitig „fiam“ (mein Sohn), was dem der Sitten unkundigen Fremdling zur Verwirrung gereichen kann. Hingegen kann man auch hören, daß der Gatte seine schmähende Ehehälfte „dorombom“ (mein Brummeisen) nennt, dann aber wohlweislich das Weite sucht. Der Titel der Frau ist: „feleség“ (wörtlich: Hälfte), der ehrenvollste Titel, der nicht nur ausdrückt, daß sie die Lebensgefährtin des Mannes, sondern auch daß sie mit ihm gleichberechtigt und innerhalb der Familie in Allem Halbpart ist. Die Frau nennt den jüngeren Bruder ihres Gatten „kisebbik uram“ (mein kleinerer Herr).

Auf gute Sitte achtet der Magyare scharf. Ehemals war sie auch durch Gesetze gewahrt; Ehebrecher wurden enthauptet, auch eingemauert, und daß dies wirklich geschah, bezeugen zahlreiche romantische Daten. Ein Gesetz des heiligen Ladislaus gibt dem beleidigten Gatten geradezu das Recht, seine ehebrecherische Frau zu tödten, an ihrer Statt eine andere Frau zu nehmen und seine That nur vor Gott zu verantworten. Nach protestantischem Eherecht ist die Ehe auf Grund „unversöhnlichen Hasses“ lösbar und die Eheleute dürfen wieder heiraten.

Übrigens wird die Frau hochgeachtet. Man quält sie nicht mit Eifersucht, man vertraut ihr Wirthschaft, Hauswesen, Küche, Kindererziehung, Dienstbotenzucht an; erwirbt man, so gilt die Frau als miterwerbender Theil. Die Frau hingegen, wenn sie einmal verheiratet ist, wird nie mehr mit ihrem eigenen Taufnamen angeredet, sondern mit dem ihres Gatten: „Kiss Péterné“ (Frau Peter Kiß) und nicht z. B. „Kiss Mária“. In der alten ständischen Verfassung war sogar das Stimmrecht auf die Frauen ausgedehnt. Die

adelige Wittfrau konnte bei den Amtsneuwahlen (Restaurationen) mit den Männern zusammen stimmen und den Töchtern sicherte das Gesetz einen Pflichttheil aus dem väterlichen Erbe; bei den Széklern konnte man die Tochter geradezu männlich erklären lassen, wenn die Eltern keinen Sohn hatten, und ein solches Mädchen nannte man „fiuleány" (Sohntochter). Wer mit seiner Hand das Bein einer anständigen Frau antastete, wurde schwer gestraft, und wer eine Frau raubte, büßte es mit zwölf Stück Jungvieh.

Hingegen hatte das gefallene Mädchen schwere Buße zu bestehen, welche „ekklézsia-követés" (Kirchenbuße) hieß; es stand dabei in der Kirchenthüre, einen Federnkranz auf dem Haupte. Einer Frau von anstößigem Lebenswandel wurde das Haar abgeschnitten und sie wurde gestäupt. Gegenwärtig behandelt man sie schon milder, doch geht die Nachsicht keineswegs so weit, daß diese Art von Frauen eine eigene Welt (oder Halbwelt) bilden könnte; in das gesellschaftliche Leben spielen sie öffentlich nicht hinein, wie in manchen anderen Ländern. In einer kriegerischen Vergangenheit nahmen die Frauen an der Männer Seite sogar an Schlachten theil, so z. B. bei der siegreichen Vertheidigung von Erlau, daher es denn noch heute als Ehrentitel gilt, „ein Erlauer Weib" genannt zu werden; heutigentags bewegt sich die öffentliche Wirksamkeit der Frauen in der Richtung der Wohlthätigkeit und der weibliche Eifer findet in Kriegszeiten Anlaß, sich bei dem humanen Wirken des Rothen Kreuzes zu bethätigen.

Die Kindererziehung läßt sich der Magyare besonders angelegen sein; er schickt seine Söhne und Töchter zur Schule und nährt und kleidet sie gut; er ehrt und schätzt auch die Volksschullehrer. Noch im ersten Drittel des Jahrhunderts bestand die Sitte, für die Lehrer der Reihe nach in allen Häusern zu kochen, worauf ihnen das fertige Mahl durch zwei Bettelstudenten (mendikás diák) in einem großen Korbe an einer über die Schultern gelegten Stange überbracht wurde; die ärmeren Häuser schossen das Erforderliche zusammen: das eine lieferte die Knödel, das andere das gefüllte Kraut, das dritte die Pflaumentäschchen, je nach Übereinkunft. Dieser Brauch ist seither abgekommen und man bezahlt bar.

Man pflegt die Kinder auch in Tausch zu geben, indem man magyarische Knaben in deutsche Ortschaften schickt, von wo man dafür deutsche in die magyarischen Häuser versetzt. An beiden Orten wird das Tauschkind wie ein Familienmitglied gehalten und so entsteht häufig zwischen magyarischen und deutschen Tauschgeschwistern ein Band geistiger Verwandtschaft und dauert lebenslang fort. Und dabei eignet sich jedes die nothwendige fremde Sprache ohne alle Mühe an. Dieser Gebrauch ist auch jetzt noch überall im Schwange.

Die Zusammengehörigkeit der Familien erstreckt sich manchmal auf eine ganze Stadt oder gar auf das Comitat, was mit einem lateinischen Worte nexus genannt wird.

Einzelne Familien von großer Ausdehnung halten so innig zusammen, daß sie durch gegenseitige Vorschubleistung ganze Comitate, Städte, Gemeinden sozusagen umspinnen, ja sich sogar über die Puszten erstrecken, und zwar ist dies nicht nur bei den adeligen Classen der Fall. So gibt es ein Comitat, das wegen seiner Schafzucht berühmt ist und in dem das urwüchsige Geschlecht der Schafhirten eine so fest geschlossene Kaste zu bilden vermag, daß dort ein aus fremdem Comitate zugereister Schafhirt nicht einmal als Knecht Unterkunft findet; in diesen Bund hineinzuheiraten ist für den Fremden vollends unmöglich. Diese ganze Classe von Schafhirten, welche sich auf Tausende beläuft, steht unter einer eigenen Familien-Oberherrlichkeit, welche richtet, straft, belohnt, Stellen vergibt, Waisen und Kranke versorgt und das Erworbene nach Verdienst vertheilt. Solche Familien-Disciplin geht dann stufenweise bis zu den Familien des Hochadels hinauf und bildet einen der stärksten Kitte, welche die magyarische Nation zusammenhalten. Zur Ergänzung des Familienlebens gehört noch die Gastfreundschaft, eine hervorragende Tugend des magyarischen Volkes. Das Hausthor des magyarischen Landwirthes steht immerdar offen, damit der Gast einkehren könne, und dem gern gesehenen Gaste nimmt man das Rad vom Wagen weg und versteckt es, damit er länger bleiben muß, man kocht und bäckt ihm auch, was gut und theuer ist, man stopft ihn mit Speise und Trank, und wenn er vom vielen Essen die „magyarische Krankheit" bekommt, schmiert man ihm den Rücken, um den „csömör" zu vertreiben, und steckt ihn in ein Federbett, und wenn er dann Abschied nimmt, füllt man ihm auch noch Schnappsack und Feldflasche mit Wegzehrung. Und es ist niemals vorgekommen, daß ein magyarischer Hauswirth von dem Fremden, der bei ihm abgestiegen, Bezahlung angenommen hätte. „Iß, darbe nicht wie zu Hause!" — „Greifen Sie zu, essen Sie, es kommt nichts mehr nach." — „Er soll auch seine Weihnachten haben!" Das sind so stehende volksthümliche Redensarten, und hat dann die magyarische Hausfrau den Gast todtgenöthigt und zu Schanden traktirt, bittet sie ihn noch um Verzeihung für den geringen Imbiß.

Das Heim der Familie findet noch eine wichtige Ergänzung in der Küche. Sie ist auch keineswegs zu verachten. Der eigene Tisch ist selbst für den Stadtmenschen eine Sparkasse. Jede Frau ist ein Alchymist und kann auf ihrem Herde Gold kochen; in der Hand der guten Hauswirthin liegt das Gedeihen des Hauses; „Heim" und „Heimat" sind die nämliche Idee. Die wohlzubereitete, schmackhafte Nahrung ist mit ein Grund dessen, daß der magyarische Stamm die größte Kriegstüchtigkeit und die ausdauerndste Arbeitskraft besitzt. Denn der beste Hausarzt ist die Ehefrau und die beste Apotheke der Herd; sie heilen die Übel im vorhinein.

Jedes Klima, jedes Volk, ja jedes Jahrhundert hat seine eigene Speiseregel. So auch jede Nationalität und Confession. Calvinist und Lutheraner fasten niemals; Papist

und Grieche halten zwar auf Fastenspeisen, thun aber auch darin ein Übriges; ernstlich und ausgiebig fastet der Russe (Griechisch-Nichtunirte); der Walache ist äußerst genügsam; der Jude (des niederen Volkes) darbt.

Die magyarische Küche hat es zur wahren Kunst gebracht, welche auch großentheils in das „süddeutsche" Kochbuch übergegangen ist.

Die Speisegewohnheiten zur Zeit des Matthias Hunyady finden sich bei Galeotti interessant beschrieben. „Bei den Magyaren wird jede Speise in Brühe aufgetragen; Fleisch, Fisch und Wildbraten haben jedes seine eigene Tunke, welche stark mit Zimmt, Ingwer, Pfeffer und Safran gewürzt ist. Jedermann bedient sich aus einer gemeinsamen Schüssel, und zwar ohne Gabel, indem er die Stücke mit den Fingerspitzen aus der Schüssel holt und dann mit seinem Messer bissenweise zerschneidet. Dabei werden die Hände mit Safran besudelt und auch die Kleider beträufelt. König Matthias selbst aber wußte nach diesem Gebrauche aus der Schüssel zu essen, ohne je seine Hände zu beschmutzen, obgleich er an dem Tischgespräch lebhaften Antheil nahm." Hundert Jahre später brachten die geladenen Gäste schon sämmtlich Messer, Gabel und Löffel, in den Stiefelschaft gesteckt, zum Mahle mit. Die Vornehmen trugen sie in silbernen Kapseln.

Die Beschaffenheit der magyarischen Küche vor zweihundert Jahren ist nach einem damals gedruckten Kochbuch zu beurtheilen, dessen Vorrede übrigens bemerkt, daß es nur für die anständige Mittelclasse berechnet ist. Die meisten Speisen sind heutzutage nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt, umsoweniger sind diese Namen zu übersetzen. Suppe und Gemüse fehlen, das Mittagessen beginnt mit dem Rindfleisch. In der ganzen Namensliste der Speisen und Gewürze ist ein einziges Wort noch jetzt gebräuchlich. Neun Zehntel dieser Ausdrücke (wie Despot-Brühe, Hidra-Brühe, Luther-Tunke, Kosaken-Tunke u. s. w.) sind in keinem Wörterbuch mehr aufzufinden. Desto heftiger empören sich Phantasie und Magen, wenn man die Zubereitungsart der Speisen liest. Pfeffer, Kalmus, Mohn, Ingwer, Safran, Muskatnuß, Gewürznelken, Mandeln, Rosinen, Meerrettig, grüner Knoblauch und pour la bonne bouche ein paar Tropfen spiritus vitrioli mit Rosenwasser gemengt spielen eine große Rolle — überdies gar kein Salz und desto mehr Honig und Zucker. Salbei, Krauseminze, Pimpinell, Boretsch, Bertram, Körbelkraut sind häufige Zuthaten, ja bei einer Speise kommt sogar Indigo vor. Dieser ist denn doch heutigentags nicht mehr gebräuchlich. Für die berühmten „gezupften Krapfen" (marczafánk), mit denen weinende Kinder begütigt werden, mischte man geröstete Mandeln mit Tragant, streute Stärkemehl darauf, mengte Eier dazu, tauchte das Ganze in Kreide, färbte es mit Scharlach und verklebte es mit Goldschaum. Auch diese Krapfen mögen sehr gut sein für Einen, der sie mag. In den späteren Jahrhunderten änderte sich der Geschmack.

Ein Gedicht vom Ende des vorigen Jahrhunderts (die „Hungaria in parabolis" des Anton Szirmay) schildert ein magyarisches Gastmahl folgendermaßen:

Um Ehr' aufzuheben mit seinem Schmause,
Bestellte bei Zeiten der Herr vom Hause
Sechs Wirthinnen stramm herein vom Lande,
Die baß zu kochen und backen imstande.
Zwei gingen flugs ans Kuchenbacken,
Vier thaten mit Kochen sich weidlich placken.
Jene bucken Kolatschen und weiße Wecken,
Geflocht'ne Stritzel, Scharrbrötchen und Feuerflecken,
Krautstrudel ohne Zahl wurden gewickelt,
Topfenstrudel mit Kapri zerstückelt,
Mit Mohnbeugeln füllte sich mancher Trog,
Unter Strauben und Füllkrapfen der Tisch sich bog.
Blätterkuchen und Oblatengebäck
Reihten sich in Ordnung zu gutem Zweck.
Mitten im Hofe hatten sie aufgestellt
Aus vier hohen Plachen ein luftig Gezelt;
Darin war zum Kochen gebaut der Herd,
Dabei Kleinholz gehackt und stets gemehrt.
Da tummelten sich die vier Köchinnen, die flinken,
Hackmesser, Kochlöffel thäten blinken,
Da rupfte man Gänse, Puten, Kapaun'
Und Spanferkel waren gestochen zu schau'n.
In Töpfen zweihenklig brodelte das Kraut,
Auch die Grütze puffte und spritzte gar laut.
Die Eine zum Kapaun die Nudeln schnitt gleich,
Die Andre für Täschlein walkte den Teig,
Die Dritte in Pfeffer that Knoblauch zerstücken,
Die Vierte schnitt Speckstreifen zum Spicken;
Das gehört auch zu Lämmernem und Kuttelfleck,
Hat auch bei Würzbrühe seinen Zweck.
Im Bertram die zarten Lämmer verbleiben,
Das Kalb nach Herrenbrauch kriegt Citronenscheiben,
Aus Schweinsfüßchen kochten sie Sulz, gar steifen,
Auf Flachschüsseln thäten sie Reibgerste häufen.
Die Eine hackte Schinken ganz klein
Und kocht' sie in saure Schnitterbrüh' ein.
Kalbskopf mit Semmelwürfeln und Rahm,
Schweinskopf mit Essigkren zustande kam.
Gansbügel mit Grütze, Hühner mit Stachelbeer,
Mast-Enten mit Schwarzbrüh' gelangen gar sehr.
Und jeglich Gericht gewürzt mit Safran war,
Manch eines mit Salbei, ja mit Rosmarin gar.
Reichlich that Pfeffer und Ingwer man streu'n,
Weil Würze der Art das Geblüte macht rein.
Weißbraten briet am Spieß, Nierenbraten auch,
Vom Rind beides, Fricassée am Roste nach Brauch.
Von den Schweinsrippen troff das Fett herunter,
Spanferkel am Spieße drehten sich munter.
Mit Knoblauch gespickt gab es Schöpsenrücken,
Auch Gänse voll Lederäpfel in Stücken.
In den Kropf wurde dem Puterhahn
Weiches Panadelbrod als Fülle gethan.
Wildpret war keines vorhanden,
Was sonst noch an Braten da gestanden,
Sind prächtige Kalbsziemer gewesen, —
Aus den Nieren machte man Posesen
u. s. w. u. s. w.

Die magyarische Küche unseres Jahrhunderts finden wir folgendermaßen geschildert: „Die Küche ist der größte Raum im Hause; sie hat einen großen mit offenem Kamin versehenen Herd, auf dem oben und unten Feuer brennt; oben kocht man, unten bäckt man Kuchen. Aus den prasselnden Scheitern ragt der vielhakige Feuerbock hervor und stützt das eine Ende des Spießes, an dem sich der Truthahn dreht und bräunt, durchstochen mit einem Pfeil, der „die Seele der Gans" heißt. Statt der Drehmaschine dient ein Junge vom Ackerdienst. Um das Feuer her stehen brodelnde Töpfe, halb bedeckt mit glasirten Thondeckeln. Abseits vom Feuer befindet sich ein eiserner Dreifuß, darauf ein flaches

Thongefäß mit Blechdeckel; darüber und darunter Glut. In dieser Pfanne brät gewiß das Gegenstück des Strudels, der soeben dort auf jenem ausgezogenen Tische dünngedehnt wird, indem zwei Mädchen von zwei Seiten her jede ein faustgroßes Stück gekneteten Teig so lange ausdehnen, bis er den Rand des untergelegten Tischtuches erreicht, so daß ihn eine altrömische Messalina als tunica vitrea anlegen könnte. Dann wird er von der magyarischen Hauswirthin mit Eier, Rahm, Mandeln und Rosinen bestreut, zusammengerollt, wie eine Schlange in die Bratpfanne hineingeringelt und an langsamem Feuer braunroth gebacken. Ein anderes Mädchen schürt mittlerweile rings um die Lehmverschlußplatte des unter dem Herd befindlichen Backofens die herausgezogene Glut zusammen und im heißen Ofen werden die hoch aufgegangenen Kuchen gar; und wieder eine andere Magd zerkleinert mittelst des halbmondförmigen, mit zwei Handgriffen versehenen Hackmessers auf kreisrunder Brettschüssel einiges Fleisch, das bestimmt ist, mit Reis gemischt in Krautblätter eingewickelt zu werden. Ein Bursche stößt Pfeffer in einem Mörser, groß wie eine Kanone, ein flinkes Stubenmädchen peitscht mit einer Ruthe aus Messingdraht im zinnernen Becken schneeweißen Eierschaum, dessen man zum Breikoch bedarf. Die Oberköchin selbst ist überall und nirgends, sie leitet das ganze Concert; sie begießt den erröthenden Truthahn mit Fett, das in den untergestellten Steingutteller zurückträufelt, sie bestreut den Strudelteig erst mit dem trockenen, dann mit dem feuchten Zubehör, verkostet mit dem hölzernen Kochlöffel die heißen Speisen und beurtheilt, was ihnen noch fehlt, sie verfügt über Pfeffer- und Salzbüchse, Paprikadose und Muskatnußbüchse, sie läßt dem Ofen nachhelfen, untersucht die immer brauner gewordenen Kuchen, ob nicht ihre untere Fläche anzubacken droht, sie beklopft das Untertheil des Gugelhupfs, controlirt den Strudel, indem sie mit der spatelförmig endenden Gabel in das brodelnde, wurstförmige Gebilde hineinstochert, sie trifft ihre Auswahl unter den mancherlei schmucken Kupfer-, Blech- und Holzwerkzeugen; das Krapfenblech, der Sporn für die Teig-Täschchen, das zierliche Kuttelfleckmesser, das Hohlhippeneisen, der Prügelkrapfenstock, für jedes kommt seine Zeit. Die größte Kunst aber ist es, und viel Übung gehört dazu, die Mehlspeise für die Suppe mit einem großen Schneidemesser strähnzwirnsdünn zu schneiden.“ U. s. w. u. s. w. In Siebenbürgen gab es wieder eine andere Kochkunst und Speiseart, die wir auf Grund der Monographie Apors bei der Beschreibung Siebenbürgens erörtern werden; dort hat sich die Kunst des Kochens und Anrichtens und der Anordnung von Gastmählern völlig zu einer Wissenschaft entwickelt.

Es gibt nationale Speisen und Gebäcksarten, welche im ganzen Lande berühmt und begehrt sind, aber nach der besonderen Art einer Gegend zubereitet werden. Solche sind die geflochtenen Beugel von Debreczin, der Debrecziner Strudel und Lebkuchen, zwei Arten Kecskeméter Strudel, der siebenbürgische Blätterkuchen, das Klausenburger Germgebäck,

die Szegediner „Tarhonya“ („geriebene Gerstel“), die Topfenfladen von Szentes, das Weißbrod von Miskolcz, Debreczin und Komorn, die Preßburger Mohnbeugel, die in jeder Gegend anders gearteten „Pogatschen“ und Bretzel, dann die verschiedenen Berühmtheiten an Fleischwaaren, Würsten, Salami und Rauchfleisch, durch welche sich Debreczin, Klausenburg und Kaschau auszeichnen und die sämmtlich Zeugniß ablegen für die gesunde Leibesbeschaffenheit der Consumenten. Das niedere Volk magyarischen Stammes verbraucht im allgemeinen viel Pflanzennahrung und kein Volk hat so vielerlei Mehlspeisen als das magyarische, das Sauerkraut aber heißt im Volksmunde geradezu „das Wappen Ungarns“ und es geht darüber die Sage, ein Mönchlein Namens Káp habe den Samen dazu aus Asien mitgebracht, daher „káp hozta“ (Káp hat es gebracht) = káposzta, d. h. Kraut. Zum Preise dieses Nationalgerichtes scheint auch der alte Volksreim gedichtet zu sein:

„O du gesegnetes Sauerkraut!
Im Paradies bist du gebaut!
Selig, der dir die Bratwurst angetraut!“

Hingegen heißt es: „Hirsebrei ist keine Speise“, obgleich dieses Sprichwort durch den berühmten „Hajduckenbrei“ und den im Lied verherrlichten „umgekehrten Hirsebrei“ widerlegt wird, der „Hochzeits-Hirsebrei“ aber ein unvermeidlicher Bestandtheil jedes Hochzeitsmahles ist.

Glaube und Urreligion.

Unter den Gemüthseigenschaften des magyarischen Volkes ist vor Allem das religiöse Gefühl zu erwähnen, das sich mit dem Streben, durch Beobachtung zur Aufklärung zu gelangen, und mit humaner Duldung paart. Es leben in Ungarn sieben Glaubensbekenntnisse nebeneinander, zuweilen mehrere einträchtig in der nämlichen Stadt, in dem nämlichen Dorfe: Römisch-Katholische, Griechisch-Unirte und Orthodoxe, Evangelische des Helvetischen und Augsburger Bekenntnisses, Unitarier und Mosaische, und jede Confession hat ihr eigenes Vermögen, die römisch-katholische einen großen Kirchenbesitz und überdies jede ihre Selbstbesteuerung. Von diesen sind die Anhänger Calvins ausschließlich magyarisches Volk. Das calvinistische Bekenntniß ist unter den Völkern des Ostens so weit vorgedrungen, als magyarisch gesprochen wird. Darum heißt es auch im Volksmunde „die magyarische Religion“. Sie schmückt ihre Kirchthürme statt des Kreuzes mit einer vergoldeten Kugel und einem Stern darüber, oder mit einem kupfernen Hahn.

Alle magyarischen Anhänger sämmtlicher Confessionen bekennen sich aber gemeinsam zu einem Glauben: zu dem an den „Gott der Magyaren“. Haben sie wohl diesen Gott der Magyaren noch aus Asien mit sich gebracht? Sowie das magyarische Volk einsah, daß es,

um eine Nation zu bleiben, europäisch werden müsse, hat auch der Gott der Magyaren eingesehen, daß er sein Volk nur behalten könne, wenn er sich in den Jehovah der Christen verwandle. Was die Urreligion der Magyaren gewesen, davon berichtet kein Stein, keine Schrift. Unsere Gesetze sprechen nur von ihrer Ausrottung. Sie verbieten das Opfern an den Steinen und Quellen, das Blutopfer, das alberne Geschwätz der Spielleute, der Volkssänger, sie lassen die alten Schriften, Musikinstrumente, Opferkessel zerbrechen, verbrennen, bis auf die letzte Spur rotten sie den Mythos der Ahnen aus. Nur die späteren Chroniken, die mündliche Überlieferung, die im Gedächtniß des Volkes verewigte Sage und mancher in die christliche Weltanschauung hineinpassende Aberglaube gewähren der Phantasie einen leitenden Lichtschimmer, um sich das Bild des Vergangenen zurückzuzaubern.

„Isten" (Gott) selbst ist ein uraltes Wort; Gottes Geißel (Isten ostora) wird Attila genannt, Gottes Pfeil (Isten nyila) der Blitz; man sagt édes Isten (süßer Gott), boldog Isten (seliger Gott), élő Isten (lebendiger Gott), örök Isten (ewiger Gott), teremtő Isten (Gott Schöpfer); der gewöhnliche Wechselgruß ist: adjon Isten, fogadj Isten (gebe Gott). In welcher Gestalt sie Gott angebetet? Ob in Gestalt der vier „belebenden Elemente": Erde, Wasser, Luft und Feuer? Ob sie Götzenbilder gehabt? Sicher ist, daß das Wort bálvány (Götze) und seine Ableitungen, wie auch die mit Hilfe dieses Wortes gebildeten Sprichwörter und Redensarten Ideen aus der Heidenzeit in sich schließen. So heißt unter Anderem eine Säule wörtlich „Balken-Götze" (gerenda bálvány), ein Thürpfosten „Thor-Götze" (kapu-bálvány), Bálványos-vár (Götzenburg) ist ein geographischer Name, „er steht da wie ein Götze" ist eine Redensart. Die Götzen waren entweder von Menschenhand gefertigt, oder eingebildete, personificirte Sachen, oder endlich gewisse geheimnißvolle Dinge, hervorgebracht durch die vier „Elemente". So bildete und bildet noch jetzt in Siebenbürgen der Erdgott die halb menschen-, halb fischähnlichen Steine; der Wassergott den „özönfa" genannten Baum, der beim Axthieb Funken sprüht; der Luftgott den Stein „menkö" (Meteor), aus dem auch jenes Schwert gemacht war, mit dem die Székler-Fürsten den „Sonnenhieb"* zu thun pflegten, und der Feuergott jene zweiköpfigen Menschengestalten, wie der Schlammvulkan von Kovászna (Pokolsara = Höllenmorast genannt) einen ausgeworfen hat u. s. w.

In alten Chroniken lesen wir, daß, als die Magyaren das Christenthum schon angenommen hatten, diese Bilder der Weltanbetung mit den Gebeten der italienischen

* „Sonnenhieb." Auch das ist ein uralter Gebrauch, der bei der Königskrönung noch jetzt geübt wird. Der gekrönte König reitet, den Mantel St. Stefans auf den Schultern, dessen Schwert in der Hand, auf weißem Rosse den Krönungshügel hinan und führt dort mit dem Schwerte vier Hiebe gegen die vier Weltgegenden, zum Zeichen, daß er das Land gegen jeden, aus welcher Weltgegend immer kommenden Feind vertheidigen werde. Bei der Krönung Leopolds I. verhöhnte der türkische Feldherr diesen Gebrauch, indem er sich den Kopf verband und seinen Feldscheer holen ließ, die tiefe Wunde zu heilen, die ihm der König von Ungarn geschlagen. Sein Nachfolger Abdul-Rahman aber fand diesen Hieb wahrhaftig nicht so lächerlich, denn er fand in den Schanzen des zurückeroberten Ofen seinen Tod.

Missionäre in Ungarn noch alle auf folgende Weise verquickt waren: „Sei gepriesen du großer Gott mit unserem Bruder*, der Sonne. O wie schön, o wie strahlend; sie ist dein Wahrzeichen, o Herr! — Sei gesegnet sammt unserer älteren Schwester, dem Monde, und unseren jüngeren Schwestern, den Sternen, die da so schön und glänzend sind! — Sei gesegnet sammt unserem Schwager, dem Winde, der die Wolken und das heitere Wetter bringt! Sei gesegnet sammt unserer kleinen Schwägerin, dem Wasser, das so nützlich, schmackhaft und rein ist! Sei gesegnet sammt unserem Herrn Ohm, dem Feuer! O wie schön, o wie munter, o wie stark und gewaltig ist er! Sei gesegnet, o Herr, sammt unserer Frau Mutter, der Erde, die uns ernährt und erhält!“ Die opferübenden Personen der Urreligion nannte man rhabonbán (was als fürstliche Würde galt), táltos, horkás, gyula; zu diesen gesellten sich noch der perosztó, billogos und garabonczos.

Das vom Gesetz Ladislaus des Heiligen verbotene Feueropfer lebt noch jetzt hier und da jenseits der Donau als Volksgebrauch im Feuerfest der Johannisnacht. Seiner älteren Form nach stellt es sich der plastisch arbeitenden Phantasie folgendermaßen dar: „Der Abend des sommerlichen großen Sternschnuppenfalles war das Fest des Altfeuerlöschens, der nächste Tag das Fest des Neufeuerzündens. Für diesen Tag nahm jede Frau die übriggebliebene Herdglut in einem Topfe vom Hause mit, deßgleichen die Männer dürre Reisigbündel, die Mädchen neunerlei Kraut und Blumen; daheim darf kein Funken Feuer verbleiben. Beim Feuerhügel angelangt, schütten alle Frauen die Glut aus ihren Töpfen heraus, welche der „gyula“ mittelst eines aus duftenden Kräutern gebundenen Wedels der Reihe nach verlöscht. Hierauf wird ein großes hölzernes Rad herbeigeholt, dessen Speichen aus neunerlei Holz gemacht sind. Durch die Nabe desselben wird eine Stange aus Eschenholz gesteckt und von zwei keuschen Burschen so lange in der Nabe hin und wieder gescheuert, bis jene davon Feuer fängt, und so entsteht das neue Feuer. Der Feuergott flammt auf, der belebt, leuchtet, wärmt und gedeihen läßt, und wenn er zürnt, vernichtet, verzehrt. Jetzt beginnen die Mädchen das Feuerlied zu singen:

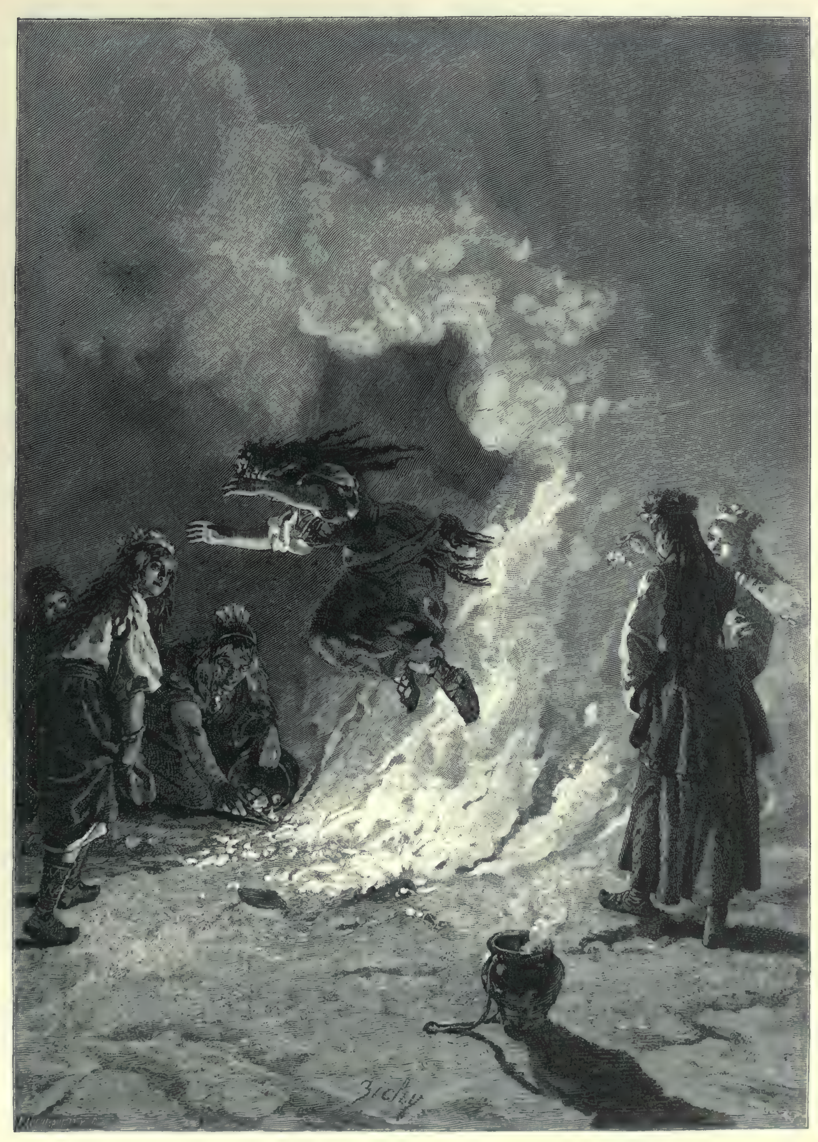
„Wollen Feuer fachen, draus ein Viereck machen,
Ein Eck, wo da sitzen schöne alte Männer,
Noch ein Eck, da sitzen schöne alte Frauen,
Drittes Eck, da sitzen schöne junge Bursche,
Viertes Eck, da sitzen schöne ledige Dirnen.“

Dann folgt das Lied des Feuersprungs:

„Bartas Haus will Feuer fangen,
Ach, laßt nicht die Armen bangen,
Löscht nur, löscht!“

---

* Im Magyarischen ist die Sonne männlich, der Mond weiblich gedacht; siehe weiterhin.



Der Feuersprung.

Jedes Mädchen nennt dabei den Namen dessen, dem ihr Herz gehört, und springt dann über das flackernde Feuer, in welches ihre Gefährtinnen neunerlei duftiges Kraut werfen und dazu folgendes Blumenlied singen:

„Kornblume redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn von mir wahrhaftig lebt die ganze Welt nur;
Rebenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig wird allweg geopfert;
Veilchenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,
Denn mit mir wahrhaftig schmücken sich die Dirnen."

Wenn der Flammenstoß zu Glut niedergebrannt ist, folgt die Weihung des neugebornen Kindes über dem Feuer, nach heidnischem Gebrauch. Der „billogos" faßt den weinenden Sprößling mit beiden Händen, hält ihn über das Feuer und spricht über ihn den Segen und den Schirmspruch gegen die sieben Arten von Teufeln, und zuletzt ritzt der Opfernde das Kind mit der angeglühten Spitze seines Messers in Halbmondform am Kinn. An dieser Stelle wird ihm kein Bart wachsen, daran erkennen sich die Getreuen des Urväterglaubens. Und jetzt schöpft der „gyula" mit dem Feuerlöffel für jede Frau von dem neuen Feuer. Durch die noch übrige Glut treiben zuletzt die Hirten ihre Herden hindurch, das wird sie vor Seuche schützen, und was an Glut noch immer glimmt, das tritt die Schar der Kinder barfuß aus. Nach Schluß der Ceremonie zünden die Bursche Freudenfeuer an, singen das Lied von der „Ipsilangi-Rose" und lassen feurige Räder den Hügelabhang hinablaufen, während jeder bei seinem Feuer den Namen seiner Geliebten ruft." So hat sich dieses Feuerfest der Johannisnacht noch heute in vielen Gegenden als Volksbrauch erhalten.

Aus alten Überlieferungen, aus Schilderungen der Chronisten und Volkssagen der Székler haben wir folgende Bestattungsgebräuche zusammengestellt, welche die Anhänger der Urreligion befolgten: „Beim Tode eines hervorragenden Ritters waschen die „Beweinerinnen" (Klagefrauen) den gefallenen Tapfern im heiligen Bache, bekleiden ihn mit seiner glänzendsten Rüstung, legen ihn auf das Ehrenbett und breiten ein ganzes Stück Seidenzeug über ihn. Zur Trauer legen die Frauen ein ungebleichtes Linnengewand an und binden sich statt der „Schmetterlingshaube" (Flügelhaube) ein schwarzes Tuch um den Kopf. Dann treten die „Geiger" (Spielleute) vor und singen bei Geigen- und Lautenklang von den Thaten des Helden und von seinem jenseitigen Leben, während der greise Vater des erlegten Kämpen zu Häupten des Katafalkes auf dem nackten Boden sitzt.

Mittlerweile wird an der Quelle des heiligen Baches eine ungeheure Grube gegraben und an der einen Seitenwand derselben ein großer Eibenbaum aufgestellt, von dessen Spitze das zweizüngige Fähnlein des gefallenen Helden flattert mit der goldenen Sonne. Sodann werden an den anderen drei Seiten der Grube vierundzwanzig eichene Stangen aufgestellt, alle lanzenförmig gespitzt. Die westliche Wand der Grube bleibt abschüssig, denn man soll hinabsteigen können.



Weihung des neugebornen Kindes bei den Urmagyaren.

Dieser erste Tag ist der Tag des Wachens. An diesem wird nicht gegessen, noch Wein getrunken, man trinkt nur Bier und wird diesen Tag später an jeder Jahreswende bei einem bestimmten „Gelagsmann" feiern. Der zweite Tag ist der des Todtengeleites. Gleich nach dem ersten „Morgengelächter" erschallen die Hornstöße der Opferbläser, die „Gram-Mädchen" stimmen ihren Sang an: „Morgenroth, schönes rothes Morgenroth, goldenes Morgenroth!" und von sieben Schlägen erdröhnt die Opfertrommel. Jetzt schneidet sich der Vater des todten Helden mit krummem Messer den Haarzopf ab, der an seiner linken Schläfe niederhängt, das Wertheste, was ein urgläubiger Magyare opfern kann, und gibt ihn dem Todten in die Hand.

Unterdeß führen die Richter das verhängte Roß herbei, das Lieblingspferd des todten Kriegers, in einem Überwurf von schwarzem Seidenstoff, gesattelt und gezäumt. Die Waffengenossen heben den Todten in den Sattel, binden ihm die Beine stramm an den Sattelgurt, befestigen ihm die Hand an der Lanze, die in den Sattel gesteckt ihr Fähnlein flattern läßt, und dann setzt sich der Zug in Bewegung für den Abschiedsritt. Vor jedem Thore hält der Trauerzug und der Hornbläser, der das Pferd führt, ruft laut zum Thore hinein, die Freunde des Helden zum Geleite zu laden. Vor ihm her trägt und führt man seine Fahnen und Waffen, sein Trinkhorn und Speisegeräth, seinen Jagdhund und Lieblingsfalken, seine vierundzwanzig Reitpferde.

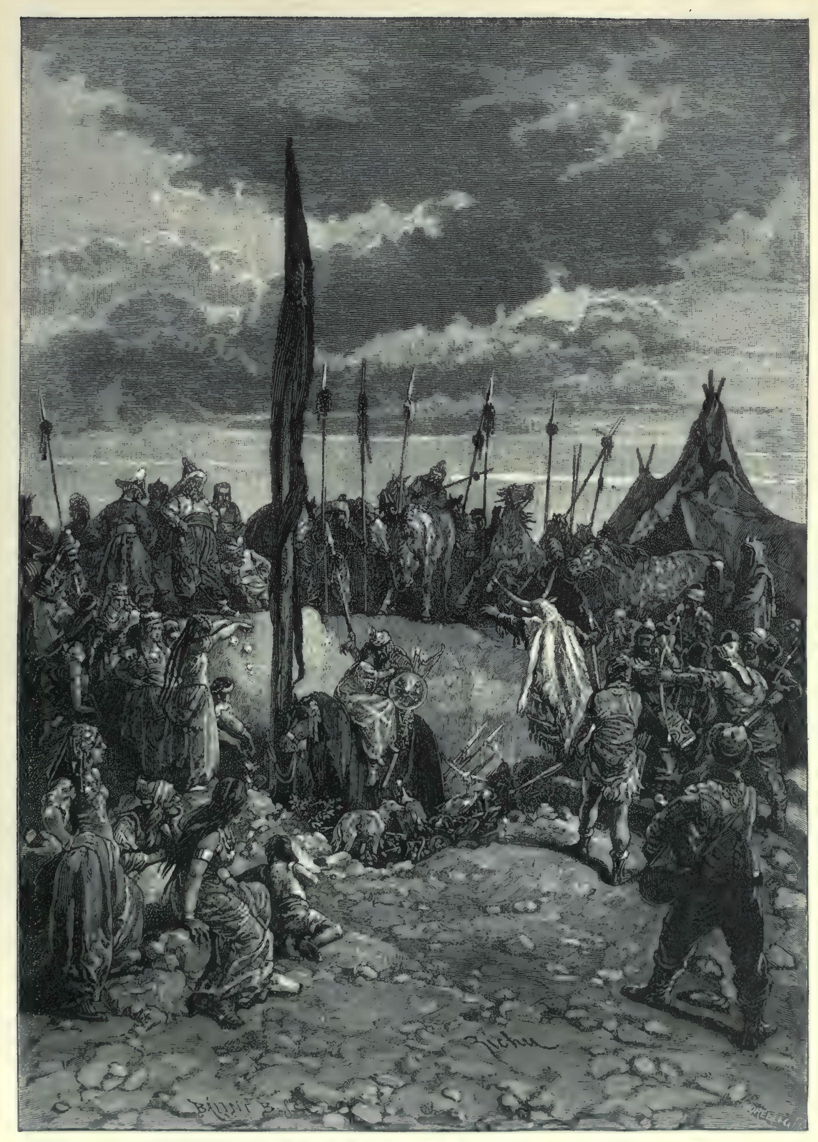
So zieht das Trauergeleite bis an das Grab bei der heiligen Quelle, wo Jungfrauen es erwarten, die aufgelösten Locken mit Kränzen aus duftigen Kräutern geschmückt. Am Grabe angelangt vertheilt man an die Genossen des Todten dessen mitgebrachte Schätze und Gewänder, je nachdem er sie zu seinen Lebzeiten Diesem oder Jenem versprochen.

Da bricht aus der Mädchenschar die Braut des Todten hervor; auch ihr, sagt sie, sei der Verstorbene etwas schuldig. Sich selbst. Er habe versprochen, ihr anzugehören in dieser und jener Welt. Hier zum Beweis seine „Balita".* Beide Väter geben ihr den Segen und man hilft der Braut aufs Roß hinauf neben den todten Bräutigam. Nun führen die beiden Opferbläser das Roß, auf dem der todte Held mit seiner Braut sitzt, in die Grabgrube hinab und binden den Hengst an den großen Eibenstamm fest. Ihm zur Seite legen sie die Waffen des gefallenen Recken nieder, seinen Opferbecher, seinen goldenen Streithammer, die irdene Urne voll mit Münzen jeder Art, auch die Schmuckspangen der Braut, ihre großen Ohrgehänge und den Jungfernkranz mit Perlen gestickt.

Die táltos-Priester binden mittlerweile die vierundzwanzig Renner an die Lanzenschafte fest. Da stürzen die Mädchen an das Grab heran, reißen sich die Kränze von den Locken und streuen sie, nebst Nußzweigen, auf den todten Bräutigam und die lebendige Braut hinab.

---

* „Balita" hieß bei den Széklern das silberne Götzenbildchen, das der Bräutigam zur Verlobung seiner Braut sandte.



Der todte Krieger und seine Braut.

Hellauf schmettern die Trompeten und hervor treten hundert reisige Bogenschützen; auf einen Trommelschlag schnellen sie alle zugleich ihre Pfeile ins Grab hinab, damit der todte Held, mit Braut und Streitroß gleichzeitig von Pfeilen durchbohrt, hinübergehe auf den Anger der Sonne. Gott hat sein Gefallen daran, wenn die Verewigten mit Wunden bedeckt vor seinem Antlitz erscheinen. Aber der Pfeilschuß ins Grab ist auch darum nothwendig, weil sonst der begrabene Todte heimkehren könnte; nun wird, sollte er aufstehen wollen, sein Gewand an den Pfeilen hängen bleiben. Nach diesem Pfeilhagel erstechen die táltos-Priester die vierundzwanzig Renner und deren Blut ergießt sich gleichzeitig in die Grabgrube, welche die Männer mit Schollen zuzuwerfen beginnen.

Und jetzt ist die Reihe des Weinens an den Männern. Aber nicht Thränen weinen sie, sondern Blut. Der Vater des todten Helden zückt sein krummes Messer und schlägt sich Wunden, an beiden Schultern zuerst, dann an der Brust, endlich an Wangen und Stirne; so weint er Blut aus sieben Wunden. Sämmtliche Männer folgen seinem Beispiele. Unterdessen blasen Hörner, Drommeten und Pfeifen wild durcheinander, übergellt von dem Geschrei der Weiber.

Der Held und seine Braut, obgleich hoch zu Roß, verschwinden nachgerade unter den Schollen; endlich steht nur ein großer runder Hügel da, aus dessen Gipfel der Eibenstamm emporstarrt und die Fahne an seiner Spitze im Winde flattern läßt. Nunmehr zerstückeln die táltos-Priester die geopferten Rosse und braten jedes auf einem eigenen Holzstoß, die Herzen aber verbrennen sie auf wohlriechendem Feuer zu Ehren Gottes und die Pferdeköpfe stecken sie auf die nach Lanzenart gespitzten Stangen zur Botschaft an ferne Zeiten, daß da unten die Asche eines tapferen Kriegshelden ruht.

Während dessen ist die Sonne zur Rüste gegangen, nur die Holzstöße stehen in heller Lohe. Das gebratene Pferdefleisch dient nur zum Todtenschmaus. Die Spielleute machen sich bemerklich mit Dudelsack und Pickelflöte und Querpfeife, die Männer trinken den „áldomás“ (Weihtrunk), die Weiber werfen sich während des Mahles mit den Knochen; wenn aber dann das Siebengestirn emporzieht, regt sich Alles im Tanz und auch dieser heißt Todtentanz.

Junge Bursche legen sich durcheinander auf den großen Grabhügel. Dann kommen die Mädchen heran, als suchten sie ihre in der Schlacht gefallenen Todten. Welche den Ihrigen findet, sucht ihn zu wecken, doch er wacht nicht auf; da hebt sie ihn empor, starr wie er sich stellt, und tanzt so mit ihm die Runde. Arm und Bein des tanzenden Jünglings scheinen zu Stein erstarrt, sein Kopf fällt hinten über, also läßt er sich im Kreise drehen und fällt, wohin man ihn fallen läßt, und gespenstisch summt dazu die Musik. Das kriegerische Turnier macht dem Tanz ein Ende. Niemals schließt der Todtenschmaus ohne ein solches. Erst wird gerungen, dann folgt der Faustkampf, zuletzt greift man zu Streit-



Burschenerweckung bei einem Todtenschmaus aus der Vorzeit.

hammer und Schlachtkolben, die treuesten Kumpane fordern sich aus bloßer Prahlsucht zu tödtlichem Zweikampf heraus, das ist so alte Sitte. Der Morgen findet neun Leichen auf dem Schauplatz des Todtenmales. Diese legt man recht ordentlich im Kreise auf den großen Grabhügel hin und breitet noch eine Schicht Erde über sie. Und so sind sie jetzt alle beisammen, der begrabene Heldenführer und seine getreuen Genossen, seine Braut, sein Jagdhund, sein Falke und sein Lieblingsroß, — stattlich mag er einziehen auf den Anger der Sonne, vor das Antlitz des Gottes seiner Ahnen."

All dies lebt nur noch in den Sagen der Vorzeit, den Todtentanz aber schildert noch im XVI. Jahrhundert der „Ungarische und dacische Simplicissimus" genau so; nur die Schmäuse der Todtenfeste sind noch jetzt im Schwange und haben den Führern des Volkes schon Stoff genug zu Predigten gegen die dabei übliche Verschwendung gegeben.

Der Sagenkreis von Attila und Csaba. Álmos.

Der Glaube an die Verwandtschaft mit Attila und den Hunnen ist so sehr in das Blut des magyarischen Volkes übergegangen, daß selbst die Volkslieder es künden, die doch von keinen Schriftgelehrten ersonnen sind:

„Attilas gewalt'ger Name,
Von Bendeguz' großem Stamme,
Kaum erschollen nur dem Gothen,
Warf entseelt ihn zu den Todten."

(Heutzutage nicht buchstäblich so.) Und ein anderes Volkslied lautet:

„Átilla mein Vater war,
Drum die Heimat lieb mir war;
Thät' mir noch der Arme leben,
Wollt' ihm hin mein Hemde geben."

Im Original beweist die Ungeschlachtheit des Ausdruckes unzweifelhaft den alten Ursprung dieses Liedes, und mehr noch die eigenthümlich zerrissene Melodie. Attila und nicht Etele nennt der Volksmund überall, selbst bei den Széklern, den Hunnenkönig, und zwar spricht es ihn „Átilla" aus, so auch in: „Átilla-Dolmány", „Átilla-Bursche" (dessen man im Hause nicht Herr wird). Ein Riese, dessen Lebensdauer schon über ein Jahrhundert hinausreicht, dessen Ursprung auf Nimrod zurückgeht, dem durch ein Wunder Gott selbst sein Schwert herabschickt, um es durch ihn zur Geißel der Welt machen zu lassen; Weltschlachten schlägt er mit diesem Schwerte, Völker vertilgt er und stürzt Reiche, jede seiner Fußspuren ist ein Schlachtfeld; Könige macht er sich unterthan, große Nationen tributpflichtig; fabelhafte Schätze häuft er auf, in deren Mitte er selbst einfach und glanzlos bleibt. Nur Gestalt und Wuchs und nach gleichzeitigen Schriftstellern die Augen voll göttlichen Feuers verkünden an ihm den König. Seine Thaten, welche die Weltgeschicke lenken, werden von geschichtschreibenden Kaisern verewigt und das Meisterstück des Heldensanges, das Nibelungenlied, verknüpft sie mit der Geschichte der Weltnationen.

Das erste Blut, mit welchem Attila das Schwert des Kriegsgottes weiht, ist das seines eigenen Bruders Buda, welcher lieber die Donau und Theiß entlang eine Heimat gründen, als in blutigen Schlachten Ruhm gewinnen will und die Burg Buda erbaut und nach seinem Namen benennt, — wofür Attila ihn tödtet. Und nach jedem Feldzug kehrt der große Welteroberer wieder zwischen Donau und Theiß zurück, wo seine Hauptstadt steht, aus Holz gebaut. Den steinernen Mauern ist er feind und stürzt sie, die Wälle von Byzanz hat er bereits niedergelegt, den Kaiser gedemüthigt. Chrysaphius, der Eunuch aus Byzanz, will dies meuchlerisch mit dem Dolche rächen, indem er Attilas eigenen Gesandten Edekon besticht. Dieser geht scheinbar darauf ein, sendet aber Attila Kunde vom Anschlag. Der griechische Kaiser schickt dem Hunnenkönig, um ihn zu versöhnen, eine Gesandtschaft ans Ufer der Theiß. Den großartigen Empfang hat Priscus Rhetor folgendermaßen geschildert. Die anlangenden Gesandten wurden zuerst von den Frauen vornehmer Hunnen empfangen, welche sie mit keuscher Umarmung begrüßten. Diese Sitte war nicht von der türkischen Race entlehnt, die ihre Frauen vor fremden Augen verbirgt und für Wesen hält, welche tiefer stehen als die Männer.

Die Gemahlin des Königs selbst, Kerka (oder Réka), empfing, von ihren Frauen umgeben, die Gesandtschaft; die hunnischen Frauen beschäftigten sich mit Gold- und Perlenstickerei, denn bei den prachtliebenden Hunnen bedeckten die Ritter nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Pferde mit Geschmeide und Stickereien. Nur der König allein war einfach, an ihm war nichts Glänzendes. Sein Gewand ist schmucklos, kein Kleinod daran, an seinen Waffen keine Spur von Gold, sein Thron ein einfacher Holzstuhl. Kalt empfängt er die Gesandten, wirft ihnen jedoch den meuchelmörderischen Anschlag mit keinem Worte vor. Von den Überläufern seines Volkes sagt er, daß er gegen seine Knechte zu kämpfen sich nur schäme, aber nicht fürchte.

Auf den Abend lud er die Gesandten zum Gastmahl ein. Reihen weißgekleideter Frauen standen geordnet bis zum Saal des Gelages, ihre weißen Schleier spannten sie als Himmel aus über den Chor der Jungfrauen, welche nationale Lieder sangen. Vor seinem Palaste begrüßte den König die Gemahlin seines Lieblings Onegisius nebst ihren Frauen, indem sie ihm nach Volkessitte Fleisch und Wein (auf einem silbernen Tischchen) bot; der König aber, hoch zu Roß, kostete und dankte. In dem ungeheueren Prunksaale, der von Gold und edlem Gestein erstrahlt und auf kunstreich geschnitzten Säulen ruht, stehen Tische mit weißen Tüchern gedeckt und ächzen unter der Last goldener und silberner Schüsseln und Becher; jeder Gast erhebt erst einen Becher auf das Heil des Königs und dann wird an den Tischen Platz genommen. Nur Attila allein speist auf einem Holzteller und trinkt aus hölzernem Becher, nichts von all den Gängen berührt er, nur gebratenes Fleisch. Um die Mitte des Gastmahles läßt der König einen Becher füllen und bringt ihn

dem Gaste zu seiner Rechten, dem Fürsten Berich dar, worauf er der Reihe nach jedem wertheren Gaste zutrinkt; die Männer stoßen die Becher aneinander und erwiedern so die Trinksprüche; noch heute halten es die Magyaren nicht anders. Am Schlusse des Gastmahls traten zwei jugendliche scythische Sänger an den Tisch Attilas und sangen Heldenlieder von Tagen des Sieges, von tapferen Ahnen und einem neuen Vaterland. Auf flammten da die Angesichter der Jünglinge und die Alten vergossen Thränen der Freude und des Kummers. — Und noch heutigen Tags „erlustigt sich weinend der Magyare". Nach diesen kamen fremde Gaukler, die hohen Herren zu unterhalten; zum Hanswurst war der hunnische Stamm nicht tauglich.

In all dem Gelächter blieb nur Attilas Antlitz ruhig, streng und kalt; nur als sein jüngstes Söhnlein zu ihm trat, schien er aufzuthauen. Er umarmte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, lächelnd; die Seher hatten ihm verkündet, dieser würde nach ihm das Reich aufrechterhalten.

Anderen Tages entließ Attila die Gesandten des Kaisers, mit Geschenken schwer beladen; kein hartes Wort hatten sie von ihm gehört. Sie waren seine Gäste und die Person des Gastes ist dem Magyaren auch heute noch heilig. Erst nachdem die Gesandtschaft abgereist war, sandte er ihr sofort seine eigenen Boten nach mit der harten Antwort an den griechischen Kaiser; er warf ihm vor, er habe sich des glorreichen väterlichen Namens unwerth gemacht, da er zum meuchlerischen Dolche griff, und ließ ihm den von Edekon empfangenen Sündenlohn vor die Füße werfen.

Später wendet er sich gegen Westen, dringt bis Lutetia vor, wo er auf einen seiner würdigen Riesen trifft; drei Feldherren stellen sich ihm entgegen, der Römer Aëtius, der Góthe Thorismond und Theodorich. Da läßt er sich vor der Schlacht durch seine táltos-Priester die Zukunft künden, und diese prophezeien, daß der feindliche Führer fallen, ihm aber der Sieg trotzdem nicht verbleiben werde. Vor der Schlacht hält er eine Rede an seine Heere und spricht zu ihnen von den „Freuden der Schlacht", in der er selbst den ersten Speerwurf thun werde. Den ganzen Tag dauert die Schlacht, Theodorich fällt, 160.000 Todte decken die Wahlstatt, aber der Sieg neigt sich weder dem einen, noch dem andern Theile zu. In diesem Kampfe war die Schlachtordnung beider Heere so verwirrt, daß kein Theil wußte, ob er gesiegt habe oder besiegt sei. Am Abend vor der Schlacht hatte Attila einen Scheiterhaufen aus Sätteln errichten lassen, auf diesem wollte er sich verbrennen, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen. Jetzt machte er Kehrt und zog in sein Reich zurück.

Um diese Zeit war er schon dem hundertsten Lebensjahre nahe. Und jetzt entbrannte die römische Kaisertochter Honoria in verhängnißvoller Liebe zu ihm; die Auguren hatten geweissagt, daß um ihrer Liebe willen das römische Reich in seinen Grundfesten erbeben



Attilas Gastmahl.

werde. Die Kaisertochter sandte dem am Theißufer lagernden Attila ihren Verlobungsring, flehend, daß er komme, sie aus ihrem Kerker zu befreien. Attila setzt sich auf diesen Ruf hin in Bewegung und überflutet Italien mit seinen Scharen. Drei Monate lang belagert er Aquileja und zerstört überdies zwölf Städte auf dieser fürchterlichen Brautfahrt. Aquileja vertheidigte sich lange, und schon wollte Attila von der Belagerung abstehen, als ein Storch, seine Jungen im Schnabel, die Stadt verließ und ihm dadurch kundgab, daß die Stadt am Äußersten sei. Dieser Anblick bewog ihn zum letzten Sturm, der zu seinem vollen Siege führte. Im Kaiserpalast zu Mailand findet er ein Meisterbild, auf dem seine Ahnen dem römischen Kaiser zu Füßen sinken. Er wallt zornig auf, rächt sich aber an dem Meisterwerk des Künstlers nicht durch dessen Vernichtung, sondern läßt als Seitenstück dazu ein anderes Bild malen, auf welchem römische Kaiser den goldenen Tribut zu Füßen des Hunnenkönigs niederlegen. Er duldet keine Schmeichelei; ein römischer Dichter, Marulus, erhebt in seinen Versen Attila zum Gott, dafür verurtheilt er den Dichter sammt seinen Versen zum Scheiterhaufen, begnadigt aber schließlich doch den Menschen und läßt nur seine Gedichte ins Feuer werfen. Und da er endlich schon vor den Thoren Roms steht und keine Waffe, kein Steinwall ihn mehr aufhalten kann, da kommt ihm aus Rom eine Schar ehrwürdiger Greise entgegen, an ihrer Spitze Papst Leo, um Gnade zu flehen für die ewige Stadt. Der Sage nach hätten nächtliche Gesichter ihm Stillstand geboten, die Walküre des Krieges sich ihm in den Weg gestellt und ihm dreimal zugerufen: zurück, Attila! Nach der Legende wären die Apostel Peter und Paul ihm erschienen und hätten ihn mit Gottes Gebot zurückgeschreckt, welche Scene auch in der Peterskirche durch Pinsel und Meißel künstlerisch verewigt ist. Die Legende ist ebenso schön wie die Volkssage, am schönsten aber ist die Tradition, daß jene Gottesgeißel, „auf deren Fußspuren kein Gras mehr wuchs“, auf deren Wink das Blut zu Bächen schwoll, wie auf den catalaunischen Gefilden, innegehalten habe vor den Thränen des greisen Mannes und, als die Mutter der Völker, Rom, ihm zu Füßen lag, sie nicht niedergetreten, sondern Kehrt gemacht habe. Dies that weder Brennus noch Alarich. Wie sein Leben, so war auch Attilas Tod ungewöhnlich. Über hundert Jahre alt, starb er am Blutsturz auf seinem Brautbette, zur Seite seiner Braut, der fränkischen Königstochter Ildiko. In der Nacht seines Todes träumte der griechische Kaiser von ihm, er sah den Bogen Attilas entzweibrechen. Die Leiche des Hunnenkönigs legte man in einen dreifachen Sarg, in Gold, Silber und Eisen, und begrub ihn im Bette der Theiß. Auch das war uralter Brauch, auf dem Grund der Gewässer bestattet zu ruhen. Niemand weiß, wo sein Grab ist.

Nach seinem Tode geriethen seine drei Söhne über sein ungeheures Reich in Streit und überfielen einander im Bunde mit gothischen, gepidischen und sarmatischen Völkern. Die wilde Schlacht endete mit der Ausrottung der hunnischen Nation. Nur Attilas jüngster

Sohn Csaba rettete sich aus der Schlacht mit einem zusammengeschmolzenen Bruchstück des Volkes. Daran knüpft sich eine der schönsten magyarisch-széklerischen Volkssagen. Als Csaba das Verderben der hunnischen Nation seinen Gang nehmen sah, entsendete er aus seinem Köcher einen Zauberpfeil, wodurch er seine Mutter, die Zauberfee, zu Hilfe rief, und wo der Pfeil im Fallen mit der Spitze stecken blieb, dort fand er das wunderwirkende Kraut, von dessen Saft die Wunde heilt und der in der Schlacht Gefallene wieder aufsteht, (im Volksmund heißt diese Pflanze, poterium sanguisorba, noch jetzt „Csabas Balsam"). Mit diesem Wundermittel erweckte er seine gefallenen Krieger wieder, stellte sie in Schlachtordnung und führte sie gegen den Feind. Angesichts dieses Todtenheeres faßte Entsetzen die Gepiden und sie ließen die Überbleibsel von Csabas Volk in Frieden abziehen. Csaba geleitete dann mit seinem beritten gemachten Todtenheer den Rest des Hunnenvolkes bis an die Ostgrenze Siebenbürgens, wo er ihn im heutigen Széklerlande ansässig machte, dann aber die todten Krieger in ihr altes Vaterland, ins Land Attilas heimführte. Den im Széklerland zurückgelassenen Sippen aber versprach er, daß, so oft eine große Gefahr ihnen drohen möchte, er und seine heimischen Krieger jedesmal dem Grabe entsteigen und zurückkehren würden, sie zu erretten. So entstand die Legende vom „Erwarten Csabas". Und oft hat sich die kleine Széklernation in großer Gefahr befunden und ist immer durch wahre Gotteswunder gerettet worden (nebst seiner eigenen aufopfernden Tapferkeit), und die Volkssage will, daß allemal Csaba und seine Hunnenkrieger aus der alten Heimat herbeigeeilt seien, mitten durch den Himmel, unter großem Getöse, um ihre Feinde zu zerstreuen. Jene glänzende Bahn aber quer durch den ganzen Himmel, die Milchstraße, sei aus den Hufspuren ihrer Rosse entstanden. Das Volk nennt sie noch heute „Straße der Heere". So knüpft sich der Sagenkreis von Attila und Csaba mittelst der széklerischen Überlieferungen eng an die festgewurzelten Thatsachen des magyarischen Gemeinglaubens.

Der zweite der magyarischen Nation verwandte Völkerschwarm, der avarische, bewohnte unter seinen „Khaganen" dieses Land noch längere Zeit und hinterließ das Gedächtniß seines Verweilens in merkwürdigen Urdenkmälern. Das sind die Avarenringe und Grabfelder, die wir bei der Beschreibung der betreffenden Orte eingehender schildern werden. Karl der Große brach mit der vereinten Macht der fränkischen und germanischen Heere die Kette dieser Festungswerke und rottete die ganze avarische Nation aus.

Die Idee der magyarischen Einwanderung scheint nur die Fortsetzung des Sagenkreises von Attila und Csaba zu sein. Der „turul" (in Adlergestalt eingefleischte Kriegsgenius) war das Sinnbild der Fahnen Attilas. Ihn führten auch die Magyaren auf ihren Fahnen bis in die Zeit des Herzogs Gejza. Der „turul" flog vor Attila einher in seinen Kriegen. Der „turul" suchte Emös auf, das Weib des im alten Vaterlande lagernden Fürsten Ügek, und verkündete ihr im Traume die große Sendung ihres noch ungebornen

Sohnes: ein Feuerstrom werde ihr Sprößling sein und über weite Länder sich ergießen. Deshalb erhielt der Sohn nach seiner Geburt den Namen Álmos. (álom = Traum.)

Álmos macht sich mit seiner ganzen Nation auf, um das neue Vaterland als ein von Attila ihm hinterlassenes Erbe zurückzuerobern. Der „turul“ zeigt den Weg bis ans Ziel. Als das Volk, an die Karpathen gelangt, zaudert, stürzt sich das luftige Heer des „turul“, ein Schwarm von Adlern und Geiern, auf die Magyaren und drängt sie zur Eile. Álmos, nachdem er seinem Volke die neue Heimat gezeigt, verschwindet, gleich Moses an der Grenze des verheißenen Landes, aus der Weltgeschichte und Überlieferung. Die Führer erheben seinen Sohn Árpád auf den Schild und machen ihn zum Herzog, sie schwören ihm Treue, indem sie sich in die Arme schneiden und ihr Blut in den gemeinsamen Opferkelch fließen lassen. Sie schließen gegenseitig einen Bund mit dem Herzog; die Nation gelobt, ihre Herzoge stets aus dem Stamme Árpáds zu wählen, behält sich aber auch ihm gegenüber als ihre Rechte vor, daß er das zu erobernde Vaterland gerecht unter die 108 Geschlechter vertheile, daß den Nachkommen der Führer freie Berathung vor dem Herzog verbleibe, und damit ist der Grund zur ersten Verfassung gelegt. Die Abkömmlinge Csabas, das zur Nation herangewachsene Széklervolk, kommen ihm zu einer Begegnung entgegen und schließen unter ihrem Fürsten Zandirhám ein Bündniß mit der verwandten Nation Árpáds. Die fünf Punkte dieses Bündnisses werden in steinerne Schilde eingegraben. Árpád siegt in den Schlachten, aber ehe er die Eroberung mit dem Schwerte durchführt, fordert er Svatopluk, den Fürsten eines Landestheiles, zur Unterwerfung auf, schickt ihm ein weißes Roß zum Geschenk und wünscht von ihm als Gegengabe Erde, Gras und Wasser. Dies ist bei dem alten Scythenvolke die Symbolisirung der freiwilligen Unterwerfung. Nachdem er die Symbole erhalten, nimmt er mit voller Sicherheit das ganze Land in Besitz. So lesen wir es in einem alten Liede: „Gedenken wir der alten Dinge, aus Scythenland der Ankömmlinge.“

Bis hierher sind überlieferte Sage und Geschichte so miteinander verwachsen, daß man entweder, wie die öffentliche Meinung es thut, das Ganze hinnehmen oder das Ganze verwerfen muß. Interessante Aufzeichnungen über die Vermengung von heiligen Gestalten der Urreligion und des christlichen Glaubens finden wir schriftlich und bildlich bei Stilting und in der Wiener Bilderchronik. Nach dem Chronisten hat Géza, der heidnische Herzog, ein Traumgesicht, in dem ihm die gebenedeite Muttergottes als schönste der Frauen, von Wunderglanz umflossen und von drei anderen Frauen begleitet, erscheint. Die Muttergottes gibt sich zu erkennen und thut dem Herzog kund, daß ihm ein Sohn erstehen und daß dieser der Magyaren König sein werde. Die Wiener Bilderchronik stellt auf Grund der Fortbildung dieser Legende schon Vajks Geburt in einer Miniatur dar; seine Mutter Sarolta hält, im Bette liegend, ihn auf den Händen und vor



Der Weg des Csaba.

ihr steht Stephanus Martyr, der dem Kinde die Krone reicht, während zu Häupten Saroltas, von drei Frauengestalten begleitet, die Jungfrau Maria steht. Diese sind die Schicksalsfrauen (Parzen) des Urmythos, welche bei jeder Geburt zugegen sind.

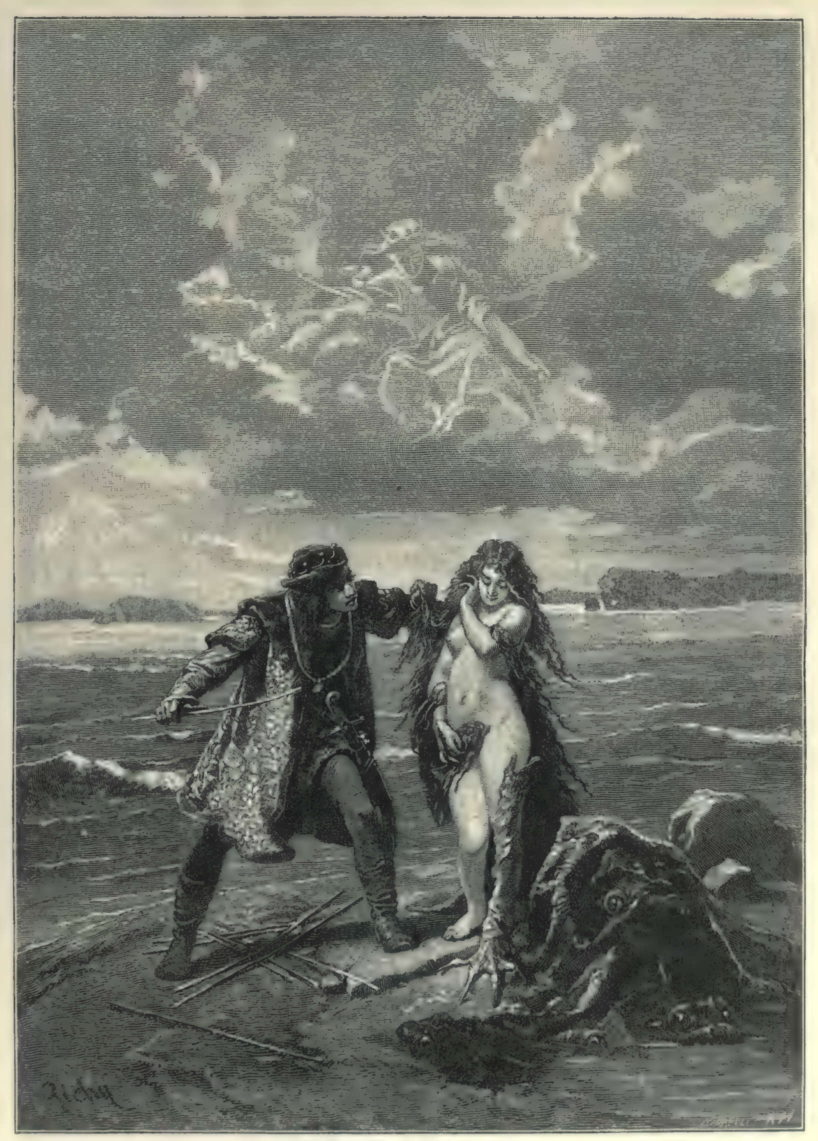
Den historischen Theil haben wir schon skizzirt; den heidnischen Sagen können wir noch die Überlieferungen von den Feldherren Lehel und Botond anreihen. Jener wird nach der verlorenen Lechschlacht zum Tode verurtheilt, stößt noch ein letztesmal in sein geliebtes Horn und erschlägt dann mit demselben Konrad, den siegreichen Führer der Feinde, indem er ihm zuruft: „Und doch wirst du mir im Jenseits dienen!" Der Andere aber schlägt mit einem Hiebe seiner Streitaxt eine solche Bresche in das eherne Thor des belagerten Byzanz, daß ein Kind durchschlüpfen kann. Das Elfenbeinhorn des Feldherrn Lehel bewahrt und zeigt man noch jetzt als kostbare Reliquie in der Stadt Jászberény.

Aberglaube.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geschichte der magyarischen Heidenzeit durch die nationalen Schriftkundigen aufgezeichnet worden. Daß sie Schriftzeichen hatten, welche sie in Schriftstäbe einkerbten, ist durch mancherlei Daten bezeugt; so verständigten sich nach Nikolaus Oláhs und Verancsics' Mittheilungen die Székler in Siebenbürgen noch im XVI. Jahrhundert mittelst solcher Kerbschrift. Unsere christlichen Missionäre haben diese bis auf die letzten Reste vertilgt, begreiflich genug bei dem immer wieder aufflackernden Kriege, den die Anhänger der Urreligion bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes führten und der in Siebenbürgen noch zweihundert Jahre nach Stefan dem Heiligen das Christenthum gefährdete. Die heidnischen Spielleute und Schriftkundigen sind sammt ihren Heldenliedern und Schriftzeichen (zum Schaden der Archäologie) zu Grunde gegangen.

Nur in den Volksgebräuchen und im Volksaberglauben lassen sich die Reste der Urreligion noch ermitteln. Ein werthvolles Archiv derselben bildet Arnold Ipolyis Werk: „Ungarische Mythologie". Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß sich der Aberglaube beim magyarischen Volke nicht zur Blindgläubigkeit verhärtet, sondern sich mehr wie ein Spiel des Gemüths äußert. Der Fürst Stefan Bocskay wählte für jede wichtigere Kriegsthat, ja selbst für seine Heirat den Freitag. Außer der Gottheit und den Himmlischen ist der Magyare nicht geneigt, seinen Glauben irgend einem höheren Wesen zu widmen.

Die Neigung zum Glauben an eine Feenwelt bestand am lebendigsten unter den siebenbürgischen Magyaren. Siebenbürgen und Feenland hatten ehemals dieselbe Bedeutung. Das Wort Septem castra (Siebenbürgen) selbst gründet sich auf die von Feen errichteten sieben Burgen: Arany, Déva, Kecskekö, Firtos, Tartód, Torja und Bálványos. Hier war der goldene Garten der Feen, welche einherschwebten „Nebel vor mir, Nebel hinter mir";



Die Wasserfee und der Königssohn.

hier suchte der Königssohn Argyrus seine goldlockige Ilona. Der alte Name der Fee ist „bába“; daher die Benennung des Regenbogens „bába bukra“ (Band der Fee). Daher stammt auch das Wort „déli-báb“ für die Fata Morgana, welche nach der Volkssage aus der Liebe der Sonne und des Meeres entsteht, gehindert durch den Vater: die Puszta (männlich gedacht). Das Kind dieser heißen Liebe ist die Erscheinung, welche das Meer nachahmt und zur Sonne emporsteigt. In Ungarn hatte die Csallóköz (die Insel Schütt), mit ihrem alten Namen „tündérkert“ (Feengarten), den Ruf als Feenheimat. Da kämmten Feenmädchen ihr goldenes Haar und ließen dessen Fäden in den Strom fallen. Noch jetzt leben dort Leute von Goldwäscherei. An die Wasserfeen knüpft sich manche Sage von der Liebe zwischen Menschenkindern und Wasserbewohnern. Darunter gibt es ganz naive, die den Stempel ihres volksthümlichen Ursprunges an sich tragen, so die Sage von dem grünen Männchen, das aus dem Pereczfluß in die Stadt hineinzugehen pflegt. Nach einer alten Quelle heißen sie „vizi hüvelvények.“ Von einem solchen Meerfräulein gibt es eine Sage von besonderem poetischen Werthe. Der Königssohn soll sie von ihrer ursprünglichen Gestalt, der eines häßlichen Ungethüms, befreien. Er erhält von der Schicksalsfrau neun goldene Ruthen; so oft er mit einer derselben der Wasserfee einen Schlag versetzt, fährt dieselbe aus einer ihrer Häute heraus. Beim achten Schlage bittet das Mädchen flehentlich, sie nicht mehr zu schlagen. Aber der Königssohn bleibt standhaft und gibt ihr auch den Schlag mit der neunten Ruthe. Und da steht sie plötzlich vor ihm im vollen Reize ihrer Feenschönheit und wird die Gattin ihres Erlösers. Hätte der Königssohn nicht so gethan, so hätte sie auch ihn in einen Frosch verwandelt.

Einen Gegensatz zu dem bildet Frau Eisennase (vasorru bába), die Verkörperung des Bösen und Schrecklichen. Ihr Palast ist aus Todtenschädeln gebaut, sie nimmt die Jünglinge, die sich zu ihr verirren, in ihren Dienst; das Jahr ist bei ihr nur drei Tage lang. Aber sie gibt ihren Dienstmannen Arbeiten, welche sie nicht ausführen können. Eherne Rosse sollen sie melken, welche aus ihren Nüstern Feuer schnauben. Diese ehernen Rosse sind Frau Eisennases eigene Töchter. Zuletzt erringt der Held mit Hilfe der guten Fee den Sieg über sie und gewinnt den gefangen gehaltenen „táltos“ (siehe später). Unsere Forscher glauben in diesen Dingen Reminiscenzen des westasiatischen Mythos von Ormuzd und Ahriman zu finden. Unsere Chronisten führen die Beziehungen des magyarischen Stammes zu den Feen in ferne Urzeiten zurück. Nach der Ofener Chronik hätten Hunyor und Magyar, Nimrods Söhne, sich in der Puszta mit den feenentsprossenen Töchtern des Fürsten Dul verheiratet. Darauf mag der Satz im Palatinalcodex zielen: „O unverschämter Tod, hast du nicht bis auf diesen Tag Riesen und große starke Helden besiegt?“

Eine ansehnliche Macht ist in den Volksmärchen der Drache, der vom Volke Jungfrauen zum Opfer heischt. Gewöhnlich hat er sieben Köpfe, dabei aber menschliche Hände,

mit denen er centnerschwere Keulen schleudert, bis ihm endlich der Königssohn mit seinen gefeiten Waffen alle sieben Köpfe abhaut und so das geplagte Volk von ihm befreit. Ein solcher berühmter Drache war das Gespenst des Ecseder Moores, welches von Opos, dem Ahnherrn der Báthory, erlegt wurde und seinem Wappen die drei Drachenzähne hinterließ. Noch berühmter ist der Drache von Csökme, der freilich noch volksthümliche Satire ist und den Stoff zu einem noch vorhandenen gelungenen Spottgedicht gibt. König Sigismund hat auch einen nationalen Drachenorden gestiftet, und wenn man ehedem den alten Adel einer Person bezeichnen wollte, sagte man, „sein Großvater habe Drachen getödtet".

Ein Gespenst niedrigeren Ranges ist der „lidércz" (auf der Insel Schütt „iglicz") oder Kobold, der in Gestalt eines redenden Huhnes erscheint und dem Hause Geld zuträgt; jedoch heißt auch der in den Mooren tanzende Irrwisch „lidércz". Die Vampyrsage fehlt dem magyarischen Sagenkreise, wir begegnen ihr aber beim Aberglauben anderer Nationalitäten. Das Wort „tündelevény" scheint sich auf diese Fabelgestalt zu beziehen.

Auch Riesen erwähnt die Volkssage mit den Feen; sie erschrecken durch unbändige Körperkraft. Da sind der „Fanyövő" (Baumausraufer), der „Vasgyúró" (Eisenkneter), der „Kőmorzsoló" (Steinbröckler). Ihr Beruf ist, sich von dem sagenhaften Helden mit Hilfe der Fee besiegen zu lassen. Noch größer als die Macht der Riesen ist aber die des „máknyi makk-ember" (mohngroßen Eichelmännchens), der gewissermaßen die Nemesis darstellt. Einem armen Bauernpärchen raubt der Drache drei Söhne, welche ausgezogen, ihr ebenfalls geraubtes Schwesterlein zu suchen. Die Mutter haut sich beim Holzhacken eine große Zehe ab und daraus entsteht der „hüvelyk-ember" (Däumling), der Wunderdinge verrichtet, bald seinem Vater pflügen hilft, indem er sich dem Ochsen ins Ohr setzt und von da aus mit der langen Peitsche knallt, bald wieder sich aufmacht, den Drachen aufzusuchen, und dazu eine zehn Centner schwere Keule mitnimmt, so daß Alle, die ihn sehen, fragen: „Heda! Keule, wo trägst du denn das winzige Männlein hin?" — bis er endlich den Drachen findet, ihn mit der Keule in die bleierne Tenne hineinhämmert und alle seine Geschwister befreit. Eine derartige Figur ist auch der „Piritus", der vom lateinischen „spiritus" herzukommen scheint, jedoch seinen Namen auch in den Volkssagen der Finnen heimisch gemacht hat (nach Lencquist „Pirityس") und dem Hause alles Gute zuschleppt. Wer in allen seinen Unternehmungen besonderes Glück hat, von dem pflegt das Volk bei uns zu sagen: „Der hat aber einen piritus." Hier reiht sich noch die in Gaáls Sammlung von Volksmärchen erwähnte Sage von den drei Zwergen an, die von ihrem Vater einen unsichtbar machenden Mantel, einen hundert Meilen schreitenden Schuh und eine zum Fliegen befähigende Peitsche geerbt haben, sich aber nicht in die Erbschaft zu theilen vermögen, worauf der schlaue Sagenheld ihnen alle drei abzunehmen weiß. Unter die Figuren der magyarischen Volkssagen gehört ferner der Vogel Greif

(griffmadár), der das Gold und edle Gestein hütet, dem Helden Drachentödter aber aus Dank, weil dieser ihm die Eier gegen den Drachen beschützt hat, dienstbar wird und ihn auf seinem Rücken aus der Tiefe der Drachenschlucht hinausträgt.

Die originellste Figur der magyarischen Volkssage ist aber der „táltos“. Ursprünglich bezeichnete dieses Wort die heidnischen Opferpriester, im Volksmund aber ist es zum Namen irgend eines wunderkräftigen Rosses geworden (wiewohl man es nebenher auch auf Menschen angewendet findet). Das Roß táltos lebt elend auf dem Misthaufen und sieht einer Schindmähre gleich, aber der Wunderheld erkennt es trotzdem und wählt sich kein anderes aus einem ganzen Stall voll Pferde. Er füttert die elende Mähre mit glühenden Kohlen und da verwandelt sich der táltos plötzlich in einen goldmähnigen Hengst, der bald fünf, bald wieder nur drei Füße hat; bald fehlt ihm ein Kinnbacken, bald tritt er dreiköpfig auf; er trägt seinen Reiter durch die Luft, schnaubt dessen Feinde im Kampfe mit Feuer an, versteht Menschenrede und spricht nach Menschenart, er prophezeit und ertheilt Rathschläge. Daß bei dem zu Rosse lebenden, zu Rosse kämpfenden magyarischen Volke das Pferd der edelste Freund des Menschen ist und sich in die mythischen Regionen erhebt, davon geben die Heldensagen Beweise, wenn sie von „Zeg“, dem Pferde des heiligen Ladislaus, vom „Fakó“ (Falben) des Bátor Opos melden. Der „holdas“ (mit einem Mond gezeichnetes Pferd) des Königs Matthias wird zur Hauptfigur einer ganzen Heldenlegende, und Gerhard Oláhs redendes Roß beweist sogar seine patriotische Gesinnung, indem es ihn ermahnt: „Hetze du mit mir keinen Hirsch, sondern hetze den Türken!“

Feen- und Menschenwelt verknüpft der Begriff des „garabonczás“, eine volksthümliche Gestalt in zerfetztem, aufgeschlitztem Mantel, die Mütze rings mit Federn besteckt; der Mantel heißt „felleghajtó“ (Wolkentreiber) und der ihn trägt ist der Hagel- und Sturmbringer. In der alten Heidenzeit mögen die „Garabonczen“ die schriftkundigen Zauberpriester des magyarischen Volkes gewesen sein; als das Christenthum sich erkräftigt hatte, entwürdigten sie sich zu fahrenden Gauklern (trufatores, joculatores), welche singend von Dorf zu Dorf zogen. Der Volksglaube schreibt ihnen wohlthätige und rachsüchtige Neigungen zu. Der zerlumpte Geselle bedankt sich für empfangenes Almosen mit dem Spruch: „gabst, wirst auch geben; hast gehabt, hast und wirst haben“ und erweist sich dem Landwirth hilfreich; wo man ihm Brod, Milch oder Eier mit einem „nichts da“ versagt hat, antwortet er: „nun, dann sei auch nichts da!“ — und eine Stunde später wird der Landstrich von Hagel und Sturm verwüstet. Seine Wissenschaft aber steckt in dem Büchlein, das er im Schnappsack führt. Mit dessen Hilfe vermag er den Drachen aus dem Sumpfe „herauszulesen“, zäumt ihn auf, besteigt ihn und läßt sich um ein Land weiter tragen.

Einmal nimmt er den geretteten Schafhirten mit sich, fliegt jedoch so nahe an der Sonne vorüber, daß sie vor Hitze fast schmelzen; da steckt er dem Hirten einen Bissen



Der garaboncás diák (fahrende Student) und das Waisenkind.

Drachenfleisch in den Mund, welches bekanntlich immer eiskalt bleibt. Bald wieder bittet er unterwegs, daß man ihn auf den Heuwagen aufsitzen lasse, und während er da oben einschläft, durchstöbert der Bauer seinen Schnappsack, findet darin das Zauberbuch und schlägt es auf, gerade bei den Worten: „Wir gehen hinauf", worauf dann der Heuwagen sammt den eingespannten sechs Ochsen geradenwegs in den Himmel hinauffährt. Schon will das Heu von der Glut der Sonne Feuer fangen, da erwacht der garabonczás und ruft den Bauer barsch an, dieser blättert vor Schreck um, auf der anderen Seite stehen die Worte: „Wir gehen hinunter", und so gelangt der Heuwagen wieder auf die Erde hinab. „Dein Glück," sagt der garabonczás, „daß du umgeblättert hast; hättest du das Buch zugeschlagen, so wären wir auf einmal aus dem Himmel heruntergefallen." Noch ein originelles Märchen vom garabonczás habe ich in meiner Kindheit gehört. Er findet im Wandern einen armen Waisenknaben, der ein Stück Schwarzbrod verzehrt; er bittet um ein Stück davon, der Knabe theilt mit ihm, da gibt er ihm zum Dank ein Tischtuch, dem man nur zu sagen braucht: „Tischtuch, deck dich," um sofort das fertige Mahl darauf zu finden. Die habgierige Stiefmutter des Knaben vertauscht ihm aber das Tischtuch mit einem anderen, dem der Knabe umsonst sagt: „Tischtuch, deck dich." Wieder begegnet er dem garabonczás und klagt ihm den Verlust. Da gibt ihm dieser eine Ziege, der man nur zu sagen hat: „Ziege, schüttle dich", worauf sie eitel Gold fallen läßt. Er führt auch die Ziege heim, aber die böse Stiefmutter vertauscht auch die Goldziege mit einer anderen, welche auf die Mahnung Alles, nur kein Gold fallen läßt. Zum dritten Mal begegnet er dem garabonczás und klagt ihm, daß weder das Tischtuch noch die Ziege seine Wünsche erfüllen wollen, da gibt ihm der garabonczás einen Knüttel, der die Eigenschaft hat, auf den Befehl: „Schlag zu, Bankozettel, schlag zu," lauter Banknoten zu drucken. Auch diesen Knüttel ersetzt die böse Stiefmutter durch einen anderen Stock, wie sie aber dann ruft: „Schlag zu, Bankozettel, schlag zu!" da druckt der Knüttel durchaus keine Banknoten, sondern beginnt als Prägestock den Rücken der Stiefmutter zu bearbeiten und hört nicht auf, bis sie dem armen Jungen das echte Tischtuch und die echte Ziege zurückgegeben hat.

Als älteste Überbleibsel der magyarischen Urreligion erwähnen die alten lateinischen Chroniken die Zauberer und beschuldigen die Anhänger des alten Glaubens der Zauberei, indem dieselben die Magier, Vogeldeuter und Pythonissen um sich versammeln und Dämonen beschwören sollen. Die Götter des Heidenglaubens hat man aus dem Gedächtniß des Volkes ausgerottet, aber der Glaube an die Teufel desselben ist erhalten geblieben.

In Ungarn ist es der berüchtigte Szegediner Hexenproceß, in dem wir die ganze Schauermär der Phantasie eines abergläubischen Zeitalters so recht zum System zusammengefaßt finden: wie die Hexen sich dem Teufel zuschworen, wie sie mit ihm auf dem Blocksberge tanzten u. s. w. Heute glaubt das kernmagyarische Volk an keine Hexen mehr.



Humor.

Keine Volksbeschreibung schildert Leben, Charakter, Gedankengang eines Volkes so gut, wie es sich selbst in seinen Anekdoten schildert. Jede Anekdote ist eine Studienskizze, welche ein Individuum, eine Classe, ein Zeitalter und dessen Denkweise kennzeichnet, und aus diesen vermag der Zeitschilderer das ganze Bild zusammenzustellen. Die Anekdoten der einen Nation lassen sich in die Sprache der anderen übertragen, aber nicht umpflanzen, da die Gestalten darin sammt ihrer Denkart und ganzen Umgebung jeder Nation besonders angehören. Humor und Spaß wurden in alter Zeit durch die Hofnarren der Könige und Magnaten ausgeübt, es werden deren einige von der Überlieferung als hervorragend erwähnt, so die Narren des Königs Matthias, Michael Apaffis (Biró), des Wojwoden Stibor (Beczkó).

Unsere ältesten Anekdoten handeln vom König Matthias. Auch Galeotti hat viele über ihn aufgezeichnet, noch mehr sind in der Volksüberlieferung vorhanden, und alle tragen den Stempel der Ursprünglichkeit und entsprechen dem Geschmack der betreffenden Zeit. Einige der Anekdoten von König Matthias seien hier erzählt als unzweifelhafte Producte des Volkshumors im XVI. Jahrhundert. Da wäre denn vor Allem „die Halbe von Czinkota“. Der Pfarrer von Czinkota entdeckt im Archiv der Kirche eine alte Urkunde,

kraft deren Andreas von Jerusalem diese Station zur Abtei erhebt. Er richtet also ein Gesuch an den König, der ihn auf Grund dessen zum Abt ernennen solle. Matthias ist just in scherzhafter Laune und schreibt auf die Rückseite der Bittschrift: „der Wunsch sei gewährt, wofern der Pfarrer vorher folgende drei Fragen zu beantworten wisse: 1. Wo die Sonne aufstehe? 2. Wie viel der König werth sei? 3. Was der König sich denke?" Nach drei Tagen solle er in der Burg zu Ofen erscheinen und die Fragen des Königs beantworten. Der fromme Pfarrer zerbricht sich jedoch vergebens den Kopf, er findet auf diese Fragen keine Antwort. Der Grund seiner Sorgen wird dem Kantor kund, der ihm vorschlägt, er selber wolle in der „Reverenda" des Pfarrers hingehen vor das Angesicht des Königs und statt seiner die drei Fragen beantworten. Der Pfarrer läßt ihn sein Priestergewand anziehen und entsendet ihn an seiner Statt vor das königliche Antlitz. „Wohlan denn, wo steht die Sonne auf?" fragt der König. „Eurer Majestät in Ofen, mir aber in Czinkota!" ist die Antwort. Sie trifft das Richtige. Nun folgt aber die zweite Frage: „Was ist der König werth?" Antwort: „Ei, wenn man meinen Herrn Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft hat, so ist mein Herr König wohl seine neunundzwanzig Silberlinge werth." Auch dagegen läßt sich nichts einwenden. Wie stehts aber mit der dritten Frage: „Was denkt sich der König?" „Ei nun, Seine Majestät denkt sich jetzt wohl, er spreche mit dem Pfarrer von Czinkota, und doch steht nur sein allerunterthänigster Knecht, der Kantor von Czinkota vor ihm." Dem König gefällt der Mann und er will ihn zum Abt ernennen. Der Kantor aber bedankt sich gar schön für die Ehre und bittet sich statt dessen aus, der König möge befehlen, daß in Czinkota die Halbe größer werde. „Wohlan denn, sie sei doppelt so groß wie bisher," befiehlt der König und sorgt auch dafür, daß die Zeche des Kantors im Wirthshause bezahlt werde. Und seither ist die Halbe in Czinkota noch immer doppelt so groß wie anderwärts; allerdings muß man dafür auch das Doppelte bezahlen.

Als Seitenstück dazu können die „drei Fragen" dienen. Der König lustwandelte mit drei Bannerherren im Thale von Visegrád. Sie erblicken einen alten Bauer, der eben mit vier Ochsen die harte Scholle pflügt. Der König spricht den Bauer an: „Na, Alter, ist das Ferne noch fern?" „Ei, mein Herr König, nur noch bis zu den Hörnern meiner Ochsen." „Und wie viel sind denn Zweiunddreißig?" „Ei, die sind nur noch Zwölf." „Aber darum könntest du doch wohl noch drei alte Geißböcke melken?" „Ei freilich könnt ich das, wenn ich sie nur kriegte." Jeder der drei Herren, die den König begleiteten, hatte irgend ein Anliegen an ihn, der Eine strebte nach einem Amte, der Andere nach einer Donation. Da sagte ihnen der König: „Ihr sollt Alles haben, worum ihr bittet, wenn ihr mir den Sinn des soeben gehörten Zwiegesprächs erklären werdet." Das Räthsellösen ist nie die starke Seite der großen Herren gewesen. Sie suchten, nachdem sie den König verlassen, den pflügenden Alten auf und drangen in ihn, daß er ihnen seine Worte erkläre. Gern,

erwiderte dieser, aber nicht umsonst. Sie bezahlten ihn mit Gold. Auch das wollte er erst bar auf seiner Hand sehen. „Nun denn," sagte er sodann, „mein erster Spruch bedeutet: solange ich jung war, lag das „Ferne" für meine Augen am Sehkreis; jetzt aber sehe ich nur bis zu den Hörnern meiner Ochsen, dort ist schon das Ferne." — „Nun, und das Zweite: sind die Zweiunddreißig noch immer Zwölf?" Auch dafür mußten die Herren im vorhinein zahlen. „Das ist nämlich so: einst hatte ich zweiunddreißig Zähne, jetzt aber nur noch zwölf." Das hätten Jene wahrhaftig selbst errathen können. Nun folgt aber das schwierigste Räthsel: wie kann man drei alte Geißböcke melken? Dafür mußten die Herren gar bis an die Ellbogen in den Beutel greifen. „Wohlan denn, meine Herren," sagte der Bauer, „genau so, wie ich jetzt Eure Gnaden gemolken habe." Und steckte das Geld in seinen Gurtsack.

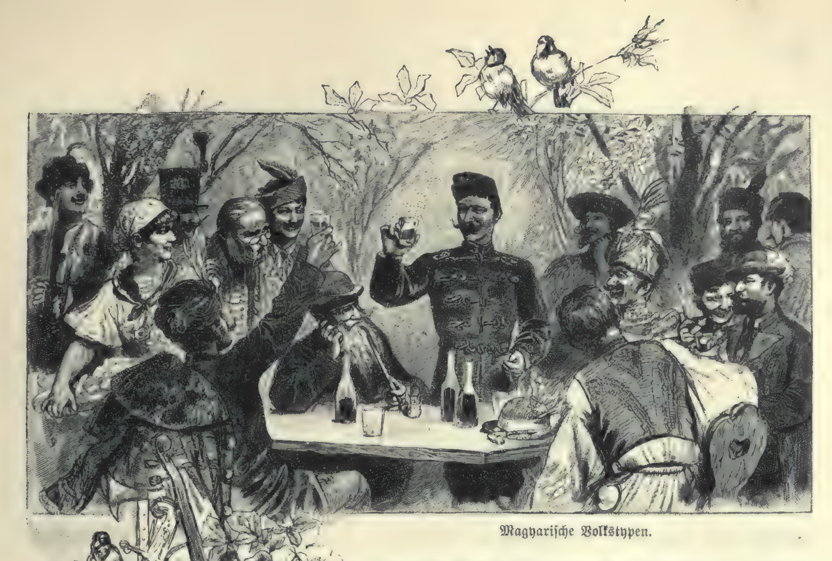
Der Anekdotenkreis des Königs Matthias bewegt sich meist um die Idee, daß der König den ins Elend gerathenen geringen Leuten auf Kosten der reichen Prahlhänse zu helfen sucht. Darauf bezieht sich noch die Anekdote vom „Ofener Hundemarkt". Einem Schafhirten hatten türkische Freibeuter seine ganze Herde weggetrieben; nichts war ihm übrig geblieben als seine sechs Schäferhunde. Da faßte er sich ein Herz, wanderte hinauf nach Ofen, um seine Hunde dem Könige zu geben; dem sollten sie einstweilen seine Burg hüten, er aber gedachte in die „schwarze Schar" einzutreten und so den Türken seine Schafe wieder abzunehmen. In Ofen angelangt, setzte er sich vorerst am Burgthor nieder mit seinen sechs Schäferhunden. Dem Könige erzählten seine Palastleute die Geschichte des armen Schafhirten, da schickte er alsogleich seine Hofherren hinab, damit sie dem armen Manne für gutes Geld seine Hunde abkauften. Die vielen glänzenden, mächtigen Herren steigerten sich die Schäferhunde förmlich an den Hals und der beraubte Hirt kehrte mit vollem Beutel in sein Dorf zurück, wo er sich eine neue Herde kaufte. Dies erfuhr sein habgieriger Nachbar und dachte sich: wenn man in Ofen die Hunde so gut bezahlt, will ich eine ganze Hundeherde hinauftreiben und noch reicher werden, als ich jetzt bin. So kaufte er denn Alles zusammen, was in der ganzen Gegend an Haushunden, Schäferhunden, Jagdhunden zu haben war, und zog damit wohlgemuth hinan zur Ofener Burg. Dort aber ließ man ihn nicht ein, sondern jagte ihn mit seiner Hundearmee nach Hause, und seitdem ist das vielgebrauchte Sprichwort lebendig: „Nur einmal ist in Ofen Hundemarkt gewesen".

Als die älteste Sammlung magyarischer Volksanekdoten mag eine im vorigen Jahrhundert erschienene gelten: „Világ Bencze nevetséges történeti" (Lächerliche Geschichten von Benedikt Világ). Viel werthvoller als diese, weil durchaus originell, ist Anton Szirmay's „Hungaria in parabolis", von der man auch als charakteristisch vermerken muß, daß der erzählende Text lateinisch und nur die Citate in magyarischer Sprache abgefaßt sind. Eine handschriftliche Sammlung gab es jedoch schon früher; man begann

sie im Jahre 1665 zusammenzuschreiben unter dem Titel der „Chronik von Csittvár“ (Csittvári krónika); eine merkwürdige Sammlung aller jener interessanten kleineren Daten, welche die große Geschichte aufzuzeichnen vergessen hat, größtentheils satirische Züge gegen die Mönchsorden, Höflinge und Magnaten, darunter auch denkwürdige Epigramme, Spottverse und politische Pasquille. Daher war dieses Werk vielen Verfolgungen ausgesetzt, es hat niemals die Druckerschwärze gesehen und ist nur schriftlich vervielfältigt worden; einzelne Bände davon finden sich noch jetzt in den Archiven ungarischer Familien. Bekannt war sie jedoch aller Welt, und wenn irgend ein besonderer Thorenstreich ruchbar wurde, pflegte man zu sagen: „Auch das gehört in die Chronik von Csittvár.“ In den letzten Jahrzehnten aber sind schon umfangreiche Sammlungen erschienen, von Vas Gereben, Kandid Hegedüs, Karl Hajnik und Maurus Jókai redigirt, und da finden wir aus tausend und aber tausend Mosaikstiftchen zusammengesetzt das Bild des magyarischen Volkslebens. Manche Anekdotenkreise zeichnen und coloriren ganze Epochen; die in der jüngsten Vergangenheit entstandenen wollen wir in thunlichster Kürze beleuchten, da ihre Repräsentanten schon größtentheils auf Nimmerwiederkehr verschwunden sind, während andere noch leben, aber nach ganz neuen Begriffen umgestaltet, wie dies z. B. ein Vergleich des ehemaligen und jetzigen Kortesführers erkennen läßt. Solche Gestalten sind der táblabiró, der patvarista und juratus, der insurgens, die Herren vom niederen Adel, die alten Frohnbauern, der légátus, die fahrenden Schauspieler, der peregrinus, der tógátus diák, der kortyondi pajtás (Zechbruder), dann der kántor, der Geistliche, der Husar, der obsitos, der Jäger und der arme Zigeuner.

Der táblabiró (Gerichtstafelbeisitzer). Dieses Wort umfaßt die Elemente der Rechtspflege und Verwaltung der ehemaligen Adelsepoche. Zum táblabiró wurden hervorragende Männer durch die Comitatsversammlung ernannt. Der táblabiró nahm an den Berathungen theil, gab den Abgeordneten Instructionen, hielt Reden in der Comitatsversammlung, stimmte bei Gericht, fungirte bei Exmissionen; er baute Straßen, regulirte Gewässer, stellte Rekruten, inspicirte Gefängnisse, verhörte Gefangene, verfolgte Räuber; er saß auf dem Herrenstuhl (herrschaftliches Gericht), er vollzog Grenzbegehungen, er protestirte, confirmirte, collaudirte, vidimirte, limitirte Fleisch, und erhielt für all das nicht die geringste Bezahlung. Es gab tüchtige, eifrige táblabiró, welche dem unbesoldeten Amte Zeit, Vermögen und Talent opferten; die meisten aber waren doch mehr für „kommoditás“ und für den Schlendrian.

Der táblabiró hat sich in früherer Zeit manches Verdienst um Ungarn erworben; gab es irgend eine gemeinsame Noth, Überschwemmung, Seuchen, Mißwachs, so war er die unmittelbare Vorsehung des Volkes; er kämpfte für die nationale Existenz; er verwaltete die öffentlichen Angelegenheiten mit Weisheit, wenig Geld und viel Ehre; er



Magyarische Volkstypen.

sprach Recht, schützte die alte Sitte, pflegte Religion und Wissenschaft; er war eine ganze Classe, welche lange Zeit hindurch das ganze schreibende und lesende Publicum ausmachte. Jetzt ruht die alte táblabiró-Welt auf ihren Lorbeeren aus und nur in den aufbewahrten Anekdoten leben noch scherzhafte Beiträge zu seinem Gedächtnißbild. — Eine Anekdote charakterisirt die táblabiró-Welt folgendermaßen: als der Reichstag das Gesetz über die erste Budapester Kettenbrücke inartikulirte, widersprach ein táblabiró mit den Worten: „wozu denn das noch für diese Spanne Zeit?". Der Redner war nämlich schon alt und meinte mit jener „Spanne Zeit" seine eigene Lebensdauer. Bei derselben Gelegenheit meinte ein Bannerherr, daß er, sobald jene Kettenbrücke zustande gekommen, nur noch im Kahn von Pest nach Ofen übersetzen werde, da er durchaus keine Brücke betrete, wo selbst der Edelmann Brückenzoll entrichten müsse. Hierher gehören auch die Anekdoten über einzelne große Männer, wie Stefan Széchenyi, Franz Deák, dann die über berüchtigte komische Figuren, z. B. was alles über die Abenteuer vom Székely Kapitány und Józsa Gyuri erzählt wird und zahlreich in unseren Sammlungen vorkommt, natürlich nicht ohne manches Unterschiebsel, was Franz Deák selbst am besten mit den Worten kennzeichnet: „mit den Franz Deák-Anekdoten geht es mir wie mit der Franz Deák-Gasse. Die ganze Gasse gehört mir, von ihren Häusern aber kein einziges. Und auch das Franz Deák-Bitterwasser mache ich nicht und trinke ich nicht".

Patvarista und juratus. Noch in den Vierziger-Jahren waren sie bekannte Typen des öffentlichen Lebens in Ungarn. Der patvarista ist Rechtspraktikant, irgendwo in der Provinz, bei einem namhaften Advokaten oder Vicegespan, für den er Proceßacten copirt und mundirt. (Non est bonus patvarista, qui non est bonus vakarista; vakarni bedeutet kratzen, Fehler ausradiren.) Daneben führte er noch die Aufsicht über den Keller, hatte die Gänse und Puter zu tranchiren, den Tabak zu schneiden, auf Hausbällen den Tanz zu arrangiren, den Principal zu den herrschaftlichen Gerichtssitzungen zu begleiten, und bei alledem sollte er sich auch noch für die Censur vorbereiten. Der juratus dagegen war schon eine dignitas, mit seinem vollen Titel: „juratus tabulae regiae notarius“ (beeideter Notar der königlichen Tafel). Er trug schon Säbel, kucsma (Mütze), Attillarock, enge Hosen, Quastenschuhe. Er mußte schon in Budapest, oder zur Reichstagszeit in Preßburg wohnen, bei einem Assessor der königlichen Tafel, beim königlichen Personal oder tabularis fiscalis „practiciren“. Er hatte das Recht, als Zuhörer in den geschlossenen Sitzungen der Curie anwesend zu sein. Sein Vorrecht war, zu admoniren, zu inhibiren, zu evociren und zu citiren, und sein Zeugniß besaß so viel Rechtskraft als das des Stuhlrichters und seines Geschwornen zusammengenommen. Innerhalb eines Jahres hatte er die Censur abzulegen, erhielt in seinem Diplom ein „praeclarum“ oder „laudabile“ oder „sufficiens“ und zahlte dafür einen Ducaten. „Er hat seinen Ducaten zurückbekommen“, das bedeutete: er ist „rejicirt“ (geworfen) worden. „Sufficiens“ war ein schlechter „calculus“. Der königliche Personal Szerencsy tröstete einst einen jungen Advokaten wegen des bei der Censur erhaltenen „sufficiens“ mit den Worten: „Mach' dir nichts draus, Brüderchen, auch ich hab' ein sufficiens bekommen“. Auf dem Reichstage bildeten diese Personen die Galerie, außerhalb des Saales aber die öffentliche Meinung. Dort bethätigten sie sich durch lauten Ausdruck ihres Beifalls oder Mißfallens, hier durch öffentliche Debatten und Katzenmusiken. Ehemals schrieben sie auch die Reichstagsberichte und ersetzten die freie Presse. Mehrere ihrer Katzenmusiken sind berühmt geworden, z. B. eine, die sie in Preßburg dem Oberststallmeister brachten, der es aber leugnete, mit der Versicherung, gar nichts gehört zu haben. Eine andere große Katzenmusik in Budapest bewog den Personal, eine große Inquisition gegen sie einzuleiten. Die vernommenen Juraten hatten sich jedoch als rechte Spaßvögel verabredet, auf die Frage nach dem Veranstalter der Demonstration einstimmig einen hervorragenden Kirchenfürsten zu nennen, so daß man die Untersuchung niederschlagen mußte. Zahllose Anekdoten sind über ihre Streiche in Umlauf, und seinerzeit gab es ein sehr gangbares Lied, das beide Classen zusammenfaßte:

„Ach, welch' schönes Wort, das Wort Jurist!
Ach, schon fühlt das Mädchen sich geküßt:
Doch noch schöner ist das Wort Jurat!
Tusch geblasen! Tusch! Und hoch! Vivat!“

Das glänzende Bild hatte aber auch seine Schattenseite. Manche, die jene Titel trugen, dienten als Urbilder der Liederlichkeit und der schlimmen Streiche, und es ist vorgekommen, daß die (als grob verrufenen) Pester Fiaker, wenn sie untereinander zankten, sich als Schimpfwort „Du Jurat!" zuriefen. So Mancher ist auch infolge häufiger Rejicirung in dieser Stellung grau geworden, bis ihm endlich ein Diplom zufiel, und auf diese Sorte ist das Räthsel gemacht worden: „Was wird aus dem alten juratus?" — „Ein junger prókátor (Advokat)".

Der kortes. Das Wort „kortes", welches jetzt gang und gäbe ist, stammt aus dem Jahre 1821, als die wohledlen Wähler im Nógráder Comitat den dortigen Vicegespan unter allerlei Wahl-Schabernack zu Fall brachten. Just zu jener Zeit wurden die spanischen „Cortes" berühmt. Die „aulici" spotteten den niederen Adel „kortes" und das ist der Ursprung des jetzt im ganzen Lande giltigen Begriffes und Wortes. Die Vorbereitung und Durchführung der früheren adeligen Ablegatenwahl und „Restauration" gestaltete sich ganz anders als die jetzigen Abgeordnetenwahlen. Damals wählte nur der Adel und das Recht war an keinen Census geknüpft. Von letzterem konnte auch gar keine Rede sein, da der Edelmann keine Steuer zahlte, und daher konnten sich in die Schar der Wähler gar sonderbare Figuren hineinmengen. Eine solche feierliche Handlung ließ einst den Adel eines Bezirkes im Comitate Soundso der Hauptstadt zuströmen. Vor der Stadt hieß der weitberühmte Kortesführer den ganzen Zug Halt machen, gerade am Fuße des Galgens, bestieg allda ein leeres Faß und hielt von dieser Tribüne herab folgende Ansprache: „Wohlgeborene Landstände! Siehe, an dieser heiligen Stätte, in deren Schatten die Gebeine so manches Vorfahren der wohlgeborenen Landstände ruhen, fühle ich mich gedrungen, die wenigen Worte auszusprechen, welche mein Herz bedrücken. Es ist den wohlgeborenen Landständen bekannt, wie groß und edel die Rechte sind, zu deren Ausübung wir uns allhier versammelt haben; es ist ihnen aber auch bekannt, daß diese heiligen Rechte nur so lange geachtet sein können, als sie nicht von unreinen Händen angetastet werden. Nicht als ob ich in den moralischen Charakter der wohlgeborenen Landstände einen Zweifel setzen würde, aber dennoch, sintemalen es eine alltägliche Sache ist, daß der Mensch auch dort, wo er es nicht will, zu Falle kommt, fordere ich die wohlgeborenen Landstände insgesammt und einzeln auf, daß, insoferne sich unter ihnen ein Individuum befinden möchte, welches eine unwiderstehliche Neigung in sich verspürt, das Pferd oder den Ochsen seines Nächsten sich anzueignen, dasselbe, weil noch Zeit dazu, in sich gehen und sich von uns absondern und dieses heilige Nationalfest nicht beflecken möge." Auf welches hin in der That zwei Bursche aus der Gegend von X sich aus der Schar sonderten und ohne Weiteres den Weg in ihre Heimat antraten. . . . Ohne Trunk sind natürlich auch die früheren Wahlen nicht vor sich gegangen und gar manche Familie von

ansehnlichem Besitz hat ihr Vermögen eingebüßt, weil ihr Oberhaupt den Ehrgeiz hegte, Vicegespan oder Ablegat zu werden. Es kamen auch kortes vor, welche den Wein beider streitenden Parteien tranken; diese nannte man „két kulacsos“ (Leute mit zwei Feldflaschen). Anderseits ist es aber auch vorgekommen, daß eine adelige Gemeinde um das empfangene Bestechungsgeld einen Zuchtstier kaufte, diesem den Namen des Bestechers beilegte und bei der Restauration gegen den Geldgeber stimmte. Der politische Kampf artete manchmal dermaßen aus, daß sogar die beiderseitigen Wahlversammlungsorte (tanya) angezündet wurden. Das ist aber lange her.

Der Pfingstkönig. Am Tage der „rothen“ Pfingsten versammeln sich auf dem „Hause des Dorfes“ (Rathhaus) die Ältesten der Ortschaft, wie es sich nach beendetem Gottesdienste ziemt, und pflegen Rath über die vorzunehmende Wahl des Pfingstkönigs. Draußen knallen mittlerweile junge Bursche hoch zu Roß mit den Peitschen und treiben allerlei Scherz untereinander. Wenn dann die Herren von der Obrigkeit da innen das bauchige Tintenfaß schier leer geschrieben haben, erscheint der gestrenge Herr Kleinrichter, eine große rothseidene Fahne in der Hand, einen mächtigen Brautführerstrauß seitwärts an der Mütze, und gibt ein Zeichen, worauf die braune Musikbande, die sich im Hausflur niedergelassen, ihre schönste Weise anstimmt, von der sogar die Pferde sammt und sonders zu tanzen und zu hüpfen beginnen. Die Bursche drücken sich die Mütze fester auf den Kopf, stemmen sich noch strammer im Bügel, und jetzt heißt es: heut' sind rothe Pfingsten, heut' soll sich's zeigen, „wer im Dorfe der Bursch' ist“. Spiel' einen Marsch! herrscht man dem Zigeuner zu. Der Klarinettbläser hält sein Werkzeug dem Herrn Kleinrichter dicht ans Ohr, um ihn von seiner guten Absicht zu überzeugen, worüber dem Wackeren fast das Trommelfell platzt. Der Klang der Musik lockt die ganze Bevölkerung in dichten Scharen aufs Feld hinaus, die Einen zu Fuß, die Anderen zu Wagen, dort besetzen sie den ganzen Anger, zu zehn und zwanzig auf einem Fuhrwerk, das jüngste Völkchen erklettert die Bäume und schaut von da oben, wie von einer Galerie, dem nahenden Festzug entgegen, den es den Untenstehenden mit lautem Geschrei ankündigt: „Da kommen sie schon! Da kommen sie schon!“ . . . Freilich kommen sie! Voran schreitet der Herr Kleinrichter. Der liebe Gott hat ihm diesmal wohl gewollt und ihm ein Pferd zum Aufsitzen verschafft; wie fängt er es nur an, daß er sich mit der rothen Pfingstfahne nicht die eigenen Augen aussticht? Hinter ihm drein die Zigeunerbande, auf einem langen Streifwagen aufgereiht; der „prímás“ (Primgeiger) steht aufrecht im Wagen und streicht die Fiedel so gewaltig, daß er mit dem Bogen schier allen seinen Genossen die Mütze vom Kopfe schlägt; den Trompeter schilt der Kutscher in einemfort, weil er ihm just ins Ohr hineintrompetet; hinten im Schragen sitzt rothhosig der Baßgeiger und zetert auf die Metzgergesellen los, aus Angst vor den Hörnern des Farren, den sie allzudicht hinter ihm her führen. Zur Unter-

haltung gehört nämlich auch ein guter Imbiß, man wird also einen Ochsen braten. Dort auf dem anderen Streifwagen steht der gewaltige Kochkessel und liegen aufgeschichtet die schmackhaften Brodwecken, auf welche die ermüdeten Bursche nach gethaner Arbeit losgehen können, und damit es an gar nichts fehle, steht auch das Weinfaß da, ein volles Zehneimerfaß, und darauf sitzen zwei schmucke Dirnchen mit grünglasirten Krügen, in denen sie den Wein ausschenken werden. In schöner Ordnung folgen sodann die berittenen Bursche, zu vieren gereiht, jeder voll Vertrauen auf sich und sein Rößlein, dem er die Mähne streichelt und das er vor jedem Fenster, aus dem ein hübsches Mädchen guckt, Männchen machen läßt. Die ehrenwerthe Obrigkeit beschließt den Zug, an ihrer Spitze die Chaise des Herrn Hofrichters, zu dem auch der hochwürdige Herr eingestiegen ist.

Auf den Anger hinausgelangt, reitet der Herr Kleinrichter, die rothe Fahne schwingend, zum Grenzhügel hin, wo er dieselbe aufpflanzt; die berittenen Bursche aber werden alle in Reih und Glied aufgestellt. Der Herr Richter kanzelt sie gleich im vorhinein gehörig ab, damit sie nicht etwa vom Pferde fallen oder aneinanderstoßen möchten, und damit sie der Ortschaft zur Ehre gereichen und nicht vielleicht gar ein Fremdling ihnen das Pfingstkönigthum wegschnappe. Und so gibt er nunmehr dem Meister Schmied das Zeichen; der ist ein ausgedienter Soldat und versteht sich trefflich aufs Kanoniren. Nicht weniger als drei Mörser stehen ins Erdreich eingegraben da, jeder einen Holzkeil fest im Maule. Meister Schmied klemmt ein Stück glimmenden Zunders ins Ende eines langen Schilfrohres und kriecht damit platt auf dem Bauche an den äußersten Mörser heran, so nahe, daß er dessen Zündloch eben noch mit der Spitze des Rohres erreichen kann, worauf das großmäulige Eisen richtig ein lautes Paff von sich gibt. Das Weibsvolk hält sich kreischend die Ohren zu und die Kinderschar läuft dem herausgeschossenen Pfropfen nach, den sie durchaus finden will. Auch der zweite Schuß erdröhnt, und bald auch der dritte, da beginnen sämmtliche Reiter dem aufgepflanzten Ziele zuzusprengen. Eine ganze Weile sieht man gar nichts von ihnen wegen des beträchtlichen Staubes, den sie aufwirbeln; aber ein munteres Lüftchen schlägt den Staub bei Seite und nun erblickt man die Schar der Wettreiter. Schon sind sie arg durcheinander, der Eine voraus, der Andere in die Hinterhut gerathen, Den hat sein Roß abseits geführt und er wird nun baß ausgelacht, Jener kann nicht weiter, weil sein Renner mitten in der Bahn Halt gemacht hat und mit ihm in die Runde tanzt; die Übrigen aber sprengen flott dahin. Fünf oder Sechs haben sich schon aus der Menge herausgelöst, die Beine der Rosse scheinen kaum den Boden zu treffen; sie scheinen zu fliegen und die flatternde mente (Umhängjacke) gleicht Flügeln, die den Reiter durch die Luft vorwärts treiben. Gegen das Ende der Rennbahn schießen endlich zwei Reiter allen voraus: ein Schimmel und ein Rappe. Der Schimmel gewinnt! Der Rappe gewinnt! heißt es da und dort; um eine Maß Wein, wer's nicht glaubt! Noch ein

Satz, noch ein Kniedruck, und der Eine ist vor dem Anderen am Ziele. Der Schimmel ist's. Aber nur um eine Kopflänge früher hat er die rothe Fahne erreicht.

Die Reiter kehren zurück und stellen sich wieder in die Reihe; auf den dritten Schuß beginnt ein neues Rennen. Der Reiter des Rappen lächelt nur so in sich hinein und läßt dem Rosse seines Mitbewerbers sogar ein paar Klafter Vorsprung. Dann aber gibt auch er dem Rappen die Sporen, läßt Alles hinter sich, und ist bald Seite an Seite mit dem Schimmel. Sie laufen beide gleich gut. Rosse und Reiter sind von gutem Schlag. Keiner gibt dem Anderen nach. Die ganze Volksmenge ruft ihnen brausend nach: Laß nicht aus, Schimmel! Laß nicht aus, Rapp'! Drück' zu, Jancsi! Drück' zu, Miska! Und jetzt ist der Rappe um einen Kopf früher am Pfosten. Der Richter könnte schon füglich sein Urtheil fällen. Nur gemach, mein Herr Richter, noch einen Lauf gilt's, um's Leben. Der soll's krönen. Wer jetzt gewinnt, der ist Pfingstkönig.

Das dritte Mal laufen nur die beiden Sieger der früheren Rennen, die Anderen stehen bei Seite. Den Rappen hat sein Reiter bis jetzt noch mit keinem Schlag berührt, seine kurzstielige Peitsche hängt auch jetzt am Halse des Pferdes; aber ein geschmeidiges Weidenrüthchen schneidet er sich nun ab und gibt seinem Pferde beim Abgehen zwei Streiche. Von dieser Berührung wild geworden, greift das Roß aus wie ein wüthender Sturmwind, weit hinter ihm zurück bleibt der Schimmel, der siegreiche Bursche wendet mitten im Vorwärtsrasen das Antlitz nach dem hinter sich gelassenen Partner zurück, als wollte er ihn fragen: „Wo bist du denn geblieben, mein Knechtlein?" Die ganze Volksmenge bricht in Händeklatschen aus. Dem triumphirenden Reiter des Rappen windet man einen Kranz um den Hut, aus Blumen und langen Trauerweidenzweigen, er ist der Pfingstkönig, er führt beim Abendtanz den Reigen. Ein ganzes Jahr lang heißen sie ihn den Pfingstkönig. Und man glaube nicht etwa, daß dies ein leerer Titel sei. Gar bedeutende Vorrechte sind damit verknüpft. Der Pfingstkönig ist ein Jahr lang zu allen Hochzeiten, Festlichkeiten und Unterhaltungen geladen; seine Genossen sind gehalten, ihm Pferd und Vieh zu hüten, und sollte er vielleicht irgend ein kleines Vergehen zu büßen haben, so darf er nicht körperlich gestraft werden. Ein solcher Herr ist der Pfingstkönig ein volles Jahr hindurch. Dann freilich hat das Pfingstkönigthum ein Ende, wenn nicht vielleicht wiederum der Rappe Sieger im Pfingstrennen wird.

Der insurgens. Diesen Namen führte der adelige Landsturmmann, der an den ersten Napoleonischen Feldzügen theilgenommen hatte. Auch in ihm war die alte Tapferkeit lebendig; mannhaft schlug er sich in einzelnen Trupps, regimenterweise kämpfte er bei Wagram und Aspern, seine Bewaffnung jedoch war die dürftigste von der Welt. Unter Anderem ließ das oberste Kriegscommando den berittenen Insurgenten Bajonnette zutheilen. Als nach der Niederlage bei Raab die zersprengten Scharen sich auf Ofen

zurückzogen, wollte General Alvinczy sie aufhalten. Da tritt ein alter Edelmann vor ihn hin und fragt ihn: „Seid Ihr jener Alvinczy?“ Und mit diesen Worten zieht er unter dem Mantel das Gewehr hervor, mit dem man ihn in die Schlacht geschickt hat; es hatte weder Drücker noch Hahn. „Möchtet Ihr Euch nicht dieses Gewehr braten?“ (ein höhnischer Ausdruck der Volkssprache). Und noch heutigen Tages, wenn der Ungar Einem eine Grobheit sagen will, aber so, daß dieselbe doch nicht ausgesprochen sei, fragt er ihn nur: „Seid Ihr jener Alvinczy?“

Der Husar. Wie stolz der magyarische Husar auf seine Stellung ist, das mag er selbst uns sagen. Beim Quartiermachen gerathen Corporal und Ortsrichter aneinander, denn dieser hält sich für den ersten Mann im Dorfe. „Hört einmal, Ihr da! Der Erste auf dieser Welt ist der Herrgott, dann kommt der König, dann kommt der Husar, dann kommt das Pferd des Husaren, dann kommt das Hufeisen des Pferdes des Husaren, dann kommt gar Nichts, dann kommt ein zerrissenes, kothiges Paar Stiefel, dann erst kommt Ihr, Richter, in diesen Stiefeln drin.“ — Seine Kampfweise zu charakterisiren, ist Folgendes geeignet. Der Corporal lehrt den Rekruten die „sechs Hiebe“. Dieser möchte gern wissen: „Wie geht denn dann die Vertheidigung?“ „Das geht dich nichts an,“ donnert ihn der Drillmeister an, „du hast nur dreinzuhauen; pariren mag der Feind!“

Sein Selbstvertrauen prägt sich in dem Stoßseufzer aus, den einst ein Husar in dem Augenblick vor der Attaque gen Himmel sandte: „Na jetzt, mein Herrgott da droben, hilf nur weder mir, noch dem Feind. Schau du nur zu, was der Husar thun wird.“ (Und daß dies kein leeres Gerede ist, dafür sei statt vieler Beispiele nur die Heldenthat von Ulm angeführt, wo eine Schwadron Husaren den von den Franzosen völlig umringten Oberbefehlshaber, Erzherzog Johann, aus der ganzen feindlichen Armee herausgehauen hat. Von der ganzen Schwadron blieben nur sechs Mann übrig, aber den Feldherrn haben sie freigemacht.)

Die verbunkos. So hießen ehemals die Werber, welche eine typische Erscheinung im magyarischen Volksleben bildeten. Zehn oder zwölf blank herausgewichste Husaren, mit Säbeltasche, Carabinerriemen, den Federbusch auf dem Csákó, stellten sich mitten ins Volksgewühl des Marktplatzes hin und bildeten einen Kreis. Jeder hatte eine Weinflasche in der Hand, Zigeuner spielten auf, und so tanzten sie den stolzen, männlichen lejtős (Gleitschritt), den man auf Bällen „verbunkos“ (Werbertanz) nannte. Die Bursche drängten sich heran, um zuzusehen; bald waren da die soldatisch Gewachsenen erspäht, in den Tanzkreis gelockt und durch Zurede und Prahlerei soweit gebracht, daß sie dem Zutrunk Bescheid thaten, „Parole gaben“ und im Handumdrehen statt ihrer Mütze den Csákó eines Husaren aufhatten. Da waren sie denn auch schon zu Soldaten angeworben; doch ging das Lied meistentheils so: „Hei, wie hat man mich da rasch betrogen; als Husar

trat ich ein, als Infant'rist komm ich gezogen". Vom berühmten Componisten Bihari gab es ein Werberlied, das man „Dreißig-Mann-Lied" nannte, weil bei einer solchen Werbung unter den Klängen dieser Weise an einem einzigen Nachmittag so viele Bursche sich anwerben ließen, daß das ganze Debrecziner Contingent von dreißig Rekruten gedeckt war. Wurde aber die Zahl auf diese Art nicht voll, dann zog die Obrigkeit mit Heugabeln und Stricken umher, die militärtauglichen Bursche zusammenzufangen, wie das auch im Volkslied verewigt ist:

„Werbung ist bei uns jetzt; werben mit dem Strick,
Werfen ihn dem armen Burschen um's Genick.
Hat der Reiche fünf, sechs Söhne, — sie sind frei;
Hat der Arme einen einz'gen, — nur herbei!"

Aus solchen mit Gewalt zum Militär gepreßten Burschen wurden später, wenn sie desertirten, die „armen Bursche" (szegény legények), die Pusztenräuber, die der ganzen Gesellschaft die Stirne boten und das Volksleben mit der Romantik eines weitberufenen Abenteurerthums befruchteten, so daß sie lange Zeit eine wahre Specialität unter den typischen Gestalten Ungarns bildeten. Später wurde die Werbung mittelst „Handgeldes" betrieben; die Angeworbenen erhielten zwanzig oder dreißig Gulden und verpflichteten sich dafür, zehn Jahre zu dienen.

Der obsitos. Eine originelle Gestalt ist auch der heimgekehrte obsitos (verabschiedete Soldat; obsit = Abschied) mit seinen unerhörten Aufschneidereien: wie er bis ans Ende der Welt gereist, wo er die Beine ins Nichts hinunterschlenkern ließ, und wie nur „ein Bauernhaar dazu gefehlt", daß er den feindlichen Oberfeldherrn zum Gefangenen gemacht. Auch des Königs Majestät stattet er seinen Besuch ab und spricht mit der Königin, als diese gerade in der Küche mit einem silbernen Nudelwalker den goldenen Teig walkt. Von unseren Dichtern haben Johann Garay in seinem „Obsitos" und Petöfi in seinem „János vitéz" (Held János) diese volksthümliche Gestalt verewigt, welche aber auch bei unseren Dramatikern oftmals auftritt.

Jagd-Anekdoten. Auch in der Jagd findet sich eine unerschöpfliche Quelle des Humors, der es in Übertreibungen dem „Baron de Maux" (Münchhausen) fortwährend gleichthut. Auf diesem Gebiete halten wir Bernát Gazsi's (Kasper Bernát) Jagd-Anekdote für die originellste. Ein Landedelmann wäre gern auf die Hasenjagd gegangen, sein gutes Windspiel, das preisgekrönte, war jedoch schon blind und daher untauglich. „Thut nichts", sagte Gazsi, da ist das Möpslein der gnädigen Frau, das hat gute Augen; das Möpslein binden wir auf dem Rücken des Windspiels fest, es wird den Hasen erblicken und das Windspiel wird ihn fangen." Und so jagten sie bis Sonnenuntergang mit bestem Erfolg.

Außerdem haben auch einzelne Gegenden ihren Anekdotenkreis, so die Palóczen, die Székler, und auch die Zigeuner sind hieher zu rechnen, ein Volksstamm, dessen Denkweise sich so mit dem Humor des magyarischen Volkes verquickt hat, daß er mit seinen Späßen

und Sonderbarkeiten sozusagen dessen Salz und Pfeffer bildet. Der immer arme, aber gutgelaunte magyarische Zigeuner und die Purzelbäume seines Elends, das Putzige seiner Zerlumptheit, seine mit Hohn vermischte Unterwürfigkeit, seine Unerschöpflichkeit im Spitzfindigen, die Schlauheit seiner Einfälle, spielen stark hinein ins magyarische Volksleben. „Der Zigeuner mag das Pflügen nicht.“ „Nicht so schlägt man den Zigeuner.“ „Er lobt ihn, wie der Zigeuner sein Pferd.“ Das sind alte Sprichwörter. Als einst der Zigeuner sein Pferd verkaufte, machte er den Käufer darauf aufmerksam, daß es wahrlich gar keinen Fehler habe, höchstens den, daß es „keine Sterngucherei treibe, kein Eisen kaue und auf keinen Baum klettere“. Erst als Jener das Pferd schon nach Hause führen wollte, bemerkte er, daß es blind war (daher keine Sterngucherei trieb), daß es kein Gebiß ins Maul nahm (also kein Eisen kaute), und daß es, bei einer Brücke angelangt, durchaus nicht hinüber wollte (also keinen Baum, das heißt kein Holz erkletterte).

Bemerkenswerthe Zeugnisse des magyarischen Volkshumors sind noch die Sprichwörter, welche mit ihren blumigen Arabesken denen der orientalischen Völker, der Türken und Perser gleichen; wir wollen sie im Zusammenhang mit den Volksliedern behandeln; doch unterscheiden sie sich von ihnen durch ihre spöttischen Ausdrücke. Der kritische Sinn, der freie Geist macht sie schon dem europäischen Westen verwandt.

Die Äußerungen des nämlichen Humors finden wir in den Volksgebräuchen und Volksmärchen. Eines der letzteren, das ich noch als kleines Kind erzählen gehört, erregt Aufmerksamkeit durch seine naive Phantasie, welche durchaus national und in jedem einzelnen Einfall urwüchsig ist und sich dabei mit der des deutschen Eulenspiegel parallel entwickelt hat. Das ist das Märchen vom Csalóka Péter (Trug-Peter), der den leichtgläubigen Leuten hundert Possen spielt. Er verkauft seine Mütze um theures Geld an weindurstige Bursche, da sie angeblich die Zauberkraft besitze, daß man sie nur auf den Tisch hinzuhauen brauche, damit die ganze Zeche bezahlt sei. Wie sie dann bemerken, daß sie gefoppt sind, und über ihn herfallen, beredet er sie, vorher noch eine dem Sturze nahe Pappel zu heben. Bald weiß er ihnen ein Pferd unter dem Sitz hervor abzuschwatzen, bald einen Stiefel vom Fuß herunter, indem er sich die frierenden Füße am Mondlicht wärmt. Da binden sie ihn in einen Sack, um ihn ins Wasser zu werfen, aber selbst im Sacke weiß er noch einen Metzger, der des Weges kommt, dranzukriegen mit dem Geschrei: „Ich will nicht in Liptó Vicegespan werden!“ — was Jenen glauben macht, man wolle da Einen gewaltsam mit dieser Würde bekleiden, und ihn verführt, mit ihm den Platz zu tauschen, worauf der Metzger ins Wasser geworfen wird. Csalóka Péter sucht mittlerweile mit den Ochsen desselben das Weite. Seine Verfolger holen ihn wieder ein, da stellt er die Ochsen an den Rand des Wassers und treibt Jene an, ins Wasser zu springen, das die Gestalten der Ochsen wiederspiegelt; auch er, sagt er, habe die seinigen da herausgeholt. Dabei gehen

jene unter. Csalóka Péter löst ein gutes Stück Geld für die Ochsen, und während er es zählt, kommt ein Hochzeitszug des Weges. Da macht er den Hochzeitsleuten weis, er habe das Geld aus einem Brunnen geschöpft, und sagt ihnen, wo der Brunnen sich befinde. Sie laufen alle spornstreichs hin und die Braut bleibt allein zurück. Csalóka Péter beredet diese, seine Frau zu werden, übergibt ihr sein Geld und schickt sie zu sich nach Hause. Er selbst tauscht mit ihr die Kleider und bleibt dort, um den Bräutigam zu erwarten. In der Hochzeitsnacht aber, deren Schauplatz der Heuboden ist, schmuggelt er einen großen Ziegenbock auf seinen Platz neben den Bräutigam hin, was diesen in große Bedrängniß versetzt. In einemfort fragt er die auf dem Boden schlafende Mutter: „Frau Mutter, habt ihr denn auch zwei Hörner gehabt, als ihr Braut waret?" — „Dein Vater hat welche gehabt, du wirst auch welche haben; schlaf' in Frieden!" Csalóka Péter versteckt sich unterdessen in einem Bienenkorb. Das Hochzeitsvolk will Honigwein trinken und kommt heran, Honig zu stehlen. Just an den Korb machen sie sich, in welchem Csalóka Péter steckt, und dieser hetzt sie dermaßen durcheinander, daß sie sich zuletzt durchprügeln; er aber entwischt nach Hause zur Braut und lebt dann in Freuden weiter.

Im Laufe der Zeit veralten ganze Anekdotenkreise, die ehedem allbekannt gewesen. Verschwunden ist aus dem Studentenleben jener Humor, der sich aus der Umgehung der klösterlichen Clausur und aus der patriarchalischen Gemüthlichkeit der „Legations"-Fahrten entwickelte, es gibt keine „Karakán"-Bursche mehr, sogar die technischen Ausdrücke des „Collegiums" sind in Vergessenheit gerathen; verschwunden ist das Debrecziner „Makhinistenthum"; sogar der große Stock und der kleine Stock, an die sich so viele Anekdoten knüpfen, sind nur noch unter den Alterthümern des Museums zu sehen, obgleich es noch heutigen Tags einzelne „Scythen" gibt, welche dieselben mit ausgestrecktem Arm zu heben und um den Kopf zu schwingen im Stande sind. Ehedem waren sie die Abzeichen, mittelst deren sich die Feuerwehr freie Bahn schaffte. Es gibt keine „Mendikanten" (Bettelstudenten) mehr, an die sich so viel cynischer Humor knüpft. Die Classe der Juraten vermehrt nicht mehr, wie eine kurze Zeit hindurch geschehen, die privilegirten Licht- und Schattenbilder der jungen Generation; es gibt keinen „verbunkos", der mit Hilfe seiner drastischen Einfälle auf dem Marktplatz die Mannschaft anwirbt. Erloschen ist die privilegirte Macht des Adels sammt den alten Restaurations-Kunststückchen (an deren Stelle freilich andere getreten sind), die Sorte der Döbrögis läßt nicht mehr ihr gebieterisches Wort erschallen und dictirt dem Bauer keine Fünfundzwanzig mehr; die Sonderlinge nach Józsa Gyuri'scher Schablone finden heute keine Welt vor, in die sie hineinpassen, und dem wildromantischen „Armen-Burschenthum" und den mit ihm verbundenen „Betyáren"-Anekdoten hat die Einrichtung der Gendarmerie ein Ende gemacht; der magyarische Volkshumor jedoch ist trotz alledem erhalten geblieben und findet neue Stoffe in der neuen Zeit.



Die magyarische Volksdichtung.

Über das magyarische Volkslied gibt es schon eine ganze Literatur. Die älteren gedruckten und geschriebenen Sammlungen hat in den Vierziger-Jahren Johann Erdélyi im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft zu drei stattlichen Bänden zusammengestellt, deren erster in dreizehn Bücher getheilt ist, mit Liebesliedern, Hochzeitsgedichten, Trinkliedern, Räuber- und Pusztenliedern, Spottliedern, andächtigen Gesängen und Trauergedichten; dann folgen heilige Lieder und Weihnachtsgesänge; dann geschichtliche Nationallieder; Soldatenlieder, Kriegslieder, Romanzen und Volksballaden, Spiel- und Kinderlieder, schließlich Csángó-Lieder; der zweite und dritte Band erweitern diese nämlichen Gattungen und fügen die Székler Volkslieder hinzu, von welch letzteren jedoch Johann Kriza in seinem Werke „Vad rózsák“ (wilde Rosen) eine weit reichere Sammlung veröffentlichte. Später hat die Kisfaludy-Gesellschaft das Sammeln der Volkslieder neuerdings aufgenommen unter der Redaction von Paul Gyulai

und Ladislaus Arany, welche die obigen Gattungen durch frische Ernten bereicherten, aber auch um neue Abarten, z. B. die Weihnachtsmysterien und Dreikönigsspiele, Marien- und Christussagen, die Tanzsprüche und Ammenreime vermehrten; auch diese letztere Sammlung beläuft sich auf drei starke Bände. Die gelehrten Autoren haben alle diese Sammlungen durch werthvolle Abhandlungen erläutert, indem sie aus mehr als zweitausend Beiträgen zur Volkspoesie nicht nur ein Bild zusammenstellen, welches das jetzige magyarische Volksleben nach Sitten, Gemüthsart und Gedankengang treu wiederspiegelt, sondern auch noch einen Lichtschein gewinnen, der in die geschichtliche Vergangenheit zurückleuchtet. Alle diese Sammlungen, denen sich noch viele kleinere, aber in dieser oder jener Hinsicht ebenfalls interessante anschließen, haben ohne Zweifel einen unmittelbaren und, man darf wohl sagen, heilsamen Einfluß auf die gesunde Entwicklung der magyarischen Nationalpoesie seit Petöfi, Arany und Tompa ausgeübt.

Wie in den Anekdoten, so spiegelt das magyarische Volksleben auch in den Volksliedern sein eigenstes Selbst wieder, so zwar, daß man in den Volksliedersammlungen sogar die Epochen zu bezeichnen vermag, in denen die verschiedenen Lieder entstanden sind. In den alten Liebesliedern herrscht Treue, Zartsinn, sonnige Leidenschaft, regenbogenfarbene poetische Phantasie vor, wozu sich am Anfange dieses Jahrhunderts auch noch schwärmerische Empfindsamkeit gesellt; die aus den letzten vierzig Jahren sind schon weniger sittenstreng und weisen eine gewisse Leichtblütigkeit auf. Ehedem sang der treue Liebhaber seiner Herzliebsten zu:

„Tag und Nacht, bei Sonn' und Kerzen,
Stehst gemalt in meinem Herzen
Du mit gold'ner Farb' . . ."

Die nämliche Schmeichelei singt eine der beliebtesten alten Liedweisen:

(„Meine Mariska! meine Mariska!")

„Morgens, Mittags, bei des Abends Kerzen
Stehst nur du allein gemalt in meinem Herzen,
Gottes bester Segen segne stets das Haupt dir,
Bist du's gleich, mein blutend Herze die geraubt mir."

Und wieder ein anderes Lied an die Liebste lautet:

„Rose du, Rose du,
Tausendmal noch drüber,
Silber, Gold — Silber, Gold,
Bist mir tausendmal lieber."

Welche poetische Verschwendung findet in den vier Zeilen statt:

„Bist nicht vom Mutterschooße, —
Vom Rosenstock entsprossen,
Hast dich am rothen Pfingsttag
Im Morgenroth erschlossen."

Wie vornehm ist der Ausdruck des Liedes:

„Wenn so deine Blicke gehen,
Ist's wie Sterne blinken sehen,
Wenn so deine Lippen lächeln,
Ist's wie Morgenröthefächeln."

Wie wahr und schön und doch wie einfach ist die Empfindung in den Versen:

„Lieb' ist nicht zu kaufen
Nicht um Geld und Gaben,
Doch um einen süßen
Kuß ist sie zu haben."

Wie viel echte Kraft in dem Liede:

„Weizen band ich in Kreuze ein,
Weiß nicht, wie viel in Tausend sei'n;
So viel Körner in Tausend drein,
So oft sollst du gedenken mein."

Welche keusche Zartheit in der Einladung:

„Bin im Alföld Fischerbursche; an der Theiß
Dort am Ufer steht mein Hüttchen klein und weiß;
Braunes Mädel komm herein, bei mir zu ruhn,
Meine Mutter wird dir alles Liebe thun."

Manchmal geht die Empfindung gar nicht über die Sehnsucht hinaus, wie in jenem bekanntesten und schönsten Volkslied:

„Maienkäfer, gelber Maienkäfer,
Frag' dich nicht, ob schon der Sommer näher,
Frag' auch nicht, ob ich noch lang auf Erden,
Das nur sag' mir, ob sie mein kann werden."

Wenn er vom Liebchen scheidet, kann er seine Liebe nicht vergessen:

„Umgestürzt der Mandelbaum —
Röschen, ich muß scheiden, traun;
Riß mich los, mein armes Mädchen,
Wie im Herbst vom Baum das Blättchen
Los sich reißt."

Er zieht in die Ferne, das Tüchlein der Geliebten nimmt er mit und singt:

„Küss' ich so dein Kopftüchlein,
Denk ich mir: 's ist Liebchen fein."

Selbst für sein flatterhaftes Liebchen hegt er noch so viel Zartgefühl. Sein Vorwurf sogar ist warm von Liebe:

„Deine Augen sind so rund,
Wen sie anschaun, küßt dein Mund;
Sieh, die meinen sind dir treu,
Stünden Hundert gleich dabei."

Auch noch der Geliebten, die ihn verlassen hat, bewahrt er sein Herz:

„Findest wohl 'nen Schönern, Bessern, als ich war,
Doch ich mag nur Eine, die dir gleich, zum Paar."

Dann wieder dauert ihn die Treulose:

„Welke, Rose, welke,
Weil du nicht mehr mein;
Als du mein noch warest,
Warst du ein Rothröselein."

Und er will sie bereden zu bleiben:

„Siehst du, Röschen, bei Szalócz den Berg so groß,
Wenn der fort ist, dann erst halt' ich dich im Schooß.
In der Schürze trag' den Berg ich weg vom Ort,
Nur du, liebes, süßes Täubchen, geh' nicht fort."

Und niemals flucht er ihr:

„Wie ich schon bin, fluch' ich dir nicht,
Doch meine Seufzer, viel und dicht,
Steigen zum hohen Himmel hinan,
Hei! wie wirst du drauf antworten dann?"

Auch die Melodie dieses letzteren Liedes ist eine der beliebtesten Blüten der Volksmusik. Zahlreich sind die Volkslieder, welche das Mädchen mit bitterem Hohn verfolgen, weil es seinen Jungfernkranz verloren, und das junge Weib, das seinen Gatten nicht liebt, wogegen standhafte Treue und wahre Liebe, welche vom Reichthum nicht verlockt an dem armen Geliebten hängt, hoch gepriesen werden.

In den Pusztenliedern finden wir das magyarische Volksleben mit seinen äußeren Gebräuchen; eines der kennzeichnendsten derselben ist das Lied des Gulyás (Rinderhirten) nach vielgesungener Melodie; wir theilen daraus folgende Strophen mit:

„Was thut's, daß als Bauer ich geboren?
Wär' ja sonst zum Gulyás nicht erkoren.
Kein Palast ersetzt mir meine Hürde,
Großer Herren Gicht ist schwere Bürde.

Bin ein kleiner König da, mein Stecken
Darf allein Recht und Gesetz vollstrecken.
Rings die Rinderweide ist mein Kronland,
Potentat bin ich darin mit Frohnstand.

Bin Monarch von ganzen sechs Bojtáren,
Dürfen mir mit „Gnaden, Herr" nicht sparen.
Rings um meinen Pferch die Herden gehen,
Sechs Stück Schäferhund' mir Schildwacht stehen.

Hab' auch selbst das Herz am rechten Flecke,
Nicht vor Wolf, noch Räuber ich erschrecke,
Bin ich arm, so bin ich doch mein eigen,
Nehm' ich Dienst auch, darf mich frei doch zeigen.

Seh' den Wirbelwind daher ich fegen,
Hut ins Aug' und fest gestemmt dagegen!
Schau' das Wetter ruhig, weil ich Muth hab',
Selbst der Hagel prallt von meinem Hut ab.

Werf' ich mir den Schnappsack auf den Rücken,
Muß in Küch' und Keller mich nicht bücken;
Kessel, Gabelholz, Blechlöffel, Eimer,
Alles hab' ich, wahrlich mehr braucht Keiner.

Mittags, wenn im Kessel gar das Essen,
Wird mit Knecht und Magd ringsum gesessen,
„Umgekehrter Hirsbrei" füllt den Magen,
Graf muß sich mit dreißig Schüsseln plagen.

Nach der Mahlzeit, wenn nach Schlaf mich lüstet,
Steht auf Rasen schon mein Bett gerüstet;
Unsinn, daß ich da nicht bessern Traum hätt',
Als der sieche Herr im Gänseflaumbett."

Im Gegensatz zu diesem hellsonnigen Pusztenbilde stehen die Lieder über das Leben der Räuber, der die Puszta durchstreifenden Betyáren; da ist düstere Pusztenscenerie, Sturmessausen mit Klagelaut vermischt, Wolfsgeheul, schwermüthige Ahnung, Rabengekrächze, Kettengeklirr, Alles durcheinander.

„Kalter Wind weht her vom Norden,
Frostkalt ist die Seel' mir worden."

*

„Raben krächzen mir um's Ohr,
Krähen flattern rings empor,
Meine Faust den Beilstock schwenkt,
Doch die Thrän' an der Wimper hängt."

*

„Tags die Sonne, Nachts der Mond mich nicht mehr laben,
Bin schon längst in ew'ger Finsterniß begraben."

Zuweilen flackert wilde Prahlerei auf, Verachtung der ganzen Welt, Trotz gegen jegliche Macht, vom Rausch erhitztes Kraftbewußtsein, am Ende gewinnt aber doch wieder das melancholische Hindämmern ob des unvermeidlichen Unglücks die Oberhand und mitten in diesen Dornenstrauß gebunden steckt wohl eine wilde Pusztenblume, ein leichtfertiges Liebchen, wie es zum Betyáren paßt, das Schenkmädchen mit dem Hundertguldentüchlein am Halse, bestimmt, den verrathenen Liebhaber schließlich an den Galgen zu liefern. Aber es gibt auch Lieder, welche das Betyárenleben nach der Weise des echten Genrebildes mit seiner ganzen Elendigkeit schildern; ein solches ist „Buga Jakabs Sang“:

„Was trauerst, Brodgenoß, da du doch gar nichts hast?“

Worauf der Gefragte folgendermaßen antwortet:

„Bloß ist meine Rippe, Dolmány hängt in Fetzen,
Meiner Schulter Blatt muß schlapp der Kalpag wetzen,
Rößlein fehlt von manchem Hufe längst das Eisen,
Und wo eins noch klappert, will es auch schon reißen.
Meinen Mantel hat des Regens Guß zerwaschen
Und zum Henker geht die letzte meiner Taschen,
Meines Wolfsfells Haare rieseln schäbig nieder,
Rußig ist mein Hemde, wer soll's waschen wieder?“

Die späteren Volkslieder zeigen auch hierin ein Sinken; an die Stelle des ehemaligen schneidigen Schwadronirens ist vielfach der Aberglaube getreten, der schweifende Betyár weiß vom verfolgenden Pandurenlieutenant zu singen, er habe eine „Teufelsmütze auf dem Kopfe, einen Stahlspiegel im Sack bereit, damit sieht er sieben Meilen weit. Unterm Arm ein Eulenaug', so sieht in finst'rer Nacht er auch. Mit Eidechsblut mischt er seinen Wein, drum bangt ihm nicht selbst ganz allein; den Schnurrbart wichst er mit Schlangenschmalz, den Säbel schmiert er mit Hahnenschmalz.“ So lange der nicht da war, sei der Betyár Herr gewesen zwischen Maros und Theiß. — Diese Art von Volkspoesie ist sammt ihren Helden schon im Aussterben begriffen, und das ist nicht vom Übel.

In den Spottliedern finden wir die Verkehrtheiten des Volkes gegeißelt, Trunksucht und Lumpenthum, die geputzte Armuth und schäbige Vornehmthuerei, den Luxus der Frauen, die Kniffe der schwiegersohnsüchtigen Mutter, die Steifleinenheit der Damen aus der „Nyir“-Gegend, die Winkelzüge der Obrigkeiten und besonders häufig das Soldatenleben, z. B.:

„Schlüge doch der Blitz in Metzgers Beil hinein!
Warum hat dem Kalb er abgehackt die Bein'?
Kälblein kann auf eig'nen Füßen nicht mehr traben,
Der Soldat muß, Ärmster! huckepack es tragen,“ —

oder wo der Soldat „sich Sterne zum Abendbrod herabguckt.“ Die Soldatenlieder aus neuerer Zeit, besonders aus den Fünfziger- und Sechziger Jahren, haben nur Töne

bitterer Melancholie; meistens ist Italien ihr Entstehungsort. Ein solches Lied ist das folgende:

„In Nagy-Abony nur zwei Thürme ragen,
Mailand kann von zweiunddreißig sagen;
Lieber säh' ich dort die zwei, das weiß ich,
Als in Mailand diese zweiunddreißig."

Unter den Spottliedern findet sich noch die eigenthümliche Abart der Korteslieder, welche in der heißen, mit Wein berieselten Jahreszeit der Abgeordnetenwahlen zu erblühen pflegen. Es gibt darunter witzige Reime, die den Nagel auf den Kopf treffen, die meisten reichen aber nicht über die Linie des Gelegenheitspasquills hinauf; ihre Melodien sind gewöhnlich allbekannten Volksweisen angepaßt. Ein ihnen verwandtes Genre bildet das Trinklied, auch ein Lieblingsgewächs der Volksdichtung, und desgleichen die Hochzeits-„Rhythmen" (rigmus), die aber keine Melodie haben. Aus der Unzahl von Trinkliedern wählen wir eines, das bisher in keiner Sammlung zu finden, obgleich es in den Dreißiger-Jahren dieses Jahrhunderts das verbreitetste war. Es ist übrigens schon darum merkwürdig, weil es einen ganz eigenthümlichen metrischen Bau aufweist, welcher dem ganzen Trinkliede den Rhythmus eines Trommelwirbels verleiht. Nach dem schwermüthigen Andante der zwei ersten Verse:

„Schattengleich hinschwindet ja das Dasein, — — | — — | — — | ◡ ◡ | — —
Eh' man's merkt, muß Freund Hein ja schon nah sein", — — | — — | — — | ◡ ◡ | — —

(bis hieher könnte es auch als Trauergesang gelten) folgt das Allegro:

„Ei ja wie — thöricht, wer — trauert, da — herzlich ja — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡
Er in Frohsinn ◡ ◡ — —
Kann scherzen und sich freuen. ◡ — | ◡ — | ◡ — | ◡
Eh' er es — merkt, ist vor — über sein — Leben und — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡
Ist zerronnen ◡ ◡ — —
Gleich des Herbstes Nebelstreif. — ◡ | — ◡ | — ◡ | —
Länger doch nur wird uns der Lebensfaden, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ | — — | — —
Wenn wir recht oft so zu dem Krug uns laden, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ | — — | — —
Alles heran drum und im Kreistrunk lustig, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ | — — | — —
Wer noch nicht des regeren Sinns verlustig. — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ | — — | — —
Auf und die Becher ergreift, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡
Auf und die Zecher ersäuft, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡
Über die Leber was läuft, — | ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡
Spült's baß fort!" — | — | —

Das beigefügte rhythmische Schema beweist, mit welcher Geschicklichkeit im Original (im Deutschen freilich nur annäherungsweise) eine Menge Pyrrhichien zusammengehäuft sind. Dem entsprechend ist auch die Melodie gesetzt.

Geläufig sind, besonders der Schuljugend, die patriotischen und kriegerischen Volkslieder; unter diesen das Lied: „Schon ist Belgrad unsre Burg", unter jenen das

berühmte Rákóczy-Lied: „Hei, Rákóczy, Bercsényi!“ und die folgenden: „Ungrisch Herz, treu wie Erz.“ — „Segne, Herrgott, den Magyaren! Weil die Welt lebt, woll' ihn wahren. In der Heimat Paradeis, Leb' er wie Fisch' in der Theiß.“ — „Mit den Greisen klug im Rathen, Mit den Jungen kühn in Thaten, Schöne Jungfrau'n sei'n ihm hold, Schmucke Weibchen blank wie Gold.“ — „Guten Wein her aus den Kufen, Wollen unsern Trinkspruch rufen: Gott erhalte König, Land, Und uns alle miteinand!“ In dieser Art gibt es auch einen Marsch mit eigenthümlicher Melodie über Napoleon I.: „Zurück ins Vaterland nun eil', mein geschlagenes Heer.“ Der berühmteste Marsch trägt den Namen Rákóczys; es sind ihm wiederholentlich Verse unterlegt worden, er eignet sich jedoch nicht für den Gesang. Zu den Volksliedern von nationalem Gepräge kann man noch die Gedichte des fahrenden Sängers Sebastian Tinódi zählen; einige davon pflegt man im Chorus zu singen, so das folgende:

„Die alten, schlimmen Zeiten ich singe. Guter Török János, all deine Dinge,
Deß Ruf und Nam' ich ins Gedächtniß bringe, deines Vaters Tod auch traurig mir erklinge.“

Unter den Volksliedern müssen ferner die volksthümlichen Psalmodien andächtigen Inhalts erwähnt werden, deren Ursprung in die ältesten Jahrhunderte der christlichen Epoche zurückreicht: „Folgen wir Marien, Stern der hellen Sonnen.“ — „Jesus du mein heller Stern!“ — „Anbeten wir dich heilige Hostie, du wundersames Manna.“ — „Komm' o König Stefan, der Magyare ruft dich!“ — „Weinet ihr Christen!“ — und die Weihnachtslieder: die Spielreime der Bethlehemgänger und heiligen drei Könige.

Die Verfasser der Volkslieder sind meist unbekannt. Text und Melodie werden, wie es scheint, gleichzeitig geboren. Die Schnitter auf dem Felde, die Mägde in der Spinnstube greifen beide auf und geben sie weiter, von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, bis sie im ganzen Vaterlande verbreitet sind und sogar in die Salons hinaufdringen oder auf der Bühne das Bürgerrecht erlangen. Zuweilen aber geht es umgekehrt, Dichtungen von hohem Fluge erhalten durch begabte Componisten eine volksmäßige Melodie und verbreiten sich dadurch im Volke, das sie sich aneignet. Unter diesen zur Allgegenwart des Volksliedes gelangten Kunstgedichten sind vorerst zu nennen: Michael Vörösmartys „Szózat“ (Aufruf): „Dem Vaterlande unverzagt treu bleibe, o Magyar!“ — dann Kölcseys Hymnus: „Segne den Magyaren, Gott, mit gutem Muth und Überfluß“; unter Petöfis Liedern: „Mein Flötchen ist ein Trauerweidenzweig“, — „Nieder senket sich die Wolke“, — „Lieb' ist eine finstere Grube“ und besonders folgendes zweistrophige Lied:

„Höre, Schafhirt, armer Schafhirt höre,
Daß dich dieser Beutel Geld bethöre;
Deine Armuth gib für meine Habe,
Doch dein Liebchen drauf als Nebengabe.“

„Wenn das Geld ich nur als Draugeld nähme,
Hundertfach dann noch ein Trinkgeld käme,
Und als Draufgab' gar die Welt daneben,
Keinem Andern könnt' ich's Liebchen geben."

Von Johann Arany das folgende:

„Meiner braven ‚Amsel' fehlt der Hufbeschlag,
Eisig glatt der Weg, daß sie fast stürzen mag,
Schmied ein neues Eisen, Schmied von Oroshäz,
Ach bei Mohács gabs noch mehr Verlust als das!"

„Hatt' ein kranichgraues Rößlein, schönes Thier;
Doch der Szegediner Hauptmann nahm es mir.
Nicht einmal vom Kauftrunk hab' ich was gewußt, —
Ei was! bei Mohács da gabs noch mehr Verlust."

Von Michael Tompa:

„Sommers, Winters ist die Puszta Heimat mir."

Zu Anfang des Jahrhunderts waren besonders verbreitet Csokonais Lieder:

„Die mit Ird'schen tändelst,
Als ein Himmelskind,
Sie als Göttin gängelst,
Hoffnung, falsch und blind." —

desgleichen: „Tihanys Tochter*, o du helle, laute, Komm hervor aus deinem heil'gen Berge" — und: „Abend wars, da der Befehl kam Unter veilchenblauem Siegel", und in den Vierziger-Jahren sang man rings im ganzen Lande Vörösmartys preisgekröntes „Fóther Lied":

„Erster Ungar auf der Welt der König ist,
Jeder Arm im Land ist sein zu jeder Frist,
Seine Freude find' er in des Volkes Heil,
Seinem heil'gen Haupte werde Ruhm zutheil."

Es ist jedoch merkwürdig, daß die Lieder, welche in glänzenden Kriegsepochen das nationale Heer begeisterten und bei deren Klang nach der Schlacht geruht und getanzt wurde, einen ganz harmlosen Inhalt haben; so ist folgendes das Lied der adeligen Insurrection im Jahre 1809 gewesen:

„Jancsi gelb gestiefelt steigt durch Morast,
Panni über'm Bach schon auf ihn paßt.
Lock' nicht, Panni, den Jancsi, groß ist der Koth,
Schad wär's um die Gelben, 's wär ihr Tod."

---

* Das Echo von Tihany am Plattensee.

Im Feldzug 1848 bis 1849 aber folgte dem Heere nebst mehreren Schlachtliedern (darunter eine Marseillaise mit ungarischem Text) unter den die Kriegslust anfachenden Gesängen zumeist das folgende Lied:

„Brennt die Hütte, kracht das Röhricht,
Preß die Braune an dich gehörig!“
— „Bis ich da die Braune herze,
Dort die Blonde ich mir verscherze.“



„Eisig glatt der Weg ...“

Denn das Lied:

„Lajos Bácsi* ließ uns wissen,
Thät ein paar Regimenter missen“ —

entstand, wie schon seine trübselige Stimmung verräth, erst gegen Ende des Feldzugs und kurz nachher sang man nur noch:

„Einst uns doch der Morgen lacht,
Ewig bleibt es doch nicht Nacht.“

Dieses Lied hat Karl Bóka dem General Paskiewitsch vorgespielt, als derselbe sich in Debreczin aufhielt. Und als endlich Alles vorüber war, hielt immer noch das Volkslied den magyarischen Geist aufrecht.

* Onkel Ludwig.

Die magyarischen Volksballaden und Volksromanzen unterscheiden sich vom eigentlichen Volkslied auch darin, daß sie selten eine Singweise haben. Eine der ältesten unter ihnen ist „Szilágyi und Hajmási“, die Ballade von zwei gefangenen edlen Jünglingen und der Tochter des türkischen Sultans:

„Tausendfünfhundert und über siebzig als man einst schrieb,
Stellt es zusamm' ein Knab', da er saß auf Szöndörö, der Veste,
Wohl aus den Reimen von einem Poeten, gar traurig im Herzen.

Unter den siebenbürgischen Volksballaden sind die hervorragendsten „Anna Molnár“, „Frau Klemens Kömüves“, Susanne Homlódi, Barcsay, Käthchen Kádár. Die Mär von Anna Molnár, welche in mehreren Varianten bekannt ist, sei hier aus einigen derselben zusammengestellt:

Anna Molnár.

Volksballade.

„Komm mit mir, geh, Anna Molnár,
Sechs Steinburgen hab' ich eigen,
Will die siebente dir zeigen.“
„Kann nicht mitgehn, Martin Sajgó,
Bübchen weint mir in der Wiegen,
Waldwärts ist mein Mann gestiegen.“
Dennoch lockt er sie so lange,
Bis geglückt, daß er sie fange.
Gehn jetzt, gehn auf ferner Halde,
Mitten in dem grünsten Walde:
„Anna Molnár, bist am Ziele,
Sitz' in düstern Baumes Kühle.
Gib mir deinen Schooß als Kißchen,
Schau mir in den Kopf ein bißchen.“
Einschlief da mein tapfrer Herre,
Anna Molnárs Augen steigen
Zu des düstern Baumes Zweigen,
Sehn dort die sechs schönen Mädchen,
Sehn erhenkt sechs schöne Mädchen.
Da im Stillen sie bedachte:
Wenn er sie zur sieb'ten machte!
Fühlt ihr zartes Herze klopfen,
Fühlt die warmen Thränen tropfen
Aufs Gesicht des tapfern Herren.
Auf wacht da der tapfere Herre:
„Anna Molnár, warum weinst du?
Aufgeblickt zu haben scheinst du,
Blicktest auf zum düstern Wipfel,
Zu des düstern Baumes Gipfel.“
„Blickte nicht, mein tapfrer Herre,
Doch vorbei drei Waisen kamen,
Seufzt' da meines Bübchens Namen,
Dachte meines biedern Gatten.“
„Anna Molnár, auf nun, steige
In des düstern Baumes Zweige!“
„Nein, mein tapfrer Herr, nicht geh ich,
Bäumeklettern nicht versteh' ich,
Geh voraus mir, daß ich's lerne,
Folgen thu' ich dann dir gerne.“
„Martin Sajgó steigt ganz munter;
Fällt sein scharfes Schwert herunter.
„Anna Molnár reich' mir's wieder!“
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger.“
Und ergreift das nimmer stumpfe,
Haut des Sajgó Kopf vom Rumpfe.
Zog dann an das Kleid des Todten,
Ganz und gar von Tuch, von rothem,
Warf sich auf das schnelle Rößlein,
Zu des biedern Gatten Schlößlein
Ritt sie heim, so rasch es mochte,
Bald am Thore dort sie pochte:
„Schläfst du wohl, du Wirth, du biedrer?“



„Anna Molnár, reich' mir's wieder!" —
„Gleich, ja gleich, mein guter Krieger!"

„Nein, ich schlaf' nicht, guter Krieger."
„Gibst du mir die Nacht ein Lager?"
„Nein, ich kann nicht, guter Krieger,
Denn mein Weib ist von mir gangen
Und mein Kind das weint vor Bangen."
„Ist's nur das, dann kannst's gewähren,
Bin gewohnt solch Schrei'n zu hören."
„Ist es so, tritt ein, mein Lieber,
Eine Nacht ist bald vorüber."
„Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
Laben muß ich meine Glieder.
Ist im Dorf ein guter Tropfen,
Bring' 'nen Krug, den Hals zu stopfen."
„Ei, der gute Wein ist ferne,
Nicht verlaß mein Kind ich gerne."
„Bis sein Vater wiederkehret,
Bin ich's, der es hegt und nähret."
Ach, wie lang sein Gehn ihr währet.
Doch er geht, Wein zu erlangen;
Auf reißt sie des Dolmanys Spangen,
Reicht die Brust dem süßen Kinde,
Säugt es, küßt es auch geschwinde,
Legt's dann an den Herd zum Schlafe.
Wie sein Vater kommt, der brave,
Staunt er, daß das Kind nicht weinet;
Wohl, denkt er, es gibt jetzt Frieden,
Weil ein Gast dem Haus beschieden.
Als bei Tische nun sie saßen,
Sprach der Gast folgendermaßen:
„Hörst du wohl, mein Wirth, du bied'rer,
Auf die Frage mir erwid're:
Wie, wenn jetzt dein Weib erschiene,
Lebend, liebend, froher Miene,
Würdest du sie schlagen, schelten,
Stets mit Vorwurf ihr vergelten?"
„Nein, nicht schelten und nicht schlagen,
Lebenslang auf Händen tragen."
„Wohl, da bin ich, deine treue
Frau, mit der du nahmst die Weihe."
Auf den Bettrand sie sich setzte,
Sich am Büblein küssend letzte,
Ihren Mann mit Thränen netzte.

Unter den Betyáren-Balladen finden wir die meiste dramatische Kraft in der Geschichte von Ladislaus Fehér, für den sich seine jungfräuliche Schwester opfert, um dann, verrathen, dem Manne zu fluchen, der ihren Bruder in den Tod geliefert:

„Mein Herr Leutnant, mein Herr Leutnant,
Sei verflucht, du mein Herr Leutnant,
Vor dir lodre Feuers Hölle,
Hinter dir die Flut aufquelle,
All dein Brod sich wandl' in Kiesel,
All dein Wasser in Blutgeriesel,
Stolpernd brech' das Pferd dir nieder
Und zerquetsche dir die Glieder,
Aufsteh' deines Messers Klinge
Und von selbst in's Herz dir dringe!"

Unter den naiven Romanzen ist die bekannteste: „Was dem Königssohn nur einst ist eingefallen!" (Für diese ist auch eine sehr einfache Melodie zu finden.) Dann kommt die folgende: „Mutter ward gefreit wohl von dem schmucken Schneiderlein". In der ersteren stellt ein Königssohn in Kutscherlivrée die Tochter des reichen Richters und die des armen Korbflechters auf die Probe; das arme Mädchen gewinnt den Kranz, das

reiche wird beschämt. In der anderen Ballade bekundet die Composition eine echt künstlerische Empfindung. Das Mädchen heiratet einen armen Hauerburschen und ihre Mutter einen putzigen Schneidergesellen; jede Strophe erzählt, wie gut es der Mutter geht und in welcher Armuth die Tochter lebt, wobei der Kehrreim immer lautet: „Meiner Mutter Freude ist das schmucke Schneiderlein, aber mir zum Leide dient der arme Hauer mein.“ Die letzte Strophe lautet dann:

„Mit dem Stock die Mutter weckt das schmucke Schneiderlein,
Mich mit Täubchenkuß der arme Hauerbursche mein,
Mir zur Freude war der arme Hauerbursche mein,
Mütterchen zum Leide war das schmucke Schneiderlein.“

Wenn wir die Sammlungen magyarischer Volkspoesie durchgehen, welche freilich noch immer sehr lückenhaft sind, erkennen wir, daß die Volksdichtung von dem wirklichen literarischen Niveau durch nichts getrennt ist, denn während jene in ihrer allgemeinen Färbung den Schmelz der wahren Poesie aufweist, haben hinwiederum auch unsere hervorragenderen Dichter selber der Volksdichtung den in dieser herrschenden rhythmischen Wohllaut, die Assonanz, die Vorreime abgelernt, sowie die Anwendung von Bildern aus der Natur, die mit wenigen Worten vielsagende Gedrängtheit des Ausdrucks, die plötzlichen Wendungen des Gedankenganges und so fort, so daß man wohl sagen kann, es habe bei uns der Helikon vom Felde gelernt, und neben unseren berühmten Dichtern steht ein Dichter größer als sie alle: das Volk, namenlos und doch unsterblich!

Die magyarischen Sprichwörter.

Zu den Geisteserzeugnissen des Volkes gehören auch noch die Sprichwörter. Diese enthalten die Lebensweisheit des Volkes, seine höchsten Lebensgrundsätze, die Ergebnisse seines Sinnens und Denkens. Echt sind diejenigen, welche eine regelrechte Form haben. In solchen haben Geist und Gemüth vereint ihre Producte niedergelegt. Es sind dies zwei oder mehrere entsprechende Sätze oder Redensarten, mit einem gewissen Rhythmus und Wohlklang ausgeprägt. Was formlos ist, daran haben Gemüth und Schönheitssinn kein Theil, es ist nur übernommen worden oder nur einseitiges Werk des Verstandes.

Charakteristisch sind in ihnen die sittlichen und sonstigen Anschauungen des Volkes. Sie bezeugen, auf welche Art das Volk zum Beispiel sein eigenes menschliches Verhältniß aufgefaßt hat.

Schlagen wir nur in unseren Sammlungen das Wort „Mensch“ auf: „Mensch und Mensch gehören zusammen“ (können nicht ohne einander sein); — „Mensch und

Mensch müssen sich immer vor einander fürchten"; „kleiner Mensch geht mit großem Stecken" (kann einen starken Schlag thun); — „ein großer Mensch stolpert groß"; – „auch ein kleiner Mensch ist kein Strohhalm"; — „der Mensch weiß nicht, wovon er fett wird"; — „der Mensch steht so lange als Gott will"; — „ich bin auch ein Mensch"; — „kein Mensch ohne Fehl"; — „kein Mensch weiß, wozu er erwacht"; — „der Mensch wird nicht nach der Elle gemessen"; — „den Menschen hält man beim Wort, den Ochsen beim Horn"; — „ein Wort versteht der magyarische Mensch" (ein bescheidenes, vernünftiges Wort); „ein Mensch, der etwas verspricht, ein Hund der's hält" (spöttisch); — „der Mensch ist wohlfeil, wo es viele gibt" (wo man ihn nicht kennt); — „mit seinen Zähnen gräbt sich der Mensch die Grube"; — „ehrliche Menschen werden dicht gesäet, gehen aber dünn auf"; — „der Mensch lebt nur bis an den Tod"; — „wir leben schon noch irgendwie"; — „Brod muß sein"; — „Mensch im Flachs, aber nicht im Hanf"; — „der Mensch wächst wie das Rückenleder"; — „war ein Mensch, ist gestorben"; — „Menschlichkeit ist mehr als Fleisch und Kraut" (ist mehr werth); — „des armen Menschen Vorhaben steht beim seligen Gott"; — „an dem Armen zerrt sogar der Ast"; — „bist du arm, so tanze nicht"; — „des Armen Glück ist auch arm"; — „Armuth und Husten läßt sich nicht verhehlen"; — „arm ist der Teufel, weil er keine Seele hat" u. s. w. Aus alledem spricht einerseits Selbstgefühl und Ergebung in die Armuth, anderseits ernste Selbsterkenntniß, Selbstkritik und wahrer Humor.

Sehen wir aber etwa unter dem Schlagworte „Vogel" nach, so zeigt sich, wie viel sich das Volk mit diesem liebenswürdigsten Thiere der belebten Natur beschäftigt, zu wie vielen Vergleichen es ihm dient. Unter dem Worte „Herr" aber erblicken wir die Empfindung der Fremdheit den höheren Classen gegenüber und deren Verkehrtheiten.

Dieser Gattung von Geistesproducten schließen sich die sogenannten „Fabeln zum Rathen" oder Räthsel an. Viele derselben wandern von Volk zu Volk; auch zu den Magyaren sind welche gelangt. Diejenigen aber, welche eine rhythmische Form haben, können wir als Eigenthum des magyarischen Volkes betrachten, denn diese hat es liebgewonnen, an seinem Herzen gehegt, umgeschmolzen, seinem Geschmack angepaßt und gibt sie in dieser verfeinerten Form weiter von Sohn zu Sohn, zu stetem Genuß. Da wird ein Naturgegenstand, oder auch eine abstracte Eigenschaft, unter dem Bilde einer anderen Sache oder durch ein Wortspiel angedeutet zum Rathen aufgegeben. Manchmal wird daraus eine ganze Allegorie: eine Kette von mehreren Eigenschaften in Bildern, die der Natur entlehnt sind.

In prächtigen Bildern findet sich eine Scene der Natur zum Rathen aufgegeben: „Sonne war mein Mütterchen, Mond war mir das Väterchen, runde Erde mich gebar, Wind im Tanz mein Lehrer war, mich verdarb ein schwerer Stein, mich erweichte

Fleisch und Bein, bracht' mich an den Krüppelstab, als es mir den Laufpaß gab" (Weizenbrod). — Auf beinernem Horn wird geblasen, goldene Bretter kriegen Sprünge, Erdengewürm regt sich im Wasen" (Tagesanbruch). — „Runden Wald ließ ich begehen, Handvoll Ruthen ließ ich schneiden, hab' sie gezeichnet und lassen stehen" (Verlobung mit einem Mädchen). — „Unter rundem Himmel ein Gottesbaum, ein runder; an rundem Gottesbaume zwölf Zweige schön wie Wunder; schöne zwölf Zweige mit zweiundfünfzig Dolden; bei zweiundfünfzig Dolden drei Äpfel golden" (Jahr, Monate, Wochen, drei Hauptfeste). — „Wächst da ein Baum, hat nicht Ast noch Blatt; ein Vogel fliegt drauf, der keine Flügel hat; frißt sich an ihm ohne Schnabel satt" (eine Kerze, die angezündet wird und verbrennt). — „Auf gold'nem Klotz Schüssel von Gold, auf gold'ner Schüssel Leber von Gold, schmaust davon ein Paul von Gold" (Biene und Honig). — „Fand's im Walde, thät's umbringen, dann das Todte lehrt' ich singen" (Geige).

Das ist gewiß wahre, aber nicht genug gewürdigte und beachtete Poesie, aus dem echten Born der Dichtung geschöpft, aus der Lust an der Natur, aus dem tändelnden Spiel der Phantasie oder dem Tiefsinn der träumerischen Seele. Der schaffende Volksgeist ist darin lebendig.

In dieses Bereich gehören auch folgende, obgleich weniger ernst und weitaus schlichter gefaßt: „Auf Weg und Steg stürzen sie Kessel um" (Maulwurfshaufen). — „Hat nicht Fenster, hat nicht Thüre, dennoch wohnen drinnen Viere" (Nuß). — „Vorne geht Blinkchen, hinten geht Weißchen, hat aufgebunden das Schweifchen" (Nadel und Zwirn). — „Roth ist's, doch keine Rose nicht; rund ist's, doch kein Apfel nicht; ein Strudel ist's, doch kein gefüllter nicht; hab's gekost't, doch au! süß ist er nicht" (Zwiebel). — „Hundert Vögel fliegen zusamm, einer von ihnen wird lahm, das ganze Hundert zum Stehen kam" (Webstuhl, Webewerk).

Schön und ganz kurz sind die folgenden, welche mit nur wenigen findigen Zügen zu zeichnen wissen: „Dünner als ein Rohr, höher als ein Thurm empor" (Regen). — „In Paláb worfeln sie den Mais, hierher weht's die Spreu ganz weiß" (Schnee). — „Fleck auf Fleck, Nadel hat nie drin gesteckt" (Krautkopf). — „Über die Welt es reicht, ein Huhn überhüpft's doch leicht" (Wagenspur). — „Kost't 'nen Groschen kaum, find't im Haus nicht Raum" (Kerzenschein). — „Am Rücken sein Hüttchen, im Busen sein Brödchen" (Schnecke).

Schließlich gibt es neckende Fragen mit dem Witz des Weithergeholten, mit Benützung der mehrdeutigen Wörter oder Verdrehung des Wortlautes. Als Beispiele seien, von den unübersetzbaren Wortspielen abgesehen, folgende aufgeführt: „Was geht über's Wasser ohne Schatten?" (Der Schall). — „Warum guckt die Krähe ins Markbein?" (Weil sie nicht hineingehen kann). — „Wer hat schon einen Thurm aus Hanf gesehen?" (Wer im Hanf stand.) — „Warum schließt der Hahn die Augen, wenn er kräht?" (Weil er's schon

auswendig weiß.) — In diesen Scherzen ist freilich wenig Ursprünglichkeit und noch weniger Poesie zu finden.

Ungewöhnlicher Witz, Erfindung, geschickte Wortverdrehungen und Wortspielereien kennzeichnen jene übermüthigen, nicht sittenlosen, nur körperfrohen Räthselsprüche, welche sich auf geschlechtliche Verhältnisse beziehen. In diesen ist die Laune und spöttische Ader des Volkes unerschöpflich. Eigenthümlicherweise ist bei dergleichen immer der Klang oder Inhalt der Frage schelmisch, fleischlich, die Antwort aber nie. Dies beweist, daß Vernunft und Einbildungskraft des Volkes sich viel mit Dingen des Fleisches beschäftigen, ohne das jedoch zeigen zu wollen, wobei man vielmehr sogar täuscht, indem man thut, als habe man gar nicht selber, sondern nur der Gefragte an dergleichen gedacht.

Unerschöpflich reich an spielender Laune, neckischer Schrecklust und an Possentrieb sind die scherzhaften Märchen, dazu kommt noch in den Kindermärchen ein Sinn für Tändelei und Schabernack immer mit entsprechend gemodelter Rede, häufig in tacthaltenden Sprüchlein oder Versen. In wenigen neueren Sprachen findet sich eine solche Einfachheit und kindliche Gegenständlichkeit des Ausdruckes, so viel Urwüchsigkeit und Eignung zu den seltsamen Spielen des Gemüths als hier. Durch manches Märchen zieht sich refraingleich ein Sprüchlein, eine Redensart, ein sinniges, stimmungsvolles geflügeltes Wort, z. B. „Gutthat bringt dir Gutes". In anderen sind es Verszeilen: „Tellerplatt die Sohlen, buschig mein Wedel, Bräutchen mein Mädel, Thür auf! will dich holen". Oder: „Blas mein Mörder, blas wie der Wind, auch ich war mal ein Königskind, bin ein Ahornbäumchen itzt, bin ein Flötchen aus Ahorn geschnitzt" u. s. w. Dabei ist die ganze Erzählungsweise von urväterhafter Schlichtheit, sie bewegt sich in kindlichen, unverbundenen, frei beweglichen Sätzen, unter naiven Bemerkungen und kecken Vergleichen. Interessant ist der Humor, den die Erzähler selbst der Erzählung beimischen. Sie empfinden es vollkommen und bekennen es, daß sie nichts Wahres, sondern nur fabulirte Dinge sagen. „So hab' ich's gesehen, wie ich's jetzt sehe", sagen sie zuweilen. Ausgehen aber muß die Geschichte auf alle Fälle gut, mit Heirats- und Hochzeitsschmaus, wo „gegessen, getrunken" wird. Die Helden des Märchens „leben noch jetzt, wenn sie nicht gestorben sind". Zu Beginn des Märchens wird der Hörer scherzhaft aufmerksam gemacht, daß da von keinen wirklich geschehenen Dingen die Rede sein soll, sondern daß er sich ins Reich der Phantasie zu begeben hat. Der Anfang lautet häufig so: „Wo es war, wo es nicht war, jenseits des Operenzien-Meeres gar war es, des ausgefallenen Ofens eingefallene Seite war es . . .", oder: „Der Rock unserer Großmutter hatte neunundneunzig Falten, in der neunundneunzigsten hab' ich dieses Märchen gefunden."

Volksmärchen gehören übrigens auch bei uns schon zu den Raritäten, und wenn jetzt noch welche entstehen, gehören sie eher der besseren Gattung von Parabeln an.



Die ungarische „Palastmusik“ und die Volkslieder.

Auch die ungarische Musik hat ihre vorgeschichtliche Sagenzeit, welche sich in der Phantasie der alten Chronisten sehr reichblühend darstellt. Da unser Zweck gegenwärtig ein anderer ist, als in der nebelhaften Vergangenheit herumzudeuten, so beginnen wir diese Übersicht bei späteren Zeiten, welche schon Daten gewähren, und zwar indem wir einige erhalten gebliebene Autornamen und Kunstdenkmäler besprechen. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß unter König Matthias neben den Wissenschaften auch die Tonkunst sich auf die höchste ihr damals erreichbare Stufe erhoben hat. Der große König liebte ja in Nichts die Mittelmäßigkeit; übrigens scheinen auch Daten dafür zu sprechen. Nach dem gelehrten Hofbibliothekar Galeoti waren am Hofe die Sänger stehende Figuren und sangen nach dem Brauche von Jahrhunderten unter Lautenklang die Thaten der Helden. Diese Sitte ist die Fortsetzung der Vergangenheit, ohne Zweifel in entwickelterer Form, was wir daraus folgern können, daß der König Musiker von großem Rufe, ein vortreffliches

Orchester, Sänger, ja nach Feßler auch Sängerinnen hielt. Die Vorzüglichkeit dieses Orchesters und Chores bekundet hinreichend der Vulturaner Bischof Peter in einem Briefe an Papst Sixtus IV., worin er erklärt, nichts Trefflicheres gehört zu haben. Joannes Tinctoris widmete sein Buch „Terminorum musicae diffinitorium", das erste musiktheoretische Druckwerk der Weltliteratur, seiner Schülerin, der Jungfrau Beatrix, Tochter Ungarns, also Matthias' Braut.

Da die Verfasser der Encyklopädien über mehrere Lebensjahre dieses großen, ein allgemeines Interesse beanspruchenden Mannes nichts zu sagen wissen, und da dessen obenerwähntes Werk, das nur noch in wenigen Exemplaren zu finden, ohne Ort und Jahreszahl erschienen ist, dürfen wir wohl fragen, ob nicht der Meister seiner Schülerin nach Ungarn gefolgt sei und ob nicht vielleicht das interessante Werk gerade der Freigebigkeit Matthias' seine Entstehung verdanke. Wie dem aber auch sein mag, so viel ist sicher, daß einige Jahrzehnte später der aus Kremnitz gebürtige Wiener Gymnasiallehrer Stefan Monetarius mit einem 1513 in Krakau veröffentlichten und dem Georg Thurzó gewidmeten Buche in die Spuren des Tinctoris trat.

Nach solchen Prämissen sind wir berechtigt anzunehmen, daß das Musikleben des XVI. Jahrhunderts sich noch bedeutend reicher entwickelt haben würde, wenn nicht die zerstörenden Ereignisse dieses Jahrhunderts die Künste überhaupt gänzlich in den Hintergrund gedrängt hätten.

Von den erhalten gebliebenen Kunstdenkmälern, welche sich in einigen, sozusagen als Unica geltenden Exemplaren vorfinden, hat der ehemalige Bibliothekar des Museums, Gabriel Mátrai, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften einen Band zusammengestellt (1859): Die Hoffgräff'sche Sammlung und die Gesänge Sebastian Tinódis. In dieser Liedersammlung befinden sich zusammen neunzehn Lieder, und zwar von Kaspar Bajnai, Andreas Batizi, Stefan Csükei, Andreas Dési, Andreas Farkas, Peter Kákonyi, Blasius Székely, Michael Sztáray, Michael Tarjai und einem Ungekannten, überdies ein Bruchstück von Andreas Farkas und ein Scherzlied von Christof Ormprust.

Es ist höchst überraschend, daß die poetische Empfindung der Genannten mitten in den Stürmen, welche den allgemeinen Untergang drohten, sich nicht in patriotischem Schmerze oder in der Ermuthigung äußerte, sondern — mit Ausnahme des letzteren — einstimmig den biblischen Geschichten galt. Dabei müssen wir jedoch bedenken, daß diese Strömung dem Protestantismus angehört, welche, in Wettstreit mit der römisch-katholischen Kirche getreten, die Legenden derselben in ihrem neuen Geiste ersetzen wollte.

Die äußere Form dieser Gesänge ist die der Strophe wie bei den Volksliedern. In ihren Rhythmen pulsiren nicht die heutigen Choriamben, sondern Gemengsel von Spondeen

und Daktylen, welche übrigens auch in unseren heutigen Volksliedern Geltung haben. Man ersieht das an folgenden zwei Schemen:

Andreas Farkas.

∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –
∪ ∪ ∪ ∪	∪ ∪ ∪ ∪	– –	–
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –	–
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –	–

Batizi.

– ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –	–
∪ ∪ ∪ ∪	– –	∪ ∪ ∪ ∪	– –
– ∪ ∪	– –	– ∪ ∪	– –	–

Außer verschiedenen derartigen Mustern gibt es noch vollkommen gleichmäßige Metra, die dem sogenannten cantus planus oder gleichmäßigen Gesang entsprechen. Es kommt auch eine rein unpaarige Tactart vor, welche sich in den Volksliedern mit paarigen zu mischen pflegt. Diese Rhythmen drücken vermöge ihres Gegenstandes eine kirchliche Stimmung aus.

Während die Obengenannten auf ihrer nationalen Leier sich ausschließlich mit protestantischen Legenden beschäftigten, lebte Tinódi ohne alle confessionelle Rücksicht einzig der magyarischen Nationalität; er sang in seinen Gesängen die guten und schlimmen Tage seiner Zeit, ihre gewonnenen und verlorenen Schlachten, ihre Freuden und Schmerzen, kurz, er weihte seine Laute bis an seinen letzten Augenblick dem Dienste der ungarischen Nation. Sein Leben haben auf Grund historischer Forschungen Franz Toldy und in neuerer Zeit Aron Szilády („Régi magyar költők tára", Magazin altmagyarischer Dichter) beschrieben. Er war der Sprosse einer Familie von niederem Adel am Ende des XV. Jahrhunderts. Seine Schulen machte er in Stuhlweißenburg. Schwert und Leier und Schreibfeder in der Hand, ließ er sich vom Strom der Begebenheiten bald dahin, bald dorthin tragen und seine Gönner erwiesen dem Sänger gerne Gastfreundschaft, der von Schlachten, Heldenthaten und von Tagen der Trauer so treulich sang. Sein Tod fällt vermuthlich zwischen 1555 und 1559. Seine dem König Ferdinand gewidmete Reimchronik erschien zu Klausenburg 1554 unter seiner eigenen Aufsicht. Tinódi nennt dieses Buch „Cronica" und erzählt die Ereignisse so genau, daß wir es heutzutage als Geschichtsquelle benützen; hinsichtlich seiner Melodie unterscheidet er sich von seinen Vorgängern in nichts. Wie diese und wie überhaupt alle damaligen Lieder folgt er auch in der Tonart dem kirchlichen Muster.

Da diese lyrischen Dichter der Form nach den Kreis des Volksliedes nicht überschreiten, wurden sie im ganzen Lande populär und üben einen großen Einfluß auf das Volkslied, dessen höhere Entwicklung wir weiterhin behandeln werden. Tinódi ist zwar der letzte unserer fahrenden Sänger, aber die lyrische Dichtung stieg mit ihm nicht ins Grab,

vielmehr haben unsere Lyriker die Leier im Wege der Überlieferung von einander geerbt bis herauf in die neueste Zeit. Über die von ihnen componirten Melodien können wir nichts melden, doch sind dieselben zweifelsohne in den Volksmund übergegangen und laufen noch jetzt im Alltagsleben um, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Art, aber als Nährstoff für neuere Formen.

Aus dem XVI. Jahrhundert verbleiben uns noch einige Denkmäler der Kunst- und Tanzmusik nebst den Namen einiger Componisten und Virtuosen, welche dem ungarischen Geiste Ehre gemacht haben. Jedes dieser Musikstücke ist von großem Interesse, insofern die ältesten Formen und Eigenthümlichkeiten der ungarischen Instrumentalmusik in ihnen vollständig aufbewahrt sind, ja auf dem Gebiet der Tanzmusik sogar eine rhythmische Construction in ihnen vorkommt, welche in unseren Tagen völlig ausgestorben ist, so daß Viele ihr das Recht des Daseins ganz und gar bestreiten; es ist dies die Dreier-Tactart. Die betreffenden Componisten und, hinsichtlich der Tanzmusik, Transscriptoren sind die sogenannten Lautenschläger, an denen es in Ungarn nicht fehlen konnte, da die Laute nach dem Zeugniß des Vaters des großen Naturforschers Galilei nach dem Orient-Feldzug Andreas II. gerade durch die Ungarn in Europa beliebt gemacht worden ist. Diese Lautenschläger nahmen die Stelle unserer heutigen Klaviervirtuosen ein. Jedes Land in Europa hatte solche Künstler, welche mit dem allgemeinen Charakter des musikalischen Könnens auch noch den nationalen vereinigten, aber durch ihre Kunst gleichwohl zu Weltbürgern wurden. So finden wir in den Sammlungen lyrischer Musik aus dieser Zeit das Andenken der ungarischen Künstler Valentin und Johann Bakfort für die Nachwelt aufbewahrt.

Über den Ursprung und Namen Valentin Bakforts ist noch nicht volles Licht gebreitet. Er wird eigentlich Valentin Graevius (Greffus) Bakfort geschrieben und soll der Geburt nach ein Siebenbürger Sachse sein. Damit scheint im Widerspruch zu stehen, daß er sich auf den Titelblättern seiner 1569 in Antwerpen erschienenen Werke „Pannonius“ nennt und daß sogar statt des latinisirenden „Bacfarcus“ unter der Widmung des Buches: „Valentinus Bakfark, Pannonius“ steht. Wobei noch weitere Verwirrung angerichtet wird durch folgende zwei Zeilen eines Epigramms, das ein polnischer Edelmann zu Ehren des Componisten verfaßt hat:

„Ille lupi natus Trancini e sanguine cujus
Ornatum gemmis hic Diadema vides.“

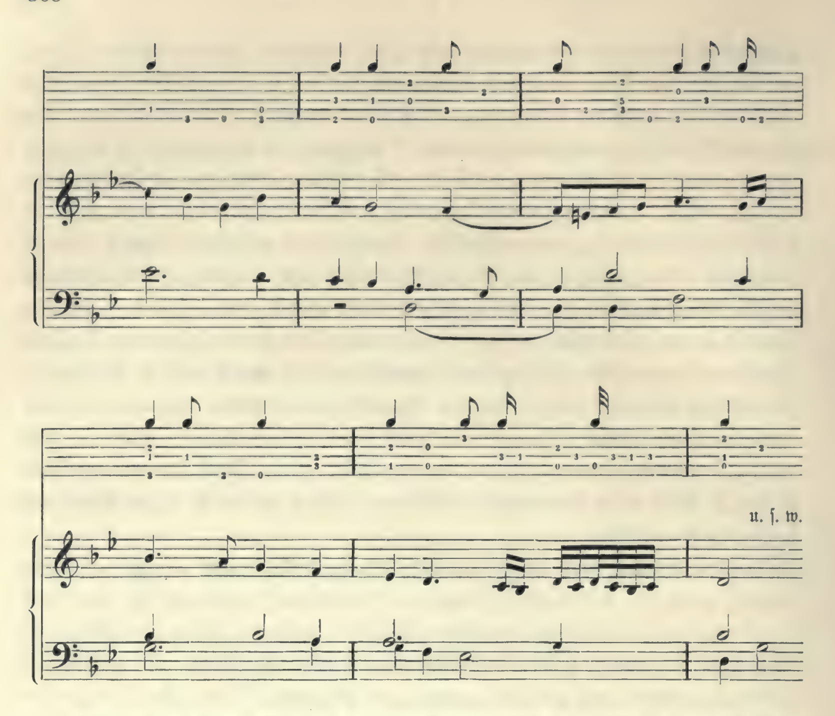
Wie dem auch sei, sicher ist auf alle Fälle, daß er von mütterlicher Seite sächsischen Ursprungs war. Er zeichnete sich zuerst in Siebenbürgen aus, wofür ihn Sigismund Zápolya zum ungarischen Edelmann machte. Dann kam er nach Ungarn herüber und wurde zum Pannonius. Von Ungarn ist er in den Sechziger-Jahren wahrscheinlich von

Sigismund, König von Polen, nach Krakau berufen worden. Als Hofvirtuose genoß er daselbst besondere Gunst und seine sämmtlichen Werke erschienen auf königliche Kosten und dem König gewidmet. Im Laufe des folgenden Jahrzehnts unternahm er von Krakau aus eine Rundreise durch Europa, besuchte Deutschland und Frankreich und schließlich, nach Ablehnung einer Einladung des Kaisers Maximilian, Italien, wo er sich in Padua, dem Hauptsitz der Lautenvirtuosen, niederließ und im August 1576 starb. Für die künstlerische Bedeutung Valentin Bakforts sprechen nicht nur seine zahlreich erhalten gebliebenen Werke, sondern auch die öffentliche Meinung in Padua laut der Inschrift, welche seine Zeitgenossen ihm dort auf den Grabstein meißeln ließen: er habe nämlich die Laute in ganz ungewohnter, neuer Weise gehandhabt und sei als ein zweiter Orpheus Gegenstand der allgemeinen Bewunderung gewesen, oder mit den Worten der Grabschrift: „Valentinus Graevius, alias Bacfort, e Transilvania Saxorum Germaniae colonia oriundo, quem fidibus novo plane et inusitato artificio canentem audiens aetas nostra, ut alterum Orpheum admirata obstupuit“. Seine Werke wurden auch durch Le Roy in Paris 1564 herausgegeben, mit seinem Bildniß geschmückt, welche Ehre seinen Collegen nicht widerfuhr.

Von Johann Bakfort wissen wir nur, daß ein Werk von ihm: „Fantasia Joannis Bacfart Hungari“ in Besards „Thesaurus Harmonicus“, einer 1603 erschienenen Sammlung, in der Münchener königlichen Bibliothek vorkommt. Daher war Johann ein Zeitgenosse und vermuthlich Bruder oder gar Sohn Valentins. Seine erwähnte „Phantasie“ wartet noch auf ihre Lösung; von Valentins Werken aber sind in den akademischen Heften schon zwei erschienen: „D'amour me plains“ und „Fantasia trium vocum“*. Im Folgenden geben wir den Beginn der „Fantasia trium vocum“. Ihre drei Phrasen wetteifern im Fugenstil mit einander, was allein schon die tiefen musikalischen Kenntnisse des Componisten und seine virtuose Behandlung des Instrumentes bekundet.



* Bartalus: „Beiträge zur Geschichte der ungarischen Musik“ 1882.



Außer diesen finden sich noch aus den Jahren 1572 bis 1577 in einem Verlagswerke Bernhard Jobins zu Straßburg zwei Tanzstücke in der Transscription eines ungenannten Lautenvirtuosen: „lassú“, das heißt Andante („Passamezzo Ongaro“), das andere Andante und „friss“, das heißt Allegro („Passamezzo“ und „Saltarello Ongaro“). Beide geben ein treues Bild der damaligen ungarischen Palast-Tanzmusik, ja es erscheint, wie ich schon erwähnte, in dem mit „Saltarello“ bezeichneten „friss“ als dreitheilige Tactart sogar eine völlig ausgestorbene Gattung der ungarischen Musik und des ungarischen Tanzes. Die wohlabgemessene, bunt figurirte Rhythmik sowohl des „lassú“ als des „friss“ zeigen eine mehr steife als melodiöse Haltung. Die Structur des dreitheiligen „friss“ ist die nämliche, zumal sie nichts weiter ist als die Umgestaltung des „lassú“ durch Weglassung dieses oder jenes Tactgliedes. Die durchgehends figurirten Passagen desselben sind wohl in raschem Tempo gehalten, doch konnten seine Tanzschritte nur um Weniges lebhafter sein als die Bewegung beim „lassú“. Seine einzelnen Theile gehen nicht aus der Tonart der Unter- oder Ober-Dominante, der Unter- oder Ober-Terzintervalle, sondern moduliren ohneweiteres gleich nach den benachbarten Tonstufen,

z. B. aus B-dur in As-dur. Die aus vier Tacten gebildeten Theile oder, besser gesagt, musikalischen Zirkel sind zwölf an der Zahl, woraus gefolgert werden könnte, daß auch der Tanz selbst aus solchen abgezirkelten Figuren bestanden habe, die eben solchen zwölf musikalischen Perioden entsprachen. Wenn wir diese Musik hören, welche trotz ihrer bunten Figuration durch die steife, eckige Harmonisirung sozusagen eine gewisse Wildheit des Ausdruckes gewinnt, ist es uns, als sähen wir die würdevollen Gestalten der alten Paläste sich in ernsthaftem Tanze durcheinander bewegen, der nicht wohl aus Anderem bestehen konnte, als aus wohlabgemessenen, bis zu einer gewissen Entfernung oder in einem gewissen Kreise hin und her wandelnden Schritten, einer strammen, ritterlichen Haltung des Körpers und aus dem wiederholten Zusammenschlagen der Hacken oder Sporen bei den Schlußtacten der musikalischen Schlüsse. Auf die Kenntniß dieser Musik gestützt, können wir mit Sicherheit behaupten, daß das Volkslied, beziehungsweise der Volkstanz — vielleicht die Eigenthümlichkeiten der Schlußtacte abgerechnet — gar nichts mit ihr zu thun hatte und das Volk so wie später auch früher nicht nach ihr zu tanzen wußte. Diese Passamezzi sind aber die Vorgänger jener „palotás“ (Palasttänze), welche am Anfang dieses Jahrhunderts auch „verbunkos“ (Werbertänze) genannt und nur von den oberen und mittleren Ständen getanzt wurden, schließlich aber in ein virtuoses Beinturnen ausarteten.

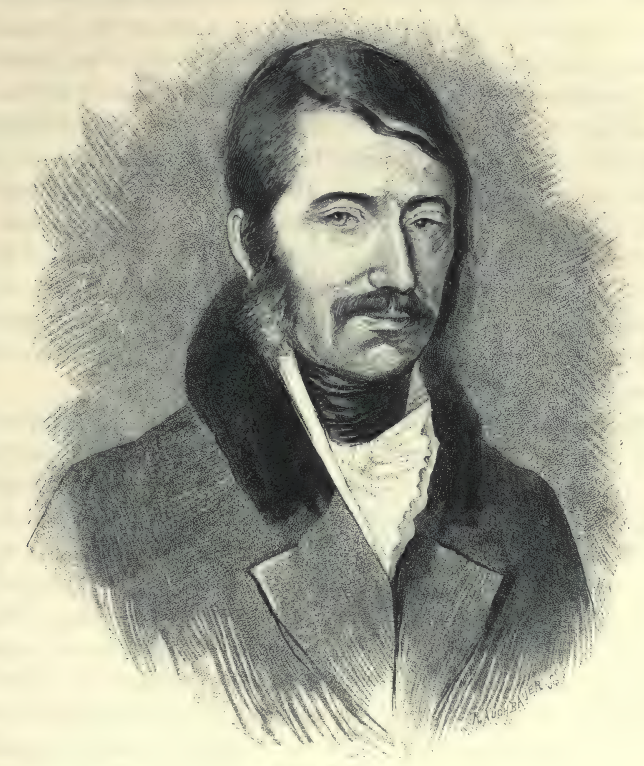
Schon im Laufe des XVIII. Jahrhunderts finden wir die Palastmusik viel geschmeidiger, melodiöser, ja nationaler. Außerdem hat sie sich auch formell stark verändert, insofern sie statt der gewohnten acht und noch mehr kleinen Abschnitte des italienischen passamezzo nur aus einem Andante (schweigendes Lied), einem Werbertanz (toborzó) und einem Allegro bestand, wobei zu bemerken, daß Andante und Werbertanz durch die freien phantasieartigen Läufe einer reich figurirten kurzen oder langen Cadenz verbunden wurden, welche man später auch „figura“ oder „cifra“ (Verzierung, Schnörkel) nannte. Im Laufe unseres Jahrhunderts stand zwar der Zigeuner schon fast allein auf dem Podium des Vortragenden, aber so wie die Bildung von Musikbanden hing auch das Componiren vom Einfluß zahlreicher, dem hohen und mittleren Adel angehöriger Musikliebhaber ab, welche entweder auf eigene Kosten begabte Primgeiger (primás) und Banden ausbilden ließen oder auch persönlich im musikalischen Vortrag und der Composition von Palastmusik sich hervorthaten. So schwangen sich gewisse Zigeunerfamilien, deren Mitglieder ihre Instrumente bis zum heutigen Tag auf einander vererben, in der Ausübung der Kunst zu größerer Meisterschaft auf. Die älteste Figur dieser Familien ist Michael Barna, um 1737 Hof-Primgeiger des Cardinals Grafen Emerich Csáky, der ihm aus eigenem Antrieb unter sein lebensgroßes Bildniß den hohen Titel „Ungarischer Orpheus“ schreiben ließ. So hat auch das Zigeunermädchen Panna Czinka, deren

Künstlerruf bis in unsere Zeit lebendig geblieben, ihre Ausbildung auf Veranlassung des Grundbesitzers im Gömörer Comitate Johann Lányi erhalten. Panna Czinka heiratete und beschenkte dann die Nation mit nicht weniger als dem Personal von zwei Musikbanden. Sie starb in hohem Alter (1772 im Gömörer Comitat) und ließ kraft letztwilliger Verfügung ihre Amati-Geige, die sie einst vom Cardinal Csáky zum Geschenk erhalten, an ihrer Seite begraben. Wir haben Anhaltspunkte dafür, daß jene Art des Ausbildens von Zigeunern, welche man in unseren Tagen an so mancher wilden Provinzbande vorzunehmen pflegt, schon im XVIII. Jahrhundert nichts Neues mehr war. Es hatte nämlich auch damals, so wie gegenwärtig, jeder ungarische Musikliebhaber seine eigenen Lieblingsweisen.

Bei öffentlichen Gastmählern und Unterhaltungen pflegte der Primgeiger diese Weise dem Betreffenden, an dessen Ohr herabgeneigt, vorzuspielen. Da begann dann die Lection, das heißt, der Zuhörer sang nun die richtige Melodie seinerseits dem Primgeiger so lange ins Ohr, bis dieselbe um eine Variation ärmer oder wohl auch um eine neue Wendung reicher geworden war. Daraus folgte schließlich nicht nur, daß der Zigeuner die Weise jedes Einzelnen kannte, sondern ohne Zweifel auch, daß die Palastmusik nationaler, melodiöser und klangvoller wurde, zumal das Volkslied sowohl auf die Fachkundigen als auch auf die dilettirenden Protectoren von großem Einfluß war.

Im Laufe eines so gearteten Musiklebens erreichte die Palastmusik in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ihre größte Entwicklung unter Mitwirkung geschulter Musikgestalten und echt magyarischer Componisten. An der Spitze einer jener Gesellschaften stand Graf Stefan Fáy, ein Musikfreund und Klaviervirtuose von gründlicher Bildung, auf dessen Ahnenschloß (in der Ortschaft Fáy des Abaujer Comitats) von Zeit zu Zeit zahlreiche Dilettanten zusammenzukommen pflegten. Man veranstaltete dort theils Orchester-, theils Streichquartettaufführungen bald von classischen Musikstücken (Haydn, Mozart), bald von neu entstandenen Werken der ungarischen Palastmusik. Die Chronik jener Zeit macht uns auch mit mehreren Mitgliedern dieser Gesellschaft bekannt, indem sie schreibt: „In dieser Musikgesellschaft gebührt der erste Platz mit Recht dem gräflichen Dirigenten (Stefan Fáy) selbst, der das Fortepiano, als leitendes Instrument, Dank einem über seine jungen Jahre und über alle Erwartungen weit hinausgehenden Talent, mit erstaunlicher Meisterschaft spielt. Johann Liszt, des hochlöblichen Szathmárer Comitates Chirurgus, verdient ob seines seltenen ausgezeichneten Talentes zum Musiciren der ungarische Orpheus dieser Gegend genannt zu werden. Er war ein trefflicher Geiger und zeichnete sich besonders durch die vollkommene Ausführung der nationalen Weisen aus. Von einer schätzbaren patriotischen Gesinnung gedrängt, verwandte er all sein Talent auf die Veredlung des ungarischen Liedes. Seine Wohlgeboren Herr Emerich Berczik de Jászó,

Táblabiró mehrerer hochlöblicher Comitate, der, auch in den Gesetzen des Generalbasses wohl bewandert, ein trefflicher Compositeur ist. Seine Wohlgeboren Herr Táblabiró Karl Tiszta de Selyeb, der von wegen seines mit angenehmer Stimme in italienischer Manier ausgeführten Gesanges, wie das zuweilen in den operalischen Stücken vonnöthen,



Johann Lavotta.

Erwähnung verdient. Seine Wohlgeboren Herr Ferdinand Leeb, wohnhaft zu Kaschau, ist erster Solo-Principal-Violonist, der bezüglich seines musikalischen Genies mit jedem im ganzen Lande berühmten Violinisten wetteifern mag und alle neuen Tonstücke prima fronte spielt" u. s. w.

Das also wäre das wohlgeborene Táblabiró-Orchester und sein erlauchter Dirigent, welche sich um die Ausbildung der nationalen Musik keine geringen Verdienste erworben haben. Gegen Ende der Fünfziger-Jahre behandelte Graf Fáy auch in Zeitungsaufsätzen

unsere älteren Künstler und gab außerdem einige hochinteressante Hefte (vierhändig für Klavier) mit Werken von Johann Lavotta, Anton Csermák und anderen älteren Componisten heraus.

Einen ähnlichen Zweck verfolgte die Verlagsgesellschaft von Veszprim, in deren Auftrage Ignaz Ruzicska die Werke seiner tüchtigeren Zeitgenossen für das Klavier einrichtete. Außer dem Grafen Fáy erwiesen sich auch die übrigen Fáy als vorzügliche Componisten und desgleichen befaßten sich mehrere begabte Mitglieder der Familie Orczy mit der Composition von Musikstücken, ja es versuchten sogar einzelne Dichter dann und wann einen „palotás“ zu componiren. So kennen wir deren zwei von Alexander Kisfaludy, einen aus dem Jahre 1822 und einen von 1823; Verseghy aber und Adam Horváth haben uns schon vorher viele schöne Weisen hinterlassen. Wir sind jedoch nicht in der Lage, die große Anzahl aller Jener Revue passiren zu lassen, welche entweder durch Spenden der eigenen Muse am Musikleben theilgenommen oder als Gönner die Ausübenden unterstützt haben; nur auf vier besonders hervorragende Erscheinungen müssen wir zum Schluß die Aufmerksamkeit der Leser lenken, vier Künstler, deren Werke einen wahren Wettstreit der Verleger erregt haben. Außer den schon oben erwähnten Lavotta und Csermák sind dies Bihari und Rózsavölgyi.

Johann Lavotta wurde am 5. Juli 1764 zu Puszta Födémes im Preßburger Comitat geboren und starb am 18. August 1826, nach Einigen zu Tálya, nach Anderen zu Mád. Er stammte aus kernmagyarischer Familie. Seine Schuljahre verbrachte er zu Preßburg und Tyrnau. Seine musikalische Begabung störte ihn schon damals in seinen sonstigen Arbeiten, was insbesondere seiner Stiefmutter Anlaß zu so heftigen Scenen gab, daß der feurige Jüngling sich einst geradenwegs als Gemeiner zum Infanterieregiment Prinz Ferdinand anwerben ließ und in dieser Eigenschaft zwei Wochen lang in Preßburg stand. Durch Vermittlung seines Vaters wieder von der Uniform befreit, wanderte er nach Wien und widmete sich einige Monate hindurch mit Aufwand aller Kräfte seiner Musikleidenschaft, welche sich auf Composition und Geigenspiel concentrirte. Er wurde damals ein gern gesehener und bewunderter Gast der Wiener Salons. Im Jahre 1786 ließ er sich an der Pester Universität als Hörer der Rechte einschreiben. Schon um diese Zeit hatte er das Glück, sich als Concertgeber auch die allerhöchste Zufriedenheit Kaiser Josefs zu erwerben. Bald darauf legte er den „Verbőczy“ beiseite und warf sich völlig auf die Kunst, zuvörderst (1792) als Kapellmeister der in Ofen, später in Pest spielenden Protasevicz'schen Schauspielgesellschaft, noch weit mehr aber zur Ungebundenheit eines freien Künstlerlebens hingezogen. So gewann er sich das weite Ungarland. Wohin er immer kam, wurde er mit offenen Armen aufgenommen als ein zweiter Tinódi, der auf seinem Instrumente Lust und Leid der Nation zu verdolmetschen wußte; aber nirgends

hielt er sich lange auf und so zog er im Lande umher, bis endlich sein Geigenbogen die alte Macht einzubüßen begann und er schließlich am Hegyalja-Gebirge auf seinen Grabstein stieß.

Über Anton Csermák wissen wir weit weniger. Man schreibt ihm böhmischen oder mährischen Ursprung zu und will ihn romantischer Weise als Kind der Liebe irgend eines



Johann Bihari.

Magnaten gelten lassen. Csermák begann im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sich mit ungarischer Musik zu beschäftigen, seine noch erhaltenen Werke bekunden ein starkes Talent und mehr künstlerische Gestaltungskraft, als bei seinen Zeitgenossen zu finden war. Er handhabte seine Geige ebenso meisterhaft wie Lavotta. Auch er war Kapellmeister zu Jászó, doch verdüsterte sich sein Gemüth, so daß er zeitweilig in stillem Irrsinn dahinlebte. Seine Frau verließ er und pilgerte wie Lavotta von Ort zu Ort, in klaren Augenblicken hinreißend durch sein Geigenspiel. Endlich starb er, gänzlich verkommen, zu Veszprim 1823.

Eine weitaus bessere Laufbahn wurde Johann Bihari zutheil, der nicht nur die Bewunderung des hohen und mittleren Adels genoß, sondern auch von den Fürstlichkeiten in Wien bei festlichen Anlässen gern gehört wurde. Seine Eltern waren Zigeunermusikanten, in Nagy-Abony (Preßburger Comitat) wurde er 1796 geboren. Fünfzehn Jahre alt, machten ihn seine Genossen schon zum „Primas". Nach Budapest kam er mit dem Cymbalschläger Franz Bakos, der später die Kunst aufgab und in seinem dreistöckigen Hause in der Grenadiergasse ein Gasthaus eröffnete. Um von dem gewaltigen Geigenspiel Biharis einen Begriff zu geben, braucht man nur an die Scene zu erinnern, wie er am 1. Juli 1815 bei dem großen Ballfest auf der Margaretheninsel zu Ehren der Großfürstin Katharina Pawlowna (Schwester der ersten Gemalin des Palatins Josef) mit so hinreißender Glut spielte, daß die Tanzenden vor Bewunderung zu tanzen vergaßen. Auf einer Kunstreise traf ihn zwischen Gyöngyös und Hatvan ein verhängnißvolles Mißgeschick: sein Wagen stürzte um und er brach sich mehrfach den linken Arm. Keine ärztliche Behandlung vermochte die Folgeübel davon ganz zu heben. Wenn er auch deßhalb nicht ganz und gar aus der Öffentlichkeit verschwand, ging es doch mit seiner Kunst abwärts und er gerieth in das tiefste Elend, woran freilich die verschwenderische Lebensweise des ehedem reichlich bezahlten Künstlers die Hauptschuld trug. Noch in den letzten Augenblicken seines Künstlerthums erlebte er die ergreifende Scene, daß mehrere Magnaten, vor denen er im „Zrinyi" spielte und die ihn in seiner Blütezeit gut gekannt hatten, ihm den lahmen linken Arm ganz mit großen Banknoten bedeckten. Der Künstler vergoß Freudenthränen und glaubte damals, seine alte Kraft würde ihm wiederkehren, aber es war nur das letzte Aufflackern der Flamme gewesen. Er starb am 26. April 1827. Johann Bihari war Naturalist, wie es die Zigeuner im Allgemeinen auch jetzt noch sind. Aus diesem Grunde waren es meist Andere, welche seine poetisch-schönen „palotás"-Weisen ausarbeiteten.

Die vierte hervorragende Gestalt ist Markus Rózsavölgyi. Das Andante der „palotás"-Musik bestand zu seiner Zeit schon aus zwei Theilen, nämlich nach dem Muster des Menuetts und deutschen Tanzes aus einem Theil und einem Trio. Der Stil Rózsavölgyis ist melodiös und in der Figurirung glänzend; in formaler Hinsicht fügte er zu den zwei Theilen noch vier hinzu, wodurch der „palotás"-Tanz eine Ähnlichkeit mit der französischen Quadrille gewann. So entstand die Musik des ersten „Kör"-Tanzes, zweifellos nach französischem Muster, wie mindestens der allererste „palotás" in Nachahmung der italienischen Passamezzi. Rózsavölgyi wurde in Balassa-Gyarmat 1787 geboren. Er war von jüdischem Ursprung, sein früherer Name Rosenthal. Es ist nicht überflüssig, zu vermerken, daß zu jener Zeit der Zigeuner nicht der Einzige war, der die ungarische Musik ausübte, sondern daß er sich mit dem Juden darein theilte,

so zwar, daß in mehreren Gegenden gemischte, ja auch reinjüdische Musikbanden thätig waren. Dafür sprechen Csokonais Verse:

„Sieh, die Toponárer Juden ein jetzt schwenken,
Mit Musik den Schritt zu ihren Plätzen lenken.“ („Dorothea“, I. Buch.)

und nochmals:

„Hellauf klingt's von Isaks dürrem Holze plötzlich,
Einfällt seiner Bande Kling und Klang ergötzlich.“ (Ebenda, II. Buch.)

und weiterhin:

„Prächtig schallt jetzt Isaks keckes Fidelstreichen,
Spielt des Palatinus Weise ohne gleichen.“

In jener Zeit hatten nämlich die Juden des Marktfleckens Toponár (Somogyer Comitat) eine berühmte Musikbande. Rózsavölgyi kam jedoch im Jahre 1806 nicht als Musiker nach Budapest, sondern als Handelsagent, um alsbald, ausschließlich seiner Musikleidenschaft zu leben. Seinen Namen magyarisirte er im Jahre 1824, als ihn der Veszprimer Musikverein zum besoldeten Mitgliede wählte. Seine tadellose Ausbildung ist durch zahlreiche Werke bezeugt, und daß er ein ausgezeichneter Violin-Virtuose war, haben auch die Wiener Blätter anerkannt, als er um 1835 zweimal im Hoftheater auftrat. Ein verhängnißvolles Ereigniß fiel mit seinem Tode zusammen: der Tod der „Palastmusik“. Rózsavölgyi starb 66 Jahre alt am 23. Jänner 1848. Die kriegerische Zeit, welche mit diesem Jahre begann, räumte auch mit der „Palastmusik“ auf, als Baron Béla Wenckheim den Csárdás in die Paläste einführte und dadurch dem ungarischen Tanze eine demokratische Färbung gab. Trotzdem bleibt der „palotás“ ein wesentlicher Bestandtheil der ungarischen Musik, zumal er auch für die Kunstmusik viel geeigneter erscheint als das unbändige Volksthümliche.

Es wäre für uns interessant, ja nothwendig, zu wissen, welchen Einfluß im Laufe des XVI. Jahrhunderts die deutsche, italienische und französische Musik auf unsere Palastmusik hatte. Sichere Kenntniß erlangen wir durch das Studium der Lautenschläger verschiedener Nationalität, welche sich dazumal mit der Tanzmusik der verschiedenen Völker befaßten. Außer der Laute, diesem Instrumente der Poeten und Virtuosen, dienten damals zum Vortrage der Palast- und Volksmusik dieselben Instrumente wie jetzt. Der Geige thut auch Tinódi Erwähnung. Eine Gattung derselben, die sogenannte polnische Geige, ist wahrscheinlich gerade die jetzige, denn sie wurde aus Polen herübergebracht, auf dem nämlichen Wege, welchen damals auch andere ausländische Waaren nahmen, um hereinzukommen. Form und Bau der älteren Geige sind pünktlich beschrieben in der zu Freiburg 1683 erschienenen politischen Spottschrift: „Ungarische Wahrheits-Geige“. * Die Pfeifer,

* Bartalus, „Neuere Beiträge.“ Akademische Hefte 1882.

lateinisch fistulatores genannt, die im kriegerischen, wie im bürgerlichen Leben eine Rolle spielten, sind ganz dieselben, welche man im Soldatenleben onomatopöisch „táragató“ (Feldtrompete) nannte. Die „táragató“-Pfeifen waren von kleinerem und größerem Kaliber, ganz wie das Clarinett unserer Tage, zu dem sich der „táragató“ vervollkommnet hat. Zu streiten wäre darüber, welche Rolle die Zither in der ungarischen Musik gehabt und wann sie ihren Platz dem Cymbal geräumt hat. Da die damaligen lateinischen Schriftsteller und die Verfasser der späteren Wörterbücher in der Benennung der Instrumente keineswegs verläßlich sind, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die im XVI. Jahrhundert erwähnte Zither den aus Italien stammenden Cymbal zu bedeuten hat. So bezieht sich in dem Tagebuch Ludwigs II. aus dem Jahre 1525 der Ausdruck „Citharam tangere“ eher auf das Cymbalschlagen als auf das Zitherspielen. Mit Bezug auf letzteres wäre zu merken, daß man im lateinischen Verkehr das Spielen von klingenden Instrumenten im Allgemeinen mit „canere“ auszudrücken pflegte, was auch die weiter oben erwähnte Grabschrift Bakforts bekundet.

Die Volkslieder im Allgemeinen, also auch die magyarischen, entstehen unter Mitwirkung der nämlichen Factoren, unterscheiden sich aber nationell von einander. Diese Factoren sind: Sprache, Klima, Temperament, politische und sociale Verhältnisse.

Die Sprache ist unter den erzeugenden Elementen das wichtigste, ja einfach unentbehrlich; sie ist es ja, welche der Melodie ihre Grenzen steckt; das Maß der Worte verleiht der rhythmische Fluß, die Verszeilen und Strophen machen das Ganze verständlich und genießbar. Hinsichtlich der Wichtigkeit der Sprache können wir im Allgemeinen hervorheben, daß alle Volksmusik insoweit primitiv oder wohlausgebildet ist, als es die Qualität des Bodens, beziehungsweise der Sprache gestattet. In unserer Sprache ist jene Eigenthümlichkeit zu suchen, welche den magyarischen Choriambus (— ◡ ◡ —), das wesentliche metrische Element unserer Volkslieder, auffallend von dem der Völker arischen Ursprunges unterscheidet. Nicht unwahrscheinlich, daß diese Eigenthümlichkeit einerseits durch den auf die Thesis fallenden gewöhnlichen Accent, anderseits durch eine eigenartige Dehnung des letzten Wortes im Satze bedingt ist, wie wir sie bei den Palóczen, besonders aber bei den Széklern wahrnehmen, dagegen fällt der Accent bei den arischen Gruppen, besonders auch im Deutschen, gewöhnlich auf die zweite Silbe und die Wörter auf „en“ haben einen so kurzen nasalen Klang, daß sie sich nicht einmal zwangsweise zu einem magyarischen Choriambus gestalten würden. Daher rührt eine zweite Eigenheit des magyarischen Versbaues; die choriambische Aussprache erfordert nämlich die Auflösung der Verszeilen in kurze Sätze (aus denen sich einzelne musikalische Tacte bilden), wobei die Endsilben des einen Satzes nicht in den anderen hinüberreichen dürfen, da dies der Eigenart des Choriambus zuwiderlaufen und, indem die Endsilbe auf den betonten Theil des folgenden

Textes fiele, unser rhythmisches Gefühl unangenehm berühren würde. Der magyarische Versbau hat seinen Ursprung im Volksthümlichen. Schon im XVI. Jahrhundert haben Tinódi und seine Zeitgenossen ihn gepflegt, obgleich sie metrisch fehlerhafte Werke schrieben, während sie die Angabe des Satzbaues pünktlich befolgten. Auch die besseren Volkslieder unserer Zeit entsprechen diesen Anforderungen und Fehler finden sich höchstens bei unerfahrenen Poeten oder in solchen Texten, welche irgend einer beliebten Melodie hinterher angepaßt wurden. Aus den magyarischen Choriamben folgt von selbst die paarige Tactart der magyarischen Volkslieder. Ausnahmsweise finden sich zwar auch unpaarige als fremde Beimischung, aber nur in gewissen rhythmischen Verhältnissen unter die paarigen eingetheilt, selbständige unpaarige aber niemals. Alle diese Eigenheiten haben ihren Ursprung in der Sprache, und welchen Einfluß diese auch auf das metrische, rhythmische, ja melodische Schaffen hat, das beweisen die verwandten Sprachen, welche mehr oder weniger verwandte Melodien hervorbringen.

Den Einfluß des Temperaments, die geographischen Unterschiede des politischen Lebens, der religiösen und socialen Verhältnisse nachzuweisen, ist zwar leicht, fast unmöglich aber ist es, den Entstehungsort der neueren Lieder zu bestimmen, da auch die Volkslieder mit Dampfkraft in alle Winkel des Landes eingeführt werden. Was das Alföld singt, dasselbe hören wir jetzt auch in den Karpathen, in den Székler Alpen, an den Ufern vom Plattensee und Neusiedlersee, in allen Richtungen der Windrose, höchstens mit einigen Varianten, was der betreffenden Melodie bald zum Nutzen, bald zum Schaden gereicht.

Nach einer festgewurzelten Meinung ist die Stimmung unserer Musik und unserer Volkslieder im Allgemeinen die des elegischen Leids, des tiefen Schmerzes, und wählt daher naturgemäß eine Moll-Tonart mit erweiterten Secundestufen. Nicht nur Fremden ist diese Eigenthümlichkeit unserer Musik aufgefallen, sondern sie ist auch in einigen magyarischen Sprichwörtern erwähnt: „Weinend erlustigt sich der Magyare"; — „Traurig ist das Lied des Magyaren wohl schon seit dreihundert Jahren." Was nun das anbetrifft, kann es wohl schon seit einer viel längeren Frist traurig gewesen sein, doch würde man sehr irren, wenn man alles dies im wörtlichen Sinne nehmen wollte. Denn unserer Nation fehlt es durchaus nicht an heiteren Stimmungen. Ja sie ist sogar in demselben Maße tobend in ihrer Freude als niedergeschlagen in ihrem Schmerze; an Gründen dafür läßt es unsere Geschichte nicht fehlen.

Aus dem oben erwähnten Grunde kann man nun zwar keine geographische Übersicht unserer neueren Volkslieder aufstellen und die fruchtbareren Gegenden bezeichnen, sowie den Einfluß ihrer kirchlichen und socialen Verhältnisse abwägen; über die älteren jedoch läßt sich, theils auf die Natur des Stoffes gestützt, theils mit Hilfe der Geschichte, in dieser und jener Hinsicht eine sichere Meinung gewinnen.

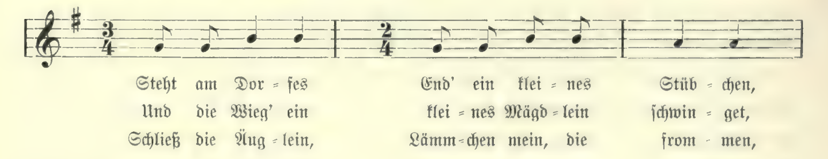
Betrachten wir zuerst den Einfluß der fremden Elemente. Wir dürfen wohl behaupten, daß das magyarische Volk, als es nach Pannonien kam, ebenso liederfroh war wie heute. Wir haben historische Daten, nach denen — um von Anderem zu schweigen — sogar die Gesetze gesungen wurden.

Die Volkslieder und die aus denselben hervorgegangene Volks- oder Tanzmusik übten ihre Wirkung auch auf die fremdsprachigen Nachbarvölker.

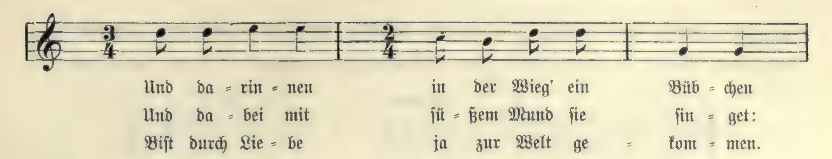
Als die Ungarn 1151 in Gemeinschaft mit den Böhmen und Polen als Verbündete des großen Fürsten Jaroslaw kämpften und mit allem Siegespomp in Kiew einzogen, wo die Einwohner sie mit Festmahlen ehrten, schätzte sich jedes Haus glücklich, in welchem ungarische Musik erklang. *

Welche Blüte unser Volkslied seit jener Zeit erlebt hat, dafür finden wir vierhundert Jahre später (1544) einen verläßlichen Beleg im Epilog der Neu-Szigeter Ausgabe von Sylvesters (des späteren Wiener Universitätsprofessors) Bibel: „In solchen Gesängen, insonderheit in den Blumengesängen, darin jeglich Volk des ungarischen Volkes scharfen Sinn im Erfinden bewundern konnte, was nichts anders ist denn ungarische Poesie. Da ich bei solch herrlicher Sache solch gemeines Beispiel brauche und gleichsam im Miste Gold suche, ist es mir nicht darum zu thun, die Eitelkeit zu loben, ich lobe nicht das, wovon solche Gesänge handeln, sondern ich lobe den edlen Gebrauch der Rede." Als dieser Epilog in Neu-Sziget gedruckt wurde, da hatte sich ohne Zweifel unter den Völkern Ungarns schon endgiltig jene musikalische und sprachliche Vermischung vollzogen, welche wir an zahllosen Wörtern und am musikalischen Rhythmus der magyarischen Sprache beobachten können.

Demgemäß reihten sich an die Choriamben unsere Volkslieder, wie wir oben gesehen, die unpaarigen Tactarten und außer diesen solche paarige, deren Maße, vom Choriambus abweichend, einander gleich sind. Die unpaarigen hat, wie der Rhythmus ♫ ♩ ♩ selbst beweist, unser Volk von den Polen entlehnt, unter die paarigen gemischt und in solcher Weise bis auf den heutigen Tag bewahrt. Solche Lieder wirken nicht nur nicht störend, sondern bewirken vielmehr eine sehr interessante Abwechslung. Wir führen als Beispiel nur eines von den Széklerischen an:



* Geschichte von Halitsch und Wend. S. 481. Engel.



Polnischen Ursprunges sind auch die zusammengezogenen (synkopirten) Rhythmen, wogegen die paarigen und gleichgemessenen mit den slavischen und romanischen Rhythmen identisch sind. Auf welche Art aber der Slave, der Romane und der Magyare diese Rhythmen mit der Melodik vereinigt, das ist in den Liedern aller drei Nationen sofort zu erkennen.

Der Grund des Unterschiedes ist, da alle drei denselben Rhythmus verwenden, nicht in diesem selbst, vielmehr im nationalen Temperament, in der politischen Stellung und im gesellschaftlichen Leben der Betreffenden zu suchen. Im slavischen Volkslied äußert sich ein sanfter Humor, ein sanftes Leid, beides sehr gemäßigt. Im Romanischen finden wir mehr trübsinnige Eintönigkeit, mehr Klagemäßiges; durch seine erweiterten Secundestufen, welche es, wenn auch selten, ebenfalls anwendet, gewinnt es eine gewisse Wildheit und begnügt sich mit dem dudelsackmäßigen ewigen Gebrumm der Tonica und der Dominante. Das Magyarische ist von alledem das völlige Gegentheil. In Freud und Leid bleibt es selten auf der Mittelstraße, seine Leidenschaft ist fast unbezähmbar und es sucht daher selbst über den Tonzirkel der Octave hinüberzuschweifen, indem es sich auch mit Unter- und Ober-Dominante und jeder parallelen, ja selbst in anderer Musik ungewöhnlichen Harmonie paart.

Die obige rhythmische Mischung der magyarischen Volkslieder war für das magyarische Volk weit vortheilhafter, als wenn es ausschließlich über seine Choriamben zu verfügen hätte. Das Tauschverhältniß zwischen den Völkern Ungarns darf man, trotz künstlich gehegter Nationalitätsfragen und Bitterkeiten, ein fortgesetztes nennen. Es entstehen magyarische Volkslieder mit slavischem und romanischem Elemente vermischt, und hinwiederum hört man bei Leuten romanischer, besonders aber slavischer Zunge die magyarischen Choriamben.

Werfen wir nun einen Blick auf den Einfluß der Kirche. Da in älteren Zeiten die Kirche die einzige Lehrerin des Volkes war und nur im kirchlichen Geiste lehrte, ist es natürlich, daß die so erlernten Kirchenlieder auch auf die Entwicklung des Volksliedes maßgebend einwirkten, und zwar sowohl die römisch-katholische als auch die protestantische Kirche, jede in einer eigenen Richtung. Es bildeten sich dadurch zwei eigenthümliche Arten von Melodik aus. Das Volk der römisch-katholischen Kirche bediente sich verzierterer Melodien, worauf auch die kirchliche Instrumentalmusik von Einfluß sein mochte, wofür

aber nicht minder in den Schlüssen mancher Lieder von Kájoni und dem Fürsten Paul Eszterházy Muster zu finden sind. Zum Beispiel:

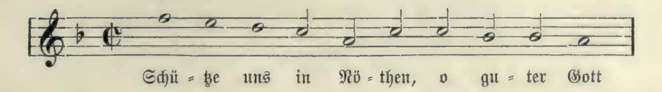


Die Protestanten ahmten die poetisch schönen Melodien Goudiméle's nach und haben letztere bis auf unsere Zeit ihre puritanische Einfachheit bewahrt; so waren sie aber auch zur Zeit des Stefan Katona von Gelej, der die Orgel, wie überhaupt die kirchliche Instrumentalmusik verpönte.

Die Einwirkung der katholischen und protestantischen Kirche ist so deutlich zu erkennen, daß man, was die alten Melodien betrifft, mit großer Wahrscheinlichkeit ihren kirchlichen Ursprung erweisen kann. So stammt das Lied „Hei, Rákóczy, Bercsényi!“ von den Anhängern Calvins, dagegen zeigen das Historienlied über Stefan Kádár, für dessen Entstehung das Jahr 1660 anzusetzen ist, und auch wieder Rákóczys Gebet, welches das Széklervolk aus Anlaß des endgiltigen Abschieds des Fürsten sang, trotz ihrer rein volksthümlichen Stimmung das Gepräge der römisch-katholischen Kirche. Die beiden Kirchen haben indeß einen gemeinsamen Charakterzug in den kirchlichen Tonarten. Diese Tonarten sind den Volksliedern beider Confessionen gemeinsam in ihren Schlußcadenzen, welche die Musiker unserer Zeit unrichtig zu bringen pflegen. Von Zeit zu Zeit haben diese Einwirkungen ganz aufgehört, und das Verdienst, den ersten Schritt dazu gethan zu haben, gebührt den Cantoren der beiden Confessionen, welche in ihren zu festlichen Anlässen, besonders für Begräbniß-Ceremonien verfaßten Gesängen instinctiv mehr im Sinne des Volkes als der Kirche schafften. Dies begann sich hauptsächlich im Rhythmus zu äußern. So hat beispielsweise, nach verläßlicher Quelle, das Volk von Zala-Egerszeg den Mariä-Himmelfahrtsgesang, welcher mit den Worten: „Der heiligen Himmelsstadt“ beginnt, schon vor 80 Jahren folgendermaßen gesungen:



Anderseits blieben auch die Reformirten nicht zurück. Aus folgender Melodie, welche Goudiméle auf den XVI. Psalm geschrieben,



hat man ein Volkslied gemacht, welches sich dann unter dem Geigenbogen der Zigeuner in folgenden Csárdás verwandelte:



Unsere Volkslieder sind formal nicht von einander verschieden; sie haben Abschnitte aus zwei sehr kurzen melodischen Zirkeln, welche nach der Theorie des musikalischen Zirkels auch als Eins gelten können. Unter diesen — um nicht jeden gewohnteren Gang der Melodien zu erwähnen — sind diejenigen eigenthümlich, deren erster Halbzirkel im zweiten — wie ein Fugenthema — im Tonzirkel der oberen Quinte sich wiederholt.

Ihrem Charakter nach gehören die Volkslieder jedoch verschiedenen Gattungen an; es gibt z. B. historische, patriotische und Soldatenlieder, Liebes-, Scherz-, Spott-, Trink- und Betyárenlieder.

In der Sammlung von Johann Erdélyi (1846 bis 1848) zeigt sich folgendes Verhältniß: Liebeslieder gibt es darin 712, geschichtliche 28, patriotische und Soldatenlieder 63, Trinklieder 93, Spott- und Scherzlieder 94, „Betyáren"-Lieder 50. Sonach gehört wohl der Löwenantheil den Liebesliedern, in Bezug auf ihren inneren Werth jedoch ist kaum eine Kategorie der anderen vorzuziehen. Die Soldatenlieder vertheilen sich gleichmäßig auf Feldherren, Officiere, Gemeine. Der Tod eines alten Majors wird mit soldatischem Humor besungen:

Nah ist dir des Todes Röcheln,
Wisch' den Staub drum von den Knöcheln,
Schon erwartet dich das Grab,
Drum heißt's jetzt: Allons, Marsch ab!

Ein anderes Mal wird der beliebte Hauptmann befragt:

Wann maschiren wir, mein lieber Kapitän?
Morgen, morgen, übermorgen,
Donnerstag, seid ohne Sorgen,
Meine lieben Krieger!

Der ehemalige gemeine Soldat, der so viel von „Wälschland" zu fabeln wußte, wird durch folgende Zeilen treffend charakterisirt:

Alle Wetter dieser Krieger,
Unfehlbarer Herzbesieger,
Muß von Land zu Lande irren,
Sein Gesicht doch Rosen zieren.

Es ist nur natürlich, daß in der Heimat des guten Weines auch die Weinlieder ausgezeichnet gedeihen. Die folgenden Zeilen, welche man in charakteristischer Melodie in den höchsten Tonregionen wild gesungen denken muß, geben ein gelungenes Bild volksthümlicher Raserei:

Hab' ich erst erwischt den Teufel,
In den Sack ich stopf' ihn,
Und je mehr er springt, je mehr auch
Beutle ich beim Schopf ihn.

Die Spottlieder sind voll naiven Übermuths und prickelnden Humors. Die folgenden vier Zeilen besingen eine Ortschaft in paarigen und unpaarigen Tacten, welche die treuesten Interpreten der Stimmung sind:

Bakscher Hanf wächst g'nug zum Spinnen,
Baksche Männer sind von Sinnen,
Während sie beim Fenster schauen,
Küssen Andre ihre Frauen. — Und wahr ist's!

Eine große Rolle spielen in jeglicher Art von Volksliedern die Ortsnamen, Gebirge, Flüsse, Dörfer, Städte, Blumen, Früchte, mit einem Worte alle Gegenstände des Volkslebens; ein gemeinsamer Zug ist ferner die bilderreiche Sprache, welche nur auf den ersten flüchtigen Blick als Nothbehelf für den Reim erscheint. Man nehme z. B. den „Hanf von Baksch" in dem vorhergehenden Gedichte! Und doch ist in Wahrheit selbst zwischen diesen lockeren Theilen irgend ein ideeller Zusammenhang, eine Congruenz. So ist das eben angeführte Beispiel dahin zu deuten, daß die Männer in Baksch noch nichtswürdiger sind als ihr Hanf. Viel schwerer ist es folgende Bilder zu verstehen:

Fortgegangen ist der Sóvárer Apfel,
Nachgegangen ihm der weinsaure Apfel,
Und es fragt ihn der rothe süße Apfel,
Wohin ist wohl 'gangen der Sóvárer Apfel?

Aus der Fortsetzung dieses beißenden Spottverses erhellt, daß unter dem Sóvárer Apfel der treulose Liebhaber, unter dem weinsauren Apfel ein Bote zu verstehen ist, den der rothe Süßapfel, das heißt das alte Mädchen (volksthümlich das große Mädchen) auf die Suche nach dem Treulosen schickte.

Übrigens spielt der Apfel, namentlich in den Liebesliedern, keine kleine Rolle. Als Beispiel diene ein kurzes Gespräch zur Zeit, da nach dem schamhaften Augenniederschlagen bei der Geliebten ein klein wenig Koketterie wieder zur Geltung gelangt:

Schwälbchen sucht zum Nisten einen Platz,
Was hast in der Schürze, du mein Schatz? —
Habe Äpfel, kleine, rothe, rothe, rothe drein,
Koste nur, sie schmecken rein, wie Wein.

Jede dieser Gattungen ist auf einen Namen zurückzuführen, von dem sie ihren Ursprung hat, und es wäre nicht uninteressant, den Stammbaum der verwandten Melodien



„Schwälbchen sucht zum Nisten einen Platz."

aufzustellen. Dabei würde sich mancher Mißbrauch in der Verbindung von Texten verschiedenen Inhalts mit fremden Melodien finden, welches Verfahren jedoch schon seit König David auch bei den Kunstdichtern gebräuchlich geworden ist, wenn es auch nur selten glücklich ausfällt; denn wenngleich die Stimmung des Textes zu der aufgenommenen fremden Melodie paßt, kann dieselbe trotzdem der Declamation vollkommen zuwiderlaufen.

Jede allgemein beliebte Melodie lebt mindestens ein Jahrhundert lang; ja, die volksthümlichen Balladen, oder diejenigen, die sich auf große nationale Ereignisse beziehen, leben ewig und erzeugen unzählige neue. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. „Komm mit mir Du, komm, mein Held, Du in die Schlacht . . .“ Dieses alte Lied und wahrscheinlich auch dessen Melodie hat Gyöngyösi im XVII. Jahrhundert verfaßt. Im vorigen Jahrhundert verschmolz es, unter einigem Variiren der Melodie, mit einem Historienlied, welches folgendermaßen beginnt: „Ofen, o, Hunnia liegt vor dem Türken da“ und, nachdem es die guten und schlimmen Tage Ofens besungen, mit der schließlichen Vertreibung der Türken endigt. Auch dieser Text stammt nicht aus dem Volke, war aber im Volke verbreitet und Schreiber dieser Zeilen hat Bruchstücke davon 1872 zu Mezö-Kövesd noch vom Volke singen hören. Die stetige Entwicklung der Literatur hat zwar dieses Lied, sammt Gyöngyösi, in den Hintergrund gedrängt, seine Melodie jedoch hat bei den Széklern mit einem anderen Texte einen neuen Bund geschlossen und daraus ist das Selbstgespräch eines Heiratslustigen geworden, welches mit den Worten beginnt: „Möchte wohl heiraten, weiß nicht, was ich thun soll“. Schließlich ist daraus unter wesentlicher Änderung von Melodie und Rhythmus das Lied geworden: „Drück' den Hut ich in die Augen“, in welcher Eigenschaft es in Szigligetis „Deserteur“ (szökött katona) auch auf die Bühne gelangt ist. Desgleichen hat das obenerwähnte Historienlied über Stefan Kádár zu Anfang dieses Jahrhunderts noch gelebt, der den Tod des Helden behandelnde Text war jedoch mit einem Gedicht von ganz anderem Inhalt vertauscht worden. Der ursprüngliche Text gerieth also außer Verkehr und erhielt sich nur noch unter den landstreicherischen Bettlern, die auf den Jahrmärkten der Dreißiger-Jahre mit weinerlicher Stimme folgende, auf die Schlacht von Pápolcz bezügliche Anfangszeilen desselben herunterzuplärren pflegten:

„Kádár hob die Augen auf zu Himmels Höhen,
Rief: Mein Herr, mein Jesus, komm, mir beizustehen!“

Die Székler singen, wenn auch nicht allgemein, doch in manchen Ortschaften noch heute ihre altväterisch schmackhaften, in kirchlicher Tonart gehaltenen Balladen, welche aus viel älteren Zeiten als die eben genannte erhalten geblieben sind. Nach der

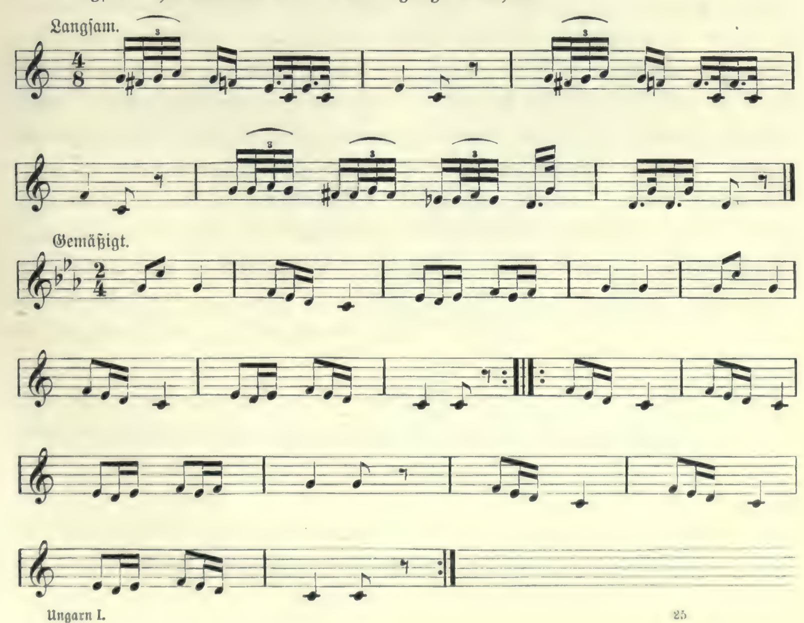
Überlieferung ist, als die Braut Franz Rákóczys II. in Sáros-Patak anlangte, folgendes Lied entstanden, welches noch heutigentags zu den schönsten zählt:

„Schwälblein, flieg' an ihre Scheiben,
Pick' um Einlaß, dort zu bleiben,
Meld': ich kauf' 'nen Silberrahmen,
Schreib' mit Gold drein ihren Namen.

Mal' ihr Bild auf's Demantplättchen,
Berg' es im Rubinenlädchen,
Und ihr Namenstag soll werden
Heil'ger Festtag hier auf Erden."

Nachdem die Rákóczy'sche Bewegung zu Boden geschlagen worden, entstanden jene leidvollen Lieder, aus deren Summe sich zu Anfang unseres Jahrhunderts der mit dem Namen Rákóczy verknüpfte nationale Marsch entwickelt hat, der wohl nur mit dem letzten magyarischen Laut zugleich für immer verhallen wird. Eine Variation jener traurigen Lieder, in Siebenbürgen entstanden, wie schon ihre Verwandtschaft mit dem romanischen Element beweist, ist eben jetzt im Aussterben begriffen. Ein als Kunstkenner und Kunstgönner hervorragender Magnat, Graf Franz Bethlen, war der letzte, der dieses Lied in den Vierziger-Jahren durch sein künstlerisch geschultes Zigeuner-Orchester spielen zu lassen pflegte.

Da sich dermalen Niemand mehr an diese interessante Variation erinnert, wollen wir wenigstens ihre Melodie vor dem Untergange bewahren:



Daß nicht nur das Volk, sondern auch die Mittelclasse der Bevölkerung pietätvoll an ihren alten Liedern hängt, und daß diese Volksmelodien die Betreffenden stets zu begeistern vermögen, das haben die Primgeiger der Zigeuner bald weggehabt. Daher wußten sie, um das Nationalgefühl auszubeuten, am Anfang dieses Jahrhunderts den beim Weinglase dahinbrütenden Patrioten nicht nur mit den erwähnten Liedern, sondern auch mit dem Liede König Bélas des Blinden aufzuwarten. — Doch genug nunmehr über das zähe Leben der historischen Lieder. —

Die Volkslied-Dichter lassen sich in zwei große Gruppen theilen: die eine ist die des niederen Adels, die andere die des Volkes.

Da Ungarn ein Poetenland ist, finden sich in der Mittelclasse ebenso viele Componisten von Melodien als Verfasser von Gedichten.

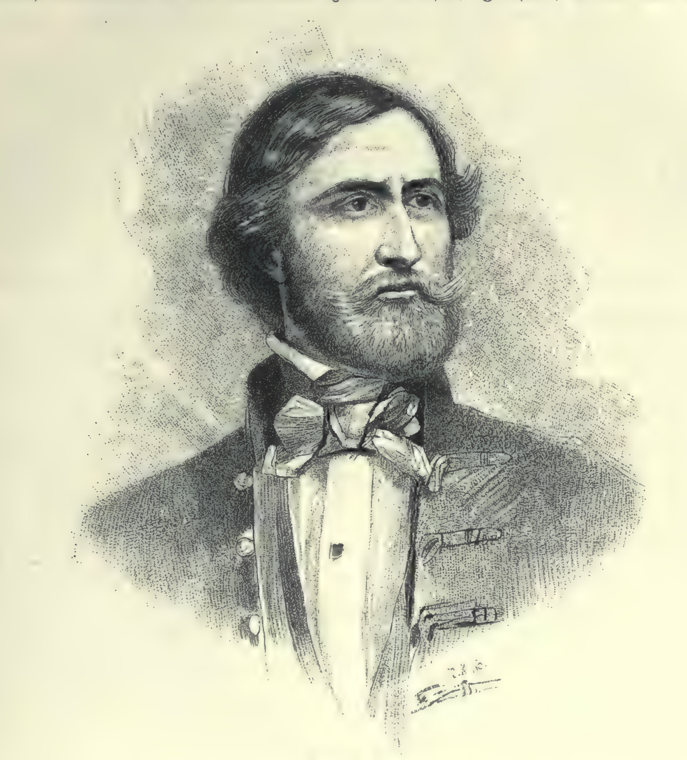
Die Lieder der Mittelclasse unterscheiden sich von den rein volksthümlichen theils durch den Inhalt ihres Textes, theils durch den Tonumfang und Schliff ihrer Melodien. Dies ist eine natürliche Folge des höheren gesellschaftlichen Standes, der weiteren Bildung und des musikalischen Lebens.

Aus dieser Gruppe der Mittelclasse ist im Laufe der Vierziger-Jahre Benjamin Egressi hervorgegangen, der würdige jüngere Bruder des großen dramatischen Darstellers Gabriel. Benjamin Egressi wurde 1813 zu Sajó-Kazincz (Borsoder Comitat) geboren. Er besuchte die Schulen in Miskolcz und Sáros-Patak. 1837 wurde er Mitglied des Nationaltheaters und starb in Budapest am 19. Juli 1851. Eine ungewöhnliche poetische Begabung ging bei ihm Hand in Hand mit gründlicher musikalischer Bildung. Gleich Anfangs sicherte er sich durch seine preisgekrönte Nationalmelodie zu Vörösmartys „Szózat" (Weckruf) selbst für den Fall, daß er weiter nichts componirt hätte, ein ehrenhaftes Gedächtniß, das sich auch jetzt noch bei jedem nationalen festlichen Anlaß erneuert. Aber Egressi hat auch viel geschrieben. Er ließ ein Lied auf das andere folgen, sämmtliche von urwüchsiger Schönheit; sie waren drei Jahrzehnte hindurch in allen Concertsälen von Budapest und der Provinz auf der Tagesordnung. Eigentliche Kunstlieder sind es nicht, wohl aber künstlerische Volkslieder, und sie bedeuten eine Zeit des Überganges zur Kunstdichtung.

Das Volk wirft sich niemals aus epidemischem Poetenkitzel aufs Liedermachen. Wer also instinctmäßig Lied und Weise improvisirt, aus dessen Werkstatt kommt die echte, unmittelbare Naturdichtung in Umlauf. Ein Arany und Petöfi pflegt seine Originalentwürfe selbst durchzufeilen; der Sohn des Volkes aber würde, selbst wenn er schreiben könnte, kein Concept aufsetzen, sondern seine Improvisation würde, von Mund zu Munde gehend, im Rollen über alle Zungen sich so lange schleifen und bessern, bis sie das Nonplusultra erreicht hätte.

Jede Gemeinde hat ihre Märchenerzähler, welche zugleich Verse machen und singen. Leider sind, wie in den höheren Kreisen, so auch beim Volke, gerade sie die ärmsten, sie sind sozusagen die Armen der göttlichen Gabe.

Zu Anfang der Siebziger-Jahre sammelte der Schreiber dieser Zeilen zwei Sommer hindurch Volkslieder in den Comitaten Heves, Borsod, Zemplén, Gömör und bei den



Benjamin Egressi.

Széklern. An so manchen Orten hat es ihn überrascht, daß die einfachen Töchter des Volkes die Lieder in eine Art Album zusammenschreiben, und anderwärts wieder, daß sie beim Dictiren eines Liedes, wenn ihnen irgend eine Strophe nicht einfiel, sofort eine andere improvisirten.

Die Zahl der Volkslieder läßt sich statistisch nicht genau nachweisen. Schreiber dieses hat als Resultat seiner obenerwähnten Sammlungen 800 solche Melodien aufzuweisen, welche noch nicht im Druck veröffentlicht waren. Aber fast ebenso viele hat er

gehört, die theils schon publicirt, theils unreifes Gewächs waren und daher des Aufschreibens nicht werth schienen. Da aber diese Sammelarbeit sich nur auf obgedachte Punkte beschränkte, ist anzunehmen, daß jene Zahl für ganz Ungarn, die älteren Publicationen hinzugerechnet, mindestens dreifach zu nehmen sein wird.

Von den erwähnten Liedern sind bis auf unsere Tage mehrfache größere oder kleinere Sammlungen für Singstimme mit Klavierbegleitung erschienen. Auch auf diesem Gebiete gebührt der Kisfaludy-Gesellschaft die Initiative, indem sie mit der Aufarbeitung des für die Erdélyi'sche Sammlung bestimmten musikalischen Materials, beziehentlich des Melodienschatzes, Johann Fogarasi und aus der Reihe der ungarischen Musiker Johann Travnyik betraute. Neben diesen beiden figurirt als Herausgeber Johann Erdélyi, doch mußte leider das Unternehmen schon nach der Ausgabe von zwei Heften, welche zwölf Lieder enthielten, unterbrochen werden. Nach der Kisfaludy-Gesellschaft trat Gustav Emich als Privatunternehmer auf und gab ein umfangreiches, 100 Lieder umfassendes Buch heraus, welche Lieder damals schon durch den beliebten Volkssänger Füredi auf der Bühne heimisch geworden waren.

Anfangs der Fünfziger-Jahre (1852) begann Gabriel Mátrays allgemeine Liedersammlung zu erscheinen, deren Hauptzweck neben der Veröffentlichung der Melodien mit Klavierbegleitung die deutsche Übersetzung der Verse war. Dies Unternehmen hörte mit dem dritten Hefte (in welchem keine deutsche Übersetzung mehr vorhanden war) auf, nachdem im Ganzen 93 Melodien mitgetheilt worden waren.

Später, Anfangs der Sechziger-Jahre, ließ Bartalus bei der Firma Rózsavölgyi 101 Volkslieder in einem Bande erscheinen. Den Inhalt bildeten theils neue Lieder, theils eine Umarbeitung der Füredi'schen.

Zu erwähnen sind noch zwei Hefte von Ignaz Bognár, je 50 Lieder enthaltend und eine Fortsetzung der Füredischen Sammlung bildend. Im Laufe der Siebziger- und Achtziger-Jahre (1873 bis 1881) gab Bartalus im Auftrage und mit Unterstützung der Kisfaludy-Gesellschaft drei Bände heraus mit 300 Melodien und einer großen Anzahl danach zu singender Verse. Die Melodien dieser Sammlung waren bis dahin noch nicht gedruckt. Zum Schluß sind die Bände der Raaber Sammlung zu erwähnen, welche noch gegenwärtig fortgesetzt werden und alle bisherigen an Zahl der mitgetheilten Melodien bereits überholt hat.

Wir haben schon oben gesehen, daß sich das Volkslied als Tanzmusik während der Vierziger-Jahre auch in den Palästen heimisch gemacht hat. Diese Verpflanzung war bedingungslos. Das Volk nämlich hat seine Tanzmusik nach der Csárda (ländliche Schenke), zwischen deren Lehmwänden es sich in seiner guten Laune zu unterhalten pflegt, „Csárdás“ benannt, und dieses Wort haben auch die Bewohner der Paläste beibehalten.



Die ungarische Volkstracht.

Jahrhunderte lang hat es einen einzigen Weg gegeben, auf dem das ungarische Volk mit Westeuropa in Berührung treten konnte, aber dieser Weg — der der Kriegszüge und nicht der Weg des friedsamen Handelsverkehrs — war nicht geeignet, es mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie bekannt oder gar sie ihm werth zu machen. Auf den eigenen Verstand und Geschmack, auf die eigene Kraft angewiesen, bezog es den Stoff zu den charakteristischesten Stücken seiner Kleidung von den Spinnrocken und Webstühlen seiner Frauen; die Form des Kleides, welche durch die weiten Falten unterhalb der Taille auf orientalische Überlieferung schließen läßt, wurde durch weibliche Kunstfertigkeit nach persönlichem Geschmack oder localer Gewohnheit vorgezeichnet. Die Leinwand war so ungefähr gut für Alles. Es wurden allerdings starke Ansprüche an sie gestellt. Die Extreme unseres Klimas sind ja bekannt. Der heiße Sommer und mit ihm die Hauptbeschäftigung unseres Volkes, der Ackerbau, aber auch, besonders in älterer Zeit, das Hirtenleben und

das von Beidem unzertrennliche Reiten erforderten luftig-kühles, weißes, weitfaltiges, leichtes Gewand. Das war so recht, was die Leinwand bieten konnte. Anderseits verlangte der Schauplatz seiner Beschäftigung: Wald, Feld, Strom, daß die freie Bewegung der Beine durch kein Gewand behindert, das Kleid also nach unten möglichst kurz sei. Diese Kürze hat dann aber auch noch eine andere Bedeutung. Das Bein ist das repräsentative Ende des ganzen Körpers; gesunde Beine verrathen einen gesunden Körper, darum hält man es nicht für nöthig, sie zu verdecken. Daraus erklärt sich, daß die ungarische Volkstracht der Farbe nach zum Weißen neigt, dem Schnitt nach das Reichfaltige liebt, welches die Gestalt verhüllt und doch auch hebt, in der Ausschmückung aber der Kunst der Hausindustrie den Vorzug gibt (Stickerei, Stepperei, Fadenziehen, Spitzenarbeit, Flach- und Hohlsäume, Gefältel, Fransen- und Krausenwerk u. s. w.).

Weiß, reichfaltig und kurz, mit diesen drei Worten ist die ungarische Volks- oder Bauerntracht zu kennzeichnen. Das Wort „Bauer" erscheint dem Magyaren als nichts Erniedrigendes, wenn er selbst es auf sich anwendet, ja er nennt sich und seine Tracht sogar mit einem gewissen Selbstgefühl „bäuerisch". Nur auf die Sitten angewendet, bedeutet ihm das Wort Rohheit, bei der Kleidung aber ist es gleichbedeutend mit Schmucklosigkeit. So verwendet es auch Arany, wenn er die Rüstung Toldis schildert:

Seinem Dolmány ließ nichts „Bäurisches" der Schneider.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf die ganz allgemein getragenen Kleidungsstücke. Die von besonderer Art — Winter- und Oberkleider — gingen selbstverständlich über die Hausindustrie hinaus und stehen auch mit den eben erwähnten Grundsätzen nicht im Einklang. Aber auch diese wurden aus Stoffen gefertigt, deren Bearbeitung, wenn auch nicht im Hause, doch gleichsam unter unseren Augen vor sich geht, und die Handwerker, welche sich mit ihnen beschäftigen, sind in den von Magyaren bewohnten Gegenden sämmtlich Magyaren (Schuster, Tuchwalker, Lodenschneider), ja sie setzen sogar dem Namen ihres Handwerks eigens das Unterscheidungswort „magyarisch" vor. (Magyarischer Schneider, magyarischer Schuster, magyarischer Kürschner.)

Wo aber sind die festgestellten drei kennzeichnenden Eigenschaften heute noch beisammen zu finden? Nirgends, mit Ausnahme vielleicht etlicher entlegenster Winkel des ungarischen Bodens. Gerade der Kern des Magyarenthums, die eingeborne Bevölkerung der großen Alföld-Städte, hat sich geändert und auch ihre Kleidung in Farbe und Stoff den westlichen Mustern anbequemt, indem sie das Dunkle dem Hellen, Tuch und Seide der Kürschner- und Leinenwaare, das Anschließende dem Pluddrigen, das Taillenkleid dem Ärmelhemde (ingváll) vorzog. Da und dort verstreut findet sich jedoch noch immer die ursprüngliche kurze und weite Kleidung; das Weiße in seiner vollen Reinheit herrscht nur noch an einem einzigen Punkte, während es anderwärts blos als „ingváll" noch vorhanden

ist. Wo jedoch auch dieses nicht mehr getragen wird, da kann man wohl noch von einem ungarischen Schnitt, aber nicht mehr von einer ungarischen Volkstracht sprechen.

Die charakteristischen Hauptstücke der ungarischen Volkstracht sind bei den Frauen:

Das „Ärmelhemd" (ingváll). Es besteht aus feiner weißer Leinwand oder Batistleinwand, welche mitunter auch gelblich getont oder zart gebläut, stellenweise (z. B. gegen Körmend hin) karmoisinroth oder hellblau ist. Am Halse ist es mittelst eines Bandes dicht und gleichmäßig gefältelt, so daß die Falten, nach Verhältniß immer breiter, über Brust und Taille herablaufen; bald ist ein Spitzenkragen vorhanden, bald nicht, und den Hals schmücken zehn bis zwölf Reihen Korallen, Stahlperlen oder bei den Jüngeren ein silbernes Kettlein. Der Ärmel ist weit und endet hier und da mit einem gestickten Streifen, gewöhnlich aber mit einer Spitze, welche über dem Ellbogen oder am Handgelenk mit einer Bandschleife gebunden wird.

Auf das Ärmelhemd kommt ein mit Bändern ausgenähtes, manchmal mit Perlen oder Gold- und Silberspitzen bedecktes, auch mit ebensolchen Fäden gesticktes, mittelst silberner Schnallen geschlossenes, tief ausgeschnittenes anliegendes Leibchen (pruszlik, pruszka); den Hals umschließt ein leichtes Seidentüchlein, das, über die Brust herübergenommen, mit einer gebundenen Masche an dem Leibchen befestigt wird. An manchen Orten jedoch liegt ein Tuch über dem anderen, zu dreien und vieren.

Das Ärmelhemd ist über den Hüften mittelst eines Kittelgürtels um die Taille befestigt, von wo der kurze Rock (viganó, rokolya) in weiten Falten niedergeht, der Stoff je nach Geschmack und Wohlhabenheit der Gegend einfarbige kirschrothe, himmelblaue, meergrüne Seide, Atlas oder Sammt, wie in Jazygien, oder buntgeblumter Kattun und härener Stoff, wie im Mátyuslande (Neutraer Comitat). Die Falten sind mit kunstreicher Hand so angeordnet, daß die Blumen auf einander fallen. Das Festtagskleid unterscheidet sich überall in Farbe und Schnitt vom wochentäglichen. Im Eisenburger Comitat sind an Festtagen weiße, sonst großgeblumte bunte Stoffe, im Mátyuslande am Festtage farbige Seide, am Wochentage selbstgewebtes Linnen gebräuchlich.

Die Schürze ist ein unvermeidlicher Bestandtheil der weiblichen Tracht. Ihre Farbe ist geschmackvoll der des Rockes angepaßt, im Hajducken-District ist sie „tausendfaltig", in der Gegend von Makó weitfaltig und schwarz, nur selten verschiedenfarbig oder geblumt, während die weiße vollends für unschicklich gilt; im Mátyuslande dagegen ist bei dem Festanzug auch die spitzengesäumte, weite weiße Schürze unerläßlich. In den Comitaten Eisenburg und Baranya gehört zum weißen Rock die einfach gefärbte, zum bunten die schwarz- oder blauseidene Schürze.

Fußbekleidung. Es ist gewiß nicht die Nothwendigkeit, vielmehr eine gewisse Eitelkeit oder irgend eine alte Überlieferung, welche es mit sich bringt, daß die junge

Frau, wenn sie sich sehen lassen will, barfuß geht und daß — sozusagen — ein negativer Bestandtheil ihrer häuslichen Kleidung ein rein gehaltener, gesund gebauter Fuß ist. Auf alle Fälle gibt es ganze große Bezirke, deren weibliche Jugend sich noch jetzt in diesem Vorzug gefällt, und ihre angeblich ehemals im Schwange gewesene Sitte, die rothen Stiefel auf der Kirchenschwelle beim Hineingehen an-, beim Herauskommen aber wieder auszuziehen, deutet nicht auf Armut oder Geiz, sondern darauf, daß man die bloßen Füße nicht nur nicht für unschicklich, sondern für an sich gefällig, ja für gesellschaftlich vorgeschrieben hielt. Darauf deutet auch der Umstand, daß man, besonders beim Mädchenvolk, die bloßen Füße nicht nur auf maigrünem Rasen, sondern selbst auf krachendem Eise sieht. „Frisches Mädel, schönes Mädel", heißt es. Dermalen ist der rothe Stiefel schon im Aussterben begriffen und an seine Stelle ist der theure Leder-, Atlas- oder Sammtschuh, das Schnür-, Zug- und künstlich gesteppte Nähmaschinen-Stiefelchen, in der Graner Gegend sogar der hochrothe oder gold- und silbergestickte Pantoffel nebst Strumpf getreten.

Hand und Unterarm sind bei der Arbeit und überhaupt am Werktage stets unbedeckt, an Feiertagen und in der Kirche aber desto sorgfältiger bekleidet. In den Städten sind, bei Ärmelkleidern mit langer Taille, Handschuhe allgemein. In den Dörfern ersetzt den Handschuh ein farbiges oder weißes Tuch, welches sorglich und nett über beide unbeweglich darunter ruhende Arme gebreitet ist. In größeren Städten ist bei älteren Personen der wohlhabenderen Classe der Muff allgemein; wie aber derselbe im Mátyuslande zu einem im Sommer und Winter unerläßlichen Bestandtheile der weiblichen Volkstracht geworden, das wäre wohl schwer ausfindig zu machen.

Das Haar wird bei den Mädchen in der Mitte gescheitelt, rückwärts an der Wurzel in einen Knoten gebunden und fällt in einer oder zwei Flechten, mit breiter Bandschleife geschmückt, zur Taille nieder; in Städten und größeren Ortschaften wird es in zwei Partien geflochten, ja in der Umgebung der Hauptstadt sogar als Zopf aufgebunden. In weitem Umkreise krönt die Stirne ein perlengestickter Jungfernkranz (párta) und läßt farbige Bänder über Schläfe und Stirne herabfallen. Ohrgehänge trägt das ungarische Mädchen aus dem Volke nur selten. Mit Ringen sind die Finger der städtischen Frauen bedeckt; auch in den Dörfern dürfen sie getragen werden, aber nicht aus Gold; silberne Ringe werden geradezu verachtet und den Dienstmägden überlassen.

Die Hauben der Frauen sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Es gibt hochgethürmte Spitzenhauben und altungarische Krausenhauben; steife Hauben mit Goldspitzen; eine halbe Hand breite Bandschleifen mit geringer Perlenverzierung; schwarze kegelförmige steife Hauben; netz-, schleier-, weinblatt-, wecken-, nußschalen-, bretzelförmige steife Hauben, welche letztere mittelst des durch ihren Rand gezogenen Bandes das rückwärts zum Knoten gerollte Haar zusammenhalten. Bei Nagy-Sarló findet sich ein



Junge Frau aus Jazygien.

hoher, mützenartiger „Hauptschmuck“, der mit rothem Stoff und Goldspitzen überzogen ist; in Jazygien der sogenannte „pánt“ aus Gold- und Silberspitzen, von der jungen Frau nur bis zur Geburt ihres ersten Kindes getragen, dann aber für ihre jüngere Schwester oder Base aufgehoben, während sie im Tausch dafür ein kostbar gebundenes Gebetbuch erhält. Wer aber all den Putz unseres „weißen Volkes“ (das heißt weiblichen Geschlechtes) aufzählen wollte, der müßte alle Geheimnisse einer ganzen breiten, tiefen, blaubemalten Brauttruhe kennen, die das gesammte Erbtheil des heiratsfähigen Mädchens in sich schließt.

Über alle diese Gattungen von Hauptschmuck wird ein weißer durchsichtiger, mit Gold durchbrochener Schleier („Deckel“, „Wehdeckel“) gebreitet, bei älteren Personen ein Batisttuch oder farbiges Tuch. Der Schleier, dessen zartes Gewebe die Verzierungen durchschimmern läßt, fließt beiderseits an der Taille nieder, der er sich mittelst eines farbigen Gürtels locker anschmiegt; unterhalb des Gürtels gehen die beiden Enden des Schleiers in goldene Fransen oder Spitzen aus, welche im Mátyuslande „fidél“ (Födél: Dach, Kopfbedeckung) heißen. Ältere Frauen bedecken sich das Haupt mit einem großen braunen Tuche, das auch „Kühltuch“, „Rückwärtswerfer“, „Schattenhalter“ genannt wird.

Auch die Tracht der Männer in Ungarn ist weiß, weitfaltig und kurz. Auch unter ihren Bestandtheilen ist das Hemd einer der charakteristischesten. In Verzierung und Faltenwerk ist es dem weiblichen Ärmelhemd analog, meist aus feiner weißer Leinwand oder Leinenbatist gefertigt, zuweilen leicht gebläut, an Kragen, Brust und Handbesatz weiß oder farbig gestickt, nur selten „bäuerisch“ gelassen. Seine Ärmel haben entweder einen Handbesatz oder sind „flatternd“, das heißt offen. Der Handbesatz wird am Handgelenk mit einem Knopf oder Band geschlossen und zeigt keine besonderen Varianten, allenfalls erscheint er mit einer gekräuselten Spitze oder verschiedenartigen Stickereien benäht. Unter letzteren ist die Familienstickerei der Palóczen interessant, die sogenannte „Schlange“, welche besonders für den Handbesatz gestickt wird. Jede einzelne Familie besitzt ihr eigenes Muster, das sie niemals ändert, mit dem sie ihr Eigenthum vor Verwechslung schützt und das die Familien untereinander nicht weniger gut kennen als die großen Familien ihre Wappen. Sie sind auch stolz darauf und oft genug hört man auf eine Prahlerei die beißende Entgegnung: „Ja, jetzt spricht die blaue Würfelschlange“. Der „flatternde“ Ärmel, der mittelst feiner dichter Nadelfalten an den ziemlich tief unter die Schulter herabreichenden Schulterfleck genäht ist, hat drei Abarten: den „einfachen Kalbsmaul-Ärmel“ (bornyúszájas) von mittlerer Weite, am Ende einfach gesäumt und bis ans Handgelenk reichend, daher auch von bejahrteren ehrbaren Leuten getragen; dann den „kurzen Ärmel“ von voller Weite und ganz rundgeschnitten, so daß er, auf den Tisch gebreitet, einen Kreis bildet und dabei noch nicht einmal ganz glatt aufliegt, — er wird von Hirten getragen und ihr herabhängender Arm mit dem

Ärmelkranze gleicht einer Fuchsienblüte; endlich den „langen Ärmel", ebenso weit wie der zuletzt erwähnte, aber bis ans Knie, ja noch weiter herabreichend. In den weiten Falten des letzteren verbirgt sich leicht der für alle Fälle bereit gehaltene Knüttel oder kurzgestielte Beilstock (csákány), der nur hervorblinkt, wenn die Hand sich plötzlich hebt und der flatternde Ärmel dabei bis auf die Schulter zurückfliegt. Oft will der Bursche durch eine solche Bewegung gar nicht eigentlich den Beilstock zeigen, sondern mehr die Weite seines Hemdärmels, dessen oberer Rand sich auf der Schulter zusammenknittert, während der untere noch immer ans Knie schlägt. Dies sind die Prunkhemden. Bei der Arbeit zeigt



Die Brauttruhe.

sich der Magyare darin gemäßigter. Oben im Heveser und unten im Somogyer Comitat konnte man auch Hemden ohne Kragen und fast ohne Leib sehen; sie bestanden nur aus zwei kurzen Ärmeln und dem Schulterfleck und dem Bindband, mit dem sie am Halse geschlossen wurden, so daß die Sonne den ganzen Stamm des Körpers kupferig bräunte.

Über das Hemd legt sich die anliegende kurze, ärmellose Weste (Leibchen, auch „kis-mándli", Mäntelchen genannt), deren Schnitt ganz deutlich verkündet, in welchem Dorfe ihr Träger zu Hause ist, je nachdem sie vorne mit einer, zwei oder vier Reihen kleiner Metallknöpfe oder zuweilen auch mit einer Knopfreihe um den Hals geschmückt ist. Sie gewinnt an Werth und Schönheit, wenn sie vorne mit einem schmalen rothtuchenen Zickzacksaum und krauser Verschnürung prangt, oder wenn ihr Rückentheil mit dem eingestickten Namen des Eigenthümers, wohl auch mit tulpenartigem Blumenmuster längs

der Mittel- oder Seitennähte geschmückt ist. Auf der Weste liegt ein flott über die Schulter geworfener pelzverbrämter und verschnürter Dolmány, meist aus schwarzem oder dunkelblauem Tuch, und soviele Taschen sich an Dolmány und Weste finden, so viele farbige oder zierlich ausgenähte weiße Tücher lassen ihre Ecken herausgucken, — leichte Beute oder werthe Liebesgabe, in beiden Fällen Siegeszeichen aus lieber Hand. Den umgeschlagenen Hemdkragen hält ein leichtes Schleier- oder Seidentuch zusammen. Auch trägt, und trug man besonders vor Alters, hier und da acht bis zehn Ellen lange Halsbinden, welche nach längerer Benützung schwarzen Stricken glichen. Es gab indessen auch eine Männertracht ohne jede Halsbinde, besonders bei den Jazygern, was sogar durch ein kumanisches Sprichwort verewigt wird. („Das soll der Jazyger einmal versuchen . . . . . ohne Halstuch!“)

Den unteren Theil des Hemdes gürtet eine faltige („tausendfaltige“) Leinen-Gatya fest an die Taille und fällt dann in weiten Falten bis ans Knie oder etwas unter das Knie hinab, wo es mit Spitzen, Fransen oder einem einfachen Saume abschließt. Dieses Kleidungsstück geht zuweilen mit seinen Hosenbeinen von der Weite eines Weiberrockes und seinem an das Albanesische erinnernden Faltenwurf über jedes Maß hinaus. Sitzt der junge Bursche zu Pferde, so bedeckt seine weitschichtige Gatya, einem runden Mantel mit zwei Flügeln gleich, sein Pferd und flattert im Winde mit den Hemdärmeln um die Wette. Um die Leibesmitte sieht man zuweilen einen schmalen Gürtel aus Glanzleder oder ein farbiges Seidentuch oder die kurzgestielte Peitsche geschlungen. In diesem Gürtel oder in dem tausendfach gerafften Faltenwulst der „Gatya“ steckt, mit seidenen Blumen ausgenäht, der große, tellerrunde Tabaksbeutel, an dessen zahlreichen Riemenfransen der Stahl, das Beutelchen (szenes) mit Stein und Schwamm, das kupferne Schäufelchen, die Glutzange und anderweitige volksthümliche Joujoux und Bijoux klingeln, wie dies unsere Zeichnung eines Csikósburschen aus dem Alföld erkennen läßt.

Wie sehr dieses Kleidungsstück den nationalen Stempel trägt, dafür spricht die Mode von 1861, als sogar die vornehme Jugend es zu tragen begann, allerdings auch bald wieder ablegte und, sammt dem langen, dünnen Knotenstock, dem Volke zurückgab, wie es ihm ja auch nach mehrjährigem allgemeinen und demonstrativen Gebrauche die reich mit Schlangenverschnürung besetzte, mit einem Riemen um die Taille befestigte, in die Stiefelschäfte hineingezogene kurutzenmäßige enge ungarische Hose wieder überlassen hat, die an Stoff und Farbe dem Dolmány entspricht. Dieses von den oberen Classen ererbte Kleidungsstück ist in weitester Ausbreitung ein Bestandtheil der ungarischen Galatracht für Städter und besonders auch bei den Deutschen in der Umgebung der Städte so beliebt geworden, daß sie im Tragen desselben mit den Magyaren wetteifern.

Um die bei der Frauentracht angenommene Reihenfolge innezuhalten, müssen wir unter den Stücken der männlichen Volkstracht auch die Schürze erwähnen. Wenn auch



Csikós aus dem Alföld.

nicht, um mit ihr zu prunken, aber doch, um die Kleider zu schonen, ist bei der Arbeit über weite Landstriche hin die weiße und zuweilen die blaue Schürze unvermeidlich.

Die Fußbekleidung. In der großen Sommerarbeit, besonders auf dem Felde, kann man den Magyaren auch barfuß sehen, an öffentlichen Orten aber ist das eine Seltenheit, und wie unser Volk in dieser Hinsicht über das Schickliche denkt, darauf wirft eine kleine Anekdote ein interessantes Licht. Der Kirchendiener tritt halbbekleidet und barfuß, so wie er von der Tenne gekommen, bei dem Geistlichen ein und findet da zwei Vorsteher aus der Provinz. „Na, Ihr da“, fährt ihn der eine Vorsteher an, „pflegt Ihr immer barfuß an einem so heiligen Orte zu erscheinen?“ — „Wißt Ihr denn nicht“, entgegnet der Barfüßer, „daß der Herr auch dem Moses befohlen hat: löse deine Schuhe und tritt so herbei, denn heilig ist die Stelle, auf der du stehst?“ Trotzdem ist das Barfußgehen überall nur Ausnahme. Der Geschmack unseres Volkes fordert, daß der Mann, ganz im Gegensatz zur Frau, seine Füße bedecke. Vor Alters wurde zu diesem Zweck neben dem Stiefel auch der Bundschuh (bocskor) benützt, der, wenn das Auge sich an ihn gewöhnt hatte, mit seinen geschickt um die Beine gewundenen Riemen nicht einmal übel aussah. Den Bundschuh hat der Korduanstiefel verdrängt, der durch spitzen Schnabel, knarrende Sohle und Hufeisen an den Hacken verschönert wurde. Auf diese Hufeisen hielt der Bursche besondere Stücke, wie er denn auch im Liede klagt, daß er für seine Stiefel keine Hufeisen mit Rosen findet; das Beschlagen

„konnten nicht neun Schmiede mir besorgen, weil
Sie mit Rosen keine Eisen hatten feil.“

Heutzutage sind auch die Hufeisen mit Rosen abgekommen und an ihrer Stelle hört man das Geknarr von gemsledernen „Rahmen“-Stiefeln mit gefälteltem Schaft, hohen Hacken und Sporen. Der herzförmig eingeschnittene Rand des Schaftes ist mit einem eingebogenen schmalen Ledersaum oder bei Eleganteren mit einer schwarzen Schnur eingefaßt, deren vorne zusammenlaufende Enden unter einer Rosette aus gleichem Stoffe wie der Saum verborgen sind. Statt dieser Rosette sieht man zuweilen, mit Seide ausgenäht, das Landeswappen, eine Blume oder das Monogramm des Besitzers.

Als Kopfbedeckung dient heutigentags allgemein ein runder Filz- oder Tuchhut, mit einer Reiher- oder Straußenfeder oder einem Blumenstrauß geschmückt. Die breitkrämpigen Kopácser Hüte, sowie die der Somogy eigenen „Käsedeckel“ oder „Pilzhüte“ (vargánya) sind nicht einmal mehr in ihrer eigenen Heimat gebräuchlich, die „Túrer Mütze“ dagegen hält sich noch. Im Winter kommt die schwarze Lammfell- oder Astrachanmütze an die Reihe. Übrigens sind da und dort schon gar mancherlei Kopfbedeckungen versucht worden, nur mit einer hat der Magyare sich nie und nimmer zu befreunden gewußt, nämlich mit der Schirmkappe. Selbst dem Cylinderhut würde er sich vielleicht

eher bequemen. Blumen und „Waisenmädchenhaar“ (árvalányhaj) werden von den Jüngeren häufig am Hute getragen, aber nur im Sommer. Im Winter ist es das Privilegium der Brautführer, gleich dem Bräutigam „Ladenblumen“ (Kunstblumen) zu tragen, aber nur von der ersten Aufbietung an bis nach der Hochzeit. Am Sonntag im Sommer hat nur derjenige keinen Blumenstrauß am Hute, der noch kein Liebchen oder keines mehr besitzt.

In der Haartracht geht von Zeit zu Zeit eine Veränderung vor sich. In den Dreißiger-Jahren ließ man sich an vielen Orten das in der Mitte gescheitelte und an den Schläfen nach hinten gekämmte Haar noch lang wachsen und flocht die Schläfelocken in Knoten ein; anderwärts trug man es zur Seite gestrichen, vorne länger als hinten; noch anderwärts reichte das Stirnhaar glatt bis auf die Augenbrauen herab; in den Vierziger- bis Fünfziger-Jahren ist die kreisrunde Haartracht fast allgemein geworden. Auch der Zopf war nicht unbekannt; bei altgedienten Soldaten ist er noch jetzt zu finden. Aber auch unter den Haartrachten gibt es eine, die der Magyare nie recht hat leiden mögen, nämlich das vorne militärisch kurz geschorene Haar. Ein Bauernbursche, der sich so scheeren läßt, gilt dem Deserteur gleich, der seinerseits wieder mit dem „armen Burschen“ identisch ist. „Im Walde drücken sich Geschorene umher“, pflegt der Ungar geheimnißvoll zu sagen, der das Böse aus Schicklichkeitsgefühl nicht bei seinem Namen zu nennen liebt. Die jüngeren Leute pflegen im Allgemeinen ihr Haar mit vieler Sorgfalt, während die älteren es demonstrativ vernachlässigen. Doch wozu noch weitläufig beschreiben, was Johann Arany in einem seiner Gedichte folgendermaßen schildert:

Bis auf den Nacken reicht ihr glattes Rundhaar. —
Mit Sammt gerändert hält ein Roßkammhut
Zusamm' der Haare sammetweiche Flut,
Und höher scheint ihr Wuchs, als sonst die Regel,
Durch dieser Kopfbedeckung hohen Kegel.
Ein schwarzes Leibchen um die Brust sich bläht,
Mit dünnen Schnüren wunderkraus benäht;
Gestickten Hemdes umgelegter Kragen
Hebt weiß wie Schnee den Hals, gar schmuck zu tragen.
Bis unter's Knie der weite Ärmel wallt
Umflatternd, hebt der Wind ihn, die Gestalt;
Und fein genadelt sind die Schulterfalten,
Der Leib entblößt nicht, wie bei unsern Alten;
Im Linnenwurf dann, wie von Künstlerhand,
Fließt bis zur Wadenmitte das Gewand, —
Die halbe Woche dient's, — daran geschafft
Mühmchens und Schwesterleins vereinte Kraft.

Der Suba-Pelz (die „suba") ist das Meisterwerk des ungarischen Kürschnerhandwerks. Er ist ein Kleidungsstück, das aus sechs bis zwölf ungarischen (langzottigen) Schaf- oder Lammfellen besteht. Während andere Kleidungsstücke an Farbe, Länge und Weite je nach dem Alter des Trägers sich ändern, ist die Suba hierin, wie in jeder anderen Hinsicht, ein Ausdruck der Beständigkeit, denn beim jungen Burschen wie beim alten Manne muß sie gleich lang, weit und weiß sein, wenn sie schön sein soll. Die Suba ist nur schön, wenn sie bis auf die Knöchel reicht, wenn sie rund ist, das heißt auf den Boden gebreitet einen Halbkreis bildet (auch im Volkslied heißt es: „Rund ist meiner Suba Rand, theuer drum") und außen und innen weiß ist. Das äußere Weiß ist insoferne unterbrochen, als sie an den Schultern, um die Leibesmitte und am Vorderrand mit seidenen Blumen ausgenäht und mit Darstellungen in farbigem Leder geschmückt ist (belederte Suba); Motive, wie sie Arany verwendet, um Attilas Zelt zu schmücken:

„Blutroth war das Grün dran, goldgelb jede Blüte,
Astwerk sich zum Drachen flocht, der Feuer sprühte,
Grüne Vögel saßen im Gezweige schweigend . . ."

Ärmel hat die Suba nicht. Ihr Kragen ist ein aufrechtstehender, handbreiter schwarzer Pelzbesatz und aus schwarzem Pelz besteht ihr Schulterkragen, der die besondere Bezeichnung „Suba-Kragen" führt und zu dem ein ganzes Lammfell sammt Schwanz und Klauen ohne alle Schnitzelei verwendet wird. Das sind aber auch alle Rechte, welche die Suba der schwarzen Farbe einräumt, an anderen Stellen darf diese nicht vorkommen. An vielen Orten wird ein Mensch nicht einmal als Knecht aufgenommen, der in seiner Suba eine „Katze" (schwarze Zotteln) hat, denn ein solcher Mensch — heißt es — „hat viel bunte Katzen", was besagen will, daß er falsch, verschmitzt, unverläßlich ist. Eine schöne Suba ist ein Kapitalstück und es steckt auch ein Stück Kapital in ihr; sie kostet 25 bis 40 Gulden, aber es gibt auch welche zu 100 bis 150 Gulden, — ein kleines Vermögen; freilich gibt eine solche dem Kürschner zwei bis drei Monate zu thun. In gefälligen Falten fließt sie von der Schulter nieder und erinnert, getragen oder hingebreitet, an die Hermelinmäntel, welche man in fürstlichen Wappen sieht. Die Suba ist des Magyaren beständige getreue Gefährtin und folgt an Rang und Würden gleich nach seinem Wohnhause. Im Winter hält sie ihn warm, im Sommer (umgestülpt) kühl; ihre Wärme läßt sich mäßigen wie die eines guten Ofens. Am Wochentag ist sie Nutzkleid, am Sonntag Putzkleid; dem Greise verleiht sie Würde, dem Jüngling Zierde; unterwegs ist sie der Sitz, daheim das Lager, Nachts Kissen und Decke, Tags Ruhebett; auf dem Felde ist sie sogar der Tisch, wenn der Schafhirt sich sein kaltes Pörkölt-Fleisch auf der hingebreiteten Suba servirt, und Windfang, wenn er sie beim Kochen an seinen Stock lehnt, um den Wind abzuhalten. Sie bedeckt nicht, wie die übrigen Kleidungsstücke, nur einzelne Theile des Körpers,

sondern mit Ausnahme des Kopfes den ganzen Menschen; sogar für das Rößlein bleibt noch reichlich von ihr übrig, denn sie bedeckt beim Reiten dessen ganzes Hintertheil. Wenn sich einer die Suba um den Hals hängt, scheint er zu sagen: meine Suba ist meine Burg. Ja wohl, seine Burg, welche Frieden bedeutet, wenn sie vorne offen ist. Die vorne offene Suba bedeutet gute Laune, Freundschaft, Verbrüderung, Großmuth, Selbstaufopferung, Hingebung bis aufs letzte Hemd, alles Mögliche. Ist sie jedoch kräftig zusammengenommen, z. B. beim Handeln auf dem Jahrmarkt, in der städtischen Rathsversammlung, bei der Abgeordnetenwahl, dann bedeutet das: „mich wirst du nicht herauskriegen aus meiner ...Suba". Denn die zusammengefaßte Suba bedeutet eine gefaßte Überzeugung. Eine solche Suba ist eine Festung, deren geschlossenes Thor sich keinem Schmeichelwort und keinem Ansturm öffnet. Alles mag sich ändern in der Welt und in Ungarn, nur die Suba nicht. Die Industrie mag die eigenartigsten Kleidungsstücke umgestalten, der Geschmack mag dieselben verpönen, die Armuth sie zerfetzen, der Feind sie an sich reißen: die Suba ist vor alledem gesichert. Die Suba bleibt, so lange ein Magyare auf Erden lebt.

Wie Alles, was in seiner Art die Vollkommenheit erreicht hat, zeigt die Suba keinerlei Abarten, mit Ausnahme etwa des im Aussterben begriffenen „Röhren-Pelzes" (csöves bunda) im Hajducken-District und der Schafhirten-Suba (juhász suba), welche sich der Schafhirt aus hausgegerbtem Fell verfertigt und umgestülpt oder, zur Schonung, mit dem unteren Rande nach oben gekehrt trägt. Ihr letztes Änderungsstadium ist es, wenn sie im höchsten Alter den Ehrennamen „Suba" verliert und mit dem Namen „gúnya" (Gewand) bezeichnet wird, um schließlich auch diesen Namen einzubüßen und nur noch als „vaczok" (etwa Nest, Lager) zu gelten. Allenfalls macht die Suba noch die Concession, sich mancherorten in den Theißcomitaten und jenseits der Donau „bunda" nennen zu lassen; in letzterer Gegend ist bei den Männer-Bundas, sowie überhaupt im ganzen Lande bei den kurzen Frauen-Subas außen die dunkelgelbe Farbe und der runde schwarze Kragen, innen ein schwarzes Pelzfutter nicht nur zulässig, sondern auch streng gefordert. Der Vorrang in der Reihenfolge gebührt jedenfalls der Suba, nicht nur kraft ihrer allgemeinen Verbreitung, sondern auch weil, während die Bunda kaum in etlichen Sprichwörtern vorkommt, die Suba auf Flügeln des Liedes durch das ganze Land geht, wie denn auch in Petőfis reizender Romanze „der Bursch die Maid in seine Suba hüllt".

Die schönsten Subas werden in Kecskemét und Félegyháza verfertigt, auch werden sie in der Gegend dieser beiden Städte mit dem größten Luxus getragen und finden sich zu zweien und dreien fast in jedem Hause. Der Hauptort für die „gelben Bundas" und „Frauen-Subas" ist dagegen Jászberény, wo sie mit schwarzer Seide gar prächtig ausgenäht werden. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, in welchem Zustand die Suba wärmer sei: auswärts oder einwärts gestülpt? Die Antwort darauf lautet: „auswärts

gestülpt, denn so trägt sie auch das Schaf". Es ist nicht zu wundern, daß auch dem Fremden die Suba nicht wenig auffällt. Neulich erklärte sich ein gelehrter Franzose höchlichst überrascht, als er in der großen Kirche zu Debreczin die Gesänge Goudimels von ein paar hundert Greisen singen hörte, welche in „Thierfelle" gekleidet waren. Möglich übrigens, daß diese Thierfelle nicht einmal die wirkliche Suba waren, sondern die „Guba" der oberen Theißgegend. Diese ist ein Überwurf aus der Zackelwolle gewebt, manchmal weiß oder grau, am häufigsten aber schwarz, und erinnert Dank ihrer Verzierung mit blutrothem Tuch eher an die Hunnen, wie sie mit teuflischem „Huj=Huj"=Geschrei sich in den Kampf stürzten, als an die frommen Gesänge Goudimels.

Ein allgemein getragenes Oberkleid unseres Volkes ist noch der „Szür" (Lodenmantel), der aber auch bei den übrigen Volksstämmen des Landes heimisch ist. Sein Stoff ist das aus rauher Schafwolle gewebte sogenannte Szür=Tuch. Seine Abarten sind: der bis zur Leibesmitte reichende „Szür=Dolmány" ohne jeglichen Schmuck, in den südlichen Comitaten von Kindern und bei Regenwetter auch von Frauen getragen, dann der „Kapuzen=Szür", der „Szür=Kragen", „Szür=Mantel" und „Schweinehirten=Szür" (kanász-szür). Der „alte (das heißt lange) Szür", der sackförmig geschnitten ohne jeden Aufputz bis unters Knie reicht, gehört für ältere Männer; die „Szür=Jacke" dagegen, welche kaum bis zum Knie reicht und, soweit es der Stoff zuläßt, einen Taillenschnitt hat, wird in Gegenden, wo auch die Suba zu Hause ist, von Männern in den besten Jahren, flott umgeworfen auch als Gala=Oberkleid getragen. Die Erklärung dafür liegt in dem Anständigkeitsgefühl ihrer Träger. Die Suba nämlich ist das Gewand der Ruhe und des Festtags; man kann sie anlegen, um in die Kirche, auf die Brautwerbung, Brautschau, in die Rathsversammlung u. s. w. zu gehen, vor einen Höhergestellten aber tritt man nicht in der Suba, weil es sich nicht schickt, sie in ein Herrenzimmer mitzunehmen. Im Hemd oder Westenleibchen kann man da auch nicht eintreten, wenn man nicht etwa für einen Sträfling oder Knecht gehalten werden will. Daher ist der Szür der Galarock. Und in der That spielt der Mann aus der Donau=Sárköz=Gegend mit seiner hohen aufrechten Gestalt, wenn er seine Korduanstiefel über die schwarzen Beinkleider gezogen und die schwarze Weste mit den Stahlknöpfen angethan hat, den weißen, schneeblanken Szür sich leicht um die Schultern wirft und sich das kecke runde Hütchen aufs Haupt drückt, keine zu verachtende Figur.

Als einen Theil der allgemeinen Volkstracht kann man noch das — Rasiren betrachten. „Ohne Schnurrbart kein Magyar", sagt das Volkslied, das aber nicht anders citirt wird, als mit dem Nachdruck auf dem zweiten Worte, gleichsam um auf den hinzugedachten Nachsatz zu verweisen: „nicht aber ohne Bart". In der That gilt der Vollbart bei dem Magyaren als Herren=Äfferei oder Cynismus oder Demagogenthum,

ja mitunter geradezu als Zeichen eines zerrütteten Vermögens oder Verstandes. Gegen den Backenbart jedoch sträubt er sich nicht, und der Kreisbart vollends, der die Ehrbarkeit des Antlitzes hebt und Kossuth-Bart heißt, ist geradezu beliebt.

Die bisher geschilderte Tracht, das heißt die aufgezählten Kleidungsstücke in ihrer unveränderten Form vereint, kann man nur an wenigen Orten als harmonisches Ganze finden. In den Comitaten der oberen Donau, in den Umgebungen der Hauptstadt und in den großen Alföld-Städten bis zu den östlichen Grenzen hin hat sich die Volkstracht in eine sogenannte „städtische, halb herrenmäßige" Kleidung verwandelt. Die Suba wird stark bedrängt durch den dunklen oder grauen runden Mantel, der Szür durch die Bunda, den „Bekecs" (kurzen Pelzrock) und den blauen Dolmány, das weite, flatternde Linnenbeinkleid durch die in Korduanstiefel hineingezogene enge ungarische Hose, so daß nur im Schnitt und in der Art, das Gewand zu tragen, noch das magyarische Wesen zu Tage tritt. Der kleine runde Filzhut ist unberührt geblieben, desgleichen die Weste, an deren dichten Reihen zinnerner oder silberner Knöpfe beim Bescheidtrunk das geleerte Glas mit fröhlichem Klang entlang gescheuert wird. Die weibliche Tracht hat in diesen Gegenden noch größere Wandlungen erlebt. Das „ingváll" (Ärmelhemd), das den strammen Wuchs, die schlanke Taille, die Fülle der Schultern und die Geschmeidigkeit der Bewegungen hervorhob, ist durch Taillenkleider von Pfuscherhand verdeckt.

Erwähnung verdient noch der Regenschirm, in manchen Gegenden der unzertrennliche Gefährte von Männlein und Weiblein, besonders bei einer Reise nach der Stadt; er wird freilich nur nach dem Wortlaut als Schirm gegen den Regen benutzt, als Schattenspender niemals. Man trägt ihn stets um die Mitte gefaßt, theils weil man nicht als Nachäffer der Herrenart erscheinen will, theils weil die an kräftigere Griffe gewöhnten Hände mit der schwachen Handhabe nichts Rechtes anzufangen wissen.

Beständigkeit der Tracht findet sich nur bei den Hirtenleuten. Der gulyás (Rinderhirt) und der csikós (Pferdehirt) in seinem Szür, mit seiner kurzgestielten Hetzpeitsche (dem „karikás"), auf seinem ungesattelten Pferde, ist heute noch der nämliche, der er immer gewesen. Auch der juhász (Schafhirt) mit seinem runden Kegelhut, in der herausgestülpten oder aufgesteckten Suba, mit seinen weißen Schäferhunden und unter ihnen dem anstelligen „puli", in der Hand den langen Stab mit dem eisernen Haken und die Hirtenpfeife (tilinkó), am Halfter sein wohl ausgerüstetes Eselein, auch den Flechtkorb für die Wanderschaft nicht zu vergessen und die unnachahmlichen Schnurren in seinem Kopfe, ist immer noch der alte. Und der kanász (Schweinehirt) in seinem Veßprémer Szür, die blinkende Axt in der Hand, den pilzförmigen vargánya-Hut auf dem Kopfe, den trotzigen, wilden, harten Blick im Auge, ist auch derselbe wie ehedem. Nur ist da eine kleine Unterscheidung zu machen. Die beiden letzteren Typen von Hirten werden durch das Wasser

der Donau in allen Stücken sozusagen mit einander vertauscht. Diesseits der Donau, im Alföld, ist der juhász der strammste, keckste, herausforderndste, pfiffigste, findigste und zäheste, der kanász aber der unbeholfenste, einfältigste, harmloseste, unterthänigste. Jenseits der Donau ist gerade das Umgekehrte der Fall.

Die ungarische Volkstracht besitzt auch noch einige Varianten, die ihre Urwüchsigkeit rein bewahrt haben und einer besonderen Schilderung würdig sind, so die Trachten der Székler und Kalotaßeger, der Palóczen in Borsod und Heves, der Jazyger, der Waizner Gegend, des Mátyuslandes, der Eisenburg-Zalaer Bevölkerung, der Ormánság, Donau-Sárköz u. s. w. Jeder einzelnen soll passenden Ortes gedacht werden, vorderhand wollen wir blos die beiden letzteren vorführen. Die eine ist weiß, die andere bunt, aber obgleich sie wie Gegensätze erscheinen, deutet doch Vieles darauf hin, daß beide Stämme, wie in Sprache, Gestalt, Neigungen und Belustigungen, auch in der Tracht Verwandte sind.

Längs der Drau, von Csurgó bis Berzencze, fast bis Essegg hinab und von da am rechten, ja an einer Stelle auch am linken Ufer der Donau hinauf bis Szegßárd wohnt in etwa zweihundert Dörfern dieser besondere Schlag des magyarischen Volkes, den man, hauptsächlich nach den charakteristischen Ärmelhemden der Frauen, als „Weißmagyaren“ bezeichnen könnte und dessen originellste Ausprägung in der Volkstracht der „Ormánság“ zu erblicken ist. Hierher sind auch noch vier altmagyarische Gemeinden Slavoniens zu rechnen. Die weibliche Volkstracht der Ormánság ist der von Kalotaßeg vielfach ähnlich, aber einfacher als diese.

In jedem Hause der zweihundert Dörfer ist der Webstuhl zu finden. In jeder Wirthschaft schaltet die Frau über ein Viertel bis zwei Viertel Hanfacker. Der Ertrag desselben wird zur Zeit der Fliederblüte gesponnen („steht Flieder in Pracht, der Rocken kracht“) und um Georgi gewebt. Am St. Georgstag wird der Webstuhl bei Seite gestellt und ein Haus, in dem auch noch später das Schifflein poltert, wird von der Nachbarschaft ordentlich gehechelt. („Der Frühling ist vor der Thür, bei Muhme Sári quaken schon die Frösche“, das heißt: klappt das Schifflein.) Steigt die Frau endlich vom Webstuhl herab, fühlt sie sich nicht wenig mitgenommen. Das Mädchenvolk setzt sich nur dann und wann hinauf, um es bei Zeiten zu erlernen. Dieser Volksstamm behandelt den jungen Nachwuchs mit besonderer Schonung und gestattet ihm keinerlei Arbeit, die ihn in der Entwicklung beeinträchtigen könnte. Daher kann sich das junge Volk stets weiß, in reine, frischgewaschene Wäsche kleiden, das des Häuslers ebensogut, ja zuweilen noch schöner, als das des Sessionsbesitzers. Das hängt eben vom Fleiße der Einzelnen ab. Und doch hat dieses Weiß einen großen Feind, besonders in der Somogy, um Szigetvár herum, nämlich den Rauch. Einen Schornstein haben die auf Grundpfosten gebauten Häuser nicht, so daß der Küchenrauch das ganze Haus durchzieht und besonders auch die Kleider

der Inwohner durchsetzt. Darum ist ihr Weißzeug von zweierlei Art: das „reine“ (für Festtage) und das „räucherige“ (für den Alltag), worunter aber beileibe kein „rußiges“, das heißt schmutziges zu verstehen ist. Im räucherigen Gewand darf man einhergehen, im schmutzigen nicht.

Je mehr man sich, dem Laufe der Drau folgend, Szigetvár nähert, desto weißer wird die Tracht, aber nur längs des Flusses, denn zwei Meilen vom Ufer landeinwärts beginnt schon die Farbe zu blühen und die Felder sprenkeln sich roth. Auf dem Szür, den die Männer über die eine Schulter werfen, schimmert zwar noch rothes Tuch, ist aber schmäler geworden. Das Haar ist noch hier und da in der Mitte getheilt und beschattet, in seiner vollen Länge belassen, Schultern und Rücken; nur die Locken längs der Schläfe sind in künstliche Knoten gebunden, eine heidnische Haartracht, gegen welche das Somogyer Comitat in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einen förmlichen Ausrottungskrieg unternommen hat, obgleich selbst vornehme Männer, unter ihnen der Dichter Adam Horváth, die Haarknoten trugen. Die Frauen tragen das weiße Ärmelhemd (ingváll) und einen hoch über der Hüfte anschließenden Rock (bikla) aus Hausleinwand; davor eine braungeblumte Schürze, auf dem Kopfe ein steifes kegelförmiges Häubchen, mit schwarzer Seide überzogen. Es ist etwas in dieser Tracht, was an die Nachahmung altgriechischer Moden in den Pariser Septembertagen erinnert. (So sah es wenigstens vor dreißig bis vierzig Jahren aus, seitdem hat auch hier der Luxus und mit ihm die Verarmung an Raum gewonnen.)

Verläßt man Szigetvár und betritt die Ormánság, so findet man in den an die Drau stoßenden Waldungen des Baranyaer Comitats von Szigetvár bis Siklós die vierzig bis fünfzig Dörfer der Ormánság, wo „das Volk sich weiß trägt“. Die Kleidung der Männer besteht aus dem schon bekannten Weißzeug magyarischen Gepräges, aber nicht so verschwenderisch weitfaltig und auch nicht so kurz, wie oben angegeben worden. Alles ist einfach. Ihr Oberkleid ist ein weißer „alter (das heißt langer) Szür“, wie ein Sack gerade geschnitten, bescheiden verziert. Sie tragen ihn auch nicht kokett auf die eine Schulter geworfen, wie in der Somogy gebräuchlich, und auch die Hand faßt statt des Beiles höchstens einen langen, dünnen, glatten Knotenstock, nicht zu kriegerischen Zwecken, sondern lediglich weil sich das ziemt. Statt des schweren, einem Helm kaum nachgebenden Hute der Somogyer sehen wir da den leichten Tuchhut, dem bei ledigen Burschen selten sein Blumenstrauß fehlt. Um den Hals endlich ist der unvermeidliche Schnappsack gehängt, nur für Lebensmittel, denn werthvollere Gegenstände pflegt man im Szür-Ärmel unterzubringen. Es braucht nicht einmal eigens versichert zu werden, daß das junge Mannsvolk, ein schöner, strammer Schlag, von der Einfachheit der Väter abweichend auch hier seine Gala hat und es darin allen Burschen des Landes gleich thut, nur mit dem einzigen

Unterschied vielleicht, daß es, seiner ruhigen Gemüthsart entsprechend, keinerlei gefährliches Werkzeug an sich trägt. Auch der Schauplatz seiner Lustbarkeiten ist die grüne Wiese und nicht das Wirthshaus.

Das oft erwähnte „Weiß" ist indeß hauptsächlich in der Frauentracht zur Alleinherrschaft gelangt. Das Ärmelhemd, ganz anders geschnitten als anderwärts, umschließt mit rothem Band kunstfertig gefältelt den Hals, von wo seine Falten, in geometrischer Progression sich verbreiternd, bis an die Hüfte herabgehen, wo dann das leichte, schaumartige Batistgewebe, ein weißer spitzenähnlicher Stoff, „tiláng" (aus tulle anglaise) genannt und mit weißen Blumen durchwirkt, welche wie alle anderen eingewebten Blumen „mestörke" (Meisterchen) heißen, durch den Rockgürtel an die Taille geschlossen wird. Der Rock, den sie „kebeé" (gleichbedeutend mit kebel, Busen) nennen und der, gleichfalls aus Batiststoff genäht, durch seinen Faltenreichthum der Haltung etwas Schmuckes, Gefälliges verleiht, ist bei jüngeren Personen recht kurz, aber nicht bis zum Übermaß. Ein weißes Ärmelhemd mit kurzen Ärmeln, welche, über dem Ellbogen mit einem Band gebunden, in einem handbreiten, mehrfach gefalteten, mit Perlen und Spitzen verzierten Bande endigen, dann ein weißer Rock (kebeé), an Festtagen eine geblumte seidene, an Werktagen eine kleine, einfach rothe Schürze, ehemals rothe Stiefel, heutigentags schwarze Schuhe, endlich um den Hals ein Paar Korallenschnüre: das ist die an griechische Statuen erinnernde Tracht eines Mädchens aus der Ormánság.

Die Heirat ändert kaum etwas an diesem Costüm; höchstens wird das Haar, das bisher mit Band durchflochten in einer Flechte bis auf die Taille niederfiel, zum Theil abgeschnitten, das übrige aber aufgesteckt und mit einer „Weinblatthaube" (weinblattförmige perlengeschmückte Bandschleife) bedeckt, über die sich ein weiter weißer Schleier legt. Dieser Schleier wird vielfach auf viereckigen Pappendeckel befestigt und beschattet unter dem Namen „hátravető" (etwa „Rückwurf") den Kopf, fast wie bei den Italienerinnen. Auch bei der Sommerarbeit ist dies der Gesichtsschutz. Wie viele kleine stufenweise Veränderungen hat aber diese Kleidung durchzumachen, bis die junge Frau Mutter wird! Die glatte oder geblumte, aber immer weißgeblumte Batistleinwand oder den oft sehr zarten, illusionartigen Stoff des Rockes verdrängt um das dreißigste Lebensjahr eine feine, reine Leinwand; aber wenn auch der Stoff ein anderer geworden, Farbe und Faltenwurf sind die gleichen geblieben. Später nimmt die Leinwand eine blasse Havanahfarbe an, wird um ein paar Fingerbreiten länger und seine Falten verflachen sich unter dem Plätteisen. Um das vierzigste oder fünfzigste Jahr kommt Flachs- und nach dem fünfzigsten Hanfleinwand an die Reihe, immer aber von tadelloser Weiße. In derselben Stufenfolge verliert auch die rothe Schürze ihre Farbe; sie ist erst bräunlich, dunkel geblümt, später kommen einfarbige braune und dunkelblaue Kattunstoffe in Verwendung,

Seide nie. Und ebenso verliert und vereinfacht das Weinblatt seine Farbe, indem es erst braun, schließlich schwarz wird. Was den Kopfschleier betrifft, der das ganze Antlitz der jungen Frau bedeckt, ohne es unsichtbar zu machen, so weicht er nach sechs bis acht Jahren einem großen weißen Batisttuche, welches die Stirne und das halbe Kinn der Frau verhüllt; dieses Tuch behält sie bis zu ihrem Tode, jedoch mit den Änderungen, daß sie in dem Maße, wie sie älter wird, mit demselben nicht nur ihre ganze Stirne, sondern auch den Mund bedeckt, so daß nur Nase und Augen sichtbar bleiben. Dies mag aus Gesundheitsrücksichten geschehen; ja es ist gewiß der Grund, denn nicht nur die Älteren, auch die Jüngeren pflegen ihre Lunge unterwegs oder bei der Arbeit vor Staub und Luft zu schützen. Es soll dies ein Überbleibsel türkischer Sitte sein, doch ist zu merken, daß die Türken nur selten in diese Gegend gelangten, ihre Frauen aber gar nicht, welche diese Mode bei dem modelosen Volke hätten heimisch machen können. Eher ließe sich die Sitte auf die Katharer oder Patarener und noch viel leichter auf die Bibel zurückführen, sammt der ganzen weißen Kleidung und jenen Blumen, welche die Frauen auf dem Kirchgang in ihren Händen tragen, was Alles an die Linnenkleider und Palmenzweige der Apokalypse erinnert. So ist die ganze Tracht, mit einziger Ausnahme jenes rothen Schürzleins, weiß und bleibt auch weiß. Zu bemerken ist noch, daß die Kirchenkleider durchaus bei keiner anderen Gelegenheit (Unterhaltung, Jahrmarkt, Hochzeit) angethan werden.

Sogar ihre Trauer ist weiß und unterscheidet sich vom Festtagskleid nur darin, daß statt der Batistleinwand ungebleichte Hausleinwand (der biblische „Sack") angelegt wird, also das „räucherige", aber doch reine Gewand. Diese Trauer wird nicht nur in den Fällen, welche der Wortsinn bezeichnet, getragen. Trauer trägt, wessen Sohn oder Mann beim Militär steht oder im Gefängniß sitzt. Trauer trägt von Kindesbeinen bis an sein Ende Jeder, der mit einem augenfälligen Körpergebrechen behaftet ist. Ein solcher geht an keinen öffentlichen Ort, mit Ausnahme der Kirche, mischt sich nicht in die Spiele der Anderen und geht, wenn er ledig das dreißigste Jahr überschritten und auf die Ehe verzichtet hat, zum Geistlichen, damit dieser ihm „die Haube gebe" und in der Kirche in der Reihe der Frauen zu sitzen gestatte. Bei diesem vielen Weiß müssen aber die Wangen roth, das Haar schwarz und auch die Augenbrauen schwarz, und zwar bogenförmig sein, sonst hat das Mädchen von Glück zu sagen, wenn es mit Flachshaar und Kornblumenaugen nicht sitzen bleibt. Diese Eigenschaften sind auch nicht häufig, desto gewöhnlicher aber sind neben schwarzem Auge und Haar milchweiße, zart röthliche Wangen. Sind letztere nicht von der Natur freiwillig beigesteuert, so werden sie mittelst einiger Schminke erzwungen. Wir haben bereits erwähnt, daß das Schicklichkeitsgefühl des Magyaren ihm nicht gestattet, das Schlechte beim Namen zu nennen; in seinem Wörterbuch gibt es keine Räuber, sondern arme Bursche, keine Deserteurs, sondern „Geschorene", keinen Teufel,

sondern nur „die Bösen“. Das Volk der Ormánság aber thut es in dieser Art von Schicklichkeit jedem anderen zuvor. Es kennt in seiner Sprache keine Schminke, nur „Röthe“, die Frau schminkt sich nicht, sondern „röthet“ sich nur, was etwas ganz Anderes ist. Dies ist ja auch nach seinen Begriffen gar keine Schande, denn das Weibsvolk ist verpflichtet in makelloser Reinheit einherzugehen, wodurch sonst aber sollte es, nachdem es sich die ganze Woche von der Sonne das Antlitz hatte bräunen lassen, dasselbe wieder mit seinem Festtagskleide in Einklang bringen? Dazu gehört die „Röthe“, nicht aus Koketterie, sondern aus gutem Geschmack. „Die Übermüthige! Nicht einmal die Mühe nimmt sie sich, daß sie sich ein wenig herrichtet, wenn sie unter Leute geht!“ Aber was in dieser Hinsicht in der Ormánság als schicklich gilt, das ist anderwärts und besonders im ganzen großen Alföld — unschicklich.

Ein erwähnenswerthes Stück ist noch jenes zwei Meter lange und ein Meter breite, mit rothen Streifen gesäumte, im Hause gewebte Übertuch („abrosz“, im Eisenburger Comitat mit eigener Bezeichnung „köczöle“), welches für die Frau aus der Ormánság fast so viel bedeutet, wie für den Mann im Alföld die Suba oder für den Reisenden der Plaid. Dies ist ihr Schutzmittel gegen Regen und Kälte, Staub und Mücken, es ist Bett und Windel ihres Kleinen auf dem Felde, es dient zur Umwickelung jeder in der Hand getragenen Last und zur Bedeckung des großen, runden, zweihenkeligen Scheffelkorbes, den sie auf dem Kopfe erhebt und, ohne daß es ihr Mühe macht, auf große Entfernungen trägt, bergauf bergab, mit einer Sicherheit, daß er nie in die geringste Schwankung geräth, obgleich sie es nie mit der Hand unterstützt. Besonders aber stolpert sie damit niemals, denn wem dies passirt, der wird es ewig als Schmach nachgesagt. Einen Schubkarren vor sich herzuschieben, einen Rucksack zu schleppen oder einen doppelten Kober auf der Schulter oder ein Bündel auf dem Rücken, dazu wäre eine Frau aus der Ormánság und überhaupt der ganze Stamm längs der Drau, zu dem sie gehört, unter allen Umständen zu stolz. Das paßt für Mägde, und sie ist keine Magd. Der Scheffelkorb ist ihre Glorie, er sichert ihr den geraden Gang und die aufrechte Haltung, er ist aber auch Schuld daran, daß ihre Halsmuskeln sich vor der Zeit ansehnlich verdicken.

Von Fünfkirchen südlich zur Drau hinab läuft pfeilgerade die Fünfkirchen-slavonische Landstraße. Ein Abschnitt derselben, der zwischen Turony und Harkány, ist die Grenzlinie, welche die Tracht scheidet. An dieser Straße macht die Frau aus dem Ormánság Halt und sagt: „Wir tragen uns weiß, die dort bunt; wir tragen den kebeé (Rock), die dort den Kittel“. Bunt! In der That beginnt da die bunte Welt, die seidene, sammtene, tuchene, der Luxus mit Buda und Bekecs (langer, beziehentlich kurzer Pelzrock) und setzt sich selbstvergessen längs des rechten Donau-Ufers fort, von Esseg hinauf bis Mohács. Oberhalb Mohács, in den großen Gemeinden der Donau-Sárköz bis Kalocsa-Szegnárd, erscheint

das weiße Ärmelhemd wieder — ein wahres Meisterwerk — umfangen vom Seidentüchlein, das vor der Brust geknotet ist, und an der Taille festgehalten durch den farbigen Gürtel des Rockes. Uransiedler wohnen da, über die am Ende des vorigen Jahrhunderts Pater Ubaldus einem baierischen Bischof folgende Schilderung sandte: „Homines hunnotataricae originis, apprime naturam hungaricam exprimunt. Mares pellibus, foeminae cannabinis, diversis jabolicis coloribus imbutis incedunt.“ (Ein hunnisch-tatarischer Stamm, der die ungarische Natur wahrhaft ausprägt. Die Männer gehen in Thierfellen, die Frauen in Leinwand, welche mit verschiedenen teuflischen Farben gefärbt ist, einher.)

Er hatte Recht, was die Tracht betrifft. Der mit rothen Saffianblumen benähte Ködmön (Lederwamms) diente Mann und Weib als gewöhnliches Winterkleid; das Galakleid war bei dem Manne ein rein weißer, kurzer Szür-Rock von schönem Schnitt, lose umgehängt, im Übrigen schwarzes Tuch, schwarze Stiefeln und runder Filzhut. Charakteristischer als diese Tracht ist das alte, aber auch jetzt noch allgemein gebräuchliche weite, noch nicht bis zur halben Wade reichende Linnenbeinkleid bei den Burschen. Ebenso kurze, flotte, farbige Röcke (bokor ugrős) trägt die weibliche Jugend. Den Kopf bekränzen die Mädchen mit einem perlenbesetzten Jungfernkranz, von dem auf Stirne und Schläfe blaue und rothe Bänder niederflattern. Nach der Hochzeit tritt an die Stelle des Jungfernkranzes (párta) ein netzartiges Häubchen, das sich wie eine halbe Melonenschale über den Vorderkopf legt, und auch die farbigen Bänder flattern jetzt nicht mehr vorne, wie in der Mädchenzeit, sondern vom Rückentheil der Haube auf den Hals hinab. Den Kopf überwallt ein breiter, weitschichtiger Schleier (Deckel) und die neugebackenen Weibchen stecken ihn mittelst großer Stecknadeln, deren farbige Glasknöpfe eine Krone bilden, an der Stelle fest, wo früher die „párta“ schimmerte. Was die zierlichen Füße betrifft, so kämpft um sie der fremdländische Sammtschuh mit dem einheimischen rothen Stiefel einen Kampf auf Leben und Tod. Stiefel und Schuhe aber haben hohe Hacken und im Absatz verborgen eine kleine „Schelle“ (Mädchensporen). Reizend klingen die vielen kleinen Dinger, wenn auf dem grünen Tanzplatz zu Decs oder Csanád die Mädchen zu Hunderten ihre Reigen schlingen.

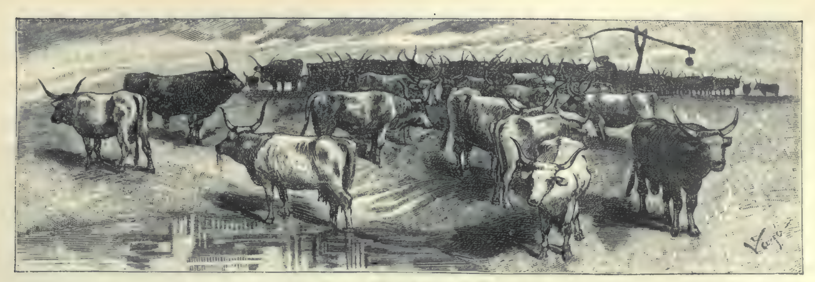
Das wäre denn die Volkstracht einiger Gegenden. Es ist jedoch beinahe unmöglich, die Variationen der ungarischen Volkstracht in ein erschöpfendes System zu fassen; auch die Gesetze unseres Tanzes und der Rhythmus unserer Volkslieder widerstreben ja solchem Zwange. Der Zweck unserer Darstellung war es nicht, die ungarische Volksmode zu behandeln, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern die Volkstracht, welche sich auf Grund feststehender Motive entwickelt. Wir suchten die Volkstracht nicht in den volkreichen Städten des Alföld, deren Bevölkerung infolge zunehmenden Wohlstandes, wachsender Bildung und fortwährender Berührung mit anderen Racen und Classen unwissentlich,

aber unausgesetzt ihre Kleidung ändert, sondern in den Dörfern, bei den Hörigen von einst, und zwar — wenn wir uns einer Analogie bedienen dürfen — nach Linnés System in der Blüte, bei der Jugend nämlich, und gerade in deren Blütezeit, wenn sie das Festgewand anlegt. Welche Abwechslung der Farben, Stoffe und Verzierungen, von der in seidene Blütenblätter gehüllten jazygischen Rose bis zur Lilie der Ormánság in ihrem batistenen Weiß, — oder von der an Silberketten baumelnden „Mente“ des Burschen von der Schütt-Insel bis zum schnurenumhangenen Dolmány des Székler Jünglings, — und doch welche Gleichmäßigkeit im Schnitt und in der Art, das Kleid zu tragen! Das ist wie die verschiedenen Regimenter einer großen Armee mit ihren verschiedenen Aufschlägen und Knöpfen, aber mit gleichmäßiger Bewaffnung und einheitlicher Uniform. Oder wie ein großer Teppichgarten, wo die Abwechslung in der Gruppirung des Gleichförmigen besteht und selbst die arme Nessel schön ist an dem Platze, wohin sie gehört.




Volkswirthschaft.
MORELLI G.F.I. M.K. Sc.
Benczúr Béla





Rinderherde.

Landwirthschaft und Viehzucht.



Nur wenige Länder der Erdoberfläche haben einen so abwechslungsreichen Boden wie Ungarn, und in gleicher Weise sind auch die klimatischen Verhältnisse in den einzelnen Theilen des Landes wesentlich von einander verschieden. Jenes Gebiet Ungarns, welches in landwirthschaftlichem Betriebe steht, vertheilt sich folgendermaßen: Ackerland 20,116.205 Katastraljoch, Weide 6,423.155 Katastraljoch, Wiese 5,200.101 Katastraljoch, Garten 605.968 Katastraljoch, Röhricht 138.557 Katastraljoch, zusammen 32,438.986 Katastraljoch. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist auch nach Race, Sprache, Vermögensstand, Sitten, ja an Leistungsfähigkeit bei den landwirthschaftlichen Arbeiten verschieden und wohnt in der einen Gegend dicht, in der anderen so dünn, daß die Bevölkerung da in der That gering genannt werden kann. In dem einen Theile des Landes ist der Verkehr leicht und der Landwirth kann seine Erzeugnisse rasch dahin schaffen, wo er für sie Abnehmer findet, von anderwärts kann man vielleicht nur die gezüchteten oder aufgefütterten Thiere zu Markte bringen, wo ihre Züchter durch deren Verkauf den Lohn ihrer Arbeit finden. Aus alledem ergibt sich natürlicherweise die große Verschiedenheit, die wir in der Landwirthschaft der verschiedenen Gegenden und Völker Ungarns gewahren. Ehe wir jedoch das bunte Bild der heutigen Landwirthschaft Ungarns aufrollen, werfen wir einen Blick auf ihre Vergangenheit.

Wie die ungarische Landwirthschaft wohl in älterer Zeit beschaffen gewesen, darüber müssen wir uns, da Forschungen in dieser Richtung erst seit Kurzem angestellt werden, eigentlich mehr im Wege der Folgerung einen Begriff bilden. Aufzeichnungen, welche eine gewisse Sicherheit bieten, finden sich vom Ende des XV. und aus dem XVI. Jahrhundert.

Zu dieser Zeit klagten die Ackerbauer über die großen Schwierigkeiten, denen die Landwirthschaft begegne; Niemand sei sicher, ob er auch, was er gesät, werde ernten können. Kriege und Bürgerzwist verwüsteten das Land und rotteten dessen Bevölkerung aus, ein beträchtlicher Theil der letzteren war in türkische Sclaverei gerathen. Der Bauernaufstand von 1514 verwickelte die Verhältnisse noch mehr, so daß es Jahrzehnte dauerte, bis die Wunden, die er geschlagen, auch nur einigermaßen vernarbt waren.

Die traurigen Zustände im Lande zu bessern, wurden auf den Reichstagen Gesetze geschaffen, zuerst 1546, dann 1550 und 1556, der Erfolg jedoch war ein gar geringer, weil der Herr nicht wirthschaftete, also die damalige Beschwerlichkeit dieser Beschäftigung nicht fühlte, der wirthschaftende Hörige (jobbágy) aber gänzlich der Willkür seines Grundherrn preisgegeben war. Und überdies plagten die türkischen Freibeuter alle Welt, trieben da ein Gestüt, dort eine Rinderherde von dannen und scheuchten Alles, was fliehen konnte, in die Flucht; so wurden die Zustände in Ungarn immer trauriger, und nur hier und da blieben, gleich Inseln, einzelne Gebiete ungestört, welche auch später als Ausgangspunkte für die Besserung dienen konnten.

Mit der Zurückeroberung der Festung Ofen zerbrachen die Fesseln der Nation. Der am Leben gebliebene Besitzer suchte die Stelle wieder auf, wo sein altes Heim gestanden, und begann auf dessen Trümmern ein neues zu bauen; seine Arbeit sollte jenes Ungarn, das vor der Katastrophe von Mohács bestanden, aus Schutt und Verfall wieder erstehen lassen. Der Einwohner gab es zu dieser Zeit wenige und gering waren ihre Bedürfnisse; daher pflügte der Ackersmann nur wenig, gab von dem geringen Ertrag dem Grundherrn seinen Zehnten und verzehrte das Übrige selbst. Kaum daß ein Erzeugniß zum Verkauf gelangte; übrigens bestimmte bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts das Gesetz den Preis des verkäuflichen Getreides, und zwar durften fünf Kübel einen Gulden kosten. Was der Landwirth pflügte, das wurde in vielen Gegenden im Rahmen der Dreifelderwirthschaft bebaut; es gab auch Gemarkungen, wo, wie in der Gegend von Debreczin, ein Flurzwang in Anwendung stand, so daß z. B. der Landmann alljährlich ein Fünftel des innegehabten Ackerbodens mit Winter- und Sommergetreide bebauen mußte.

Eine Änderung der Gebarung erfolgte zuerst 1611 jenseits des Királyhágó (in Siebenbürgen). Waren bisher Pflug und Sense die hervorragendsten landwirthschaftlichen Geräthe gewesen, so erhielt seit der Einbürgerung der Maispflanze (welche im erwähnten Jahre durch die Türken nach Siebenbürgen gelangte, auf der Murinsel aber, aus Italien eingeführt, seit 1612 gebaut wurde) auch die Haue ihre Rolle zugetheilt. Der Mais wurde in Ungarn bald beliebt und seither ist nur noch eine Culturpflanze, die Kartoffel, zu uns gelangt, um bis auf den heutigen Tag für den Gang der Landwirthschaft ebenso große Wichtigkeit wie der Mais zu erlangen.

Am Anfang des XVII. Jahrhunderts begann man außer den Brodfrüchten in den jazygisch-kumanischen Gegenden auch die Hirse, unter den Gespinnstpflanzen im Oberland den Flachs und im Süden des Landes den Hanf, von den Hülsenfrüchten aber die Bohne häufiger zu bauen. Von Gewürzpflanzen baute man den Safran, der für den Herrentisch so gesucht war, daß man ein Pfund der Trencsiner Waare mit 24 Gulden (damals ein ungeheurer Preis) bezahlte, während der Safran aus der Wiener Gegend kaum mit 14 Gulden verwerthet werden konnte.



Ungarisches Bauernpferd.

Das XVIII. Jahrhundert brachte mehrere Ereignisse, welche von großem Einfluß auf die Landwirthschaft Ungarns waren, ein solches war die Regelung des „Urbariums". Auf dem Gebiete der Pflanzencultur waren es wichtige Ereignisse, daß zu Ende des Jahrhunderts Studenten, die aus Deutschland heimkehrten, wieder ein der Haue bedürftiges Gewächs mitbrachten, welches in den nördlichen Landstrichen, aber auch in den sandigen Theilen des Landes für den Geschäftsbetrieb sehr wichtig wurde, nämlich die Kartoffel, und daß ungefähr zur nämlichen Zeit Samuel Tessedik die Luzerne einführte.

Der ungarische Bauer ackerte, mehr oder weniger gut, so viel Land um, als er für genügend hielt, um mit dem Ertrag den Bedarf seines Hauses zu bestreiten; eine bessere Cultur, eine Pflege der Saaten kannte er nicht, den Segen der guten Ernte erwartete er

nicht von der rationellen Arbeit, sondern erhoffte sie als eine Gabe des Himmels. So ging der Pflanzenbau nach der vom Vater auf den Sohn vererbten Weise vor sich und als Zweck wurde, über die Bestreitung des häuslichen Bedarfes hinaus, höchstens noch die Befriedigung der örtlichen Bedürfnisse betrachtet.

Von der Art und Weise der Pflanzencultur unterschied sich ganz bedeutend die Viehzucht oder richtiger: das Halten von Vieh, welches den ungarischen Landwirth schon etwas mehr interessirte. Zu Pferde waren die Magyaren in dieses Land gekommen, zu Pferde waren sie gewohnt die Geschäfte im Krieg und Frieden zu betreiben, so ist es denn natürlich, daß die Vermehrung der Pferdezahl sie in erster Reihe beschäftigte. Sie vermehrten jenes kleine, nicht edle, auch nicht hinreichend schöne, aber stramme, unermüdliche und muthige orientalische Pferd, welches in manchen Gegenden des Landes noch jetzt zu finden ist. Dieses sattelten sie, wenn sie ihre Beutezüge in fremdes Land machten; auf diesem entkamen sie, wenn das Glück der Schlacht ihnen den Rücken wandte, auf diesem zogen sie hinab vor Byzanz, dessen Thor unter dem magyarischen Streitkolben erdröhnte. In der That muß jener Pferdeschlag unendlich zäh und schier unverwüstlich gewesen sein, auf dem unsere Vorfahren die lange, vielumstrittene Heerfahrt der Landeseroberung zurücklegten und hierauf besonders unter den Herzogen Zsolt und Taks von 907 bis 970, also im Laufe von 63 Jahren, 32 große Kriegszüge durchführten, welche von Constantinopel bis zum Ocean, von Süditalien bis zur Nordsee fast alle Länder abenteuernd berührt haben.

Auch das Hornvieh haben die Magyaren wahrscheinlich bei ihrer Einwanderung aus Rußland mitgebracht, und das mit hohen, schöngewundenen Hörnern geschmückte „Zackelschaf", das auch in Südrußland heimisch ist, hat das magyarische Volk vermuthlich schon auf der Wanderschaft nach der neuen Heimat begleitet. Thiere halten, das Leben des Hirten führen und — kämpfen, war das Element des Magyaren; sein tägliches Brod durch Feldarbeit gewinnen, behagte ihm weniger, und deßhalb fühlte er sich mehr nach dem flachen Theile des Landes hingezogen, wo der Hirt ein leichteres Leben hatte, wo er sein flinkes Roß, sein ansehnliches weißes Rind leichter züchten konnte.

Aber noch aus einem anderen Grunde mußte der Ungar das Vieh als seine eigentliche Habe betrachten, denn wenn der Schreckensruf: „Die Tataren kommen!" durch das Land scholl, schwang sich jeder wehrfähige Mann aufs Roß, das Vaterland zu vertheidigen, die Greise, Frauen und Kinder aber flüchteten sich und das Vieh in Wälder und Gebirg. War dann der verheerende Sturm vorbei, so kehrten aus Röhricht, Wald und Gebirge die Entflohenen zurück, trieben ihr Vieh wieder herzu und begannen ihr Heim flugs wieder aufzubauen.

Das ungarische Pferd wurde im Mittelalter für das Ausland nicht gekauft, denn der gepanzerte und bewehrte schwere Reiter brauchte ein anderes stärkeres und schwereres

Roß; Hornvieh aber wurde zeitweilig schon damals ausgeführt. So gingen Viehtransporte nach Böhmen, Österreich, und im Durchzug durch dieses nach Deutschland, ja über Buccari nach Italien, und obgleich Varro das weiße Vieh der Scythen erwähnt und anderseits gemeldet wird, die Gothen und Longobarden hätten weißes Vieh nach Oberitalien gebracht, ist es doch wahrscheinlicher, daß das weiße, großgehörnte, primogene Rind mit jenen Transporten über Buccari in die römische Campagna gelangt ist. Die regelmäßige Viehausfuhr aus dem Lande begann aber erst nach der Schlacht bei Mohács und wenige Jahrzehnte später gingen schon gegen 80.000 Stück jährlich außer Landes. Später sicherte sich Wien das ungarische Vieh durch Vertrag und eine Zeit lang war es Lukas Bánffy, später die Stadt Preßburg, welche die Lieferungen bewerkstelligte.

Nach der Türkenzeit erholte sich Ungarn langsam von seinen Schäden. Der geringe Bedarf der dünn gesäten Bevölkerung ließ sich leicht decken und der Pflanzenbau beschäftigte sich zumeist mit Gewinnung der Brotfrüchte, aber nur in solchen Mengen, daß dem örtlichen Erforderniß genügt sei; das übrige Land blieb brach liegen und wurde vom Vieh beweidet, daher denn die Viehzucht der Hauptfactor in der Landwirthschaft werden mußte. So ging es fort bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts; da ereignete sich wieder etwas Bemerkenswerthes, nämlich die Einführung des Merinoschafes. Bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte sich die Schafzucht auf die Gebirgsgegenden und auf einzelne Gebiete der großen Ebene beschränkt, während sie in den übrigen Theilen des Landes nur vereinzelt betrieben worden war. Überall aber hielt man nur das Schaf mit gemischter Wolle, und zwar auf dem flachen Lande das malerisch schöne, gehörnte ungarische Schaf, das jetzt im Aussterben begriffen ist. Dieses wurde gemolken, dieses lieferte die Wolle zum Szür (Lodenmantel), aus der Lammwolle machte man Herrentuch und Hüte, aus dem Felle Ledermantel (suba) und Lederjacke (ködmön), den wichtigsten Theil der Volkstracht. Der Erzbischof von Gran, Szelepcsényi, machte im Jahre 1666 Kreuzungsversuche zur Umgestaltung des ungarischen Schafes, sie hatten aber keinen Erfolg und gingen sogar spurlos vorüber. Unter der Regierung und auf Anordnung der Königin Maria Theresia wurden die ersten erfolgreichen Schritte gethan, die Schafzucht in anderer Richtung zu entwickeln; die Einfuhr der paduanischen Schafe und die Versetzung der Merinos nach Markopail begründeten eine neue Ära. Kaiser Josef, der sich überzeugt hatte, daß die eingeführten spanischen Schafe erfolgreich gezüchtet wurden, wünschte die Wollindustrie zu fördern und dadurch auch auf eine Hebung der Schafzucht zu wirken. Er traf also vor Allem Maßregeln, um die Einfuhr von Stoffen zu erschweren. Im Jahre 1784 verbot er, ausländische Tuche einzuführen und richtete gleichzeitig Stammschäfereien für Merinos ein, wie die zu Buda-Örs eine war, damit jene Landwirthe, welche das spanische Schaf zu züchten wünschten, in der Lage wären, sich tüchtige Zuchtthiere

zu verschaffen. Später geschah auch auf dem Gebiet der Pferdezucht ein ungemein wichtiger Schritt durch die 1775 erfolgte Gründung des ersten ungarischen Staatsgestüts zu Mezőhegyes, worauf 1789, gleichfalls noch unter Kaiser Josef, ein zweites Gestüt zu Bábolna, Anfangs als Filiale von Mezőhegyes, zustande kam. Er war es ferner, der 1787 die Thierarzneischule zu Budapest gründete, welche später gleichfalls einen bedeutenden Einfluß auf die ungarische Landwirthschaft gewann.

Von den Factoren des landwirthschaftlichen Gewerbes war am Ende des vorigen Jahrhunderts in Ungarn nur das Materiale vorhanden, an Arbeitskraft fehlte es und, man darf wohl sagen, auch an Fachkenntniß, die Erfahrung aber, welche jene ersetzen konnte, war bei der landwirthschaftlichen Bevölkerung ebensowenig vorhanden. Dies hat ein großer Sohn Ungarns eingesehen, „den der große Ertrag eines großen Besitzes nur deßhalb freute, weil er dem Vaterlande von dem Vielen, was er sein nannte, viel geben konnte;“ auf eigene Kosten gründete er 1797 eine landwirthschaftliche Fachschule auf wissenschaftlicher Grundlage, die erste in Europa, und ließ daselbst Unterricht in der Landwirthschaft ertheilen. Dies war Graf Georg Festetics, dessen die Landwirthe dankbar gedenken, denn sein „Georgikon“ zu Keszthely wurde die Wiege des landwirthschaftlichen Fortschrittes in Ungarn.

Das Ende des Jahrhunderts warf einen blutigen Abendschein über Europa und auch das Morgenroth des neuen Jahrhunderts war mit Blut gefärbt; daher mußte in der Förderung des landwirthschaftlichen Fortschrittes, einer Thätigkeit, die des Friedens nicht entrathen kann, eine Pause eintreten. Im zweiten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts aber begann gerade die im Georgikon zu Keszthely ausgebildete Generation bereits mit Erfolg am Wettbewerb theilzunehmen und zwar erkämpfte sie ihre ersten Siege auf dem Gebiete der Schafzucht, so daß um diese Zeit die Wollausfuhr 9,500.000 Kilo, im dritten Jahrzehnt gar 13,000.000 Kilo betrug und man füglich sagen kann, dies sei damals Ungarns einziger Ausfuhrartikel von erheblichem Werthe gewesen.

Wie wir gesehen, hat Ungarn in den verflossenen Jahrhunderten im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt wenig producirt und noch vor einem halben Jahrhundert stand das Verhältniß der Production auf der alten Stufe. Der Grund war, daß das Land seine Erzeugnisse nicht auf den Markt zu bringen vermochte, daher denn die landwirthschaftliche Betriebsweise eine sehr extensive war. Graf Stefan Széchenyi wollte dem abhelfen und legte, indem er den Verein für Pferdezucht ins Leben rief, den Grund zum Landesagriculturverein, welche Körperschaft ein so wichtiger Factor des landwirthschaftlichen Fortschrittes ist. Er eröffnete auch die ersten wichtigeren Verkehrsstraßen, was ganz erstaunliche Folgen hatte. Der Pflanzenbau steigerte sich, neue Zweige der Thierzucht erstanden, kurz die ungarische Landwirthschaft begann ein ganz neues Bild zu zeigen. Einer

der mächtigsten Beförderer dieser Umgestaltung war der Palatin Josef, dessen Andenken im Herzen jedes ungarischen Landwirths immerdar leben wird.

Die Schweinezucht genügte in Ungarn bis ins vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nur dem Localconsum und inländische Schweine wurden nur in sehr geringer Anzahl und auch nur nach Budapest und einigen Städten des Oberlandes versendet; aber auch der städtische Verbrauch war damals sehr gering, da die Arbeiter kein Schweinefleisch aßen, ja der Handwerksgehilfe, wenn er in Arbeit trat, es sich eigens ausbedang, dieses



Ungarisches Schaf.

Fleisch höchstens zweimal wöchentlich vorgesetzt zu bekommen. Indeß wurde zu jener Zeit in Ungarn schon ein recht lebhafter Durch- und Ausfuhrhandel mit Schweinen betrieben, dessen Material freilich nur serbische Transporte, über Raab oder Ödenburg, bildeten. Die serbischen kraushaarigen Schweine und der Handel mit diesen erregten die Aufmerksamkeit des Palatins Josef, er sandte einen Einkäufer nach Serbien, der ihm als Geschenk des Fürsten Milosch Zuchtmaterial mitbrachte; dieses setzte ihn in den Stand, die Herde von Kis-Jenö anzulegen, diese Stammmutter der ungarischen Schweinezucht, deren Zuchtmaterial im ganzen Königreich — die zur Mast bestimmten Thiere abgerechnet, jetzt einen Werth von 75 Millionen Gulden darstellt.

Es kam das Jahr 1848, das auch für die Landwirthschaft Ungarns epochemachend wurde. Das Urbarialwesen hörte auf, die Aufhebung der Hörigkeit wurde ausgesprochen, der Ackerbauer wurde selbständiger Herr seines Grundbesitzes. Nach 1855 wurde infolge der Grundbuchsverordnung commassirt die Weiden wurden abgesondert, zum Theile umgebrochen, was die landwirthschaftliche Gebahrung im ganzen Lande veränderte. Alle kleinen Besitzer, aber auch viele große, brachen den ihnen zugefallenen Antheil der Gemeinweide um, was die Viehzucht des Landes auf lange Jahre hinaus beeinflußte, indem es vor Allem die Zahl der Thiere verringerte. In den Fünfziger-Jahren, besonders aber im Jahre 1861 waren die hohen Getreidepreise von verführerischem Reiz zu Gunsten des Getreidebaues, die Viehzucht wurde sowohl vom kleinen als vom großen Grundbesitzer vernachlässigt, „Weizen" war das Schlagwort und Jedermann war bestrebt, so viel Weizen als möglich zu produciren, aber nur die geschulten Landwirthe pflegten auch dem Boden, was ihm durch diese Cultur entzogen worden war, wieder zu erstatten. So bildete sich eine Art Raubwirthschaft heraus, die geradenwegs zur Armuth führte.

Als die leitenden Männer sahen, daß die auch theoretisch gebildeten Landwirthe nicht diesen unrichtigen Pfad gingen, erkannten sie als besten Führer auf den richtigen Weg die Verbreitung der Fachkenntniß und bestrebten sich Lehranstalten zu errichten, an denen Jeder, der die landwirthschaftliche Laufbahn einzuschlagen wünschte, sich die nöthigen Kenntnisse aneignen konnte. In Keszthely, Debreczin, Kolozs-Monostor und Kaschau wurden nach einander landwirthschaftliche Anstalten eröffnet und überdies an verschiedenen Orten Ackerbau- und Weinbauschulen gegründet. Auch die Fachliteratur nahm einen stärkeren Aufschwung.

Und welches ist das gegenwärtige Bild der Landwirthschaft in Ungarn? Haben etwa die Verschiedenheiten, welche in den verschiedenen Gegenden des Landes bestanden, aufgehört? Nein, sie bestehen noch jetzt und sie werden auch fernerhin bestehen. Geographische und klimatische Verhältnisse, Beschaffenheit des Bodens und die Menschen selbst, welche den Landbau betreiben, sind in Ungarn so verschieden, daß die ungarische Landwirthschaft allezeit höchst abwechslungsvoll bleiben wird.

Was sehen wir, wenn wir heute den Blick über das Land hingleiten lassen? Sehen wir noch jene endlosen, grasigen Puszten, jene unbegrenzten Weidegründe, welche keine Pflugschar jemals geritzt hat? Wohl erblicken wir hier und da auch noch solche, sehen wir uns aber im westlichen Theile des Landes um, im sogenannten Lande „jenseits der Donau", so werden wir auch gewahren, daß die Landwirthschaft daselbst streckenweise schon in der Verfassung ist, erfolgreich mit der der vorgeschrittenen Länder Europas zu wetteifern. An vielen Orten bearbeitet der Kleingrundbesitzer seinen Boden gartenmäßig, jedes Fußbreit ist besät, bepflanzt, kein Grashalm geht verloren und der Landwirth

trachtet mit allen möglichen Abfällen dem Boden zu ersetzen, was er ihm durch die Production entzogen hat.

Derart behandelter Großgrundbesitz, wie er in diesem Theile des Landes vorkommt, ist anderwärts seltener. Als Beispiele dafür können wir etwa anführen: die Pachtherrschaft von Kapuvár, die Fabrikswirthschaften im Eisenburger Comitat, vor Allem aber die Ungarisch-Altenburger Herrschaft des Erzherzogs Albrecht, wo sich die größte Milchwirthschaft des Landes befindet, mit 1835 Stück Milchkühen, während der ganze Zuchtbestand sich auf 3399 Stück beläuft. Diese Herrschaft ist in Wahrheit ein landwirthschaftliches Muster von zweckmäßigster und in Allem nachahmenswerther Einrichtung. In diese Reihe gehören noch die Landwirthschaften der königlich ungarischen Gestütsdomänen von Bábolna und Kisbér, würdige Rahmen der ungarischen Staatsgestüte. In Bábolna ist das Material des Staatsgestüts zum Theil rein arabisches Blut und von arabischem Typus, der größere Theil aber Halbblut; mit diesem Material hat man die Starrheit jenes Schlages gebrochen, der sich in der Hand des Volkes befand und dessen Verbesserung ein so wichtiges Interesse darbot. Im Gestüt von Kisbér, welches 1853 gegründet wurde, wird englisches Vollblut und auch Halbblut von englischem Ursprung gezogen. In Kisbér ist nicht nur die Elite des auf dem Continent befindlichen Vollbluts vereinigt, man sieht daselbst nicht nur den besten Charakter und die beste Form von Halbblut, sondern es ist überhaupt eine so treffliche, zweckmäßige Gebahrung heimisch, daß sie jedem Fachmann zur Freude und jedem Rathbedürftigen als Vorbild dienen kann. Dies erklärt es, warum man aus den fernsten Landen dahin pilgert, und, wenn man einmal da gewesen, mit Entzücken an das Gesehene zurückdenkt.

In Bábolna beträgt der Effectivbestand des Gestüts 592 Stück, darunter 155 Mutterstuten; zu Kisbér 553 Stück, worunter 26 englische Vollblut-Mutterstuten und 127 Halbblut-Mutterstuten, überdieß acht englische Vollblut-Zuchthengste vorzüglichster Art stehen.

Nicht nur an den oben erwähnten Orten, sondern im Allgemeinen bei allen größeren Grundbesitzern, oder den Verwaltern ihrer Güter ist die gehörige Fachbildung vorhanden, die sich in der Betriebsweise kund gibt. Die Besitzungen sind commassirt, der Cultur-Ingenieur, dieser neuere wichtige Factor des landwirthschaftlichen Fortschrittes, hat, wo nur irgend Raum dazu war, seine heilsame Thätigkeit begonnen. Auf diesen Besitzungen sind die Grenzen, ja selbst die Ränder der einzelnen Tafeln mit Bäumen bepflanzt, unter denen die Obstbäume immer häufiger werden. In diesem Theile des Landes erstarkt auch schon der Associationsgeist; die Kleingrundbesitzer beginnen zum Ankauf von Maschinen, ja da und dort auch zur Anschaffung besserer Zuchtthiere Genossenschaften zu bilden. Deßgleichen ist das Material der Pferdezucht schon massiger, das Halten von schwereren

für langsame Arbeit tauglichen Pferden nimmt zu, aber auch die Zucht im Allgemeinen beschäftigt sich heute lieber mit dem englischen Halbblutpferde.

Infolge übermäßigen Getreideanbaues hat in den Siebziger-Jahren die Hornviehzucht, sowie infolge der Concurrenz australischer Wollen die Schafzucht im ganzen Lande abgenommen. Die Zahl des Hornviehs hat sich verringert, aber auch dessen Qualität ist minder geworden, besonders dort wo man die einheimische Race züchtete, und es fehlte an einem anderen, zum intensiveren Betrieb passenden Typus in jenen Gegenden, wo die Zucht der einheimischen Race sich nicht mehr nutzbringend genug erwies, in anderer Richtung aber es wünschenswerth erschien, Milchvieh heimisch zu machen.

Die Regierung zog die Verhältnisse der einzelnen Gegenden in Betracht und arbeitete einen bestimmten Züchtungsplan aus, nachdem sie erst das ganze Land in Züchtungsbezirke eingetheilt hatte. Sie unterstützte die Errichtung der für die Züchtungsbezirke nothwendigen Pepinièren, wies den Gemeinden Zuchtthiere aus dem Züchtungsbezirke zu, und zwar so reichlich, daß im letzten Jahre 1.008 Zuchthiere auf diese Art der Benützung, respective ins Eigenthum des landwirthschaftlichen Publicums überlassen wurden. Dieses Verfahren war außerordentlich fruchtbringend, was am besten durch den Umstand bewiesen wird, daß der Hornviehbestand des Landes, dank dieser Unterstützung, in den letzten Jahren um 334.396 Stück zugenommen hat. Bei der Eintheilung in Züchtungsbezirke wurde für den westlichen Theil des Landes und das nordwestliche Grenzgebiet, sowie für das bessere Mittelgebirge davor, das rothscheckige, großgestirnte Rind bestimmt, das sich auch im westlichen Landestheile rasch verbreitet; täglich bilden sich Stammherden, die Stallwirthschaft gewinnt von Tag zu Tag an Raum und überhaupt weicht die alte ungarische Wirthschaft dem intensiven Betrieb.

Auch das Bild der Schafzucht hat sich in dieser Gegend geändert. Das kleine, flinke, immer hungrige, immer fressende und doch so schwer mästbare Merino vom Elektoraltypus ist seltener geworden; erst gewannen die massenhaften Negretti, neuerdings das schwere Merinoschaf von französischem Typus Raum in der Züchtung und breiten sich schon beträchtlich aus, besonders bei den mittleren Grundbesitzern.

In den westlichen Landestheilen haben sich stellenweise die Thore der Schafställe auch schon dem englischen Fleischschafe geöffnet und werden sowohl die Cottswolds, als auch die Downschafe von schwererem Körper zu Kreuzungen benützt, welche die Hervorbringung von Nutzindividuen bezwecken. Diese Thätigkeit beweist, daß der Landwirth in dieser Gegend einen anderen Weg eingeschlagen hat; sein Zweck ist jetzt Intensivität, er betrachtet als seine Aufgabe den Ersatz dessen, was er dem Boden durch die Production entnommen hat, ein Bestreben, dem die Nähe der Consumgebiete, sowie die Leichtigkeit des Verkehrs sehr entgegenkommt.

Wenn Jemand mit der Eisenbahn von Westen in unser Vaterland kommt und die March überschreitet, erblickt er in nordöstlicher Richtung von der Donau eine Bergkette, die sich von da ohne Unterbrechung wieder bis zur Donau hinabzieht und mit diesem Bogen das ganze Land bis zu den südlichen Strichen hinab rings umfaßt. Dieses Gebirge sind die Karpathen, ihr Gebiet im Norden ist das zweite Territorium, welches wir in landwirthschaftlicher Hinsicht ebenfalls gesondert zu betrachten haben.

Wir dürfen nicht behaupten, daß der Feldbau da im Allgemeinen der wichtigste Zweig der Urproduction sei. Einer solchen Behauptung könnten so Manche und besonders die Forstleute mit Recht widersprechen; die Forstcultur ist da in der That von hoher Wichtigkeit, und es ist zu bedauern, ja geradezu schädlich, daß die Besitzer gerade in den Grenzcomitaten nicht die Forstcultur für wichtiger halten und vor allem Anderen mit voller Energie betreiben.

In den reicheren Thälern der Mittel-Karpathen hat der Getreidebau noch die Oberhand und es wird ihm dort von Seite der Landwirthe noch größere Sorgfalt zutheil; Gerste und Klee haben sich noch nicht die ihnen gebührende Rolle erkämpft, und dabei sind auch die Ställe mit keinem solchen Material bevölkert, wie es dort mit dem meisten Nutzen zu züchten wäre.

Im gebirgigen Theile des Landes ist dies der allgemeine Zustand; doch finden sich hievon auch wesentliche Abweichungen, die sich über weite Gebiete erstrecken. Im Preßburger Comitat und im Norden der Comitate Neutra und Bars, im romantischen Waagthal, finden sich alle die oben erwähnten Anforderungen des Fortschritts; der Landwirth hält sich das Princip des Gleichgewichtes vor Augen, er producirt schon mehr Futter und trachtet, durch intensive Behandlung auf einer kleinen Fläche möglichst viel zu ernten, Haus und Garten des kleinen Grundbesitzers sind wohl geordnet, seine Scheuer zeigt, daß sein Fleiß nicht unfruchtbar gewesen, nur in seinem Stalle sind die Thiere — mit Ausnahme der Pferde — noch nicht so beschaffen, daß sie das producirte Futter gehörig zu verwerthen im Stande wären.

In den Gebirgsgegenden, welche alpinen Charakter haben, steht es schon anders. In den Comitaten Thurócz, Árva, Sohl und Liptau mußte man früher, als es noch keine Eisenbahn gab, die erforderliche Brotfrucht selbst erzeugen, da der Transport dahin schwer und theuer war; daher strebte der Landwirth aus allen Kräften dahin, so viel Getreide einzubringen, als zur Deckung seines Hausbedarfes gehörte, und so viel Kartoffeln, als die Leute unter seinem Dache zu ihrer Nahrung bedurften, hatte er aber nicht so viel, so hieß es eben darben. Er bepflanzte also den wenigen Ackerboden am Fuße der Berge mit Brotfrüchten und Kartoffeln, während er an den etwas geneigteren Stellen für seine Kuh oder sein Pferd so viel zu mähen suchte, als zum Überwintern ausreichen

mochte; Überfluß aber kannte der Landwirth nie und nimmer, so wenig wie sein Hausvolk und Hausvieh; den Mangel, die Noth kannten sie aber um so genauer. Der Wohlhabendere kaufte, und kauft sich Schafe, läßt sie übersommern und melkt sie, um sie im Herbst, wenn sie fett geworden, zu verkaufen, oder, wenn sie nicht verkaufbar, zu schlachten. Im Frühling können wir noch jetzt melkbaren Schafherden begegnen, welche jenseits des Királyhágó gekauft sind, und von Bauern in breitkrämpigen Hüten dorther, oft sogar längs der Eisenbahn zu Fuße, denn so kommt es billiger zu stehen, nordwärts getrieben werden. Aus ihrer Milch werden der „Tátraer" und Liptauer Topfenkäse bereitet und der vielfach beliebte mit grüner Rinde bedeckte Klenóczer Käse. Drunten im Thale steht das Holzhaus des Landwirthes. Am Ende des Hofes erhebt sich die Scheuer; Häuser und Scheuern stehen so nahe beisammen, daß bei einer Feuersbrunst das ganze Dorf unrettbar verloren ist. Das Feld ist theils mit Getreide: Korn, Gerste, Hafer, theils mit Kartoffeln bestanden; Klee, Wicken und andere Futterpflanzen sieht man selten; hie und da erfreut ein Streifchen Leinsaat das Auge. Dem Vieh sieht man den Mangel der Futterproduction nur zu sehr an, noch mehr aber zeigt sich dies an den ausgesogenen Äckern. Auf den Bergweiden oder Alpen gibt es keine Sennereien; dort ist es nicht Sitte, die Weiden zu räumen und zu düngen, damit Heu wachse und zu schlimmen Zeiten ein Ersatz für die Weide vorhanden sei; meist ist keine Sennhütte da und kein Stall, in dem die Thiere die kalte Nacht zubringen könnten; darum weiden nur Jungvieh und Schafe oben im Gebirge. Die ersten Versuche von Alpenwirthschaft sind bis jetzt nur in den östlichen Karpathen zu finden. Der Wald war der Reichthum dieser Gegend, aber den Wald hat der Besitzer verwüstet und die Waldverwüstung macht sich jetzt auch schon in der Landwirthschaft fühlbar; in einzelnen Kreisen, z. B. im Csaßaer Kreise des Trencsiner Comitats, beginnt dies nur zu augenfällig zu werden und es wäre ein Glück, wenn man diesen ganzen Kreis, wie nicht minder den oberen Theil des Zempliner Comitates, wo der Boden so arm ist, der Fichte überlassen wollte und der Landwirth anderwärts ein ergiebigeres Terrain für seine Thätigkeit suchen würde.

Zwischen dem oberen Theile der Comitate Liptau und Sáros liegt die Zips, deren Bild sich wieder ganz anders darstellt. Die Häuser in den Dörfern sind aus Stein gebaut und recht geräumig, die Scheuern sind groß und selten leer, jedes Haus hat seinen Garten und der Zipser Landwirth weiß, wenn auch nicht ohne Anstrengung, die Gartengewächse für seine Familie zu erzielen. Die Äcker sind gut bebaut, Getreide und Kartoffeln wechseln ab und dazwischen keilt sich überall der Klee ein, auch Wicken und Rüben finden ihren Platz. Der Flachs wird schon wichtig, was seine ausgedehnte Cultur hinlänglich beweist.

Die Pferde der Zipser Landwirthe sind besser, ihr Vieh, wenn auch keineswegs tadellos, denn in keiner einzigen Gemeinde des Comitats ist eine Herde von gleichmäßigem

Schlage zu finden, ist doch besser genährt und gepflegt, als in den benachbarten Comitaten. Hinsichtlich der Hervorbringung eines gleichmäßigen Typus steht der Zips nur das Sároser Comitat voran, wo neuestens die strebsamen Grundbesitzer dem Kleinbauern in dieser Richtung ein gutes Beispiel geben.

Auch die östliche Grenze ist, wie die nördliche, von einem Gebirgsrahmen eingeschlossen; dieser umfängt das alte Siebenbürgen, das heißt jenen Theil des Landes, den wir „jenseits des Királyhágó“ nennen. Der Rahmen ist überall felsig, die Berge sind



Zigaya-Schaf.

hoch, es gibt schneebedeckte Gipfel, unterhalb deren sich fette Almen hinstrecken, während noch weiter unten die Abhänge mit Buchen- oder Nadelholzwäldern bedeckt sind. Dieser Landestheil hat auch in seinem Innern höhere Bergketten, über die sich vorzügliche Alpenweiden hinziehen, doch gibt es auch welche, z. B. die Bergkette oberhalb Gyalu, deren Alpenweiden nur noch zweiter Classe genannt werden können. Mit Ausnahme des Grenzgebirges und der erwähnten Bergketten ist das übrige Gebiet dieses Landestheiles wellenförmig und enthält nur stellenweise breitere Thäler, die man Niederungen nennt, wirkliche Ebenen aber gibt es da nicht. Der Boden ist in den Thälern der Gebirge, etwa mit Ausnahme jener in den Gyaluer Bergen, zum landwirthschaftlichen Betrieb sehr geeignet.

Unter den Bewohnern des östlichen Grenzgebietes sind in erster Reihe die tüchtigen Székler zu nennen. Der Székler wirthschaftet nicht nur im Thale, sondern auch droben auf der Alpe; unten pflügt und sät er, auf der Alpe freilich ist der Ackerbau primitiv. Wenn er nach einmaligem Ackern die Saat ausgestreut und als Egge eine abgehauene Fichte darüber gezogen hat, ist er mit seiner Bearbeitung fertig und wartet nun die Ernte ab, deren Ertrag auch in der Regel nur dieser Cultur entspricht, das heißt dem Landwirth meist nur das Doppelte der Aussaat einbringt.

Eine eigentliche rationelle Alpenwirthschaft hat es bisher nicht gegeben; die Alpen wurden in der angegebenen Weise benützt oder dienten, wenn sie nicht aufgebrochen wurden, den Kälbern als Sommerweide, oder wurden von den Fohlen und Schafen abgegrast. An guten und sicheren Nachtherbergen fehlte es oben auf der Alpe auch, so daß Nachts der Wolf, Tags der Bär seinen Zehnten von der Herde nahm, obgleich der Hirt sie mit geladenem Gewehr hütete.

Das hier gezüchtete Schaf ist entweder dasjenige, das wir am besten das Zackelschaf der „mezöség“ (Hügelland in Siebenbürgen) nennen können, oder das „Zigaya“-Schaf, welches, da es ebenso gut milcht wie jenes, auch ebenso wohlschmeckendes Fleisch gibt, und dabei keine filzige Mischwolle, sondern gute reine Wolle producirt, wohl eine größere Beachtung verdiente.

Das Schwein spielt nur eine zweite Rolle und, wie vor Jahren diesseits des Királyhágó, so züchtet man in Siebenbürgen an der Landesgrenze auch heute nur Schweine für den Hausbedarf, wobei es sogar vorkommt, daß man diesen durch Thiere decken muß, die aus Rumänien eingeführt werden.

Auf die Rindviehzucht wird indeß mehr Sorgfalt verwendet; der Székler-Grenzer selbst züchtet und zieht auf. Das Kalb kauft er drunten im Hügelland und treibt es, zum fertigen Ochsen aufgezogen, nach Sächsisch-Regen, Maros-Vásárhely, Udvarhely oder Keresztur zum Verkauf, „von wo es in ferne Lande verführt wird“.

Als das Land in Züchtungsbezirke eingetheilt wurde, war Anfangs beabsichtigt, in der Gegend der östlichen Grenzberge das dachsgraue Rind der Alpen zu verbreiten. Gerade zu jener Zeit jedoch wurde gegen Rumänien die ständige Grenzsperre für Wiederkäuer eingeführt; um nun diese leichter aufrecht zu erhalten und den Schmuggel dadurch, daß diesseits eine von der grauen rumänischen, sowie von der weißen und rothen podolischen abweichend gefärbte Race gezüchtet wurde, besser verhindern zu können, bestimmte man für jene Gegend eine entsprechende, und zwar die Pinzgauer rothscheckige, von welcher in jene Gegend während weniger Jahre Zuchtmaterial für vierundzwanzig Zuchtstationen eingeführt wurde. Es steht übrigens zu hoffen, daß, wenn die Bevölkerung auch Futter baut und ihre Alpen zu cultiviren beginnt (worunter wir die nöthige Reinigung,

Umpflanzung mit Bäumen und Düngung der besseren Theile verstehen), auf der verbesserten Alpe die Züchtung dieser Race ebenso gelingen werde, wie auf dem von Natur verwandten Gebiete des Krassó-Szörényer Comitates.

Das kleine Székler Pferd, das schon in alten Zeiten einen guten Ruf gehabt hat, ist in Umgestaltung begriffen. Im Csiker Stuhl wird es vom Landwirth noch gehalten, anderwärts aber tritt die Wirkung der größeren und kostbareren staatlichen Zuchthengste schon sichtlich in den Vordergrund und im Stalle jedes Geistlichen, Hofrichters und Grundbesitzers steht, wenn auch kein gut gepflegtes, aber ein gutes Pferd, das die alte Race leicht vergessen läßt. Die Besserung ist entschieden den aus dem königlich ungarischen Gestüt zu Fogaras hervorgegangenen Zuchthengsten zu danken; diese könnten gar nirgends an einen besseren Ort gelangen, als in das Széklerland und überhaupt in die östliche Gebirgsgegend.

Das Staatsgestüt in Fogaras wurde 1873 eingerichtet. Das Stammmaterial dazu kam theils von Lippiza, theils ist es Lippizaner Ursprungs; es wurden aber dahin auch Pferde von Mezöhegyes versetzt, welche aus der Kreuzung von Lippizanern mit arabischem Blut hervorgegangen waren, und man bestrebt sich jetzt, aus diesem einen gleichmäßigen, conformen Stamm zu bilden. Das Gestüt in Fogaras besteht aus 415 Stück, worunter 106 Mutterstuten. Die Fogaraser Pferde sind vielleicht etwas gedrungener als die Lippizaner; ihre Fesselung ist besser und sie geben diesen an Strammheit nicht viel nach. Neuerdings beginnt das Publicum die Eigenschaften dieser Pferde immer mehr zu würdigen, was am besten aus den Preisen hervorgeht, die man auf Versteigerungen selbst für „Fogaraser Schimmel" bezahlt. Und diese Pferde verdienen in der That eine solche Werthschätzung. Auf der Budapester Pferdeausstellung des Jahres 1885 sah man eine aus „Plutos" Familie stammende Stute, welche, von einem ziemlich schweren Reiter geritten, in sieben Tagen von Fogaras nach Budapest gekommen war, und in Schäßburg haben wir eine Husarenschwadron gesehen, welche großentheils mit Abkömmlingen von Fogaraser Zuchthengsten beritten gemacht war, und wir können versichern, daß wir noch niemals bessere gesehen haben.

In der Nachbarschaft des fleißigen, in seiner kleinen Wirthschaft unermüdlichen Széklers wohnt der Csángó-Székler, der sich von den anderen Széklern in Tracht und Beschäftigung unterscheidet, da er mehr ein Hirtenleben führt und, wie es scheint, bei ihm weder Mann noch Weib an der Gärtnerei besonderen Gefallen findet. Der Csángó von Hétfalu ist hauptsächlich Schafhirt und zieht mit seiner Herde, welche auf der Alpe übersommert hat, bis in die Dobrudscha hinunter, um dort zu überwintern; so weit er aber auch ziehen mag, die Wolle, die er ihr abgeschoren, gelangt stets in die Hände des Kronstädter Tuchmachers oder Wollwäschers.

Gehen wir weiter der Grenze entlang, so sind die sächsischen Gemeinden in Besztercze-Naszód und deren fleißige Bewohner nicht nur der Erwähnung, sondern wegen ihrer Thätigkeit auch des Lobes werth. Die Häuser der Székler Gemeinde sind klein, aber reinlich und in Ordnung gehalten; die kleinere Scheuer beweist, daß dort die Wirthschaft, der Grundbesitz der Einzelnen klein ist und der Landwirth das zur Erhaltung seiner Familie Nothwendige durch gesteigerte Arbeit erwerben muß. Darum geht der Székler, wenn er die Arbeit auf seinem Erbe beendigt hat, in die Walachei, neue Arbeit zu suchen, oder weithin in die Fremde, mit „Weinwasser" (Sauerwasser) oder Brettern zu handeln. Dagegen ist der Besitz des Sachsen größer und das sieht man ihm in Allem an. Der sächsische Landwirth wohnt in einem aus Backsteinen oder Stein gebauten, mit Dachziegeln gedeckten großen Hause, seine Ställe sind geräumig, seine Scheuer ist groß und gleichfalls aus festem Material gebaut. Das Wohnhaus hat nicht zwei, sondern mehrere Fenster gegen die Gasse, doch guckt gewöhnlich nur durch zwei Fenster je ein Kind auf die Vorübergehenden hinaus. Die Feldarbeit besorgt oder leitet der Landwirth selbst, ja er greift mit an, wenn es notthut; die Fuhrmannsarbeit thut er selbst, die Arbeit zu Fuße ein gemietheter Knecht. Er bebaut das Land recht gut und seine Saat ist von lobenswerther Reinheit, so daß in dieser Hinsicht unter den Landwirthen jenseits des Királyhágó nur wenige sich mit dem Sachsen messen können. Er hat Schweine und Schafe, wie sie im Allgemeinen gezüchtet werden; seine Rindviehzucht, die er vernachlässigt hatte, beginnt neuerdings sich zu heben. Der Büffel hat da schon ein Züchtungsgebiet, ja man kann sagen, daß solche Büffel, wie an der südlichen Landesgrenze, z. B. in Fogaras, im ganzen Lande nicht wieder zu finden sind. Die Pferde der sächsischen Landwirthe sind massiver und größer, als die der Székler oder auch Rumänen, an Zähigkeit aber stehen sie denen der Székler nach. In den sächsischen Gemeinden findet auch das schwerere englische Halbblut seinen Platz. — Im Kronstädter Comitat hat neuerdings der Futteranbau einen erfreulichen Aufschwung genommen; der Klee gewinnt von Tag zu Tag an Raum und dies ist auch der dortigen Viehzucht anzumerken.

Starke Factoren zur Beförderung einer rationellen Gebahrung sind, neben der Empfänglichkeit der Landwirthe, unbedingt jene Ackerbauschulen in Földvár, Bistritz und Mediasch, doch wird gleichzeitig auch mit Eifer gearbeitet, daß das Wort zu Fleisch werde, und darin bieten die Vorstände der Behörden, die sächsische Universität und die Regierung alle Unterstützung.

In Fogaras und Szász-Sebes hat sich die Gartencultur auf dem Felde, besonders die Zwiebelproduction eingebürgert und Wichtigkeit erlangt; sehr wichtig verspricht ferner, besonders im Alutathal, der Tabak zu werden, dem vermuthlich auch eine große Beliebtheit als Cigarettentabak bevorsteht.

Die südliche Grenzgegend ist romantisch und kann sowohl den Reisenden, als auch den Jäger ergötzen; der Landwirth jedoch, der wohlbebaute Äcker, schönes Getreide, viel gutes Futter und gut verwerthbares Vieh sucht, möge die Negojgegend verlassen und erst nach Jahren dahin zurückkehren, wenn im Gefolge einer gebesserten Alpenwirthschaft, wie sie versuchsweise im kleinen Maßstabe ja schon beginnt, vielleicht auch drunten in den Thälern die Besserung in den übrigen Culturzweigen eintritt.

Jenes Gebiet des Landes jenseits des Királyhágó, wo, wenn auch nicht Berg nach Berg, doch Hügel um Hügel sich hebt, ist die „Mezöség", eine stein- und baumlose Hügelgegend von etwa 400.000 Katastraljoch. In der Mezöség ist der Boden oft vorzüglich. Hinsichtlich seiner chemischen Bestandtheile, besonders seines Humusreichthums, gehört er den reichsten Strecken des Landes an, doch hat er gewisse physikalische Eigenschaften, welche bedingen, daß er nur bei sehr günstigen Witterungsverhältnissen eine gute Ernte gibt. Wer in Galizien die Gegend von Horodenka besucht hat und auch die Mezöség kennt, kann zwischen beiden Landstrichen kaum einen Unterschied machen. Hier wie dort sieht er Hügel aus schwarzem Lehmboden, auf einer weißen harten Unterlage, die indeß dort aus Gyps besteht, während sie hier, besonders auf dem westlichen Theile des Längsdurchmessers, durch Kochsalz gebildet wird, so lange nicht diese dem Rutschen unterworfenen Mezöséger Hügel sich in Bewegung setzen.

Die Dörfer sind ziemlich groß, ihre Straßen jedoch so beschaffen, daß sie bei trockenem Wetter die Räder gefährden, bei nassem aber wegen des klebrigen Bodens kaum gangbar sind. Die Häuser sind recht ansehnlich; auf den meisten Höfen sind Maisspeicher und Scheuer vorhanden; die Umgebung des Hauses wird aber nur in vereinzelten Fällen durch Gärtnerei anziehend gemacht. Wie verschieden sind also in dieser Hinsicht die Dörfer der Mezöség von den Székler Gemeinden! Selbst in den Fenstern erblickt man hier nur selten eine Blume.

Weizen, Korn und Mais bilden die Grundlage der Landwirthschaft in der Mezöség; auch Hafer trifft man ziemlich häufig, Gerste jedoch nur in geringerer Ausdehnung, sporadisch wohl auch Raps. Die Cultur des Bodens ist beim kleinen Grundbesitzer keine besondere, auch wird sie mit keinerlei Nettigkeit betrieben; doch wird die gute Bodencultur auch durch die Zerstückelung der Güter behindert und ein bedeutenderer Aufschwung in dieser Hinsicht ist erst nach erfolgter Commassirung zu erwarten.

Die Mitte der Mezöség ist nicht anmuthig; sie stellt sich als eine Kette von Hügeln dar, deren Lehnen hier und da umgebrochen sind, an vielen Stellen aber Erdrutschungen zeigen. Die nicht umgebrochenen Theile sind Hutweiden oder in den Thalgründen Wiesen. Bäume, Wald, oder überhaupt Anpflanzungen kommen kaum vor, dergleichen ist nur auf den Gütern einiger fortgeschritteneren Besitzer zu sehen; der größere Grundbesitzer läßt sich

das Feuerungsmaterial von weither zuführen, während der Bauer es unter seinem Vieh hervorholt, und der Fremde, der gegen Abend in eines dieser Dörfer kommt, merkt an dem Rauch, der sich um diese Zeit niederschlägt, alsbald, daß hier der gewonnene Dünger nicht dem Acker zugute kommt, sondern den Ofen und Kochherd heizen muß.

Den Schatz der Hügelgegenden jenseits des Királyhágó bilden auf den nicht umgebrochenen Lehnen die Strecken, welche sogenanntes „Heugras" hervorbringen. Diese mäht der Landwirth ab, auf diesen weiden seine Thiere und nährt sich eine der besten Arten von Zugochsen in Europa.

Die Viehzucht ist für diese Gegenden von großer Wichtigkeit; in neuerer Zeit trachtet der Landwirth mit gesteigertem Eifer die Versäumnisse früherer Zeiten gutzumachen. Die Regierung unterstützt die Landwirthe energisch in diesen Bestrebungen und hat, da die bisherigen Übel hauptsächlich aus dem Mangel an Zuchtstieren hervorgingen, in Torda die Stierstation errichtet, aus der alljährlich anderthalbhundert junge Stiere in die Gemeinden dieser Gegend gelangen; da nun das Material für die Station an den besten Zuchtorten angekauft wird, kann der kleine Landwirth auch zu Thieren von bestem Blute gelangen, die er zu günstigen Bedingungen erhält.

Die Viehzucht und besonders die Pflege der ungarisch-siebenbürgischen Race ist also in dieser Gegend ein sehr wichtiger Zweig der Landwirthschaft; denn ganz entschieden werden da die werthvollsten und gesuchtesten Zugochsen Ungarns gezogen, und außer der Aufgabe, die Extension dieser Zucht zu entwickeln, gilt es noch als Hauptziel der Landwirthe, die Aufzucht billiger zu machen und das Zuchtmaterial zu verbessern.

Zur Entwicklung des landwirthschaftlichen Betriebes und mit ihr der Zucht bedarf es jedoch der Beispiele; der kleine Landwirth richtet sich nur nach diesen, und es ist zu hoffen, daß mit der Zeit die Staatsdomäne zu Kolozs und die auf ihr betriebene Landwirthschaft nebst der dort gezüchteten Rinderherde sich zu solchen nachahmenswerthen Beispielen entwickeln werden.

Der Fremde, der zum erstenmal in die Mezöség kommt, wundert sich, wie wenig befriedigend, trotz der aus dieser Gegend stammenden guten Ochsen und der großen verwendeten Arbeitskraft, die Cultur des Bodens ist. Man sieht da sechs, ja acht Zugochsen vor einen Pflug gespannt und dennoch ist die Arbeit nicht tief genug; sieht man aber näher zu, so bemerkt man, daß diese pflügenden Thiere nicht sämmtlich Ochsen, sondern zum großen Theil Jungvieh sind, und die seichte Ackerung, die sie zuwege bringen, mehr zur Abrichtung dieses Jungviehes dient, die tiefe und gute Durchackerung des Bodens also nicht der Hauptzweck der Arbeit ist.

Auch die anderen Zweige der Viehzucht werden in dieser Gegend nicht vernachlässigt. Gleich nach dem Hornvieh kommt bei dem größeren Grundbesitzer das Pferd. So wie wir

sagen konnten, daß hier die besten Zugochsen zu Hause sind, können wir auch constatiren, daß die hier erzielten Pferde hinsichtlich der Zähigkeit Jedermann befriedigen können; schade nur, daß davon nicht mehr vorhanden ist, als man jetzt noch sehen kann. Die Race des alten siebenbürgischen Pferdes findet sich mehr weder hier, noch westlich von hier; das rammsnasige, oft etwas hochbeinige, den spanischen Charakter zeigende Material, welches Viele loben, Andere tadeln, dessen Ausdauer aber Jedermann anerkennen mußte, existirt nicht mehr; an seine Stelle ist bei dem Großgrundbesitzer das englische Halbblut getreten, das, wenn es sich auch nicht mit besonderer Massivität entwickelt, doch in Hinsicht auf Strammheit mehr bietet, als wo immer sonst. Die größten Fortschritte auf dem Gebiete der Pferdezucht bemerkt man im Szolnok-Dobokaer Comitat und dieselbe wird hier ohne Zweifel durch das Deézser Hengstdepot ebenso sehr gefördert werden, wie dies in Háromszék dank dem Sepsi-Szt. Györgyer Depot der Fall ist.

Die Schafzucht ist hier mehr in den Händen des kleinen Landwirthes; die größeren Herden werden in der Regel vom Grenzland herbeigetrieben, pflegen aber hier nur überwinternde, richtiger wandernde Herden zu sein. Das Material der Schafzucht bildet hauptsächlich das Zackelschaf, das Zigayaschaf ist nur in den Herden jener rumänischen oder Csángó-Schäfer zu finden, die hierher in die Mezöség nur kommen, um Weiden zu pachten.

Die Schweinezucht hat in dieser Gegend neuestens schöne Fortschritte gemacht; es gibt sehr geschätzte Herden, welche auf dem Centralmarkt des Landes, in Steinbruch, unter den kraushaarigen Fettschweinen schon jetzt eine hervorragende Stelle einnehmen.

Diese flüchtig aufgezählten Momente sind sämmtlich Beweise für die Ausbreitung der Fachkenntniß und daher auch für die ersprießliche Thätigkeit des landwirthschaftlichen Instituts zu Kolozs-Monostor. Sie beweisen aber auch, daß jenseits des Királyhágó die Factoren für den möglichen Fortschritt vorhanden sind, und, sobald nur erst die zerstreuten Besitztheile gruppirt sind, das heißt die Commassirung erfolgt ist, sich gewiß mit großem Erfolg geltend machen werden. Und daß dies in der That eintreffen wird, dafür bürgen der gute Wille des landwirthschaftlichen Publicums, die unermüdliche Thätigkeit der leitenden Männer und der Einfluß des wackeren landwirthschaftlichen Vereines von Siebenbürgen, der sich so thatkräftig bemüht, die Landwirthschaft ihrer Blüte entgegenzuführen.

Kehren wir jedoch nach dieser Umschau in die Landestheile diesseits des Királyhágó zurück, um hier den Rundgang zu beenden. Kolozs war jener Ort am Rande der Mezöség, den wir erwähnt haben, er sei der Ausgangspunkt für unsere Rückkehr. Besteigen wir zum Beispiel in Kolozs-Kara die Eisenbahn, die von Apahida aus eine Wendung gegen Klausenburg hin macht. An letzterem Orte verweilet der Zug nur wenige Minuten, sonst möchten wir wohl einen Blick in die Höfe der Landwirthe in den Vorstädten Klausenburgs

werfen, wo Arbeitsliebe und Strebsamkeit heimisch sind und von wo aus der Markt von Klausenburg so reichlich mit Gartenproducten und Milch versorgt wird. Aber der Zug geht ab und entführt uns über Nádas nach Bánffy=Hunyad, das gleichfalls ein strebsames Volk bewohnt, unter ernstlichem Kampf um seine Landwirthschaft, wegen der hohen Lage des Ortes. Von hier an senkt sich die Bahn, immer der Körös entlang, und hätten Axt und Ziege nicht gar so arge Spuren an den Wäldern zurückgelassen, könnten wir sagen, sie durchschneide eine liebliche Gegend.

Plötzlich gelangen wir durch eine enge Pforte hinaus und vor uns liegt ein breites Thal entfaltet; gegenüber zeigt sich das Réz-(Kupfer=)Gebirge und unter unseren Augen liegt Élesd, berühmt durch seinen Kalk, der weithin ins Flachland ausgeführt wird. Der Boden ist hier ein ziemlich kalter Thon, nicht reich an Humus und nicht durchlässig, infolge dessen der Pflanzenbau hier keine leichte Sache genannt werden kann. während die Schafzucht daselbst wegen der Egelkrankheit sozusagen unmöglich ist. Die Weide ist ziemlich reich, der weiße Klee überall vorhanden, und da die Hornvieh= und Schweinezucht mehr Erfolg bieten, wendet sich der Landwirth lieber diesen Zweigen zu. Die Gegend ist indessen schön; rechts und links erheben sich anmuthige Hügelreihen, im Hintergrunde zeigt sich ein hohes Gebirge und im Thale selbst sind überall Wälder vorhanden, welche schöne Auen bilden, die Eintönigkeit der Linien angenehm unterbrechen und durch die gute Entwicklung ihrer Bäume beweisen, daß der Untergrund auf jeden Fall der Eichencultur günstig sein muß.

Zwischen den Auen treffen wir Dörfer, welche von Rumänen bewohnt sind, und wir glauben, daß der Bergbewohner gewiß mit neidischen Augen auf diese herabsieht. Es ist wahr, daß die hier lebenden Rumänen schon besser wirthschaften, als die der Gegend von Rézbánya oder Belényes, doch ist ihr Ackerbau noch lange nicht befriedigend, die Pflanzencultur primitiv, die Futterbereitung nicht sorgfältig genug. Das Hauptgewächs ist der Mais; dieser bildet die Grundlage für die Existenz des Volkes, er ist dessen Brod=frucht, aus dessen Mehl die Hauswirthin eine Gattung von Brod bereitet, die man schon mehrere Generationen hindurch gegessen und auf diese Art sich angewöhnt haben muß, wenn man von ihrem Genuß nicht die schädlichsten Folgen verspüren soll. Ein wichtiges Culturgewächs ist hier noch die Bohne, welche sich zu einem guten Ausfuhrartikel entwickeln könnte, wenn jeder Landwirth, oder vielmehr die Landwirthe jedes Dorfes immer nur die nämliche Sorte bauen würden. Was der Landwirth dieser Gegend sehr gut besorgt, das ist die Wartung und Nutzung des Viehes, die er ganz rationell betreibt; er betrachtet eben sein Zugvieh als ein Capital, welche durch Pflege vermehrt wird.

Der Zug überschreitet nun die Körösbrücke; rechts erhebt sich, mit Weingärten bedeckt, die schon erwähnte Hügelreihe und links dehnt sich die „große Ebene“ aus, deren Schlußpunkt Großwardein bildet; vor uns liegt also „die endlose Fläche des Alföld“.



Gestüt auf der Hortobágy.

Was läßt sich von der absoluten Flachheit sagen, von „diesem Stücke Nichts", wie der Bewohner des Hochlandes es zu nennen pflegt? Ein Berg, eine abwechslungsreich geformte, durch verschiedenartige Linien gebrochene Gegend prägt sich gewiß unserem Gedächtniß ein; nicht so die Ebene, deren Charakterzug die am Horizonte endende gerade Linie ist. Der Anblick der großen Ebene kann nur eine Stimmung erwecken, eine angenehme oder unangenehme; ist die Empfindung nicht unangenehm, so fällt dem Landwirth, der sie betrachtet, sofort nur ein, wie gern er diesen Boden mit seinem Pflug aufreißen und sich so diese Quelle des Wohlstandes eröffnen würde. Wenn dem Betrachter beim Anblick dieser Gegend auch noch einfällt, wie schön es wäre, auf dem Rücken eines guten Pferdes, hinter den Windhunden drein, oder dort, wo dergleichen noch vorhanden ist, auf dem grünen Rasen der Pußta einen herzerfrischenden Galopp zu thun, und wenn er überdies bedenkt, daß der Mensch sich hier im Winter gar häufig auf das Pferd und zwar auf dessen Rücken, als einziges Verkehrsmittel angewiesen sieht, da die Kunst, fachmännisch gesicherte Straßen anzulegen, nur stellenweise bis hierher gedrungen ist, die Wege den steinernen Belag, der die Möglichkeit der Communication sichert, noch entbehren und dergestalt beschaffen sind, daß nur ein Pferd, welches „kneten kann", auf ihnen vorwärts kommt, wobei überdies keine Steinsäulen die Entfernungen bezeichnen und oft nur Spuren den Weg weisen, während das Übrige dem Instinct des Kutschers überlassen bleibt, — wenn, wie gesagt, der Mangel an guten Straßen und die Plattheit, Einförmigkeit der Gegend Einen nicht abschrecken, hierher zu kommen, und wenn ihn auch die sonstigen Übelstände, die ab und zu gar lästig fallen, nicht zurückscheuchen, — dann mag immerhin auch der Fremdling kommen und sein Zelt aufschlagen, denn gar bald wird ihm das Alföld ein geliebtes Heim geworden sein. — Der Ackersmann wünscht sich immer einen flachen, humusreichen, tiefen Boden, einen solchen sucht er und beneidet den, der ihn besitzt; um einen solchen hat vielleicht seinerzeit das magyarische Volk seinen Gott angefleht, da es noch in gebirgiger Gegend hauste, und als sein Flehen erhört und das Alföld sein geworden war, hat es die Ebene lieben gelernt, an die es heute so viele und theure Erinnerungen knüpfen. — Da liegt es vor uns, das bräunlich-schwarze, von etlichen Sandinseln unterbrochene Meer von Erde, in welchem nicht der Sturm, sondern der Pflug die Furchen zieht, — das Meer, dessen Schoß die landwirthschaftliche Kraft Ungarns in sich birgt. Das Alföld, der Grund des hier vor Zeiten bestandenen Löß-Meeres, beginnt bei den Ausläufern der Karpathen und endet an der Bergkette längs der unteren Donau. Dieser Flächenraum beträgt, wenn wir das ganze große Becken nehmen, ungefähr 1.700 Quadratmeilen oder 17 Millionen Joch. Ein dankbares Gebiet, wenn wir es cultiviren und Geduld haben. Zuweilen läßt es durch seinen Überfluß merken, daß seine Bevölkerung nicht ausreicht, zuweilen aber stellt sich, besonders bei dem Viehzüchter, auch der Mangel ein.

Wenn ein Fremder das Alföld in seiner gesegneten Stunde erblickt, wird er gewiß sagen: „Da ist es freilich leicht ein Herr zu sein“; ein wogendes Meer von Ähren, so weit das Auge reicht, förmliche Waldungen von Mais, Lucernefelder, in denen man bis zum Gürtel watet, Tabakblätter von Armeslänge, — aber leider hat die Medaille auch ihre Kehrseite. Wir haben den schlechten Zustand der Straßen schon berührt; tagereisenweit hat man den Kies für die Straßen zu suchen; beim Bau fehlt es an Sand; aber es melden sich ja noch weit schwerere Übelstände. Wir versuchen einen Brunnen zu graben; an zwei oder drei Stellen ist die Erdarbeit gethan, aber es zeigt sich kein Wasser, an einer vierten Stelle freilich findet man schönes, klares Wasser, aber es ist wegen seines Geschmacks nicht trinkbar; endlich findet der Suchende Wasser, das zwar nicht rein, doch wohlschmeckendes „blondes Wasser“ ist, gar verdächtig für das Auge eines an krystallhelles Gebirgswasser gewöhnten Menschen, dem Alföldbewohner aber hochwillkommen, da er gerade dessen Trübheit als Zeichen der Güte betrachtet. Gutes, erfrischendes Wasser ist also eine Seltenheit auf dieser großen Ebene, und doch ist es ein so brennendes Bedürfniß, besonders wenn im Sommer das Thermometer bis auf 38·5 Grad Celsius steigt, so daß der landwirthschaftliche Arbeiter aus der Fremde diesen Mangel geradezu als eine Calamität empfindet.

Wir haben das eine Extrem der Temperatur, die Hitze des Sommers erwähnt; das andere ist die große Kälte im Winter. Dazu kommen in jeder Jahreszeit die großen Schwankungen der Temperatur, welche beim Menschen, wie beim Thiere die Abhärtung gegen alle Launen der Witterung voraussetzen. Wie um die Temperatur, so steht es auch um die Niederschläge. Daß dieselben größtentheils in die Wintermonate, eventuell in den Juni fallen, ist der Landwirthschaft keineswegs sehr dienlich. Jener gewisse stille Landregen im Mai, den nach einer bekannten Anekdote der Richter von Kaba für werthvoller als die ganze Wiener Schatzkammer erklärte, bleibt nur allzuoft ein frommer Wunsch und weit öfter herrscht sein Gegensatz, eine Trockenheit, die zur Verzweiflung bringt. Da kommen dann über das Alföld Dürre, Hitze, ermattende Winde; ohne Frühling ist plötzlich der Sommer da, dessen Glut alles entkräftet, der schwarze Humusboden vergeht vor Durst und sperrt tausend Mäuler auf, indem er in klaftertiefen Sprüngen auseinanderklafft; dort, wo der Rasen grünen sollte, wird er dürr und roth.

Der Landwirth schaut des Morgens nach der aufgehenden, des Abends nach der untergehenden Sonne, ob nicht vielleicht Regen verheißende Wolken sie verschleiern; aber der Himmel bewahrt sein gleichförmig lächelndes Blau und bringt mit seiner monatelang andauernden unveränderlichen Schönheit alles zur Verzweiflung; immer heftiger dürstet die arme Erde und der schöne strahlende Himmel will diesen Riesendurst nicht löschen. Endlich naht der heißersehnte Augenblick; im Südosten hebt sich mit spitzenartig gezackten

Rändern ein Nebelschleier, der sich immer dichter webt; erst ist er weißlich gefärbt, bald aber bleigrau und mit Wolkenklumpen gesprenkelt, die sich immer höher heben. Tiefe Stille lagert sich über die Puszta; der Csikós der Hortobágy treibt seine Pferde aus dem „Borsós" heraus und in die Hürde neben seiner Hütte hinein, auch die übrigen Hirten lenken ihre Herden entweder an die Hütte hin, in der sie sich schützen, wenn sie sich nicht etwa den Szür um den Hals hängen, die Hutkrempe tief herabstülpen und so, dicht bei ihrer Herde, den Regen erwarten. Die Wolken haben den Zenith überschritten und jetzt durchzuckt sie der erste Blitz; in raschem Laufe fegt der Wind den Staub über die Ebene hin und hinter ihm schießt der Platzregen hernieder auf das Alföld; aber der Hirt freut sich, daß er naß wird, denn nun wird es ja wieder gute Weide geben, und nicht minder der Landwirth, denn nun bleibt seiner Arbeit der Segen nicht aus.

So ausdauernd sich der Himmel über dem Alföld im heiteren Zustande zeigt, indem er wochenlang das nämliche, lächelnde, blaue Gewölbe bildet, ebenso beständig pflegt auch der Regen zu sein, wenn er einmal an die Reihe kommt. Bei regnerischem Wetter schwinden die Sprünge des Erdreichs, die Flachmulden füllen sich mit Wasser, auf der Landstraße gleitet das Wagenrad nicht sowohl auf seinen Felgen, als auf seiner Nabe dahin; nicht mehr die „Tochter der Wellen", die Zauberin Fata Morgana (Délibáb) spiegelt dem Wanderer das Wasser vor, denn es entstehen wirkliche Teiche, die „Innenwässer" mehren sich und auch das Grundwasser bricht da und dort zu Tage. Haben dann in solchen Zeitläuften die Schneeschmelze oder Regengüsse im Gebirge die stillen Flüsse der großen Ebene angeschwellt, so ist deren Bett gefüllt, ja sie unterwaschen sogar die zu ihrer Bändigung angelegten Schutzdämme, sie „drücken den Deich", dieser beginnt dem Sickerwasser zu weichen, er kann nicht mehr widerstehen, er bricht. Wenn so die Theiß oder Körös, die Maros oder Temes die Dämme durchbrechen, welche ihren Lauf regeln, wenn sie ihre Schranken hinwegschwemmen, dann verbreitet sich weithin ihr Gewässer und an vielen Stellen wird das Alföld zum Meer. Da kann dann der durstige Alföldboden sich satt trinken; aber die Fluth bedeckt auch dem Landwirth die Früchte seiner mühseligen Arbeit, welche unter den schlammigen Wellen zugrunde gehen. Der Landwirth im Alföld sieht das mit einer Art gleichgiltiger Ruhe an, indem er sich sagt: das sind die Dornen, die Rosen des Erfolges werden mir schon wieder blühen. Und sie blühen in der That; der Ertrag eines günstigen Jahres macht Vieles wieder gut, zwei solche Jahre heilen die Wunden, geben Kraft zu neuer Arbeit, stählen die Ausdauer des Landwirthes, und von dieser Ausdauer hängt es ja ab, daß er auf diesem Boden im Kampf ums Dasein Sieger bleibe.

So ist also die große Ebene Ungarns beschaffen, auf welcher der Kern des Magyarenthums zu Hause ist. Wenn die landschaftliche Schönheit in Abwechslung besteht, so ist sie da kaum zu finden. Beinahe überall bietet das Alföld den nämlichen Anblick, und

hat einmal der Reisende diese große Scheibe an welcher Stelle immer genau in Augenschein genommen, so hat er sie auch in allen ihren Theilen gesehen und sich ein allgemeines Bild dieses für Ungarn so wichtigen Gebietes gemacht.

Unsere kurze Skizze zeigt, daß im Alföld der Mangel an Straßen und überhaupt die Schwierigkeit des Verkehrs während eines großen Theiles des Jahres, ferner die klimatischen Verhältnisse, die sich in Extremen bewegen, das Fehlen der arbeitenden Hände, die Hindernisse der Futterproduction, die Unsicherheit der Hutweiden u. s. w., wenn auch nicht jede Art von landwirthschaftlicher Industrie, doch die Entwicklung der Intensivität trotz des guten Bodens sehr erschweren, so daß dieselbe nur dort gelingt, wo



Ackersmann.

der Landwirth über völlige Sachkenntniß und das gehörige Capital verfügt und auch den eisernen Willen hat, die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, zu bekämpfen.

Der landwirthschaftliche Betrieb in solchen Grenzen, wo es keine Tanya- (Gehöft-) Wirthschaft gibt, ist sowohl bei dem Kleingrundbesitzer, als auch bei dem größeren, aber nicht mit Capital versehenen Besitzer, oder dem sozusagen Lotterie spielenden Pächter entschieden extensiv. Die Kleinbauern betreiben an den ebenerwähnten Orten noch die Dreifelderwirthschaft; an vielen Orten ist noch die reine Brache gebräuchlich und da steht die Viehzucht gewöhnlich auf besserem Fuße; anderwärts, wo es keine Gehöftwirthschaft gibt, nimmt der Mais die Brache in Beschlag und der Weizen wird — in der Regel ohne gehörige Bearbeitung — in das Maisstoppelfeld gesät, weßhalb denn sein Erträgniß weder nach Qualität, noch nach Quantität der auch jetzt noch vorhandenen Ertrags-

fähigkeit des Bodens entspricht. Wie lange aber wird die Ertragsfähigkeit noch vorhanden sein? Der Landwirth treibt in diesen riesigen, nicht commassirten Feldbezirken keine Dreifelderwirthschaft mehr und hält auch keine Brache ein, daher hat sein Viehstand abgenommen, der bis zum Freiwerden der Stoppelfelder auf der Gemeinweide vegetirt, auch auf dem Stoppelfeld selten zunimmt und daher in schwacher Condition zum Überwintern gelangt. Erholen sich aber die Thiere etwa im Winter von diesem Sommer? Gar selten ist dies der Fall; diese Landwirthe erzeugen wenig gutes Futter, natürliche Wiesen haben sie keine und so nährt sich ihr Vieh kümmerlich von Spreu und Maisstengeln, gutes Futter bekommen nur die Pferde, und deshalb pflegt das Hornvieh zu Ende des Winters sich in schlechtem Nährzustand zu befinden.

Der fremde Landwirth mag fragen, wie denn also zum Beispiel in den Comitaten Torontál und Temes, wo es keine kleinen Gehöftwirthschaften gibt, gedüngt werde? Man düngt den an das Dorf oder an die Stadt stoßenden Theil der Gemarkung, was aber den Rest betrifft, „mag ihn der Vogel düngen, der sich auf den Kamm der Furche niederläßt“. Und doch ist die Nothwendigkeit des Düngers auch dort schon fühlbar geworden. In diesen gehöftlosen Gemarkungen ist auch die Cultur kostspielig; entweder muß der Landwirth von seinem Dorfe tagtäglich meilenweit fahren, bis er nur zur Arbeit auf diesem oder jenem Stück seines Besitzthums gelangt, oder er muß mit Futter, Vieh und Geräth förmlich übersiedeln, bis die Arbeit gethan ist. Diesen Übelständen kann nur die Commassirung abhelfen, deren allgemeine Durchführung gerade aus diesem Grunde so wünschenswerth erscheint.

Die glücklichen Bezirke des Alföld sind jene, in deren Gemarkung es schon fast auf jedem Besitze Gehöfte gibt, und zu diesen werden auch diejenigen zu zählen sein, in denen, dank der Durchführung der Commassirung, Gehöfte gebaut werden können und auch werden.

Die Gehöfte auf der großen Ebene verschönern unleugbar die Landschaft und sind überdies von unendlichem Nutzen. Wenigstens kann der Landwirthschaft treibende Eigenthümer während der Arbeitszeit da leben und arbeiten, sitzt stets auf seinem Erbe, kann sein Vieh, das er unter den Augen hat, besser pflegen, seiner Saat besser warten, da auch seine Kinder dem Jäten des Unkrauts obliegen; er producirt Futter, sein Hornvieh kann den größeren Theil des Sommers an der Krippe stehen, und so wird es nicht an Stoff fehlen zur Verbesserung des Bodens. Aber der Gehöftwirth wird auch schon Gärtnerei treiben und Bäume ziehen, mit denen er seine „Tanya“ umpflanzt, und solche „umpflanzte Tanyas“ unterbrechen gleich schönen Blumensträußen die Einförmigkeit der Ebene.

Auf der Tanya hat der Landwirth sein Gesinde, der Tanyaknecht thut die Winterarbeit, füttert und wartet das draußen verbliebene einsame Vieh und die Ochsen, thut alle



Das Treten.

Arbeit, die im Winter auf der Tanya vorkommt; der Eigenthümer kommt nur zeitweilig hinaus, um den Tanyaknecht zu überwachen, die Thiere zu besichtigen und — auf ein Weilchen dem städtischen Getriebe zu entrinnen. Im Frühjahr bezieht auch er die Tanya und beginnt, sobald der Boden den Pflug annimmt, ackern zu lassen, während er selbst den weiten Hemdärmel seines rechten Armes aufstreift, sich das Saattuch um den Hals hängt und die Saat in den Boden hineinstreut, indem er Gott um seinen Segen dazu bittet. Dann bleibt er bis zum Herbst, bis nicht die Stoppelfelder aufgeackert sind, draußen und geht nur Sonntags zur Stadt, um auf dem Rathhause zu erfahren, was es Neues gibt und um sich im Laden mit „etwas Dem und Jenem“ zu versehen. Auch das Eheweib des guten Gehöftwirthes bleibt nicht im Orte sitzen; sie gibt es nicht zu, daß ihr Mann draußen nur vom „Kalten“ zehre; sie zieht mit hinaus, zieht das viele Geflügel auf, bäckt, kocht für Familie, Taglöhner und Schnitter, und ist die Sparmeisterin, welche die Kammer für den Winter füllt. Die Gebäude auf der Tanya sind sehr einfach: ein Wohnhaus für den Eigenthümer, darin Stube, Küche und Kammer, in welcher auch das Getreide unterzubringen ist, eine Stube für den Tanyaknecht, ein Stall mit Scheuer, der Schweinekoben und eine kleine Scheuertenne, wohin er seine Producte zusammentragen läßt, die ja auch die Grundlage der Existenz eines Tanyawirthes bilden.

Der Kleingrundbesitzer auf der großen Ebene ist dermalen noch, ob nun der Bezirk commassirt sei oder nicht, überwiegend Getreideproducent und die Viehzucht steht damit nur ausnahmsweise in einer Reihe oder tritt, noch seltener, in den Vordergrund. Bei diesen Besitzern sind Weizen und Mais die Hauptsache und daher sind die wichtigsten Zeitpunkte der Landwirthschaft die Cultur des Weizens und des Maises, die Ernte und zuletzt das Maisbrechen. Am meisten häuft sich die Arbeit zur Erntezeit und bei guter Fechsung sind ihr auch die Alföldbewohner, obgleich ihre Arbeitsfähigkeit ungewöhnlich ist und ihre Tagesarbeit während der Ernte sechzehn Stunden dauert, keineswegs gewachsen, so daß sie Aushilfskräfte brauchen und solche aus dem Oberland beziehen. In guten Jahren verdient der Erntearbeiter während der Ernte mit einem Garbenbinder die Brodfrucht auf ein Jahr für sich und seine ganze Familie; deßhalb widmet der Arbeiter dieser Beschäftigung so große Aufmerksamkeit und deßhalb ist die Ernte so wichtig für den Grundbesitzer. Aber der Alföldschnitter arbeitet auch eifrig genug; scheint der Mond, so klingt die Sense die ganze Nacht in der reifen Frucht und rasch wachsen die langen Reihen der Kreuze oder „Mandeln“, rasch erheben sich an vielen Stellen die „Hocker“, und bis der Hafer aufgebunden ist, ist auch schon von der Winterung dem Schnitter sein Antheil gegeben und das Einführen beginnt.

Der Landwirth des Alföld führt in keine Scheune ein, denn er hat keine, sondern legt in Fehmen oder Tristen auf, und nach der Beschaffenheit der Fehmen kann man

meistens auch den Landwirth beurtheilen. Den Erntewagen richtig zu beladen ist der Stolz des Großknechts, den Fehmen richtig anzulegen der Stolz des Landwirths; in den Fehmen viel hineinzubringen ist sein Wunsch, der Lohn seiner mühseligen Arbeit. Und wenn dann die Fehmen dastehen, welche beim Kleingrundbesitzer kürzer und niedriger ausfallen, dann bestrebt er sich, die Körner des eingeführten Getreides zu erhalten; er schürft die Oberfläche des Bodens auf, besprengt sie mit Wasser, bestreut sie mit Spreu, läßt sie durch seine Pferde recht fest stampfen und stellt auf diese Weise den Tretplatz her. Bald geht es nun



Kleiner Nonius.

ans Treten, und so wie das Pferd geruht hat, während der Landwirth einbrachte, legt sich jetzt dieser in den Schatten am Fuße des Fehmens, während sein Junge mit den Pferden das Getreide auf der Tenne austreten läßt, und erhebt sich erst wieder, wenn man umlegen und dann das Stroh in Schober, den Bruch und später die Spreu in Windhaufen schichten muß.

Der größere Landwirth läßt nicht mehr treten, sondern drischt; über 5.000 Dampfdreschmaschinen, nahezu ebenso viele Goppel- und eine sehr beträchtliche Zahl von Handdreschmaschinen besorgen diese Arbeit, welche der Landwirth nicht wenig beeilt, erstens um sein Product so rasch als möglich auf den Markt zu bringen, und dann um vor Eintritt der schlechten Witterung das Korn auf dem Schüttboden, das Stroh im Schober

zu haben; auch eilt er, um beim Maisbrechen, welches sehr viele Hände beschäftigt, für den Drusch womöglich keine Taglöhner mehr zu brauchen.

Alle diese Arbeiten lassen sich in commassirten Bezirken leichter, mit weniger Sorge und geringerem Verlust ausführen, verursachen aber sehr beträchtliche Schwierigkeiten, wo das Getreide meilenweit gefahren werden muß und das Heimbringen des Maises den Landwirth zu spät an die Herbstaussaat gelangen läßt, so daß er, wenn mittlerweile die Straßen grundlos geworden, sein Zugvieh zugrunde richtet und seine Äcker für die Frühlingssaat nicht mehr genügend bestellen kann.

Der Geschäftsbetrieb des capitalskräftigen Großgrundbesitzers, aber auch schon des kleineren Tanyabesitzers, ist jetzt nicht mehr so extensiv; beide geben sich Mühe, die Statik zu erhalten und auch der letztere hält es bereits für seine unabweisliche Pflicht, dem Boden das zu ersetzen, was ihm durch die Production entzogen worden.

Unter den Handelspflanzen sind auf der ganzen großen Ebene zwei von besonderer Wichtigkeit: der Hanf und der Tabak. Zur Deckung des Hausbedarfes bauen die Kleinbesitzer überall im Lande Hanf, für den Handel aber, besonders für die Ausfuhr, nur die Comitate Bács-Bodrog und allenfalls Torontál in erwähnenswerthem Maße. Der Hanf aus der Bácska wird wegen seiner Länge und Zähigkeit von den Seilern besonders geschätzt; auch für andere Artikel taugt er, bei denen jedoch die Jute unserem heimischen Hanf starke Concurrenz macht, so daß er einem großen Druck unterliegt und seine Production im Großen auf wesentliche Hindernisse stößt. Ein wichtigeres Gewächs ist der Tabak, dessen Productionsbereich im Lande zwischen 85.000 und 94.000 Joch schwankt; so waren im Jahre 1887 93.179 Catastraljoch im Lande mit Tabak bepflanzt. Einen Theil dieses Flächenraumes bebauen die größeren Besitzer und Pächter, auf dem Rest bauen die Kleinbesitzer ihren Tabak.

Der größere Besitzer läßt seinen Tabak durch sogenannte Gärtner cultiviren, die er mit Wohnung und Nahrung versieht; die Kosten hiefür gelten bis zur Einlösung des Productes durch das Ärar als Vorschuß. Der Gärtner übernimmt, im Verhältniß zur Größe und Arbeitskraft seiner Familie, die Cultivirung eines Terrains von drei bis fünf Joch. In guten Jahren ist der Nutzen des auf Halbpart producirenden Landwirthes befriedigend, böse Jahre aber, obgleich sie auch den Gärtner berühren, treffen den Besitzer am härtesten.

Der Kleinbesitzer baut den Tabak auf kleinerem Flächenraum und trocknet ihn unter dem Vordach. Selten bildet bei ihm der Tabak das Hauptproduct. Stellenweise bringt er zur Einlösung ein gutes Gewächs, und die „Gartenblätter“, welche hauptsächlich von Kleinbesitzern und Gartenbauern geliefert werden, pflegen werthvoll zu sein. Der Tabak wäre besonders für Kleinbesitzer von großer Wichtigkeit. Aus vielen Gegenden könnten sie

ein sehr gutes Product liefern; wenn sie sich die für Production und Manipulation nöthige Sachkenntniß aneignen und sich den Anforderungen entsprechend einrichten würden, aber auch gewissen verführerischen Mißbräuchen zu widerstehen vermöchten, könnten



Csikós auf der Hortobágy.

sie in erster Reihe diesen Productionszweig in die Hand nehmen. Die hervorragendsten Productionsbezirke des ganzen Alföld sind die von Debreczin, Csaba und Szegedin; die Musterstation des letzteren Bezirkes hat eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Der Großgrundbesitz ist an vielen Orten der großen Ebene mustergiltig administrirt und zeigt, im Hinblick auf die Extreme, in denen sich das Alföldklima bewegt, die unter den obwaltenden Umständen größtmögliche Intensität. Wie weit man auf diesem Wege

gehen kann und darf, dafür gibt es zahlreiche nachahmenswerthe Beispiele. So die herrliche Mágócser Besitzung des Grafen Alois Károlyi, dann Kigyós, die große Besitzung des Grafen Friedrich Wenckheim, die Kis-Jenöer Besitzung des Erzherzogs Josef, die Domänen von Ötvenes, Mezöhegyes und andere. Da Mezöhegyes so recht in der Mitte des Alföld liegt und sein Name gar so oft erwähnt wird, dürfte es nicht ohne Interesse sein, dieses Musterbild der rationellen Alföldwirthschaft mit einigen Zügen zu skizziren: Der Flächenraum der königlich ungarischen Staatsgestütsdomäne Mezöhegyes beträgt 27.920 Catastraljoch. Ihr Boden besteht aus schwarzem humosem Lehm, dessen homogene, bis zur „gelben Erde" hinunterreichende Schichte von verschiedener Mächtigkeit ist, aber überall tiefer als drei Spatenstiche reicht; von Soda ist er frei.

Im Mittelpunkte dieser Herrschaft liegt Mezöhegyes selbst und sie besteht aus vier Ökonomiebezirken, in deren einem fünf, in den anderen aber je vier Ökonomien eingerichtet wurden, jede mit einem besonderen Verwalter, der unter dem Bezirksbeamten steht. Die ganze Herrschaft ist mit einer breiten Randanpflanzung umgeben, in ihrem Innern sind sowohl die Haupt-, als auch die Nebenwege ganz mit Bäumen bepflanzt, am imposantesten die acht Hauptlinien mit ihren prächtigen alten Anlagen. Überdies ist die Einförmigkeit des Flachlandes durch eigens gepflanzte dichte Haine angenehm unterbrochen; es gibt deren etwa zwanzig und sie bringen nicht nur Abwechslung in die Gegend, sondern mildern auch wesentlich die verheerende Wucht der Stürme, welche über die Ebene dahinrasen. Die einzelnen Ökonomien und industriellen Anlagen sind zur Erleichterung des Betriebes und der Verwaltung telephonisch mit dem Centrale verbunden, so daß der Director von seinem Bureau aus an achtzehn Stellen die nöthigen Verfügungen treffen kann.

Mezöhegyes selbst, der Mittelpunkt, obwohl es nur als Puszta bezeichnet wird, hat seine eigene Eisenbahnstation, ein großes Hotel, Telegraphen und Postamt und jeden Sonntag einen Wochenmarkt, der in der ganzen Gegend berühmt ist. Die Bodencultur ist in Mezöhegyes musterhaft, das Rajolen wird durch zwei Dampfpflüge bewerkstelligt, das Ackern durch Ochsen, das Mähen durch Pferde- und Menschenkraft besorgt. Die Zahl der Einwohner, die sich auf der königlich ungarischen Gestütsdomäne mit Landwirthschaft beschäftigen, ist groß; in sämmtlichen Meierhöfen zählt man 3.378 Seelen und dazu kommen noch die Soldaten, die den Dienst im Staatsgestüt versehen. Die Cultur umfaßt die Getreidearten ungefähr in der Ausdehnung von 11.500 Catastraljoch, die Futterpflanzen auf 4.800 Joch, 6.200 Joch sind natürliche und künstliche Weiden und 1.585 Joch sind Wald; den noch übrigen Flächenraum nehmen die Meierhöfe, Wege, Straßen, Gärten und dergleichen ein. Von dem cultivirten Gebiet werden jährlich 18 Procent gedüngt, und zwar theils mit dem auf der Herrschaft producirten, theils mit dem aus den Arader Spritfabriken bezogenen Dünger.

In neuerer Zeit ist unter den Hackfrüchten die Zuckerrübe zu einer großen Rolle gelangt; sie wird hier auf 1.800 Joch zum Zwecke der Spiritusbrennereien gebaut; es bestehen gegenwärtig auf dem Gebiete von Mezőhegyes sieben landwirthschaftliche Spiritusbrennereien, deren Product durch die in der Centrale befindliche Raffinerie marktfähig gemacht wird. Die Abfälle der Brennerei werden zur Mästung von Hornvieh und Schafen verwendet und die gemästeten Thiere sodann theils in Budapest, theils in Preßburg verkauft, die gemästeten Schafe eventuell auch nach Frankreich ausgeführt.



Ungarischer Stier.

Aber nicht nur der Dampfpflug, sondern auch alle anderen als nützlich bewährten Geräthe und Maschinen finden in Mezőhegyes rationelle Verwendung. Es gibt da 400 Pflüge, 174 Eggen, 119 Walzen, 60 Mähmaschinen, 16 Schäbpflüge, 56 Cultivatoren, 20 Dampfdreschmaschinen, 20 Elevatoren, eine transportable Eisenbahn, acht Apparate für elektrische Beleuchtung u. s. w. Der Leser glaube aber nicht, daß letztere Apparate vielleicht zur Beleuchtung der Meierhöfe oder einzelner Localitäten benützt werden; dies ist nicht der Fall, sie ermöglichen vielmehr den ununterbrochenen Drusch, wodurch wieder, da man auch bei Nacht drischt, die Arbeitskraft in der großen Hitze wesentlich geschont wird.

Diese intensive Führung des landwirthschaftlichen Betriebes ist aber nur in zweiter Reihe von Wichtigkeit, denn sein Hauptzweck ist, die Gestüte mit Futter zu versorgen, die

natürlichen Weiden zu pflegen und künstliche anzulegen, um die Bedürfnisse der dort befindlichen Gestüte in dieser Richtung zu decken. Das Gestüt selbst steht in militärischer Verwaltung, die Zahl der dabei in Verwendung stehenden Soldaten beträgt 668 Mann. Es bestehen in Mezőhegyes drei Hauptgestüte. Das eine ist der Gidran-Stamm, der ausgeglichen wurde und dessen Individuen sowohl dem Charakter, als der Leistungsfähigkeit nach conform sind; wir können diese die schwere Mezőhegyeser Zucht von orientalischem Charakter nennen. Das andere ist das Nonius-Gestüt, das in zwei Theile getheilt worden ist, und zwar in die Gestüte der großen und der kleinen Nonius, und diese beiden schönen braunen Stämme sind auf dem besseren Alluvialboden des Alföld von so großer Wichtigkeit. Das dritte Hauptgestüt ist das englische Halbblutgestüt, das wir, da sämmtliche Gestüte von Mezőhegyes englisches Halbblut haben, vielleicht richtiger, ebenso wie der Gidran- und der Nonius-Stamm nach den ihre Grundlage bildenden Zuchthengsten benannt werden, auf dieselbe Art Furioso-Nordstar-Gestüt nennen können. Die Zahl der in den Gestüten befindlichen Pferde beträgt 1.856, darunter 402 Mutterstuten; die aufgezogenen Hengste werden in die Hengstdepots eingetheilt, die aufgezogenen Stuten aber theils zur Ergänzung der Zahl der Mutterstuten benützt, theils verkauft (40 bis 50 Stück jährlich), um für die Zucht in der Provinz möglichst nutzbar zu werden.

Neben der Pferdezucht werden in Mezőhegyes auch die übrigen Zweige der Viehzucht nicht vernachlässigt. Es gibt da Rinderherden, deren Bestand 910 Stück beträgt, unter denen sich 290 Stammkühe befinden. Zum Zwecke der Milchgewinnung wird in der Centrale eine schöne Kuhländer Zucht von 106 Kühen gehalten, der ganze Bestand der Milchwirthschaft beträgt aber 199 Stück.

Die Schafzucht hat sich jüngster Zeit sehr gehoben, und zwar beträgt der Gesammtbestand der kräftigen, massigen Kammwoll-Schafe von der Theiß-Race gegenwärtig 14.995 Stück; ihre Hammel waren für den Export nach dem Auslande sehr gesucht. Zu sehr großem Rufe ist die Schweinezucht von Mezőhegyes gelangt; die Zahl der Zuchtthiere und Züchtlinge ist 4.000, aber die Zahl sämmtlicher gehaltenen Schweine auf der ganzen Gestütsdomäne übersteigt 6.300, und man kann wohl sagen, daß mit Ausnahme der Schafzucht alle anderen Zuchtzweige die Pepinièren für das ganze Land bilden; ein großes Lob für diejenigen, welche diese Zweige der Viehzucht in Mezőhegyes auf eine so hohe Stufe zu erheben wußten.

Wie steht es aber sonst um die Viehzucht auf der großen Ebene? In der ungarischen Hand hat sich das Pferd durch rationelle Blutmischung einigermaßen modificirt, und das unedle orientalische Pferd, das früher gehalten wurde, ist den Anforderungen unserer Zeit entsprechender gestaltet worden, und diese Übergangspferderace ist im Lande am weitesten verbreitet. Dies ist jenes noch immer den orientalischen Charakter zeigende, gute

Reitpferd, das für den Kriegsdienst seines Gleichen nicht hat und mit dem wir einen großen Theil der europäischen Heere versorgen könnten. Ein Theil der unedlen Pferde orientalischen Ursprungs, die sich im Besitze der ungarischen Bevölkerung befanden, ist seinerzeit mit arabischen und dann mit englischen Halbbluthengsten gekreuzt worden, wodurch der gegenwärtig sich ausbreitende werthvollere Schlag entstanden ist.

In der unteren Gegend, aber auch in einem Theile des Szatmárer Comitates, haben sich im vorigen Jahrhundert deutsche Bauern niedergelassen und meist ihre Pferde



Kraushaarige Schweine.

mit sich gebracht, deren alter Charakter, obgleich ein Jahrhundert hindurch nicht in einem Blut fortgezüchtet wurde, dennoch bis zu einem gewissen Grade noch jetzt vorhanden ist. Die Pferde der deutschen Bevölkerung sind stattlicher von Wuchs, aber nicht so zäh, wie die ungarischen Pferde von orientalischem Ursprung, die noch jetzt den orientalischen Charakter haben; dank den in ihrer Gegend zur Verbesserung placirten, von den deutschen Bauern benützten Zuchthengsten und der guten Aufziehmethode aber bringen sie nicht nur schöne, sondern auch gute Pferde auf den Markt. Diese bilden in der Pferdezucht Ungarns das Material, aus dem mit Hilfe der Mezöhegyeser Nonius- und schweren englischen Halbbluthengste sehr werthvolle größere Wagenpferde massenhaft zu erzielen sind.

In den Händen der serbischen und rumänischen Ackerbaubevölkerung, welche die südlichen und südöstlichen Theile der großen Ebene bewohnt, sehen wir ein dem ungarischen Pferde ähnliches, aber durch schlechtere Wartung und allzu frühzeitige Ausnützung herabgekommenes Pferd; nur ausnahmsweise finden sich dort in einzelnen Gemeinden Pferde, welche zu militärischen Zwecken, und zwar als Reitthier benützt werden können.

Alle diese Pferdeschläge finden sich jedoch nicht nach Gegenden abgesondert, sondern vermischt vor. Die verschiedenen Nationalitäten angehörigen Bewohner einer und derselben Gegend, ja Gemeinde ziehen oft ganz verschiedenartige Pferde, und man sieht es meistens dem Pferde an, welcher Nationalität sein Besitzer angehört.

Im Alföld hat der Pflug den begrasten Pusztеn, auf denen früher Gestüte weideten, ein Ende gemacht; eine Ausnahme bildet etwa die Hortobágy, auf der noch jetzt 8.000 bis 9.000 Pferde grasen und wo der altmodische Csikós, der mit der Wurfschlinge das Pferd aus seiner Heerde herausfängt, noch jetzt zu finden ist.

Nicht die Gestüte sind es, in denen das Pferdematerial des Alföld weidet und aufgezogen wird, sondern in den Ställen der kleinen Grundbesitzer steht das Gros des Bestandes, dieses mehrt und bessert sich fortwährend und seine Besserung wird mit der Steigerung der Futterproduction ohne Zweifel noch bedeutend zunehmen.

Die Hornviehzucht auf der Ebene ist, was die Verschiedenheit der Racen betrifft, mit der der Alföldgegend identisch. Das festländische Klima, die extensive Betriebsweise, der Mangel an besserem Futter, zwingen die Kleingrundbesitzer des Alföld, die Qualität der Weiden aber den größeren Grundbesitzer, das schöne ungarische Vieh, diesen Schatz des Landes, zu züchten und in der Richtung der obwaltenden Bedürfnisse weiter zu entwickeln. Diese Race weidet auf öden Stoppel- und Brachfeldern, verwerthet die magere Weide des Sodabodens, knabbert das Dürrgras ab und holt sich dann seinen Trunk beim Röhricht. Den Winter verbringt es in der Hürde oder im Pferch und nur gegen den Regen zimmert man ihm ein schützendes Dach; es hält das Hungern aus, was für viele Landwirthe im Alföld eine sehr schätzbare Eigenschaft ist, und dennoch entwickelt es sich zu so großen muskulösen Jochochsen, wie sie selten anderswo zu finden, denn kein anderes Vieh bewegt sich so hurtig, und Ochsen, die bei schwerer Arbeit zehn, ja zwölf Jahre lang im Joch gedient haben, kann schwerlich eine andere europäische Race aufweisen.

Ein angeblicher Fachmann in Wien hat einst behauptet, das Fleisch des ungarischen weißen Rindes sei nicht schmackhaft und hart. Gerade Wien kann Jeden vom Gegentheil überzeugen, denn in wenigen Städten Europas ißt man so feines, schmackhaftes Fleisch wie dort, einen sehr bedeutenden Theil des dort geschlagenen Viehes machen aber gerade die weißen ungarischen Mastochsen aus. Das Fleisch des jungen ungarischen Mastochsen kann sich, wie die Budapester Viehausstellung im Jahre 1885 unwiderleglich bewiesen hat, mit

dem jeder anderen Race messen, ja es wird ihm sogar Jeder, der das allzufette Fleisch nicht mag, den Vorzug einräumen.

Die Viehzucht hat im Alföld einen Aufschwung genommen, die Rinderherden haben sich vermehrt, aber auch der Kleingrundbesitzer fängt an, seinem Vieh mehr Sorgfalt zuzuwenden; mit Freude sieht der Fachmann, dem die Sache am Herzen liegt, daß dort die malerisch schöne Race mit der stählernen Musculatur, den funkelnden Augen und dem gewaltigen Gehörn zum großen Vortheil der ungarischen Landwirthschaft wieder zunimmt, und wenn die Regierung der Hornviehzucht hinlängliche Förderung angedeihen läßt, wenn sie die größeren Züchter durch Ankauf von männlichen Zuchtthieren aneifert und die Gemeinden mit solchen versieht, dann wird der ganze Zweig baldigst zur Blüte gelangen.

Der größte Rinderherdenbesitzer ist Graf Tassilo Festetics, der 870 Stammkühe hält. Berühmte Rinderherden sind ferner in Páczin, Sarkad, Eßtár, Zsombolya, Kis-Jenö u. s. w. Dort wo der landwirthschaftliche Betrieb extensiv ist, gibt es viel zufällige Weiden; an solchen Orten muß man Stoppel- und Brachfelder abweiden lassen, bei guter Witterung auch die Saaten, und diese insgesammt kann nur das Schaf entsprechend verwerthen. Wir wissen, daß das Alföld infolge seiner landwirthschaftlichen Betriebsweise Überfluß an solchen Weiden hat und deßhalb die Schafzucht dort ein unentbehrlicher Betriebszweig ist, ja die öden oder schwach begrasten Sodastrecken können nur durch Schafzucht ertragsfähig werden. Deswegen hängt der Landwirth im Alföld an der Schafzucht, welche durch keinerlei Verhältnisse jemals unentbehrlich werden kann.

Im ganzen Alföld finden sich sozusagen nur zwei Racen, und zwar im südlichen in der Hand des Kleingrundbesitzers das Zackelschaf, das hauptsächlich zum Melken gehalten wird, in den anderen Theilen aber ist ein Merino-Mestize-Kammwollschaf verbreitet, welches unter den dortigen Verhältnissen entwickelt, denselben auch am besten entspricht.

Die kleinen Grundbesitzer halten die Schafe zum Melken und wegen der Wollgewinnung, bilden aus ihren Thieren eine gemeinsame Herde, und die Schafeigenthümer erhalten im Verhältniß zu der Zahl der Thiere, die sie zur Herde beigesteuert, Melktage, an denen die gesammte Milch ihnen gehört. Aus dieser bereiten sie Zieger, süßen Käse und Topfen (Quark), ferner Schafbutter, die sie beim Kochen verwenden. Seltener ist der Fall, daß die Melkschafe, wie in der Hortabágy, zusammen gemolken werden und ihre Eigenthümer sich nur in den Geldertrag theilen. Eine solche Herde ist im Winter und Sommer draußen, lebt bald gut, bald schlecht, und ihr Hirt, der, nachdem er sich einmal diesem Handwerk gewidmet, erst nach Abschluß seines Erdenwallens wieder unter ein ständiges Dach kommt, steht in gutem und schlechtem Wetter bei ihr, um für seine geliebten Schafe — selbst im verbotenen Gehege zu sorgen, zugleich aber auch um den Schafhältern, deren Thiere er hütet, gehörig Rechnung legen zu können.

Der größere Grundbesitzer zieht nur das Kammwoll-Mestize-Schaf, und es gibt auf dem Alluvialboden des Alföld ausgezeichnete Schäfereien dieses Schlages; ihre Wolle ist durch Kraft, schönen Glanz und Schmiegsamkeit hervorragend und daher geschätzt. Neuerdings benützt man zur Erzielung einer größeren Körperform, um auch für den Export nach dem Auslande schwerere Hammel züchten zu können, zur Kreuzung die schweren französischen Merinos.

Noch einen Zweig besitzt die Viehzucht des Alföld, der für dasselbe wenigstens ebenso wichtig ist, wie die bisher behandelten, nämlich die Schweinezucht. Das Schwein entwickelt sich in kurzer Zeit, es hat ein schmackhaftes, leicht verdauliches und, was auch wichtig, zu längerer Aufbewahrung geeignetes Fleisch; es liefert einen wohlschmeckenden Speck und, worin das ungarische Schwein eine Specialität ist, ausgezeichnetes Fett. Der verewigte Palatin Josef war es, der eine unseren Verhältnissen und Bedürfnissen vollkommen entsprechende Race ins Land einführen ließ. Die Thiere dieser Race weiden auf Brachland und Stoppelfeld, suchen emsig Alles zusammen, was irgend eßbar ist, und überwintern im Wald; so lange kein Frost eintritt, nähren sie sich auf sumpfigem Terrain gut und produciren, wenn man sie mästet, vorzüglich; diese kraushaarige Schweinerace wird in gemästetem Zustande auch von ausländischen Kunden gesucht und gern gekauft. Jene größeren Grundbesitzer im Lande also, welche solche Weiden haben und jene kleinen Landwirthe, die ihre Schweine auf die entfernten Weiden treiben müssen, können im Alföld nur das kraushaarige Schwein züchten.

Der Landwirth im Alföld hat bei der Schweinezucht zwei Zwecke: entweder will er damit den Bedarf seines Hauses decken, der ziemlich groß ist, denn man rechnet gewöhnlich auf jedes erwachsene Familienmitglied ein gemästetes Schwein, auf jedes Kind ein gemästetes Ferkel, oder er züchtet für den Handel und verkauft seine Schweine in einjährigem Alter und magerem Zustande auf den großen Alföldmärkten — in Békés-Gyula, Groß-Wardein, Debreczin u. s. w. — den Mästern. Wie wichtig für das Alföld die letzterwähnten Herdenschweine sind, läßt am besten der Umstand ermessen, daß im verflossenen Jahre von dorther jene Märkte mit über 220.000 Stück beschickt wurden. Das Schwein des Alföld weidet entweder in bestehenden Herden oder in Tagesherden, auch „Bandeln" genannt. Das Herdenschwein sucht der Landwirth nach Möglichkeit gleichzeitig werfen zu lassen und hält die geworfenen Ferkel sehr gut, um sich durch ihre gute Entwicklung einen höheren Preis zu sichern. Nach der Entwöhnung gelangt das Ferkel auf die Weide und bleibt daselbst so lange, bis es in die Mast gelangt. Ein leichtfüßiger Schweinehirt hütet die Herde mit Hülfe eines oder zweier Knaben; im Winter läßt er seine Thiere unter dem Schnee suchen, im Frühling begehen sie die noch ungeackerten Felder und das Brachland, wo, wenn die Weide gering ist, der bessere

Landwirth das Mangelnde aus dem Futtersacke ersetzt. Die glückliche Zeit beginnt nach der Ernte; behend suchen sich die Thiere die gebrochenen Ähren und entfallenen Körner zusammen und sättigen sich bald, worauf der Hirt die Herde in irgend eine Flachmulde treibt, wo sie im feuchten kühlen Grunde den Mittag verbringen soll. Bis in den Spätherbst geht es der Herde gut; ist aber der Herbst günstig und zieht der Ackersmann, zu Vieren, den Pflug tief eingesenkt, die endlosen Furchen, dann sieht der Schweinehirt traurig ins schöne Wetter hinein und folgt mit verdrossenem Blick dem fliegenden Altweibersommer, der solches bedeutet, denn das ist die Zeit, wo die Weide seiner Thiere eben durch den Pflug eingeschränkt wird.

Aber die gute Zeit dauert in der Regel nicht lange; die Herbstregen beginnen, die Wege werden grundlos, das Ackern im tiefen Boden wird schwierig, und hört der Regen auf, so kommt der Reif, dem wieder die Fröste folgen. Das kalte, ungünstige Wetter schadet den Weiden, eine Herde Vieh nach der andern sieht sich in den Stall zurückgedrängt. In den Rinderhürden werden die Futterraufen aufgestellt, Kälber und Jungvieh werden eingestallt und an die Krippe gebunden. Man schneidet für die eingestellten Thiere Futter: Wurzel- und Knollengewächse, man läßt Futter dämpfen, kurz es beginnt die schwere und sorgenvolle Arbeit des Überwinterns. Draußen senken sich Nebel auf die große Ebene herab, schöne Frostkrystalle schlagen sich nieder, bedecken das Dürrgras, überziehen das Geäst der Bäume, und endlich schneit es und der Schnee legt seine weiße Decke über das Flachland.

So ist das Alföld, so ist das wechselvolle Antlitz der ungarischen Landwirthschaft. Mit gar mancherlei Nöthen hat der Landmann da zu kämpfen, aber er ist ihnen gewachsen. Wir haben gezeigt, daß in diesem Lande stellenweise ein großer Fortschritt vor sich geht, aber wir haben auch nicht verschwiegen, welche Zurückgebliebenheit hart daneben zu finden ist. Jene vorgeschrittenen Gegenden erfreuen den Fachmann, denn er sieht in ihnen Mittelpunkte, von denen aus das rationelle Gebaren sich nach und nach in weiten Kreisen auch über die anderen Wirthschaften erstrecken wird. Manches Hinderniß steht dieser Ausbreitung im Wege, aber die Erwartung ist berechtigt, daß mit Hilfe der zunehmenden Fachkenntniß und Arbeitslust, und andererseits durch den wachsenden Bedarf gedrängt, die ungarischen Landwirthe auf diesem Wege vorwärtskommen werden.

Der Weinbau.

Ungarn ist durch sein besonders günstiges Klima eines der großen Weinländer der Welt geworden und nimmt den dritten Platz ein hinter Frankreich, das in dieser Hinsicht an erster Stelle steht. Sein Weinbau bedeckt einen Flächenraum von 427.000 Joch und seine durchschnittliche Jahresproduction beläuft sich auf beinahe fünf Millionen Hektoliter.

Im Innern des Landes, sowie in den südlichen, ja selbst nordöstlichen Theilen sind fast alle besseren und nicht höher als 250 Meter über Meer aufsteigenden Hügel mit Reben bepflanzt; selbst im großen Alföld gibt es ansehnliche Rebenpflanzungen, sowohl auf kleineren Sandhügeln, als auch auf ganz ebenem Terrain. Auf jenen Weingebirgen wachsen die herrlichen, feurigen, aromatischen Weine, in diesen Weingärten die weißen oder hellrothen, leichten Tischweine.

Der König der ungarischen Weine ist aber nach dem einstimmigen Urtheil sowohl der ungarischen Weinproducenten, als auch der hervorragendsten ausländischen Weinconsumenten der Tokajer, der weder hinsichtlich seines starken Phosphorsäuregehalts und der hierauf beruhenden Heilwirkung, noch was Süße und außerordentliches Bouquet betrifft, irgendwo anders seines Gleichen findet, obgleich bekanntlich Franzosen und andere Ausländer bestrebt waren, die ungarische „Furmint"-Traube, welche diesen Wein ergibt, zu cultiviren und dadurch einen dem Tokajer ähnlichen Ausbruch herzustellen, während anderseits, wie man ja auch weiß, gar vielfach und immer umsonst versucht wird, diesen Ausbruch nachzuahmen.

Ehe wir jedoch die wichtigeren Weinbaubezirke Ungarns in Kürze charakterisiren, seien einige Mittheilungen gemacht über den Ursprung der ungarischen Weincultur. Der Anfang ihrer Geschichte ist in der Römerzeit zu suchen. Die Römer machten die Rebencultur im Comitate Syrmien, nachher am Plattensee und noch später an der Hegyalja von Tokaj heimisch. Thatsache ist, daß nach dem Berichte des Aurelius Victor, Proprätors von Pannonien, an den Kaiser Julian die erste Weinrebe in Syrmien auf dem einst „mons almus" genannten Berge durch den Kaiser Valerius Probus im Jahre 282 nach Christi gepflanzt worden ist. Von hier aus verbreitete sich die Rebencultur in die benachbarte Baranya und an den Plattensee, anderseits aber in die Gegend von Ménes und Arad und an die Tokajer Hegyalja des Zempliner Comitats.

Die Magyaren fanden bei ihrer Einwanderung schon an vielen Punkten den Weinbau vor. Nach den an der Tokajer Hegyalja noch vorhandenen Überlieferungen geschah es damals, daß Árpád auf seinem Heerzug längs des Bodrog sich den Weg plötzlich durch einen hohen Berg verstellt sah. Zur Auskundschaftung der jenseitigen Landschaft entsendete er seine Unterfeldherren Onud, Tarczal und Retel auf die Spitze dieses Berges; Tarczal war der Erste, der oben ankam und dann Árpád die Meldung brachte, daß es drüben keinen Feind gebe, sondern der jenseitige Abhang des Berges nebst den benachbarten Höhen völlig mit Reben bepflanzt sei. Nach der Überlieferung habe Tarczal zum Lohne für guten Kundschaftsdienst und diese überaus günstige Nachricht den erstiegenen Berg und dessen Umgegend als Eigenthum erhalten, daher auch das unterhalb gelegene Städtchen noch jetzt „Tarczal" heiße.

Nach der nämlichen Tradition soll auch das heutige Szerencs und seine Gegend (Tarczal, Mád, Tállya und Legyes-Bénye) schon von Árpád wegen der dortigen Weine eine „glückliche Gegend" (szerencse = Glück) genannt worden sein.

Zu Anfang des XI. Jahrhunderts, als durch den Eifer König Stefans der christliche Glaube sich auch in der Bevölkerung verbreitete, kamen aus Italien Missionäre herein, die sich unter dem Volke niederließen und Rebencultur betrieben, indem sie hier die besseren italienischen Traubensorten, sowie die besseren und zweckmäßigeren Culturmethoden



Tokaj.

heimisch machten. Der Tatareneinfall verheerte um die Mitte des XIII. Jahrhunderts auch die Weinberge des Landes und ihre Bebauer wurden so gründlich ausgerottet, daß der schon zu einiger Blüte gediehene ungarische Weinbau wieder ganz herunterkam und die Nektar-Weinberge der Tokajer Hegyalja zur Wüstenei wurden. König Béla IV., der das Land wieder herstellte, wandte sein Augenmerk auch der Erneuerung des Weinbaues zu. Er siedelte, besonders an der Tokajer Hegyalja und dem heutigen Ermellék, italienische Colonisten an, die sich als sehr gewandte und fleißige Weinbauer bewährten. Diese italienischen Familien ließen sich theils zu Sárospatak, Olaszi und Olasz-Liszka, im Zempliner Comitat, theils auf dem Ermellék im Biharer Comitat und um Großwardein nieder, wo sie alle dem Weinbau günstigen Hügel und Bergabhänge mit den aus Italien

mitgebrachten Rebensorten bepflanzten, wie dies auch bei Szirmay nachzulesen ist. Daß diese Italiener aus dem ehemaligen Staate Venedig hierher verpflanzt wurden, erhellt aus einem von König Béla 1252 an einen Grafen „Cyprianus de Sarus“ gerichteten Schreiben, worin er dem aus Florenz stammenden Grafen aufträgt, in den Gemeinden Olaszi und Patak die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren die italienischen Colonisten sich niederlassen sollten. Daß es die Italiener waren, die an der Tokajer Hegyalja die zweite Epoche des Weinbaues anbahnten, geht noch aus einer einschlägigen Urkunde König Andreas' III. hervor, worin diese italienischen Ansiedler „königliche Winzer“ (vinitores regii) genannt werden. Dies beweisen aber auch die Namen jener Traubensorten, die in diesem ersten ungarischen Weinbezirk verbreitet und unverkennbar italienischen Ursprunges sind. So mag z. B. „Furmint“ (nach Zempliner Aussprache „Formint“) von „Formiani“, „Rumonya“ von „Romagna“, „Bakator“ von „Bacca Dioros“ abstammen.

Auch der Weinbau am Plattensee geht mit seinen Anfängen bis auf die Römer zurück, was durch die ausgegrabenen Münzen, Meilenzeiger und mit Weintrauben geschmückten Sarkophage hinreichend bezeugt wird. Unter den Königen des Árpáden-Hauses hatte diese Gegend einen blühenden Weinbau; damals wurden die sieben dort herum befindlichen Gemeinden, welche den Namen „Káll“ führten (drei sind noch heute vorhanden: Köves-Káll, Szent-Békáll und Mindszent-Káll), von allen Steuern befreit, waren jedoch zur Lieferung von Wein für den Tisch des Königs verpflichtet. Weniger bekannt ist der Ursprung des Weinbaues in der Gegend von Erlau und Visonta; doch wissen wir aus dem Jahre 1271, daß König Stefan V. den Weinzehent des Heveser Comitats dem Erlauer Bisthum schenkte; und daß dieses Geschenk nicht gering war, geht daraus hervor, daß es dem Bischof von Erlau schon zur Zeit Ludwigs des Großen 10.000 Goldstücke jährlich eintrug. Um das Jahr 1350 werden in den Urkunden die Weine von Ofen, Güns und Ödenburg erwähnt. Daß auch die Weine der Ebene nicht zu verachten waren, beweist eine Verfügung Ludwigs des Großen, laut deren er, in Anbetracht der Vortrefflichkeit der Szabadszállásér Weine, dieselben für seine eigene Tafel bestimmte.

Das Zeitalter der Hunyadis war eines der glänzendsten für den ungarischen Weinbau. König Matthias gab der Rebencultur einen bedeutenden Aufschwung und die an seinem Hofe versammelten Ausländer säumten nicht, den Ruhm der ungarischen Weine weithin zu verbreiten. Auch die große Königin Maria Theresia widmete dem Weinbau besondere Aufmerksamkeit, sie ließ aus Burgund edle Rebengattungen einführen und befreite 1770 den Ausbruchwein von aller Zehentabgabe.

Der Tokajer Wein wird meist für durchaus süß gehalten, während doch der süße Ausbruch nur einen sehr kleinen Theil des Durchschnittsertrages der Tokajer Hegyalja

bildet. Von den 157.000 Hektolitern Wein nämlich, welche die 7.200 Katastraljoch der Hegyalja zu geben pflegt, macht in guten Jahren der Ausbruch kaum mehr als 350 bis 400 Hektoliter aus; in schlechteren Jahrgängen aber gibt es überhaupt keinen Ausbruch. An der Tokajer Hegyalja pflegt, von dem geringen Ausbruch abgesehen, zumeist ein starker und aromatischer „Szamorodni" und „gewöhnlicher" Wein gekeltert zu werden. Hier und da, bei einigen vornehmeren und größeren Weinbergbesitzern, bereitet man aus dem Ausbruch vorher auch noch eine syrupdicke „Essenz", aber nur in sehr geringer Menge.

Die Tokajer Hegyalja liegt im südlichen Theile des Zempliner Comitats unter 48° 7′ und 48° 25′ nördlicher Breite und bildet einen der südlichen Ausläufer jener aus Trachyt gebildeten vulkanischen Bergkette, welche sich von Eperies bis Tokaj erstreckt und an der Theiß bei Tokaj ihr südliches Ende erreicht. Ihr Flächeninhalt beträgt zwar fünf Quadratmeilen, doch ist nur ein Sechstel davon mit Reben bepflanzt. Die Bevölkerung dieses Weinbezirkes hat selber die Gemeinden bezeichnet, welche sie um ihrer vorzüglichen Weinproduction willen der Aufnahme in ihren Bezirk würdig befunden; und die Bewerbung um diese Aufnahme war keine geringe, da die in diesen Weinbezirk aufgenommenen Gemeinden schon in älterer Zeit, besonders aber zu Anfang dieses Jahrhunderts, verschiedener Privilegien hinsichtlich der Ausbruch-Production theilhaftig geworden sind. Und zwar wurden durch eine Deputation des Reichstags in den Weinbezirk aufgenommen: die Städte Tokaj, Tarczal, Mád, Tolcsva, Tállya, Sáros-Patak und Sátoralja-Ujhely, ferner die Gemeinden Szántó, Golop, Ráska, Zombor, Bodrog-Keresztur, Kisfalud, Szeghi-Longh, Erdö-Bénye, Olasz-Liszka, Vámos-Ujfalu, Erdö-Horváthi, Zsadány, Bodrog-Olaszi, Ardó, Károlyfalva und Kis-Toronya.

Welche dieser Gemeinden den besten Wein baue, das ist bis auf den heutigen Tag nicht entschieden, und so oft Tokajer, Tállyaer, Máder und Tolcsvaer Weinproducenten zusammentreffen und diese Frage aufgeworfen wird, entbrennt unter ihnen sofort ein heftiger Streit um das Primat. Aber welcher Meinung auch in dieser Hinsicht die Producenten der verschiedenen Gemeinden sein und wie lebhaft sie einander auch bekämpfen mögen, so ist doch der Streit selbst durch Sachverständige nicht leicht zu entscheiden, denn wenn der Tokajer Ausbruch sich durch die verhältnißmäßig größte Süßigkeit auszeichnet, so haben hinwiederum der Máder und Tállyaer eine gar feine Blume nebst angenehmem Nachgeschmack, der Tolcsvaer eine milde Weichheit, kurz jeder einzelne irgend eine specielle, hochschätzbare Tugend, weshalb denn auch der Wettstreit um die erste Stelle immerdar ein vergeblicher bleiben wird.

Die Berge selbst, welche den kostbaren Wein hervorbringen, sind meistens steil und die auf ihnen befindlichen Weingärten werden im Sommer durch Platzregen, welche das Erdreich herunterschwemmen, bedeutend geschädigt. Den Boden bildet zum Theil

Trachytschutt, unten theilweise dichter Thon und Löß, oben an mehreren Stellen reiner Trachytsand, weshalb auch die Vegetation da niemals üppig wird und das Erträgniß nur selten ein reichliches genannt werden kann. Auch haben die einzelnen Abhänge der Berge je nach der Qualität der Lage und des Bodens mancherlei Benennungen und sind mannigfach classificirt. So ist z. B. in der Tokajer Gemarkung der Abhang der Prima-Lage, zu der auch der „Hirschenweingarten" (Szarvasszőlő) gehört, der sogenannte „Mézes-Mál", der sich von der Stadt Tarczal bis nach Tokaj erstreckt; zweite Lagen sind der „Tapasztó", der „kleine Mézes-Mál", der „Kunhegy", der „Gyöpös" u. s. w.; dann gibt es aber auch noch Abhänge genug mit Lagen dritter Classe, und derartige Eintheilungen finden sich in der Gemarkung jeder einzelnen der oben erwähnten Gemeinden.

Die erste Stelle unter den Traubensorten gebührt dem „Furmint", der es in Folge einer langen Cultur zu zahlreichen Gattungen gebracht hat und Dank seiner starken dicken Schale sich vorzüglich zum Dörren und Schrumpfen eignet. Außer der „Furmint-" Traube sind noch die „Mehlweißer" und die „lindenblättrige" sehr verbreitet, bei einzelnen Besitzern auch „die gelbe Muskatellertraube"; von dieser stammt der köstlichste Muskateller-Ausbruch, der für den König aller Weine gehalten wird. Regelmäßige Reihen sind in den Weinbergen nicht überall zu finden: die Weinstöcke werden zu niedrigen Köpfen und auf diesen zu kurzen Zapfen zugeschnitten. Da der Furmint wenig trägt, wird er alle drei bis fünf Jahre wieder vergrubt, um dadurch einen größeren Wurzelreichthum zu gewinnen und anderseits auch besser zu tragen.

Damit die Beeren schrumpfen und Ausbruch zu gewinnen sei, ist es unbedingt nothwendig, daß dieselben schon Ende Juli anfangen durchsichtig zu werden und im September die Reife vollendet sei. Dann brauchen sie etliche Tage Regen, damit die Furmint-Beeren platzen können, wodurch ein Theil ihres Wassers verloren geht; die Sprünge vernarben wieder und nun beginnen die Beeren bei sonnigem Wetter runzlig zu werden, ihre Farbe wird immer dunkler, bis schließlich Ende October oder Anfang November die Beeren am oberen Theile der Traube schon ganz zusammengeschrumpft sind und die Lese beginnen mag. Da man die Erfahrung gemacht hat, daß bei schönem Wetter, je später Weinlese gehalten wird, desto mehr Beeren zum Schrumpfen gelangen, so verschiebt man mitunter, schönes Wetter vorausgesetzt, die Lese sogar bis Ende November, und es ist schon häufig vorgekommen, daß die Weinleser sich an Töpfen voll Gluth die Hände wärmten und von den Trauben den Schnee mit kleinen Besen abkehren mußten, um sie in ihre Bottiche lesen zu können. Die Weinlese verwandelt alljährlich die Kelterhäuser der Weinberge in Gasthöfe, in denen das Feuer des Tokajer Weines und die Gastfreundschaft des Besitzers an Wärme wetteifern. Ist die Lese beendet, so zieht das Völkchen unter Vorantragung eines buntgeschmückten Weinlesebaumes singend in die

Gemeinde hinab vor das Haus des Weinbergbesitzers, wo es bei reichlichem Abendbrod und Wein den Lohn einer ganzen Jahresarbeit genießt.

Ist die Lese im Weinberge beendet, so beginnt im Kelterhause erst recht die wichtigste Arbeit, die Aufarbeitung der Trauben. Ist das Jahr günstig gewesen und enthalten die Trauben reichlich geschrumpfte Beeren, so werden diese schon bei der Lese von den abgeschnittenen Trauben abgepflückt und in besondere kleine Gefäße gesammelt. Hierauf schüttet man die Trockenbeeren in kleinere hohe Bottiche, die man unten anbohrt und mit



Weinlesezug, den Berg hinab, in Tokaj.

einem Hahn versieht; durch das Eigengewicht der Beeren herausgepreßt, sickert nun der Saft in ein untergestelltes kleines Gefäß. Dieser Saft ist die Tokajer Essenz, welche so viel Zucker enthält, daß sie syrupdick ist und erst im Verlauf mehrerer Jahre zu genießbarem Weine ausgähren kann, dann aber freilich an Süße und Bouquet so vollkommen ist, daß sie, als das edelste der Getränke, den Verkoster förmlich bezaubert und den reconvalescenten Kranken völlig gesund macht. Überdies hat die Essenz auch einen solchen Gehalt an Phosphorsäure, daß sie um ihrer oftbewährten Heilkraft willen auch von hervorragenden ausländischen Ärzten voll Anerkennung empfohlen wird.

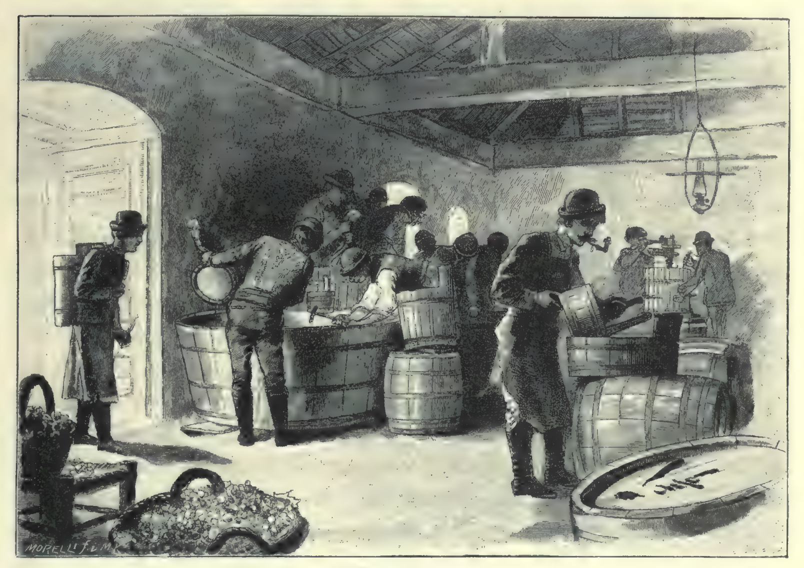
Den eigentlichen süßen Ausbruch bereitet man, indem man die im Bottich gebliebenen Trockenbeeren und den Most der nicht geschrumpften gewöhnlichen Beeren vermengt, und zwar kann man ihn dicker oder dünner bereiten, je nachdem man einem

Bottich gewöhnlichen Mostes mehr oder weniger Trockenbeeren beimischt. Das Maß der Trockenbeeren ist an der Tokajer Hegyalja die „Butte“, welche etwa dreizehn Liter enthält. Der Most und fertige Wein werden nach Gönczer Fässern gemessen, welche durchschnittlich 110 bis 135 Liter enthalten. Wird nun einem Gönczer Fasse eine Butte zu Brei zerstampfter Trockenbeeren beigemischt, dann ist der Ausbruchwein weniger süß, also dünner; thut man jedoch vier bis fünf Butten Trockenbeerenbrei in ein Gönczer Faß Most, dann ist der Ausbruch dunkler, dicker und süßer. Wenn also die Tokajer Weine als ein-, zwei-, drei-, vier-, fünfbuttiger Ausbruch classificirt werden, so bezeichnet dies die Anzahl der Butten voll Trockenbeerenbrei, die einem Gönczer Faß voll Most beigemengt sind. Die besonders gesammelten Trockenbeeren werden also dem Inhalt des Sammelbottichs entsprechend zugetheilt und in einem kleineren Bottich portionenweise völlig zu Brei zerstampft. Auf den zerstampften Brei gießt man nun die berechnete Menge von Most und läßt die Mischung bei wärmerem Wetter zwölf, bei kälterem achtundvierzig Stunden lang stehen, nicht ohne sie mehrmals im Tage umzurühren. Endlich wird der Most durchgeseiht und in dichten Trebernsäcken ausgetreten. Die durchgeseihte und ausgetretene Flüssigkeit wird zusammengemischt, in Gönczer Fässer gefüllt und so in ziemlich kalte Keller gestellt, welche in den Felsen gehauen sind und nur einen schmalen Eingang haben. Da entwickelt sich denn im Laufe einiger Jahre der Wein.

In Jahrgängen, welche nicht so viel Trockenbeeren hervorgebracht haben, daß es der Mühe werth wäre sie zu sammeln und zu verarbeiten, wird kein Ausbruch bereitet, sondern nur „Szamorodni“, welches dem Slavischen entlehnte Wort etwas Natürliches, von selbst Wachsendes, oder Ungekünsteltes bedeutet. Zu diesem Behuf füllt man die zum Theil geschrumpften Trauben in Säcke und preßt sie in Bottichen aus; der ausgepreßte Saft wird sogleich in Gönczer Fässer gefüllt, die Trebern aber werden aus den Säcken in Bottiche geleert und stark mit den Füßen getreten; hierauf wird der Most wieder zurückgeschüttet und bleibt bis zur ersten Gährung mit dem Saft zusammen, während welcher Zeit er öfters umgerührt wird. Schließlich wird der Saft durch Säcke durchgetreten und in Fässer gefüllt, die Trebern aber werden durch Pressen, welche aus starken Balken construirt sind, gepreßt. Der „Szamorodni“ ist nicht süß, aber doch ziemlich glatt und auffallend stark und aromatisch; er erfreut sich in Rußland und besonders Russisch-Polen großer Beliebtheit. Aus solchen gewöhnlichen Trauben, zu denen man keinen Trockenbeerenbrei thut und von denen bei der Weinlese die geschrumpften Beeren abgepflückt wurden, macht man den gewöhnlichen Wein, der dennoch ziemlich stark ist und das Wässern durchaus nicht verträgt.

Der zweite Weinbezirk des Landes, sowohl was die Menge, als auch was die Güte des Erträgnisses betrifft, ist die Plattensee-Gegend, dieser anmuthige Kranz, der

den größten und schönsten See Ungarns umschlingt. An der Nordseite des „Balaton-“ Sees erregen um die Kalkstein- und Dolomit-Gebirgsgrate her mehrere ausgebrannte und verstümmelte, kegelförmige Basalt-Vulkane unsere Aufmerksamkeit; ihre Lehnen geben den Wein, der am meisten Feuer und Blume besitzt. So geben z. B. Badacsony, Szent-György, Somlyó so feurige Weine, das sie bei ihrem vierzehn- bis sechszehnprocentigen Alkoholgehalt sich selbst mit den schwereren spanischen und portugiesischen Weinen kühn messen dürfen. Überdies besitzt der Wein von Somlyó einen eigenthümlichen, unver-



Mostkelter in Tarczal.

gleichlich angenehmen und hochgeschätzten Basaltgeschmack, der an Feinheit noch viel höher steht als der der sogenannten „Steinweine“. Übrigens ist dieser Wein schon darum berühmt, weil er nicht den Kopf, sondern die Beine wankend macht, aber nur für kurze Zeit und ohne alle schädlichen Folgen.

Außer den erwähnten Bergen geben noch vorzüglichen Wein: Csobáncz, Szigliget und die Berge von Köves-Káll, Szent-Békáll, Mindszent-Káll, Kis-Görs, Ábrahám, Fülöp und Hajagos. Der Boden besteht hier an den Lehnen der Basaltkegel aus kalkigem Lehm, anderwärts aus Mergel. Die wichtigsten Traubensorten sind der Furmint, „Sárfehér“ und die „Mehlweißer“, in Somlyó auch noch der „Lämmerschwanz“. Was die Cultivirung betrifft, werden auch hier niedrige Köpfe mit kürzeren oder längeren Zapfen

geschnitten, sie weicht also von der den Tokajer Trauben nicht besonders ab. Die Lese fällt in die zweite Hälfte des October, namentlich auf den besseren Bergen, und die Lesenden sammeln die Trauben in gewöhnliche Zuber, in denen sie sie mittels hölzerner Stampfen halbwegs zerquetschen. Ist der Zuber voll, so wird er von zwei Männern ins Kelterhaus getragen, wo der Inhalt im Sack durchgetreten wird, worauf der Most ins Faß, die Trebern in die Presse gelangen.

Im Osten des Landes, diesseits und zum Theil auch jenseits des Királyhágó liegt der dritte, vorzügliche Weißweinbezirk Ungarns, das Ermellék, welches sich den westlichen Ausläufern der siebenbürgischen Alpen entlang zieht. Sein Boden ist sandiger Lehm und stellenweise steinig. Seine Traubensorten sind der berühmte rothe „Bakator“ und die „Erdei“-Traube. Diese beiden geben den vielbeliebten Ermelléker, der sich durch angenehme Säuerlichkeit, einen leichten pikanten Nachgeschmack und sein eigenthümliches Gattungs-Bouquet sowohl im Lande als auch auswärts viele Freunde und Consumenten erworben hat. Die Cultivirung des Rebstockes geschieht zum Theil auch hier, wie jenseits des Királyhágó und in der Arader Gegend, nach dem sogenannten Bogenschnitte (Karikás), wobei der Stock viel trägt und, zumal in regnerischer Herbstzeit, keiner Fäulniß, noch Verschlammung ausgesetzt ist. Bei der Lese wird auch hier der Zuber benützt, und der Wein zum Theil durch Treten, zum Theil aber auch, namentlich bei großen Weingarten-besitzern, mit Hilfe von Traubenmühlen gewonnen.

Jenseits des Királyhágó wird, in Anbetracht der höheren Lage und des kühleren, an atmosphärischen Niederschlägen reicheren Klimas, der Rebstock fast ausnahmsweise nach dem Bogenschnitte cultivirt. Die besten Weine finden sich dort längs des Kokelflusses und der Maros. Den Hauptstolz und die Specialitäten des Landes bilden aber der bei Karlsburg wachsende Rózsamáler, der aromatische und dem Johannisberger ähnliche Csomborder, der Tófalver Riesling, der chablisartige Sauvignon- und Semillon-Wein von Czelna und Igen, endlich der Cabernet-Merlot'sche Rothwein von Gyéres und Gombás, der den Médoc-Weinen vollkommen gleichsteht.

Außer den erwähnten vier wichtigsten Weißweinbezirken sind noch die Gegenden des Neusiedlersees, Neszmélys und Grans hervorzuheben. In der ersteren wird auch meist der Furmint (dort „Zapfner“ genannt) und daneben die „Silberweiß“ und der Muskateller gebaut; sie geben einen angenehm säuerlichen Tischwein, dessen Haupt-stapelplatz Ödenburg ist. Außerdem pflegt Rußt in besseren Jahrgängen auch einen dünneren Ausbruchwein zu liefern, obgleich in den letzten Jahren wenig zu geschehen scheint, um diesen aufrechtzuerhalten. In den Gegenden von Neszmély und Gran sind bei niedrigem Rebenkopfschnitte meist die „Sárfehér“ und rothe Rosentraube (tinka), ferner die weiße Honig- und die langstielige Traube verbreitet.

Auch Rothweinbezirke sind in Ungarn sehr zahlreich vorhanden, und im Allgemeinen läßt sich constatiren, daß der Rothwein überall aus der von Skutari herstammenden schwarzen Kadarka-Traube gewonnen wird, die in den meisten Weingegenden bei niedrigem Kopf, in der Ménes-Arader Gegend aber nach der Bogenmethode cultivirt wird. Hier und da haben größere Weinproducenten auch Versuche mit der Cultur von Burgunder, Médoc- und Oporto-Trauben gemacht und zwar, besonders in Siebenbürgen, mit sehr gutem Erfolg.

Unter den Rothweinbezirken steht die Gegend von Arad und Ménes voran, wo in manchem Jahre auf dem überwiegend lehmigen Boden die Kadarka-Traube so überreif wird, daß sie sogar die Gewinnung von rothem Ausbruch ermöglicht. Auch sonst ist der Meneser Rothwein, auch wenn er nicht süß ist, immer der erste Rothwein Ungarns, sowohl wegen der angenehmen Harmonie seiner Bestandtheile, als auch wegen seiner schönen dunklen Farbe und angenehmen Blume.

Der Weinbezirk von Erlau und Visonta producirt ebenfalls auf steinigem, lehmigem Boden aus den Kadarka- und Purcsin-Trauben seinen feurigen und trotz starken Tanningehalts immer glatten Rothwein, der in guten Jahren wegen seiner dunkelrothen Farbe und seines Feuers mit Recht „Stierblut" genannt wird. In günstigen Jahrgängen wird sowohl in Erlau, als auch in Visonta und Gyöngyös sogar ein dünner Ausbruch gekeltert. Der Visontaer Wein ist im Allgemeinen leichter als der Erlauer und daher besonders in Deutschland beliebt.

Die Rothweine von Villány und Szegszárd werden größtentheils aus Kadarka- und Kleinschwarztrauben gemacht, in Villány auch noch aus Portugieser-Trauben. Der Boden ist wieder lehmig, ja nicht selten ein stark eisenhältiger rother Thon; die Cultivationsweise ist die des niedrigen Rebenkopfes. Die bei der Lese abgepflückten und zerquetschten Trauben werden in großen und sehr hohen, 200 bis 300 Eimer haltenden Kufen der Gährung unterworfen, und zwar so, daß die große, mit Trebern gemischte Mostmasse sich durchwärmt und sogar ihre Gährung unterbrechen muß, wodurch der neue Wein bis in den Frühling hinein süß bleibt. Der Villányer pflegt im Allgemeinen immer herber zu sein als der Szegszárder.

Den stärksten und süßesten Rothwein liefert das im kroatisch-slavonischen Königreich gelegene Comitat Syrmien, und zwar Karlowitz und Umgebung, wo die Kadarka-Traube bei kurzer Cultivirung fast alljährlich auch Trockenbeeren gibt, daher denn auch der rothe Karlowitzer Ausbruch, wie nicht minder der dortige Wermuth, sehr berühmt und entsprechend theuer ist.

Außer den erwähnten, vorwiegend weißen und vorwiegend rothen Wein producirenden Bezirken gibt es noch sehr viele Gegenden, wo man sich mit der Production beider

Farben beschäftigt. Dies ist z. B. in der Gegend von Fünfkirchen der Fall, wo der aus „Csomorika“-Trauben gewonnene, mit eigenthümlichem Bouquet ausgestattete Weißwein ebenso bemerkenswerth ist, als der ebenda gekelterte Rothwein. Das Gleiche gilt vom Ofener Weinbezirk, der besonders wegen seiner leichten und hinreichend tanninhältigen Rothweine Erwähnung verdient; unter den Sorten desselben ist der Adlersberger bereits auf dem ganzen Continente beliebt. Gute und starke Weißweine wachsen in der Gegend von Moór (Weißenburger Comitat), Pencz (Nógráder Comitat), Versecz und Weißkirchen (Krassóer Comitat). Einen sehr angenehmen und leichten weißen Tischwein produciren Magyarád (Arader Comitat), Szerednye und Ungvár (Unger Comitat). Aber es ist nicht möglich, hier auch nur in aller Allgemeinheit sämmtliche Gegenden und Ortschaften aufzuzählen, wo in Ungarn guter Wein wächst. Wir brauchen nur daran zu denken, wie viele weinbauende Gemeinden jeder einzelne der im ungarischen Staate amtlich constatirten einundvierzig Weinbezirke enthält, um einzusehen, daß schon die bloße Aufzählung der besseren Weinbaustellen sich auf mehrere Bogen belaufen müßte.

Den Mittelpunkt des ungarischen Weinhandels bildet das Herz des Landes, Budapest; die Hauptniederlage der hier angesammelten Weinmengen ist jedoch eigentlich das nur neun Kilometer von der Stadt entfernte Promontor, in dessen Dolomitfelsen mit der bloßen Spitzhacke erstaunlich lange und geräumige Keller gehauen worden sind. Gar manche derselben sind 400 bis 800 Meter lang und haben drei bis sechs so breite Eingänge, daß die schwer beladenen Frachtfuhrwerke ganz ungehindert ein- und ausfahren können. So werden die Weintransporte aus den Kellern direct nach den vier Eisenbahn- und drei Dampfschiff-Stationen geschafft, welche sich auf dem Gebiete der Ortschaft befinden. Es ist dies förmlich ein ungarisches Bercy für die Hauptstadt und das ganze Land.

Außer dieser Centralstelle des Weinhandels hat noch jeder bedeutendere Weinbezirk seinen eigenen Hauptplatz. Ein solcher ist z. B. Ödenburg für die westlichen Landestheile; Versecz, Fünfkirchen und Arad für die südlichen; Kaschau für den Nordosten. Letztere Stadt ist der Hauptstapelplatz für die Tokaj-Hegyaljaer Weine.

Was die Production von Tafeltrauben anbelangt, ist sie in einigen Gegenden bereits mit Erfolg in Angriff genommen worden. So expedirt Nagy-Maros, eine oberhalb der Hauptstadt am linken Ufer der Donau gelegene Ortschaft, jährlich mehrere hunderttausend Kilogramm Tafeltrauben nach Deutschland, besonders nach Berlin, Breslau und Stettin; desgleichen werden aus Kecskemét, Fünfkirchen, Miskolz, Beregszász, Arad und Sátoralja-Ujhely mehrere hunderttausend Metercentner Trauben als Obst ausgeführt. Zwar sind für diesen Zweck die Sorten einstweilen noch nicht gehörig gewählt und es gelangen meist die „Hönigler-“ und „Portugieser-Trauben“ zur Ausfuhr, doch hat man bereits an mehreren Punkten begonnen, die Chasselas-, feineren Muskateller- und



Dolomit-Felsenkeller in Promontor.

die sehr frühen Madeleine-Sorten zu produciren, wodurch es bei einiger Thatkraft und Ausdauer dem ungarischen Traubenproducenten gar bald möglich sein wird, mit seinen feinen Tafelsorten früh genug auf den in- und ausländischen Märkten zu erscheinen und den ihm gebührenden Platz einzunehmen.

Die Cultur der edleren Sorten von Tafeltrauben, sowie eine richtigere Weinproduction und rationelle Kellerwirthschaft zu verbreiten, sind die durch den Staat erhaltenen Weinbauschulen in hohem Maße berufen, deren älteste auf dem Blocksberg schon seit achtundzwanzig Jahren thätig ist; die übrigen fünf Schulen dieser Art lehren in Tarczal (bei Tokaj), Ménes (bei Arad), Diószeg (im Ermellék), Nagy-Enyed (mitten in Siebenbürgen) und in Preßburg die Grundsätze der rationellen Rebencultur und Weinproduction.

Gartenbau.

Die „Poesie der Landwirthschaft“, wie Baron Gabriel Prónay in seiner akademischen Abhandlung den Gartenbau nennt, hat auch in Ungarn gleich mit der Begründung fester Wohnsitze ihren Anfang genommen, da in der Nähe derselben auch hierzulande alsbald Gärten entstanden sind. Der culturverbreitende Einfluß der Römer machte sich in dieser Richtung gleichfalls geltend, und von Septimius Severus findet sich erwähnt, daß er als Proconsul von Pannonien dem Gartenbau einen stärkeren Impuls gegeben habe. In den Bereich des Gartenbaues gehörte damals auch die Cultur solcher Pflanzen, deren Werth in ihrer Heilkraft bestand. Als eine solche Pflanze Pannoniens erwähnt Plinius mit besonderem Lob die saliunca (Narde). Natürlich hielt auch die Zucht der Obstbäume gleichen Schritt mit der Gärtnerei und es wurden seit den Antoninen im oberen Pannonien sechsundzwanzig, im unteren fünfundzwanzig namhaftere Städte erbaut, welche auf dem Terrain der ausgerodeten Wälder und abgeleiteten Sümpfe unter Anderem der Obstcultur oblagen. Und wenn Kaiser Gallienus im IV. Jahrhundert keinen schöneren und cultivirteren Landestheil fand, um ihn mit dem Namen seiner Gattin zu schmücken, so läßt sich wohl annehmen, daß die „Pannonia Valeria“ auch hinsichtlich des Gartenbaues auf einer hohen Stufe gestanden sei.

Die Völkerwanderung allerdings mußte auch die Gärten zur Wüstenei verstampfen, sie konnte indeß nicht jede Spur dieses entwickelten Zweiges der Landwirthschaft austilgen. In jenem Theile Ungarns, der nach Niederwerfung der Avaren dem fränkischen Reiche einverleibt wurde und auch unter dem Schutze des berühmten Capitulare („de villis“) Karls des Großen stand, rechneten wenigstens die Wohnsitze der königlichen Vögte, wo der Administrator und die übrigen Beamten der Wirthschaft wohnten (nach Wenzel Nyerges-Ujfalu und Zircz), und welche zusammen mit den zugehörigen Meierhöfen „curtes“, Höfe genannt wurden, gerade auf Grund der Verfügung dieses Capitulare auch die Cultur der Weinberge und Gärten zur Sphäre ihres Betriebes. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß die Magyaren der Einwanderung diesen Theil des Landes im Zustande einer weit

entwickelteren landwirthschaftlichen Cultur vorgefunden haben, als die anderen Theile desselben.

Als die magyarischen Eroberer sich an ständige Wohnsitze gewöhnten und ein angenehmes Heim ihnen zum Lebensbedürfniß wurde, konnte unter den Factoren eines solchen natürlicherweise auch der Garten nicht fehlen. Ihre Lehrmeister in dieser Hinsicht waren meist die Mönche. Den Benedictinern war durch ihre Ordensregeln die Hände-



Aus dem Park von Alcsuth: Das Teichufer.

arbeit zur besonderen Pflicht gemacht und auch die Prämonstratenser und Cisterciten, sowie die Johanniter folgten dieser Verordnung. Nach der erwähnten Regel des heiligen Benedict mußte das Kloster derart angelegt sein, daß alles für den Orden Nothwendige, also namentlich auch der Garten, an einem Orte, nämlich innerhalb des Mauerfriedens beisammen sei, „ut non sit necessitas vagandi foras". Daher hatte jedes hier entstandene Kloster, nicht nur jenseits der Donau, — wo der Garten der Martinsberger Abtei, der „hortus Pannoniensis" sich sogar besonders erwähnt findet, — sondern auch längs der Theiß, in den Gebirgsgegenden wie im Alföld, seinen Hausgarten, und als die ersten Pfleger und Verbreiter der eigentlichen Gartencultur in Ungarn werden mit Recht die Mönchsorden anerkannt. Indeß finden sich auch anderweitig, so bei den Burgen des Königs

und bei den Wohnsitzen von Privaten, ja von Kleingrundbesitzern, schon zur Zeit der ersten Könige aus dem Hause Árpáds Gärten erwähnt. Béla IV. schenkt mittelst Donationsbriefes vom Jahre 1256 die im Honter Comitat belegene Gemeinde Zud (jetzt Szud) den acht Aufsehern der königlichen Gärten zu Neusohl (custodes horti nostri de Zolyom). Deßgleichen kommen „pomarium“ und „hortus“ in zahllosen, auf Verhältnisse des Privatbesitzes bezüglichen Urkunden vor.

Übrigens macht Dr. Gustav Wenzel in seiner „Geschichte der Landwirthschaft Ungarns“ auch schon für die Zeit der Árpádischen Könige einen Unterschied zwischen Haus-, Obst- und Ziergärten, indem er nachweist, daß alle drei Typen des Gartens im Lande cultivirt wurden. Über Ziergärten ist in den Urkunden aus dieser Zeit nur wenig zu finden, über Küchengärten jedoch fehlt es nicht an sicheren Nachrichten. Beispiele umfangreicherer Gärten finden wir in den Hopfengärten (horti cumulorum), kleinere aber fanden sich selbst bei Bauernhäusern und in diesen wurden Porree, Zwiebeln und Knoblauch, Mohn, Paprika, zur Bienenweide dienende, heilkräftige und anderweitig nützliche Pflanzen, ferner Hülsenfrüchte, Grünzeug, Flachs, Hanf und dergleichen gezogen.

Der Obstgarten (fructetum, pomarium, hortus fructifer) spielte schon um diese Zeit eine große Rolle und Obstbäume wurden auch in den Weingärten gepflanzt. An erster Stelle ist unter den Obstbäumen der Nußbaum zu erwähnen, der als „Nationalbaum der Magyaren“ weit verbreitet war und außer in Gärten und Höfen, selbst in ganzen Wäldern (silva nucum) gepflanzt wurde. Die Apfel-, Birnen-, Kirschen-, Weichsel-, Pflaumen- und Speyerbäume, der „frutex salicis“, der Kastanien- und Cornelkirschenbaum, der „fructus berocum“ oder „borocum“ (vielleicht baraczk = Aprikose), der Maulbeerbaum u. s. w. kommen schon in den Urkunden dieser Zeit vor, und daß man vorzügliches Obst zu würdigen wußte und der Obstbau schon im XIII. Jahrhundert sich einer gewissen Blüte erfreute, zeigen Ausdrücke, wie „pomarium valde bonum“, „arbores fructiferae optimae“ und dergleichen; daß aber das Obst schon so früh sogar die Rolle eines Handelsartikels spielen konnte, ist durch den erhalten gebliebenen „Graner Mauthtarif“ des Jahres 1198 bezeugt, worin außer anderen Handelsartikeln auch das Obst erwähnt wird.

Seit dem XIV. Jahrhundert ist Ungarn zum Rufe eines der fruchtbarsten und landwirthschaftlich bemerkenswerthesten Länder Europas gelangt. Einzelne bis dahin mehr in Gärten gebaute Pflanzen, z. B. Flachs, Hanf, Krautgattungen u. s. w. wurden auf die Felder hinausgedrängt, und als eigentliche Objecte der häuslichen Gärtnerei blieben hauptsächlich die Hülsenfrüchte (legumen), Rüben, Rettige, der Safran, ferner die Heilkräuter und schon den Leckerbissen beigezählten Grünzeugarten übrig.

Die Renaissance machte auch die Vorliebe für Ziergärten allgemein, und da sie aus Italien unmittelbar nach Ungarn überging, wurden auch die Parks bei den Residenzen

der Könige und Magnaten vornehmlich im italienischen Geschmack angelegt. Der Ziergärtnerei im engeren Sinne begegnen wir zuerst im Zeitalter der Anjou'schen Könige. An erster Stelle muß da der Ziergarten der Königsburg zu Visegrád erwähnt werden, durch Karl Robert mit wahrhaft königlichem Prunk angelegt. Aus den daselbst gezogenen Blumen ließ Königin Elisabeth jenes weltberühmte wohlriechende Wasser bereiten, welches noch in unseren Tagen als „aqua reginae Hungariae“ und „eau de la reine de Hongrie“



Aus dem Park von Alcsuth: Lauben und Blumenbeete.

bekannt ist. Noch zu Sigismunds Zeit hatte dieser Garten einen großen Ruf, Matthias aber steigerte diesen noch, indem er den Garten nicht nur großartig verschönern ließ, sondern ihn auch durch verschiedene Bauten zum Schauplatz wunderbarer Kunstwerke und Naturschauspiele machte. Der Erzbischof Nikolaus Oláh, der diesen, in der Richtung auf den Salomonsthurm sich hinabstreckenden Garten als Augenzeuge beschreibt, kann gar nicht begeistert genug dessen Blumen, Weinreben und Obstbäume rühmen, sowie das schattende Laub und den Duft der Linden, die Gewächshäuser und hängenden Gärten und die zu diesen hinanführende, sieben bis zehn Ellen breite und 40 Stufen hohe Marmortreppe, und den aus rothem Marmor gemeißelten, mit Musenstatuen geschmückten Brunnen (fons Musarum), welchem gemeiniglich krystallhelles Quellwasser, bei festlichen Anlässen

jedoch abwechselnd rother und weißer Wein entfloß und über dem die Statue des Cupido stand u. s. f.

Kaum weniger großartig und prächtig, als die Gärten von Visegrád, waren die gleichfalls von Matthias angelegten an der königlichen Burg zu Ofen. Nach der Beschreibung Bonfins bildeten die Bäume um die Burg ein förmliches Labyrinth. Zwischen ihnen standen mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Käfige, in denen sich seltene in- und ausländische Vögel befanden. Diese Vogelhäuser bestanden aus Eisendrahtnetzen von so großer Ausdehnung, daß unter ihnen ganze Gebüsche, Obstbäume, ja Haine Raum fanden. Dieser Garten nahm die Stelle der jetzigen Christinenstadt ein und war berühmt wegen seiner schönen Spazierwege, herrlichen Alleen, Springbrunnen, Fischteiche, künstlichen Grotten und im Geschmacke jener Zeit gehaltenen Gartenbaulichkeiten. Überdies hatte König Matthias auch noch auf der Pester Seite einen Ziergarten, in dem er seine Mußestunden zu verbringen liebte. Dieser Garten erfüllte den Raum hinter dem Besitzthum der Franciscaner, und streckte sich von der Hatvanergasse bis zur Realschulgasse hin, welche erst bei der Vereinigung der Hauptstadt diesen Namen erhalten und bis dahin, aller Wahrscheinlichkeit nach in Erinnerung an den daselbst bestandenen Garten des Königs Matthias, „Grüne Gartengasse" geheißen hat. Die im Gebiete des Gartens aufgefundenen Bruchstücke von Statuen, Inschrifttafeln und Denksteinen sind noch heute in den Mauern des Franciscanergebäudes zu finden. Außer den Ziergärten von Visegrád und Ofen hatte der König ferner auch um seine übrigen Schlösser und Lustplätze her bedeutende Gärten, unter denen die zu Totis und Diósgyör die ansehnlichsten waren.

Der hohe Clerus und Adel folgte dem Beispiel der Könige und legte nicht nur an seinen ständigen Wohnsitzen Ziergärten an, sondern auch in der königlichen Residenz Ofen entstanden solche, als jene Herren sich daselbst niederzulassen begannen und glänzende Paläste bauen ließen.

Der Obstbau entwickelte sich in dieser Epoche zu einem förmlichen Industriezweige. Eine große Anzahl von Obstgärten bedeckte alle Theile des Landes. Nicht nur die großen Herren besaßen solche, sondern auch die mittleren und kleinen Grundbesitzer, ja selbst die Hörigen, und zwar nicht nur in den Hausgärten, sondern auch auf den Gründen außerhalb des Dorfes. Eines besonderen Rufes erfreute sich die Obstzucht der Insel Schütt, so daß das alte Sprichwort diese größte Donauinsel den „goldenen Garten" und das „Obstparadies" genannt hat; ein alter Chronist aber, der das ganze Land beschreibt, spricht von der unermeßlichen Menge der besten Obstgattungen (frugum et omnis generis optimorum fructuum infinita copia). Neben Apfel-, Birn-, Pflaumen-, Kirschen-, Weichsel-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen standen in großen, waldähnlichen Gruppen die Nuß- und Kastanienbäume beisammen, denen sich noch mancherlei Gattungen fruchttragender

Sträucher anschlossen. Peter Ranzan erwähnt in seiner Schilderung der Matthiaszeit die Obstzucht Siebenbürgens mit besonderem Lobe, indem er aus der Reihe der vorzüglichsten Gattungen die Damascener Pflaumen und nicht minder die Äpfel, Kirschen und Birnen von ungewöhnlicher Größe hervorhebt.

Daß der Gartenbau und mit ihm die Ziergartenkunst auch noch lange Zeit nach dem XVI. Jahrhundert in Blüte stand, ist durch zahlreiche Daten in den Aufzeichnungen über einzelne Burgen und Adelsschlösser bezeugt. Die Gärten des Palatins Georg Thurzó zu Bicske, die Ziergärten und Orangerien der Grafen Pálffy zu Vöröskövár waren im ganzen Lande berühmt. Auch die Gärten der Städte Preßburg, Ödenburg, Schemnitz u. s. w. finden Erwähnung, als sorgfältig und mit großer Fachkenntniß gepflegte Anlagen. Jener Garten aber, den die Graner Erzbischöfe Anton Verancsics und Georg Lippay in Preßburg besaßen, hat noch heutigen Tags sein Denkmal in einem literarisch und philologisch gleich interessanten dreibändigen Werke des Jesuitenpaters Johann Lippay, dessen erster Band (über die Blumenzucht) in Tyrnau, dessen zweiter (über den Gemüsegarten) in Wien 1664 und der dritte (über die Obstbaumzucht) gleichfalls in Wien 1667 erschienen ist; das erste in ungarischer Sprache erschienene Werk über diesen Gegenstand. Aber schon der ehrsame Verfasser dieses Buches klagt bitter über den kläglichen Verfall des Landes und daher auch der Gärten, in Folge der Verheerungen, welche die Türken in zwei Drittheilen Ungarns angerichtet hatten.

In den von den Türken verschonten Gegenden behauptete auch die Obstcultur noch eine Zeit lang jene Stufe, welche sie im XV. Jahrhundert erreicht hatte. In einzelnen Comitaten jenseits der Donau wuchs so ausgezeichnetes Obst, daß es das österreichische übertraf, daher es denn auch auf den Märkten der österreichischen Städte sehr gesucht war. Die Prunellen („Brunner Zwetschken") der Comitate Neutra und Bars und besonders die berühmten gedörrten Pflaumen von Deutsch-Próna fanden ihren Weg sogar zu noch entfernteren Märkten. Im XVII. Jahrhundert verlor, wie schon Lippay klagt, unsere Obstzucht, welche noch im XVI. Jahrhundert höher entwickelt gewesen als die der Nachbarländer, beträchtlich an Bedeutung, sie nahm jedoch seit dem XVIII. Jahrhundert in den reicher bevölkerten Gegenden, z. B. um Ödenburg, um die Bergstädte her und längs der ganzen Theiß einen neuerlichen Aufschwung. Baron Gabriel Prónay erwähnt, daß „so manche der jetzt als ausländisch bekannten edlen Sorten gerade von Ungarn ausgegangen sind, indem nämlich zahlreiche Obstgattungen durch die Kreuzritter aus dem heiligen Lande nach Ungarn mitgebracht, hier zuerst heimisch wurden und von hier aus sich über Europa verbreiteten". Der treffliche Pomologe Johann Czukor, der sein ganzes Leben der Zusammenstellung der ursprünglich ungarischen Obstgattungen gewidmet hat, fand schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, als hierzulande noch gar Wenige sich literarisch

mit diesem Fache beschäftigten, daß sechsundsiebzig Sorten von Äpfeln, einundsechzig von Birnen, einundzwanzig von Pflaumen und zwölf von Kirschen hier ursprünglich heimisch sind.

Nach der Epoche der sogenannten stillen Jahre, in denen Verrottung und Niedergang auch auf dem Gebiete der Gartencultur mit Bedauern constatirt werden mußte, war es vor Allen Palatin Josef, dessen segensreiches Wirken und Beispiel auch auf diesem Felde neues Leben geweckt hat. Seine auf der Margaretheninsel und besonders auf den öden Hügeln von Alcsuth angelegten Gärten erweckten schon um die Mitte dieses Jahrhunderts die Lust, alle Zweige des Gartenbaues hier einzubürgern. Die Aristokratie umgab ihre Schlösser der Reihe nach mit Parks, in denen der französische Barockstil nur ausnahmsweise und für einzelne Partien zur Anwendung gelangte, während der die Natur nachahmende englische Stil dem ungarischen Geschmack besser entsprach und fast überall durchdrang. Es begannen nun einzelne Gegenden, sowohl im Oberland, als auch auf der Sandebene zwischen Donau und Theiß Obstgärten anzulegen, die Hauptstadt Budapest ließ mehrere Plätze mit Zierbäumen, Sträuchern und Blumen bepflanzen und diesem Beispiele folgten auch die größeren Provinzstädte. In einzelnen besseren Strichen von geeigneter Bodenbeschaffenheit bestrebte man sich gewisse Specialitäten der Küchengärtnerei im Großen zu ziehen. In neuerer Zeit wetteifert der Adel in Anlegung von Parks, auch werden die schon vorhandenen in gutem Stande erhalten, oder erneuert. Nicht minder haben die gebildeten Classen des Mittelstandes und Grundbesitzes alsbald Geschmack an dieser edlen und nützlichen Passion gefunden und sich bestrebt, den Umkreis ihrer Häuser durch Gartenanlagen anmuthiger zu gestalten.

Mittlerweile fand die Ziergärtnerei zahlreiche Pfleger, als in der Hauptstadt, besonders die Andrássy-Straße, und in der Umgebung namentlich das Stadtwäldchen und der Schwabenberg sich mit Landhäusern belebten; das Bestreben wurde nun allgemein, die Zierpflanzen, diese Lieblinge der Natur, auch mit den geschmackvolleren Ziergegenständen der Kunstindustrie in Verbindung zu bringen und so ihre Wirkung zu erhöhen. Größere Ziergärten sind bereits in allen Theilen des Landes zahlreich vorhanden, einzelne Gärtnereien, z. B. der tadellos gepflegte Park des Erzherzogs Josef in Alcsuth (Weißenburger Comitat), mit seinen vielen prächtigen Details, darunter auch einem schönen großen Palmenhause, dann der mit seltenen exotischen Pflanzen ausgestattete gräflich Franz Zichy'sche Garten zu Vedröd (Preßburger Comitat), und nicht minder die Parks zu Fóth, Totis, Uj-Szász, Somló-Vásárhely, Keszthely u. s. f. stehen ganz auf der Höhe der Zeit und einige besitzen Palmenhäuser von europäischem Ruf.

Aber nicht nur der hohe Adel und der intelligente Bürgerstand haben Sinn für die Ziergärtnerei, sondern auch die städtische Bürgerclasse, welche größtentheils Gewerbe und

Handel treibt, bekundet viel Liebe zu den Blumen, die denn auch selten in den Fenstern der Stadtbewohner fehlen. Die Bürgersleute kaufen abgeschnittene und Topfblumen in Menge, und es ist überhaupt der guten Verwerthung der Blumen zuzuschreiben, daß seit einem Jahrzehent erfreulicherweise sowohl in der Hauptstadt, als auch in den größeren Provinzstädten die Zahl der Blumengärtner, Rosenzüchter und Blumenläden sich bedeutend vermehrt hat. Schließlich hält sogar der bäuerliche Theil des ungarischen Volkes, wenngleich er Zierbäume und Ziergesträuch nicht sonderlich achtet, vielmehr an ihrer Stelle



Aprikosenmarkt in Kecskemét.

lieber eine entsprechende Anzahl fruchtbarer Obstbäume sehen würde, die Blumen doch nicht wenig werth und widmet sich gern ihrer Pflege. Es gibt keinen Bauer, der nicht in seinem Gärtchen auch ein Blumenbeet hätte, und das Mädchen würde seinen Sonntagsstaat für mangelhaft halten, wenn sie sich auf dem Kirchgang keinen Strauß von Rosen oder anderen Blumen vor den Busen stecken könnte.

Was die ungarische Obstgärtnerei betrifft, sind es hauptsächlich das Land zwischen Donau und Theiß, die oberen Comitate, das Eisenburger Comitat und die siebenbürgischen Theile, deren Obstproduction so groß ist, daß sie in guten Jahren einen großen Theil des Ertrages sogar exportiren können. Während das nördliche Ungarn, das Eisenburger Comitat und das Gebiet jenseits des Királyhágó (Siebenbürgen) besonders durch ihre

überaus edlen Äpfel- und Birnensorten berühmt geworden sind, werden im Nordwesten und Süden besonders die Bistritzer Pflaumen und auf der Sandebene zwischen Donau und Theiß, namentlich in Kecskemét und Nagy-Körös, die ungarischen Aprikosen und die berühmten Weichselkirschen von Körös in so ungeheuren Mengen gezogen, daß zur Zeit der Aprikosenreife täglich um drei Uhr Morgens der Aprikosenmarkt zu Kecskemét beginnt (ein Unicum in ganz Europa), von dem aus die österreichisch-ungarische Staatsbahn das Obst mit Extrazügen in der Richtung nach Wien, Berlin und St. Petersburg befördert, so daß alljährlich viele tausend Metercentner Aprikosen und Weichselkirschen zum Export gelangen.

Die siebenbürgischen Äpfel und Birnen wetteifern an Feinheit mit den edelsten englischen und französischen Sorten; so groß sie sich auch entwickeln, bleiben Wohlgeschmack und Zartheit ihres Fleisches doch dieselben. Besondere Erwähnung verdienen zwei urwüchsige siebenbürgische Äpfelsorten, die Batul- und Pojnyikäpfel, welche den gerechten Stolz der dortigen Obstzüchter bilden. In den nördlichen, kälteren Landestheilen und in dem auf kroatisch-slavonischem Gebiet gelegenen Comitate Syrmien sieht man den Pflaumenbaum ganze Wälder bilden, und zwar ist dies die lange Bistritzer Pflaume, welche an vielen Orten sogar muskatelleähnliches Aroma gewinnt und einen so riesigen Ertrag gibt, daß ein Theil davon zu „Sliwowitz" verarbeitet zu werden pflegt, ein anderer Theil zu Mus verkocht wird und das Übrige gedörrt in den Handel gelangt. Außerdem kommt noch im Neutraer Comitat eine Pflaumengattung vor, welche ein sehr feines Dörrproduct liefert; dies ist die Gajdeler Pflaume, eine vollberechtigte Concurrentin der französischen Agen-Pflaume. Eine ausgezeichnete echtungarische Sorte ist endlich die sogenannte Flaschenpflaume, welche gleichfalls massenhaft in den oberen Comitaten gedeiht und sowohl als Dessertobst, wie auch für Marktverkauf und Küchenzwecke von nicht geringem Werth ist. Die gedörrten Pflaumen Ungarns sind in ganz Europa wohlbekannt und haben in neuerer Zeit auch eine starke Ausfuhr nach Nordamerika.

Kirschen und Weichselkirschen bevorzugen namentlich die Plattensee-Gegend; die Riesenkirsche von Badacsony ist überhaupt die größte und saftigste Kirsche der Welt und auch die „ochsenäugige" Kirsche von Baltavár mißt sich mit den schönsten und größten Kirschengattungen des Auslandes. Die Nüsse des Drauthales, des Zempliner und Preßburger Comitats, sowie die Kastanien der Comitate Somogy und Baranya, sind ihrer Schönheit und ihres besonderen Wohlgeschmackes wegen bereits sehr gesucht und die Nüsse haben es neuestens sogar schon zum Export gebracht.

Die Zucht sowohl der Zucker- als auch der Wassermelonen nimmt weite Landstriche in Beschlag. Der humusreiche Sandboden des Heveser Comitats und des Alföld bringt ungemein zuckerhaltige und aromatische Zucker- und Wassermelonen hervor, von denen die



Obst- und Melonenmarkt am Donau-Ufer in Budapest.

ersteren seit einigen Jahren sehr stark exportirt werden. Besonders in Deutschland sind die ungarischen Cantaloups und mehr noch die nur in Asien süßer vorkommenden Turkestan-Melonen beliebt. Die ungarische Wassermelone ist im Auslande unbekannt, sie findet ihre Consumenten nur im Inlande; und doch ist in der Hundstagshitze die citronensäuerliche Süße einer guten Fogarasy'schen oder Marsovszky'schen Wassermelone angenehmer und gesünder als Gefrornes und Sorbet. Die Hauptmärkte beider Arten sind Budapest, Debreczin, Szegedin und Großwardein, wo man die Melonen auf den Obstmärkten in Pyramiden aufgehäuft sieht. In Budapest bietet der Melonenmarkt im Juli und August ein sehr interessantes Schauspiel, das auch den Ausländer anregen muß, da ein so eigenthümlicher Markt sonst nirgends vorkommt. Die Wassermelone ist eine ungarische Nationalfrucht. Ihre Cultur ist auch im Auslande schon versucht worden, aber nur in Warmbeeten und mit keineswegs befriedigendem Resultat.

Die Küchengärtnerei wird in drei Richtungen betrieben. In der Umgebung der Hauptstadt und der größeren Provinzstädte geschieht dies durch Küchengärtner, deren es im Umkreise von Budapest allein über sechshundert gibt und die alle auf dem Markte gebräuchlichen Arten von Grünzeug ziehen. Dann gibt es Einzelne, welche sich hauptsächlich mit der Zucht von Spargeln, Champignons, Meerrettig und Blumenkohl befassen, und ebenso wieder einzelne Gemeinden, ja Gegenden, deren Bewohner nur eine einzige besondere Art von Gemüse ziehen, und zwar auf ungeheuren Gebieten, so daß einzelne Concurrenten ihnen gegenüber gar nicht aufkommen können. So sind die Sellerie und Petersilie von Pápa und Raab, das Kraut von Uszód und dem Preßburger Comitat, der Paprika von Szegedin und Fajß, der Meerrettig von Debreczin, die Paradiesäpfel von Altofen, die Gurken von Kecskemét und Körös, der Mohn von Tiszolcz im ganzen Lande bekannt; der ungarische Rosen-Paprika erfreut sich sogar einer mit jedem Tage wachsenden Ausfuhr.

Was die allgemeine Verbreitung der Küchengärtnerei betrifft, kann man wohl sagen, daß es in kleineren Städten und Gemeinden wenig Häuser gibt, ohne einen Garten von einem Joch, oder mindestens von einem Vierteljoch Ausdehnung, was für die Gewinnung des Hausbedarfes an Grünzeug genügt; es gibt in der Provinz sogar viele Hausfrauen, welche unternehmend genug sind, einen großen Theil ihrer Wirthschaftskosten aus dem Verkauf ihres Grünzeugüberschusses zu bestreiten. Daß in der Masse des Volkes der Sinn für Gärtnerei sich mehr und mehr ausbreitet, ist zum Theil dem Beispiel zu danken, das die städtischen Gärten bieten; von wesentlichem Einfluß darauf sind aber auch die landwirthschaftlichen Lehranstalten, Ackerbauschulen, Winzerschulen und die Gärten der Tordaer Anstalt, aus der viele Tausende von Obstsetzlingen in die Baumschulen des Volkes und neuestens der Gemeinden gelangten. Der Fortschritt ist auch gegenwärtig wahrnehmbar, und das um so deutlicher, als nunmehr die bezüglichen Fachkenntnisse durch zahlreiche

Fachschulen, ferner durch Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, welche aus dem Studium der örtlichen Verhältnisse hervorgegangen sind, verbreitet werden. So berechtigt denn die Zukunft des Gartenbaues in Ungarn zu den besten Hoffnungen.

Forstwirthschaft.

Die Wälder des ungarischen Reiches erstrecken sich von der Region der Legföhren in den Karpathen hinab bis zu den Lorbeer- und Kastanienhainen an den Gestaden der Adria, und auf diesem großen Gebiete gedeihen alle jene Bäume und Sträucher, welche überhaupt in Mitteleuropa heimisch sind. Der Flächenraum, der durch Bodenbeschaffenheit, Klima oder wirthschaftliches Interesse darauf angewiesen ist, durch Forstcultur nutzbar gemacht zu werden, beträgt in Ungarn, Kroatien und Slavonien zusammen 15,957.587 Katastraljoch, also in runder Zahl 28 Procent des gesammten Reichsgebietes. Von diesen Waldungen gehören Ungarn 13,294.492 Joch, also 27 Procent des ganzen Landesgebietes an, während in Kroatien und Slavonien mit 2,663.095 Joch der Wald schon einen viel beträchtlicheren Theil, nämlich 36 Procent des gesammten Flächenraumes ausmacht.

Das Vegetationsgebiet der herrschenden Holzarten vertheilt sich dabei folgendermaßen:

Das Gesammtgebiet der Eiche beträgt im Lande 4,468.521 Joch, wovon 723.714 Joch auf Kroatien und Slavonien kommen.

Das Gebiet der Buche und der mit dieser vom waldwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus gewöhnlich zusammengefaßten anderen Laubhölzer beträgt mehr als die Hälfte der sämmtlichen Waldungen im Reiche, nämlich 8,443.184 Joch, davon 6,651.690 Joch in Ungarn, 1,791.494 Joch in Kroatien und Slavonien. Unter den in diese Gruppe mitgerechneten anderen Holzarten sind von Bedeutung die in dem mageren Sandboden des ungarischen Alföld gedeihende Pappel und Akazie, deren Cultur sich dort immer mehr verbreitet und als lebendiger Beweis gegen die häufig gehörte grundlose Beschuldigung dienen kann, daß der Magyare den Baum und Wald nicht liebe. Wie sehr das Gegentheil hievon der Wahrheit entspricht, davon überzeugt sich jeder Reisende im Alföld, wenn er die Landschaft ringsum betrachtet und alsbald wahrnimmt, daß dieselbe eine Art großen englischen Parkes bildet, dessen Weizen- und Kornfelder, Wiesen und Wasseradern, nebst den die einzelnen Gehöfte oder Häuser umgebenden Baumgruppen und Wäldchen einen Anblick bieten, der sich den anmuthigsten Naturbildern anreiht.

Die Buche und die ihr analogen Laubholzarten bedecken eine verhältnißmäßig sehr große Fläche, und in dieser Hinsicht steht Ungarn, was die heutigen Verhältnisse des Holzhandels und der Holzverwerthung betrifft, hinter Österreich einigermaßen zurück, denn während in den Wäldern Ungarns die heute weniger verwerthbare Buche überwiegt,

nehmen dagegen in Österreich die im Werthe viel höher stehenden Nadelhölzer den größeren Raum ein. In Ungarn reißt selbst an der Nordgrenze des Landes die zusammenhängende Kette der Nadelholzvegetation ab und die überwiegenden Buchenbestände der Zempliner Gebirge öffnen längs des Latorczathales dem in Galizien herrschenden Nadelholze einen leicht zu findenden Weg.

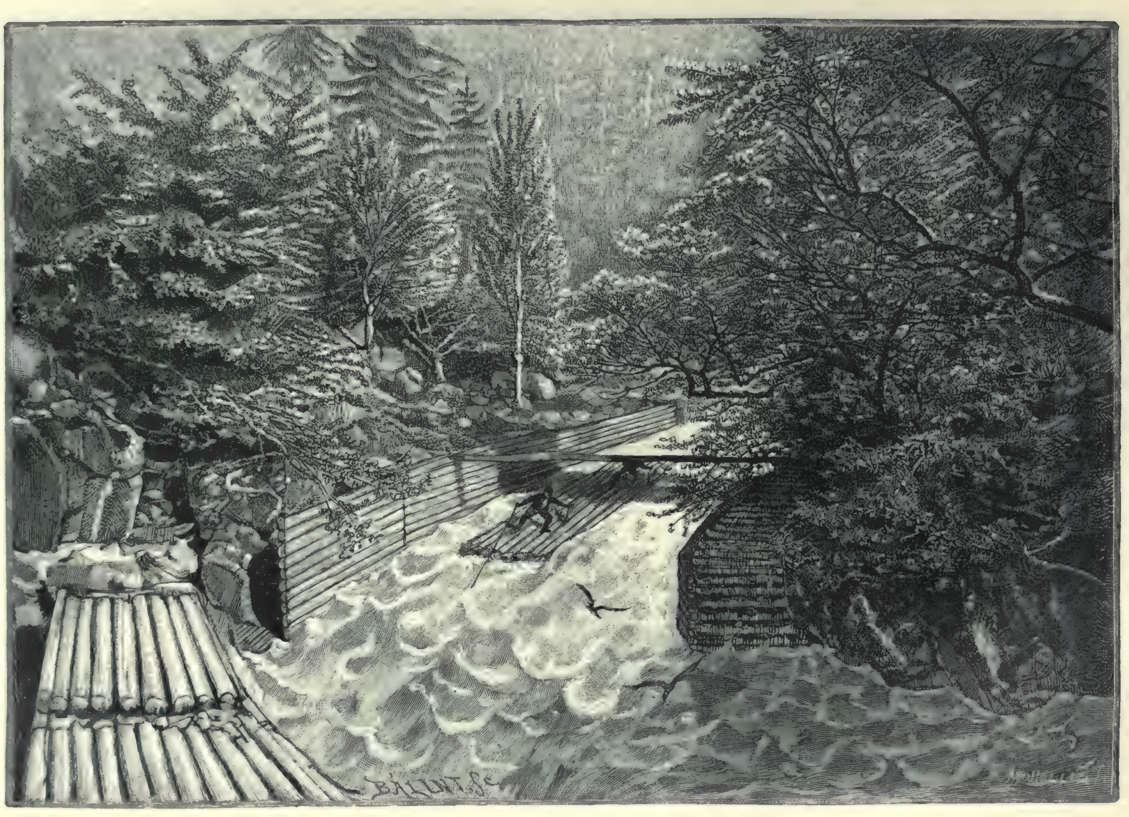
Die Nadelholzwälder bedecken zusammen 3,045.882 Joch, wovon auf Ungarn 2,897.995, auf Kroatien-Slavonien nur 147.887 Joch fallen.

Oben im Norden, wo in den steil aufsteigenden Thälern längs der rauschenden Wildbäche die Wasserdrossel dem Wanderer in kurzen Bogenflügen als kokette Führerin voraneilt, braucht man nur das krumme Horn des Kriván zu ersteigen, um an schönen klaren Tagen weit hinweg schauen zu können über das grünliche Meer der Nadelholzwälder, welche den Südabhang und Fuß der Karpathen bedecken, durch Schönheit und Werth ebenbürtig den berühmten Eichenforsten längs der Béga und in Slavonien.

Die Vegetationsgebiete der einzelnen forstwirthschaftlich cultivirten Holzarten sind an Ausdehnung ungemein verschieden, je nach der Bodenbeschaffenheit und den klimatischen Verhältnissen der betreffenden Gegenden. Besitzer und Forstleute wären es wohl beide sehr zufrieden, wenn statt der weithin gedehnten Buchenwälder stellenweise lieber die Tanne zur Herrschaft gelangte, welche verhältnißmäßig so wenig Raum einnimmt, oder gar die Lärche, die jetzt überhaupt kaum in Betracht kommt.

Die Holzarten, welche die Hauptbestände sämmtlicher Wälder bilden, gruppiren sich, was ihre räumliche Verbreitung betrifft, folgendermaßen: vom Eichenwald sind 913.326 Joch Zerreiche, das übrige Stieleiche und Traubeneiche; vom Buchen- und sonstigen Laubwald macht die Rothbuche 5,831.015 Joch aus, die Weißbuche 1,457.753, die Birke 380.929, Pappel und Weide 379.344, Esche, Ulme und Ahorn zusammen 242.256, die Erle 75.663, die Akazie 62.269 und die Linde 13.955 Joch; vom Nadelholzwald bedeckt die Fichte 2,203.788, die Tanne 528.117, die Weißföhre (sammt der Schwarzföhre, welche kaum erst ein paar Tausend Joch ausmacht) 304.726 Joch, endlich die das kostbarste Bauholz liefernde Lärche 9.251 Joch. Die übrigen, hier nicht erwähnten Holzarten, z. B. Kastanien- und Kirschbäume, kommen unter den obigen sporadisch und in so untergeordnetem Maße vor, daß ihre Verbreitung gar nicht nach eigenen Flächenräumen bemessen werden kann.

Welcher umfangreichen Thätigkeit der Waldbesitz Ungarns als Schauplatz dient, wie vielen Menschen der Wald das tägliche Brod gibt und unter welchen Mühen und oft Gefahren das Holzmaterial in den Verkehr gebracht werden muß, davon kann man sich einen Begriff verschaffen, wenn man im Frühjahre zur Flößzeit die Hauptflüsse Ungarns oder auch deren Nebenflüsse aufsucht. Wer das wimmelnde Leben auf und an denselben



Die Holzschleuse von Brusztura im oberen Taracz-Thale (Máramaros).

gesehen, wird es nie vergessen, wie die muthigen Steuerleute der dicht hintereinander daherschießenden Flöße, diese Székler und Slovaken, Rußnyáken und in der Máramaros sogar Juden, mit erstaunlicher Gewandtheit, kaltblütig und muskelkräftig zugleich, die scharfen Klippen der gefährlichen Krümmungen und die durch die ersten Frühlingswässer gebildeten Sandbänke vermeiden, wie rasch sie auf jenen silbernen Wasserbändern durch die grünen Wiesen dahingleiten. Im Schooße einer solchen Gegend, an der Mündung des Erdészvölgy (Försterthales) in der Máramaros, besitzt auch Seine k. und k. Hoheit der Kronprinz ein Jagdschloß.

Die gesammten Wälder im Gebiete des ungarischen Reiches sind mit Bezug auf ihre Vegetationsverhältnisse, geographische Lage und den Holzhandel in fünf Hauptgruppen zu theilen, und zwar in die Gruppen der nördlichen, östlichen, Alfölder, westlichen und südlichen Wälder.

Die Wälder der ersten Gruppe erstrecken sich von der nördlichen Grenzlinie des Landes nach Süden in der Preßburg-Waitzner Richtung der Donau und gegen die Nordgrenze des großen ungarischen Tieflandes hin, von Westen her aber bis an die Grenze der östlichen Karpathen. Sie sind im Allgemeinen Hoch- und Mittelgebirgs-Wälder und senken sich nur zu geringem Theile in die Thalebenen herab; sie bedecken das Gebiet der Comitate Preßburg, Neutra, Bars, dann Trencsin, Árva, Liptó, Zips, Thurócz, Sohl, Hont, Nógrád, Heves, Borsod, Gömör, Abauj-Torna und Sáros.

In diesem Theile des Landes finden sich die schönsten Nadelwälder, welche die Felsberge der Hochgebirgsgegend überziehen. Wo der Mais nicht mehr reif wird, der Ackersmann nur noch Hafer und Gerste sät und die Kartoffel oft noch am Ende des Frühlings abfriert, da prangt der Nadelwald, der das höchste Stammholz gibt. Die fest aneinander geschlossenen Kronen der dichtstehenden Baumstämme, abwechselnd im helleren Grün der Fichte und im dunkleren der Tanne, breiten einen tiefdüsteren Schatten über den Schooß des Waldes, auf dessen Boden dichte Lagen abgefallener Nadeln den Schritt des Wanderers wie ein weicher Prachtteppich dämpfen; die Luft ist mit Harzduft geschwängert und tiefe Stille herrscht ringsum, denn die Sänger des Laubwaldes meiden das Nadelholz und nur das ominöse Gehämmer des Schwarzspechtes stört hie und da die Stille.

In je besserem Stande sich der Nadelwald befindet, desto weniger Abwechslung bietet er, und je weiter man in die entlegenen Theile des Gebirges vordringt, desto größere Flächen sieht man mit gleichalterigem Holz bedeckt, desto ausgedehnter aber ist auch die Thätigkeit des Forstmannes, der an jedem derartigen Punkte des bewirthschafteten Waldes zugleich der erste Pionnier der Bildung ist, indem er Wege bahnt, Gewässer regulirt und die früher dort umherstreifenden Hirten zu einer berechnenden arbeitsamen Bevölkerungsgruppe erzogen hat. Längs der Bäche findet man auf Schritt und Tritt Buhnen (Sporne),



Jagdschloß Seiner k. und k. Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf im Erdészvölgy (Försterthal, Máramaros).

Uferschutzmauern, Wehren und Holzrechen, oft ist der ganze Weg viele Kilometer lang in Felsen gehauen. Zuweilen geschieht es auch, daß man mitten im alten Nadelwalde plötzlich in Jungwald von beträchtlicher Ausdehnung gelangt, und da berichten die im Moder bleichenden, gestürzten Baumstämme von der verhängnißvollen Wuth des Sturmes, der den Schatz des Waldes so durcheinandergewühlt hat.

Setzt man den Weg in die oberen Theile der Hauptthäler fort, meistens längs des Wassers, das zur Herunterbeförderung des Holzes dient, so gelangt man zu jenem natürlichen Schlund des immer enger gewordenen Thales, hinter dem sich gewöhnlich eine Wassersperre in Gestalt eines stattlichen Teiches befindet, dessen grüne Fläche den blauen Himmel mit seinem grauen Gewölk und die düsteren Tannen des Ufers zauberisch wiederspiegelt. Diese zur Herabbeförderung des Holzmaterials dienenden Wasserfänge wurden bisher durchwegs aus Holz gebaut, doch verschlangen solche Bauten, bei kostspieliger Arbeit, ein enormes Holzmaterial, während die reichlichen Niederschläge des Gebirges, bei nicht immer gleichmäßiger Wasserbedeckung der hölzernen Dammtheile, auch noch häufige Reparaturen nöthig machten; darum beginnt man jetzt, nachdem auch der Werth des Holzes im Laufe der Zeit erheblich gestiegen, diese Holzdämme durch steinerne zu ersetzen.

Der zweiten Gruppe gehören die östlichen Wälder an, welche sich von der östlichen Grenzlinie Ungarns westwärts gegen die Mitte des Landes hin bis an die Ostgrenze des großen ungarischen Tieflandes erstrecken. Von diesen Wäldern gehören die der nördlichen, östlichen und südlichen Grenzkette, nebst denen der Hauptmasse des Bihargebirges, dem Hochgebirgswalde an, während der Vihorlát, Gutin, Hargita und das innere Gebirge Siebenbürgens, dann die Szilágyság und die zum ungarischen Alföld sich abdachende Erhebung den Charakter von Mittelgebirge und Vorbergen zeigt; in der Ebene kommen hier nur stellenweise Wälder vor. Die Wälder dieser Gruppe befinden sich in den Comitaten Zemplin, Ung, Bereg, Ugocsa, Máramaros, Szatmár, Szilágy, Szolnok-Doboka, Bistritz-Naszód, Csik, Háromszék, Brassó, Udvarhely, Maros-Torda, Torda-Aranyos, Klausenburg, Alsó-Fehér, Kis-Kükülló, Nagy-Kükülló, Fogaras, Szeben, Hunyad, Arad, Bihar, Krassó-Szörény und Temes.

Mehr als die Hälfte aller Wälder Ungarns fällt auf den Osten, hier begegnet man also den häufigsten und mannigfaltigsten Erscheinungen der Forstwirthschaft. In dieser Gegend befinden sich auch die meisten Nadelwälder, welche, mit Ausnahme einiger verhältnißmäßig kleineren in Siebenbürgen, sich im Allgemeinen gut rentiren. Auch unter diesen fehlt es freilich nicht an betrübenden Erscheinungen, wie man sie in den Thälern der Waag, Gran und Hernád sehen kann, nämlich daß lange, hohe und breite Bergabhänge, deren Nadelwälder ausgerodet worden, nun kahl oder verödend dastehen; solche sind, um nur einige Beispiele zu erwähnen, die Waldstriche bei Topánfalva längs des Aranyos



Wassersperre in Máramaros.

oder die Compossessoratswälder in der Máramaros. Da kommen auch die meisten verwüsteten Eichenwälder des Landes vor, welche von ihren Besitzern sozusagen um ein Trinkgeld verkauft, oder durch sorglos geweidetes Vieh derart zugerichtet wurden, daß man heutigentags schon recht lange suchen muß, bis man in diesen Gegenden vereinzelt noch einen schönen Eichenwald findet.

Da dieser Landestheil die meisten Wälder umfaßt, besitzt er natürlicherweise auch die meisten Buchenwälder, deren Nutzbarmachung jetzt zu den schwierigsten Aufgaben des Forstmannes gehört. Und doch, wie schön sind die vielfach noch ganz unberührt dastehenden Buchenbestände dieser Gegend, mit ihren meterdicken und dreißig bis vierzig Meter hohen Stämmen, deren Körper eine glatte Walze und deren Holz so gesund ist, daß man es in Klötze schneiden kann, ohne auch nur ein Fleckchen daran zu finden. Dermalen aber, wo die Buche zumeist nicht einmal als wohlfeiles Brennholz Absatz findet, erfreut sie nur durch ihre Schönheit und stiftet höchstens den Nutzen, daß sie durch dichten Schatten und reichlichen Laubabfall die Fruchtbarkeit ihres Standortes schützt und steigert. Dort jedoch, wo ihr Abtrieb sich auszahlt, bildet sie den Gegenstand einer der interessantesten forstwirthschaftlichen Thätigkeiten.

Die dritte Gruppe bilden die Wälder des großen Alföld, welche sich auf der weiten Ebene zwischen Donau und Theiß, von den Städten Waitzen und Tokaj hinab bis an die Südgrenze des Landes und auf den Ebenen des linken Theißufers in ganz unverhältnißmäßiger Spärlichkeit finden. Hieher gehören die Wälder der Comitate Szabolcs, Hajdu, Jász-Nagy-Kun-Szolnok, Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun, Csongrád, Csanád,

Békés, Bács-Bodrog und Torontál. Größere zusammenhängende Waldungen fehlen dieser Gruppe gänzlich und bedeutendere Complexe bilden nur die ärarischen Wälder im Norden des Pester Comitats und im Bácser Comitate, dann zum geringen Theil die Wälder der Städte Debreczin, Maria-Theresiopel, Hajdu-Böszörmény und Kecskemét, endlich einige weiche Laubwälder an den Ufern oder auf den Inseln der Donau und Theiß. Erstaunlich genug klingt es, daß das jetzt entwaldete Alföld noch vor dreißig bis vierzig Jahren die schönsten und auch productivsten Wälder des ganzen Landes enthielt, nämlich die Eichenwälder längs der Theiß, welche den jetzt weltberühmten slavonischen Eichenwäldern glichen, aber kaum noch einzelne geringe Reste in versteckteren Schlingen der vielgeschlängelten Theiß zurückgelassen haben, als einzeln stehende verkrümmte, wildknorrige, wipfeldürre Bäume. Im Frühling und Frühsommer wurden diese Wälder meist von der Hochflut überschwemmt, — auch jetzt ist dies das Los der noch vorhandenen sowohl längs der Theiß und in der Bácska an der Donau, als auch der Eichenwälder an der Béga; diese Flut nährt den Boden reichlich mit befruchtendem Schlamm und sichert dem Baume, dem Walde ein fröhliches Gedeihen.

Und gerade diese Erscheinung der ungarischen und slavonischen Eichenwälder verdient besondere Beachtung wegen ihrer überwältigenden, mitunter erschreckenden Schönheit. Der überschwemmte Eichwald bietet ein großartig-grausiges Bild. Wer am Fuße der Karpathen oder in den romantischen Gegenden des Széklerlandes aufgewachsen und an das nadelholzbekränzte Gebirg gewöhnt ist, wird es kaum glauben wollen, daß es in Ungarn Eichenwälder im Werthe von vielen Millionen gibt, deren zwanzig bis dreißig Meter hohe Stämme im Frühjahr regelmäßig drei bis vier Meter tief im Wasser stehen, so daß der Verkehr zwischen ihnen meist durch Kähne vermittelt wird, ja sogar der Pfiff des Dampfschiffes im Walde erschallt. So weit das Auge reicht, ist Alles mit Wasser bedeckt, über welchem hie und da die Halme des Röhrichts schwanken. Gruppenweise ringeln sich die Schlangen um die über Wasser befindlichen Baumstämme und höheren Sträucher; dort treibt auf leise geschaukeltem Stamme hockend, voll wehmüthiger Resignation ein Fuchs daher; Rohrhühner, Wildenten und andere Wasservögel umflattern deinen Kahn und schwarz-weiße Störche wiegen sich über deinem Haupte zwischen kreisenden Fisch- und Schlangenadlern; auf den Bäumen, die im frischesten Grün prangen, singen fröhliche Amseln und im glatten Spiegel des weithin ergossenen Gewässers beschauen blühende Eichen und dichtbelaubte Pappeln ihr Bild.

So zauberisch schön diese Scenerie an einem heiteren Frühlingstage ist, ebenso grauenvoll stellt sie sich dar, wenn Sturmeswehen die träge Flut gewaltsam aufrührt, die knarrenden Bäume schüttelt und ihre abgebrochenen Äste unter weithin schallendem Gekrach in den trüben Schwall hinabschleudert. Ruderst du zu solcher Zeit im Kahne

Eichenwald an der Theiß.

durch den Wald, so weißt du nicht, was du zuerst thun sollst: den Klötzen, die aus dem Wasser ragen, und den Stämmen, die den Weg verstellen, ausweichen, oder die brechenden Bäume und stürzenden Äste vermeiden, und zwar bei möglichst langsamer Steuerung deines Kahnes, da derselbe bei rascherer Fortbewegung an Knorren und Strünke unter dem Wasser stoßen, leck werden und dein Leben gefährden könnte. Der überschwemmte Wald ist schön und furchtbar zugleich und schon mancher Forstbeamte hat in ihm sein Leben gelassen.

Der um sich greifende Flugsand des Alföld ist eine stete Gefahr für die besser gehaltenen Culturen, man sucht ihm also durch Aufforstung zu wehren; dies geschah früher durch Pappelstecklinge, während jetzt die der Bodenbeschaffenheit entsprechende und ungemein brauchbare Akazie gepflanzt wird. Wo die Akazienpflanzungen nicht gelungen sind, dort hat man es mit Stecklingen der canadischen Pappel versucht, die auch zu schönen hochstämmigen Wäldern gediehen ist; an manchen Stellen finden sich aber auch schon gelungene Eichenbewaldungen und hier und da auch Götterbäume mit ihren langen gefiederten Blättern und Samen, dem einen Pflanzer werth wegen ihres guten harten Holzes, während der andere sie weniger zu schätzen weiß.

Noch zwei Merkwürdigkeiten der Waldgegend im Alföld verdienen in Kürze erwähnt zu werden: die eine ist der Wald der Nyirség, die andere die eines europäischen Rufes genießende Sandwüste von Deliblat.

Die Wälder der Nyirség, welche sich im nordöstlichen Winkel der ungarischen Ebene, und zwar auf der Grenzlinie der Comitate Szabolcs und Szatmár befinden, stehen auf ehemaligem Flugsand und bilden wohl das Mannigfaltigste, was man in dieser Art sehen kann. Selbst was davon am besten in Stand erhalten ist, hat den Charakter der Auwälder. Die besseren, frischeren Strecken sind mit Eichenwald bestanden, und zwar durchweg mit der Stieleiche, welche lange, schlanke Stämme aufweist; die wässerigen Senkungen sind mit Birken besetzt, welche beim Steigen des Grundwassers absterben, beim Fallen desselben aber gleich wieder überhand nehmen. Den Übergang zwischen dieser und jener Bodenbeschaffenheit bezeichnet ein schönwüchsiges Gemisch beider Baumarten, bis schließlich der Birkenwald immer dichter wird, um aber weiterhin auch seinerseits Boden zu verlieren und dem Schilf- und Binsengestrüppe zu weichen, auf welches das Röhricht und zuletzt das glatte Wasser folgt. Ein großer Theil dieser Wälder ist indeß schon verschwunden und hat sich in Ackerland verwandelt; was aber übrig geblieben, dient als glänzender Beweis für die Stämmigkeit des Waldes, der auf diesem Boden zu erzielen wäre.

Das interessanteste Stück des Alföld ist in forstlicher Hinsicht die dem Ärar gehörige Sandwüste von Deliblat, auf deren Gebiet von rund 50.000 Joch schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ein zäher Kampf zwischen dem Forstmann und dem durch

den Wind hin und her gewehten Flugsand geführt wird. Der Boden besteht aus winzigen Sandkörnern und gestattet es dem Winde, heute ein Thal auszuhöhlen, wo sich gestern ein Hügel gewölbt hat, und die mühselig gepflanzten Setzlinge sammt ihrem Erdreich dergestalt auseinanderzublasen, daß man nicht einmal mit Sicherheit sagen kann, wo vor Kurzem noch die Pflanzung gestanden, ja selbst erwachsene Bäume völlig zu verwehen oder mit emporgekehrten Wurzeln zu begraben. Dieser Krieg war indeß nicht erfolglos, denn, wenn auch der größere Theil der Sandwüste noch nicht mit Wald bedeckt erscheint, ist dieselbe doch bereits für die Vegetation erobert. Ihr Wald bedeckt 10.000 Joch und auf 20.000 Joch hat der Sand eine Rasendecke erhalten; rund 20.000 Joch machen auch jene Strecken aus, welche noch gefährlicher Bewegung fähig oder unfruchtbar sind. Die kahlen, berasten und bewaldeten Flächen folgen sich in interessanter Abwechslung und die Wälder erscheinen mehr wie Haine von Pappeln, Akazien und Wachholder. Die Arbeit der Aufforstung bemächtigt sich in erster Linie womöglich der Sandhügel, die dem Wehen des Windes ausgesetzt sind, und hier wird nach dem neuerlich bewährten Verfahren der Sand strichweise mit Zweigen von Pappeln, Wachholder und anderen Bäumen bedeckt, um ihn gegen den Wind zu schützen; unter dem Schutze dieser Decke bleibt der Sand liegen und die Akaziensetzlinge können in ihm weitergedeihen. Auch mit der Weißföhre sind Bewaldungen vorgenommen worden, aber ohne den erwarteten Erfolg, wogegen die Schwarzföhre mit günstigem Resultat gepflanzt wurde und bei Grebenacz sogar als hübsches Wäldchen vorkommt.

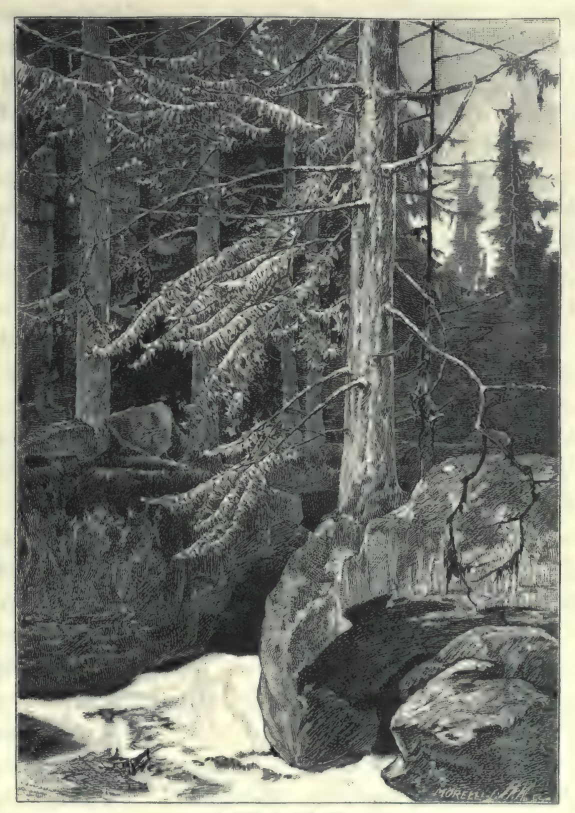
Zu dieser Gegend wären noch die Inseln der Donau, Theiß, Maros und Temes zu rechnen, mit ihren Weiden, Pappeln und Erlen oder, wie die Temes, mit sumpfigen Gebieten, welche keinerlei Erträgniß geben. Mit etwas gutem Willen und mäßigen Kosten wären auf ihnen schöne Eichen zu erzielen, denn wir zweifeln keinen Augenblick, daß sie ehemals zum größeren Theile herrliche Eichenwälder bildeten, wie denn Schreiber dieser Zeilen in der That auf der Sárengráder Insel „Nyulak Halma“ (Hasenhügel) unter Weiden- und Weißdorngestrüpp Eichenpflanzen gefunden hat, welche aus tiefer gelegenen Wurzeln kamen und seine Ansicht unterstützten.

Die vierte Gruppe bilden die westlichen Wälder, welche den zwischen Donau und Drau gelegenen Landestheil bedecken und in der Nähe dieser beiden Gewässer auf ebenem Boden und Vorbergen stehen, während sie gegen die Westgrenze des Landes hin das von den Alpen abzweigende Mittelgebirge bekleiden, so daß nur ein sehr geringer Theil dem Hochgebirge zukommt. Diese Wälder befinden sich in den Comitaten Wieselburg, Raab, Komorn, Gran, Weißenburg, Tolna, Somogy, Baranya, Weßprim, Zala, Eisenburg und Ödenburg. Die Wälder sind hier zerrissener und mehr im Verhältniß zu den landwirthschaftlich cultivirten Terrains vertheilt; der Pflug hat dem Walde schon viel

abgerungen, aber trotzdem finden sich nirgends im Lande verhältnißmäßig so viele Wälder, deren Boden sich für eine andere Art Cultur constant geeignet erweisen kann. In dieser Gegend hat die Weißföhre ihre größte Verbreitung, denn sie bedeckt 170.000 Joch und erwächst zu einem stattlichen Baume. — Die Abhänge des Bakony sind größtentheils mit Buchenwäldern bedeckt. Das Somogyer Comitat vermag die schönsten Eichenwälder und wohlgerathene Waldpflanzungen aufzuweisen; die Eichenwälder der Vértesgebirge haben durch den übermäßigen Hirschbestand, die übrigen aber durch das Weiden des Viehes gelitten. In den Pilischer Bergen sehen wir die geordnetste Waldwirthschaft, die aber auch da, sowie am Mecsek-Berge und in der Plattenseegegend, die meisten Schwierigkeiten bietet, da es eine gar mühselige Aufgabe ist, auf dem heißen und zur Verarmung neigenden Boden dieser Kalkgebirge den Eichenwald in gutem Stande zu erhalten.

Ein merkwürdiger Theil dieser Gegend ist der sogenannte „Hanság“, der im Osten des Neusiedlersees gelegen, dem Ufergebiete desselben angehört und den Winkel beim Zusammenfluß der kleinen Raab und der Répcze ausfüllt. Hier können auf dem Sumpfboden die Bäume ungestört gedeihen, da es für Mensch und Vieh gleich gefährlich ist, sich auf die torfige, moorige Oberfläche zu wagen, unter der das Grundwasser steigt und fällt. Mit Hilfe des Waldes erobert der Mensch dieses Gebiet für die Cultur. Der Wald des Hanság ist still und abwechslungsreich; bald wandert man durch schön geschlossenen, schlankstämmigen Erlenwald hin, bald zwischen verkrümmtem Weiden- und Ginstergebüsch, an höher gelegenen Stellen erscheinen Eichen, Eschen und Ulmen, weiterhin schimmert ein düsterer Wasserspiegel auf, zwischen schilfigen, wässerigen Untiefen und gefährlichem, in tiefem Wasser stehendem Röhricht. Auch hier heißt es den Wald im Kahn durchstreifen, denn ebenso leicht als gefährlich ist es, sich in den vielfach gewundenen engen Wasserkanälen des Sumpfes zu verirren. Neben Mengen wilden Geflügels hört man auf den gangbaren buschigen Stellen oder festeren Strecken die Stimme des Rehbocks oder das Gekrach des Hirschgeweihs. Der gute Ruf der Kapuvárer Jagden ist weit verbreitet. Nur wenn das Wasser friert, kann man hier Bäume fällen, und auch dann muß man hohe Stöcke stehen lassen. Wird das Wetter milder und bricht das Eis, so können Holzfäller und Fuhrleute nicht mehr ungefährdet den Wald betreten. Es heißt den Frost abwarten, der desto strenger sein muß, je dicker der Schnee auf dem Eise liegt. Ist der Frühling wieder da, so ist das Pflanzen nur an Stellen möglich, von wo das Wasser sich beizeiten verlaufen hat; da werden denn meterhohe Erlen- und Eichensetzlinge gepflanzt, während man an anderen Stellen die Weidenpfähle vom Nachen aus einrammt. Ein ganzer Kreis von Sagen und Märchen knüpft sich an den Hanság, der unstreitig sowohl für den Forstmann als auch für den Jäger eine der interessantesten und besuchenswerthesten Gegenden Ungarns ist.

Die fünfte Gruppe bilden die Waldungen des Südens, in Kroatien-Slavonien und dem Gebiete der Hafenstadt Fiume. Der südwestliche Theil dieser Wälder bedeckt das Hochgebirge; auf das Mittelgebirge und die Vorberge kommt etwas weniger Wald, während die Ebenen längs der Drave und Save zu mehr als einem Drittel davon



Nadelwald im Karst.

bedeckt sind. Die Waldungen der Ebene werden gewöhnlich jedes Jahr durch die Drave und Save überschwemmt, während im Gegentheil die Bergwälder sozusagen völligen Wassermangel leiden. Die europäische Berühmtheit dieser Gegend ist, neben den Eichenwäldern Slavoniens, das Karstgebirge mit seinen hohen Kuppen und vielfach gebrochenen, gruben- und höhlenreichen Kalkfelsen, welche besonders auf der zur Adria sich abdachenden Seite, mit Ausnahme der in neuerer Zeit besonders um Jablonacz und Zengg mit großem

Kostenaufwand ins Leben gerufenen Aufforstungen von etwa 12.000 Joch, ein ödes, Herz und Geist verdüsterndes Steinmeer darstellen.

Das Gebiet dieses unfruchtbaren Steinmeeres, wo neuer Wald jetzt nur mit großen Kosten und Anstrengungen zu erzielen ist, war ehedem mit den schönsten Tannenwäldern, ja in den südlicheren Theilen nahe dem Meere mit Eichenwald bedeckt; aber schon die baugewaltigen Römer hatten die Ausnützung derselben begonnen und die Venetianer arbeiteten in diesem Sinne weiter, bis schließlich die anwohnende Bevölkerung dem Lande den Gnadenstoß gab, indem sie den Boden der ausgerodeten Wälder keinem Weideverbot unterwarf, sondern ihre Viehherden in die jungen Schläge hineintrieb und so durch Abweidung im größten Maßstabe nicht nur den Wald, sondern auch ihre eigene Brotquelle erschöpfte. Selbst die heutige Bevölkerung setzt diese Verheerung noch fort und setzt ihr, wo es irgend möglich, dadurch die Krone auf, daß sie auch noch die übriggebliebenen Strünke und Wurzeln ausgräbt und diese letzten, aber als vorzügliches Feuerungsmaterial dienenden Brocken des Waldes schiffsladungsweise nach der Insel Arbe oder nach anderen österreichisch-ungarischen und italienischen Häfen schafft. Von den noch vorhandenen und im Plenterbetriebe bewirthschafteten Tannenwäldern des Karstes gibt die vorstehende Zeichnung einen Begriff.

Die Regelung der Besitzverhältnisse hat im Allgemeinen nach dem Aufhören des Feudalsystems im Jahre 1848 begonnen, ist aber noch keineswegs beendet. Im Jahre 1884 gab es 598 Gemeinden, in denen das Eigenthumsrecht an den Wald noch nicht regulirt war. Für die gesichertere Erhaltung der ungarischen Wälder darf man es als einen glücklichen Umstand verzeichnen, daß vom gesammten Waldbestande des Reiches 8,910.172 Katastraljoch, das ist 67 Procent das Eigenthum solcher Besitzer bilden, welche das Gesetz nur zur Nutznießung des Besitzthums berechtigt, also zu einem die Erhaltung des Waldes sicherstellenden Betrieb verpflichtet. Die Einhaltung dieser Verpflichtung ist dadurch verbürgt, daß alle diese Besitzer in den ihnen anvertrauten Wäldern nur nach einem durch den Ackerbauminister bestätigten Betriebsplan wirthschaften können.

Die Vertheilung des Waldbesitzes nach Besitztiteln gestaltet sich wie folgt: den größten Besitz haben die Gemeinden und Jurisdictionen, in deren Hand sich insgesammt 23·43 Procent des ganzen im Lande vorhandenen Waldbestandes, das heißt 3,114.904 Katastraljoch befinden. Dann folgen das Ärar mit 15·28 Procent, das ist 2,031.270 Katastraljoch, die Compossessoratswälder mit 11·86 Procent, das ist 1,576.574 Katastraljoch, wovon übrigens ein beträchtlicher Theil den gemeinsamen Besitz der gewesenen Frohnleute bildet, die Fideicommißwälder mit 6·77 Procent, das ist 899.722 Joch, sodann die Wälder der kirchlichen Körperschaften und kirchlichen Personen, als solcher, mit 6·37 Procent, das ist 846.575 Katastraljoch, die Wälder der öffentlichen Stiftungen

mit 1·08 Procent, das ist 143.493 Katastraljoch und der Privatstiftungen mit 0·02 Procent, das ist 3.406 Katastraljoch. Außerdem befinden sich rund 33 Procent, das ist 4,384.320 Katastraljoch des Waldgebietes in den Händen solcher privaten Waldbesitzer, welche ihren Wald innerhalb der allgemeinen gesetzlichen Schranken nach freiem Belieben bewirthschaften dürfen; stehen jedoch die Wälder auf einem Boden, der für Äcker, Gärten, Weinberge und Wiesen nicht dauernd geeignet ist, so sind die Besitzer verpflichtet, dieselben spätestens binnen sechs Jahren wieder aufzuforsten, das heißt alle Arbeiten auszuführen, welche die Erneuerung des Waldes sichern.

Da die Wälder sich zu zwei Dritteln in den Händen solcher Besitzer befinden, die nur zum Nutzgenuß des Holzertrags berechtigt sind, wäre man geneigt zu glauben, daß die Waldungen sich im Allgemeinen in günstigem Zustande befinden. Dem ist aber leider nicht so, denn die Classe der Grundbesitzer hat nach dem Aufhören des Lehensverhältnisses seit 1850 eine verhängnißvolle Zeit durchgemacht, unter deren Druck sie bestrebt war, aus ihren Wäldern so viel Geld als möglich herauszuschlagen und dieselben, ohne an ihre Zukunft zu denken, nach der Abholzung möglichst ausgiebig abweiden zu lassen. Die Forstwirthschaft hatte bis 1880 mit Verhältnissen zu kämpfen, welche der Entwicklung einer rationellen Ausnutzung im Allgemeinen nicht günstig waren, und gerade in den vorhergehenden dreißigjährigen Zeitraum fallen jene Ausnutzungen im größten Maßstabe, auf Kosten der Zukunft, welche vier Fünftel des Waldes im ungarischen Staate so gründlich ausgebeutet haben, daß sie jetzt mit geringen Ausnahmen nicht einmal das für die gehörige Fortführung der Forstwirthschaft erforderliche Holzkapital besitzen.

Die Grundsteuerbelastung der Wälder ist im Allgemeinen nicht ungünstig. Der Reingewinn sämmtlicher Wälder beträgt 9,712.000 Gulden, wovon die Eigenthümer 25·5 Procent Staatssteuer bezahlen.

Die Transportverhältnisse sind in den nördlichen Gegenden günstig, und es steht sowohl da, als auch in der Ostgegend reichliche Wasserkraft zum Flößen und Schwemmen zur Verfügung. Im Sande des Alföld ist der Verkehr bei trockenem, auf seinem schwarzen lehmigen Boden aber bei regnerischem Wetter gleich schwierig; die Verkehrsverhältnisse der westlichen Wälder sind zumeist gut, im Süden aber dienen Drave und Save zur Erleichterung der Communication, während diese anderseits durch die dicht auf einander folgenden Kuppen des Karstes erschwert, sowie durch den tiefen Straßenkoth und die ausgefahrenen Klötzerstraßen Slavoniens vertheuert wird.

Menschliche Arbeitskraft ist ziemlich leicht zu haben, obgleich der Taglohn im Verhältniß zum niedrigen Preise der Holzmaterialien theuer ist.

Die Einsicht, wie nothwendig eine fachmännisch betriebene Forstwirthschaft sei, ist nur langsam eine allgemeinere geworden. Bis zur außerordentlichen Dürre im Jahre 1863,

welche den Charakter einer allgemeinen Katastrophe annahm, wähnte man unerschöpfliche Waldbestände zu haben. Dieser Wahn wurde dadurch bestärkt, daß die Besitzer aus ihren Wäldern fast gar keinen anderen Nutzen zogen, als durch die Viehweide oder im Eichenwalde durch Eichelmast und Knoppernertrag, welches geringe Erträgniß es ihnen oft gar nicht der Mühe werth erscheinen ließ, ihre Wälder sorgfältiger zu bewirthschaften. All dies ist um so auffallender, als Ungarn schon seit achtzig Jahren eine Forstakademie in Schemnitz besitzt, aus der gelernte Forstleute hervorgegangen sind. Aber auch dafür ist leicht eine Erklärung zu finden; wir brauchen nur zu bedenken, daß diese Forstmänner nur die eine Hauptaufgabe hatten, das Holz fällen, transportiren und zur Kohle verbrennen zu lassen. Und da die Wälder zumeist nur die Kohlen für den Betrieb der Hohöfen herzugeben brauchten, so sah man selbst in den damals forstlich bestbewirthschafteten Gegenden es gar nicht ungern, daß an die Stelle der Fichte und Tanne, deren Kohle weniger gut war, die Buche trat.

Als die Verkehrsverhältnisse sich mehr entwickelt hatten, stieg auch der Werth der Waldungen, und je sicherer der Ertrag des Waldes wird, desto mehr sind die Besitzer geneigt, ihren Wald zu schützen. Dies wird durch das im Jahre 1880 ins Leben getretene neue Forstgesetz gefördert, nach dessen Bestimmungen durch das Ackerbauministerium bisher für sieben Millionen Joch Wald die Wirthschaftspläne festgestellt oder bestätigt worden sind. Zur Aufforstung verödeter Gebiete werden auf Kosten des Landesforstfondes jährlich mehrere Millionen Setzlinge unter die Besitzer vertheilt und seit 1886 sogar Staatspreise ausgesetzt. Der gegenwärtige Zustand der Wälder Ungarns hinsichtlich ihres wirthschaftlichen Betriebes ist ein befriedigender, insofern daselbst 9,237.313 Joch, das heißt rund 70 Procent unter Hochwaldbetrieb stehen. Der Mittelwaldbetrieb erstreckt sich nur auf 28.591 Joch, während der Niederwaldbetrieb 4,028.588 Katastraljoch einnimmt. Mit Bezug auf die Holzproduction der Wälder ist zu constatiren, daß Ungarn kein einziges überflüssiges Joch Wald besitzt. Es fallen nämlich in Ungarn 0·96 Joch Wald mit 1·71 Kubikmeter jährlichem Holzertrag auf den Kopf, in Kroatien-Slavonien aber 1·41 Katastraljoch mit 2·48 Kubikmeter Holzertrag. Diese Zahlen sind so bescheiden, daß sie laut genug mahnen, den Wald zu schützen und zu pflegen!

Die Umtriebszeit beträgt beim Hochwald gewöhnlich 80 bis 120 Jahre; über diese Zeitgrenze findet sich nur bei den zur Faßdaubenproduction bestimmten oder im Norden stellenweise sehr geringwüchsigen Eichenwäldern, sowie den unter Plenterbetrieb stehenden Nadelwäldern der Karstgegend ein Turnus von 120 bis 160 Jahren angewendet; beim Niederwald beträgt er 10 bis 60 Jahre.

Von den gesammten Wäldern des Staates befinden sich nach der Vegetationshöhe 57 Procent, das ist 9,143.952 Joch im Hochgebirge über 600 Meter Meereshöhe,

28 Procent, das ist 4,470.689 Joch im Mittelgebirge zwischen 200 bis 600 Meter und 15 Procent, das ist 2,342.667 Joch in der Ebene und bis zu einer Höhe von 200 Meter.

Über den Handelsverkehr in Waldproducten ist zu verzeichnen, daß im Jahre 1885 der Werth der Einfuhr 4·2 Millionen, der der Ausfuhr 28·8 Millionen Gulden betrug, wovon 13·6 Millionen auf Rechnung des Faßdauben-Exportes aus den slavonischen Eichenwäldern kamen. Im Frachtenverkehr auf sämmtlichen ungarischen Eisenbahnen haben 1884 die Forstproducte mit 18·5 Procent figurirt.

Die oberste Leitung des gesammten Forstwesens und die Administration der ärarischen Wälder liegt in der Hand des Ackerbauministeriums; in Kroatien-Slavonien jedoch wird die politische Staatsaufsicht durch die einheimische Landesregierung ausgeübt und dort hat der XXX. Gesetzartikel vom Jahre 1873 der obersten Leitung der Staatsforste, das heißt dem Ackerbauministerium außer der Administration der Forste des Staatsärars nur noch über die jener 704.000 Joch Waldgebietes, welche den Gemeinden der ehemaligen Militärgrenze zugetheilt wurden, die oberste Controle des Waldschutzes vorbehalten.

Im Ackerbauministerium werden die Geschäfte des Forstwesens unter Leitung des Ober-Landesforstmeisters durch drei besondere Sectionen geführt, deren jede einen Oberforstrath an ihrer Spitze hat. Das locale politische Verfügungsrecht, wie es aus der Staatsaufsicht über die Wälder hervorgeht, wird sowohl in Ungarn als auch in Kroatien-Slavonien durch die Jurisdictionen, respective die Verwaltungsausschüsse ausgeübt. In Ungarn gehört diesen Ausschüssen als berathendes Mitglied auch der königliche Forstinspector an, der das Ackerbauministerium vertritt und die Befugniß hat, die Ausführung der gefaßten Beschlüsse eventuell zu sistiren, sowie überhaupt im Sinne des Gesetzes selbständige Verfügungen zu treffen. In Kroatien-Slavonien fungirt als Berather der Jurisdictionen der durch den Banus für jedes Comitat ernannte Oberförster.

Die locale wirthschaftliche Verwaltung der dem Staatsärar gehörigen Waldungen wird geleitet und controlirt durch fünf Forstdirectionen, fünf Oberforstämter und acht Forstämter; die Executive verfügt zur Ausführung ihrer localen Arbeiten über 176 Forstverwaltungen, an deren Spitze theils Oberförster, theils Förster stehen. Als Förster oder noch höher gestellte Forstbeamte können sowohl bei den Staatsforsten, als auch bei jenen im §. 17 des Forstgesetzes erwähnten Waldbesitzern, welche blos das Nutznießungsrecht ihrer Wälder haben, nur solche Personen angestellt werden, welche die erforderte gesetzliche Befähigung besitzen, also nach Ablegung der Maturitätsprüfung an einer Mittelschule die Schemnitzer Forstakademie oder eine im gleichen Range stehende ausländische Fachschule absolvirt und aus den für die ordentlichen Hörer der Schemnitzer Akademie vorgeschriebenen Lehrgegenständen die Prüfung abgelegt, sodann zwei Jahre lang im praktischen Forstdienst gestanden und endlich im Anschluß daran in Budapest durch Ablegung der forstlichen

Staatsprüfung das Diplom als Forstbeamte erworben haben. In Kroatien-Slavonien genügt eine in Agram abgelegte Staatsprüfung.

Die Schemnitzer Forstakademie ist, im Anschluß an die 1792 gegründete Bergakademie, 1807 gestiftet worden. Der forstliche Lehrcurs erstreckt sich auf drei Jahre. Die Akademie hatte von ihrer Gründung bis zum Schluß des Lehrjahres 1886/87 zusammen 4·555 Hörer. Seitdem das Forstgesetz ins Leben getreten, wächst die Zahl der Hörer stetig und im letzten (1886/87) Schuljahr hatte der erste Jahrgang 137, sämmtliche Jahrgänge zusammen aber 350 Hörer.

Zur Ausbildung der den technischen Hilfsdienst versehenden forstlichen Unterbeamten und fachlich gebildeten Forstwarte bestehen im Lande drei Forstwartschulen: eine in Liptó-Ujvár, die andere in Királyhalma bei Maria-Theresiopel, die dritte in Vadászerdö bei Temesvár. Diese drei Fachschulen haben zusammen 108 Schüler.

In einer Darstellung des ungarischen Forstwesens verdient schließlich auch der „Landes-Forstverein“ Erwähnung. Er hat sich im Interesse der ungarischen Waldwirthschaft am 9. December 1866 gebildet und ohne jeden Fonds, ja, man kann sagen, mit Schulden belastet seine Thätigkeit begonnen. Dank dem eifrigen und tactvollen Gebaren seiner Leiter ist er jedoch schon seit mehreren Jahren so weit entwickelt, daß es in Europa schwerlich eine zweite so kräftig entwickelte forstliche Verbindung gibt. Er besitzt ein eigenes Vereinshaus und ein Kapital von über 250.000 Gulden. In Kroatien und Slavonien gibt es ebenfalls einen Forstverein, der mit lobenswerther Thätigkeit arbeitet.

So hätten wir denn versucht, in engstem Rahmen ein Bild des ungarischen Waldes und Forstwesens zu geben. Jene Leser, welche den Wunsch hegen, sich darüber noch eingehender zu orientiren, verweisen wir auf das vom Ackerbauministerium im Jahre 1885 veröffentlichte Werk: „Die wirthschaftliche und commercielle Beschreibung der Wälder des ungarischen Staates“. Und so seien diese Zeilen mit dem weisen Spruche Ciceros geschlossen:

Sylvae ornamentum pacis, munimentum belli.
Der Wald ist Zierde im Frieden und eine Festung im Kriege.

Die Industrie.

Sowie das reichgestaltete bergige Oberland und die üppige Ebene des Tieflandes, durch welliges Hügelterrain geschieden und zugleich verbunden, gemeinsam die geographische Gliederung Ungarns bilden, so sehen wir auch die Industrie des Landes sich diesen geographischen Verhältnissen anschmiegen und denselben gemäß sich ändern. Aber auch parallel der Geschichte des Landes entwickelt sich, schreitet fort, sinkt und hebt sich wieder die ungarische Industrie. Ihr primitiver Handwerksbetrieb, aus urorientalischen Über-

lieferungen hervorgegangen, entwickelte sich unter den letzten Königen des Árpádenhauses und unter den großen Königen aus gemischten Häusern zu einer Kunstindustrie von hohem Niveau, welche thatsächlich auf Europa hinauswirkte. Die edlen Gestaltungen der italienischen Renaissance wiederspiegelten sich auch in Ungarn und zeitigten reiche Früchte am glänzenden Hofe Matthias' und nach dem Beispiele desselben rings umher im Lande. Allein die langen Kämpfe gegen die Osmanen und später die türkische Botmäßigkeit zwangen auch die Industrie in jenen anfänglichen Zustand zurück, aus dem sie sich vor Jahrhunderten emporgearbeitet hatte. Das lange Darniederliegen, welches auf die Befreiung vom Türkenjoche folgte, war auch ein Darniederliegen der Industrie, dessen empfindlichste Wirkung darin bestand, daß die verstörte Nation für derartige Beschäftigungen keinen Sinn, für deren Pflege nicht Kraft und Muth haben konnte. Als die westlichen Völker gerade auf industriellem Gebiete große Fortschritte machten, als die großartigen wissenschaftlichen Errungenschaften der neuesten Zeit die alte Ordnung der Industrie vollständig umkehrten und die Welt eine so riesige industrielle Production entfaltete, wie man sie noch vor einem Jahrhundert gar nicht geträumt haben würde, da konnte sich Ungarn an dieser großen industriellen Bewegung nicht betheiligen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts raffte sich zwar die Gesetzgebung auf und begann auch auf die wirthschaftlichen Fragen ein Augenmerk zu richten, aber eine so gründliche Arbeit der commercielle Ausschuß des Reichstages von 1790/91 lieferte, sie blieb dennoch auf dem Papiere und erst im Laufe dieses Jahrhunderts wurde die eine und andere seiner damals angeregten Ideen verwirklicht. Hinsichtlich der Industrie blieben Regierung und Gesellschaft in Ungarn lange Zeit gleich unthätig, und erst als die Reformfragen der Dreißiger- und Vierziger-Jahre immer mächtiger zur Geltung gelangten, begann die Nation auch für ihre materiellen Interessen Theilnahme zu zeigen und die Versäumnisse von Jahrhunderten durch umso fieberhaftere Thätigkeit gut zu machen.

Graf Stefan Széchenyi, der für sämmtliche Bedürfnisse des Landes einen so scharfen Blick hatte, übernahm auch auf diesem Gebiete die Führung. Sein Genie gelangte bald zur Erkenntniß, daß die einseitige landwirthschaftliche Production den Interessen eines fortschreitenden Landes nicht entsprechen könne. Die Urproduction, bei deren, wenn auch verhältnißmäßig geringer Cultivirung gleichwohl die Nation in Ermangelung von Consumenten leicht im eigenen Fette ersticken konnte, hielt er für steigerungsfähig und wollte sie auch steigern, aber als ebenso nothwendig und unentbehrlich erkannte er die Hebung der Industrie. Vor Allem richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Hervorrufung, beziehentlich Förderung der mit der Landwirthschaft verknüpften Industriezweige. Sein Adlerblick erschaute zuerst den Schatz, der im ungarischen „Stahlweizen“ ruht, wenn daraus nach richtigem System jenes schneeweiße Mehl hergestellt wird, aus dem sich jener weiche,

flaumige, dehnbare Teig, jenes herrliche, schaumflockige weiße Brod bereiten läßt, welchem kein Land Europas eine gleich gute Qualität an die Seite stellen kann. In Folge seiner Initiative wurden die Kunstmühlen im Lande heimisch und bildete sich die Pester Walzmühl-Actiengesellschaft, deren aus England bezogene Construction, bei all der Vervollkommnung, die auf diesem Gebiete gerade in Ungarn Platz gegriffen hat, der Mühlenindustrie noch heute gute Dienste leistet.

Solchen Anschauungen und dem Antrieb Széchenyis verdankt auch die erste Zuckerfabrik ihre Entstehung; obgleich sie unter den späteren wirthschaftlichen Calamitäten sich nicht zu erhalten vermochte, hat sie doch ihren Nachfolgerinnen ein glänzendes Beispiel gegeben, und ist die Begründerin der heutigen Zuckerindustrie Ungarns geworden, welche selbst unter volkswirthschaftlichen Verhältnissen, die in mancher Hinsicht ungünstig sind, als blühend bezeichnet werden darf.

In gleicher Richtung angebahnt und auf die Veredlung der einheimischen Rohproducte abzielend, entstand die Spiritusproduction, welche durch Placirung großer Capitalien und Entfaltung bedeutender Intelligenz jetzt auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erhoben erscheint, daß die gebildetsten Länder Europas zwar mit ihr concurriren können, aber die Großartigkeit und vollendete Einrichtung ihrer Etablissements nicht zu übertreffen vermögen.

Desgleichen wurde als Nebenerwerbszweig der landwirthschaftlichen Bevölkerung, aber auch als Grundlage eines selbständigen und hochwichtigen Industriezweiges die schon im vorigen Jahrhundert begonnene Seidenraupenzucht verbreitet, indem das landwirthschaftliche Publicum zu ausgedehnten Maulbeerpflanzungen bewogen wurde und anderseits nach Errichtung von Haspelanstalten und Spinnereien schließlich auch eine Seidenfabrik zu Stande kam. Dieser Industriezweig ging im Kampfe mit mißlichen Verhältnissen wiederholt zurück, beginnt aber neuerdings doch wieder sich zu heben, und alle Anzeichen deuten darauf, daß die einheimische Seidenindustrie im Begriffe steht, eine neue großartige Productionssphäre des Landes zu eröffnen.

Die langwierigen Zollkriege mit den Regierungen der österreichischen Länder verschärften sich immer mehr, da Josef II., wenn auch in wohlwollender Absicht, durch die Zollsätze nur die Industrie der Erblande begünstigt sehen, Ungarn aber nur die Rohproduction überlassen wollte; sie führten schließlich zur Entstehung des Schutzvereins. In diesem Vereine bekannten sich die angesehensten Männer des Landes zu dem Grundsatze, daß die ungarische Industrie, da sie durch keine Zollpolitik geschützt werde, an der Schwelle unseres Hauses durch uns selbst geschützt werden müsse. Für so verfehlt auch die entwickeltere Volkswirthschaftslehre dieses scheinbar engherzige Verfahren erklärt, — obgleich ihre heutige Rückbildung in den mit uns im Verkehrsverhältniß stehenden Ländern auch noch

viel restringirendere Maßregeln gutheißt, — war dasselbe doch von beträchtlichem Vortheil für die Hebung der ungarischen Industrie. Zu dieser Zeit wurden, Dank dem Überhandnehmen der Grundsätze des Schutzvereines und unter dem Einflusse der „Gesellschaft für die Gründung von Fabriken", mehrere Industriezweige lebendig, die das Land bis dahin fast gar nicht betrieben hatte, und es wurde der Grund zu vielen noch jetzt blühenden industriellen Etablissements gelegt, welche auf den Gebieten der Spinnerei und Weberei,



Inneres einer Dampfmühle zu Budapest.

der Papierfabrication u. s. w. gleichsam als die ersten vielversprechenden Triebe einer kräftig um sich greifenden vaterländischen Großindustrie zu betrachten sind. Diese, sowie die mittlerweile zur Entwicklung gelangte und auch wieder dem Rückgang verfallene, aber jedenfalls veredelte und vervollkommnete Kleinindustrie werden wir weiterhin gruppenweise und, wenigstens in knapper Skizze, auch einzeln kennen lernen.

In alter Zeit, als noch ausschließlich das Wasser die mächtigeren Betriebskräfte zu liefern hatte, sehen wir in den Thälern der Karpathen einzelne Industrie-Etablissements erstehen, die brausenden Gewässer der Bäche und kleineren Flüsse benützen und, wo es auf Feuerung ankommt, nach den reichen Holzbeständen der Bergrücken und Bergabhänge

greifen. Diese nämlichen Gebirge und Hügelgelände boten ihre reichen Erzschätze dar, auf deren Grund sich in Ungarn schon frühzeitig, wenn auch meist von fremder Hand betrieben, der Bergbau entwickelte. In diesen Thälern sehen wir die Hohöfen sich erheben, da entstehen die Glashütten, wird die Kohlen- und Pottaschenbrennerei betrieben, ragen die Walk- und Pochmühlen u. s. f. und es entfaltet sich jene Thätigkeit, welche dem ungarischen Oberlande und den Gebirgsgegenden Siebenbürgens einen hervorstechend industriellen Charakter verleiht.

Das Alföld bleibt für alle Zeiten das reiche landwirthschaftliche Gebiet des Landes. In seinem Bereiche sehen wir keine Industrie sich entwickeln, außer dem Handwerk, das die gewerblichen Bedürfnisse des Alltags befriedigt. Die in der Ebene träge gewordenen Flüsse liefern keine Triebkraft mehr, die Bevölkerung ist nicht dicht genug, aber auch nicht arm genug, um in den Dienst der Industrie zu treten. Nur die mit der Landwirthschaft verknüpfte, durch sie gestützte, von ihr unzertrennliche Mühlen- und Spiritus-Industrie, Zucker- und Bierfabrication zieht sich auf die ausgedehnteren Ebenen hinab. Aber auch das nur, nachdem in fortgeschrittener Zeit der Dampf den ersten Platz unter den Motoren eingenommen hat und zu seiner Erzeugung die Stein- und Braunkohle heranzieht, deren Fundorte sich nicht in den höchsten Gebirgen, sondern in den die beiden großen Becken umfassenden niedrigeren Berg- und Hügelgegenden am ergiebigsten erweisen.

Und gleichwie sich die Industrie, bei uns und anderwärts, unter dem reformirenden Einfluß des Dampfes in ihren Productionsverhältnissen umgestaltet, findet diese Umgestaltung unter dem Einfluß des Dampfes und der immer mehr vervollkommneten Verkehrsmittel auch geographisch statt. Nicht die zwar billige, aber in manchen Abschnitten des Jahres ungenügende oder gar fehlende Wasserkraft, nicht die Nähe des Feuerungsmateriales, des Holzes oder der Steinkohle, bestimmt heutigentags die Stätte für eine industrielle Niederlassung, sondern die Knotenpunkte des Verkehrs, welche zugleich Brennpunkte der Bevölkerung geworden sind, die Städte, ziehen die Großindustrie an. Weder der zur Verarbeitung gelangende Rohstoff, z. B. bei einer Maschinenfabrik das Eisen, bei einer Tuchfabrik die Wolle, bei einer Porzellanfabrik der Thon, noch das Feuerungsmaterial, Holz oder Kohle, fallen bei der wohlfeil gewordenen Communication so schwer in die Wagschale, daß bei sonst günstigen Factoren die Concurrenz den geringen Frachtunterschied nicht aushalten könnte. Einer der mächtigsten Factoren dieser Art ist aber bei jeder, mit noch so sinnreichen Maschinen und Arbeitsmitteln ausgestatteten Fabriksindustrie die genügend zahlreiche, intelligente und ausgebildete menschliche Arbeitskraft. Deßhalb bleibt die Bevölkerung auf dem Lande stationär, während sie in den Städten beträchtlich anwächst. Deshalb zieht sich die Großindustrie nach den größeren und über entsprechende Elemente verfügenden Provinzstädten und findet ihren weithinaus

wirkenden Mittelpunkt in der Hauptstadt. Und dies ist keineswegs eine betrübende Wahrnehmung, sondern vielmehr als eine der erfreulichsten Folgen der heutigen industriellen Fortschritte in Ungarn zu betrachten, wodurch eigentlich dieses Land erst gleichberechtigt in das industrielle Leben Europas eingetreten ist.

Für das ungarische Element aber hat diese industrielle Erscheinung der Neuzeit einen großen Gewinn zur Folge. Ein Theil der fremdsprachigen Bevölkerung, welche die Gebirgsthäler bewohnt, strömt nämlich, der Richtung der Industrie folgend, in die Städte herab. Diese Städte aber sind die Mittelpunkte der Intelligenz und des industriellen Fortschritts. Nur ihre größere und intelligentere Volksmasse vermag nun den zugereisten Fremden mit sich zu verschmelzen, der sich mit seiner Fachkenntniß oder seinem Capital zu eigenem Nutzen und ohne jeden Nebenzweck der ungarischen Industrie zuwendet. Aber schon seine erste Generation bekennt sich zur ungarischen Staatsbürgerschaft, erlernt die klangvolle Landessprache und liefert getreue Bürger dieses Vaterlandes. Durch die Industrie bereichert sich also die ungarische Nation nicht nur materiell, sondern sie erstarkt auch moralisch und veredelt sich geistig. Die im Bisherigen skizzirte historische Entwicklung der Industrie mag sich ändern, aber sie wird nicht aufhören, sich der politischen und geistigen Entwicklung des Landes anzuschmiegen. Hat sie sich geographisch verändert, so verdankt diesem Umstande das Land nur eine mächtige Förderung.

Und so ist es hier nicht nöthig, die jüngstverflossene Entwicklung der Industrie weiter zu untersuchen und sie in geographischer Hinsicht zu studiren; wir wollen vielmehr nun einen Blick auf ihren gegenwärtigen Stand werfen, hauptsächlich innerhalb jenes Rahmens und Spiegels, in dem sie sich mit ihren Werken und Werkmeistern auf der großen Landesausstellung von 1885 unseren Augen und denen des theilnehmenden Auslandes dargestellt hat.

Eine richtige Gruppirung der Industriezweige ist bisher nicht gelungen, obgleich Ungarn sich in dieser Hinsicht auch schon auf internationale Bestrebungen berufen kann. Vom Standpunkte der vorliegenden Übersicht aus ist dies übrigens von geringerer Wichtigkeit und wir können uns ohne bedeutendere Abweichungen jener Eintheilung anschließen, welche bei der ungarischen Landesausstellung in Anwendung gekommen. Da wären denn vor Allem Bergbau und Hüttenwesen zu behandeln; da aber diesen Industriezweigen besondere Capitel gewidmet werden sollen, so sei hier sofort an den Überblick der ihnen verwandten chemischen Industrie geschritten.

Diese ist, wenn auch nicht in allen Stücken, doch in ihrer entwickelteren Richtung ein neuer Industriezweig, dessen Producte zum Theil um die Mitte dieses Jahrhunderts noch kaum bekannt waren. Auch in früherer Zeit wurden zwar im Lande Arzneikräuter, Harze und Färbestoffe gesammelt, aber die Fabrication der heutigen Parfümeriewaaren

kannte man nicht. Auch früher zog man Lichte und siedete man Seife, deren Ruf Dank der Tüchtigkeit der Seifensieder von Debreczin und Szegedin sogar die Grenzen des Landes überschritt, aber von den jetzt fabriksmäßig erzeugten Stearin- und anderen Kerzen, wohlriechenden Seifen und feinsten Parfümerien war man noch weit entfernt. Von Zündwaaren und Sprengstoffen, obgleich deren Erfindung auf Ungarn zurückgeht, waren kaum die Schwefelhölzchen und das gewöhnliche Schießpulver allgemeiner bekannt; heute sind ganze reich ausgestattete Fabriksetablissements mit der Herstellung der feinsten Salonhölzchen und der nachgeahmten schwedischen Zündhölzchen, sowie des Glycerins und Dynamits beschäftigt. Und die Etablissements dieses fruchtbaren Industriezweiges gruppiren sich nicht nur um die Hauptstadt. Zur Gewinnung von Säuren und chemischen Hilfsstoffen, welche die Massenfabrication erfordern, sind auch in der fernen Mármaros Fabriken entstanden, denen dort die unerschöpflichen Salzvorräthe und die Abfälle der Salzbergwerke als Grundlage dienen; an der nordwestlichen Grenze des Landes aber liefern Etablissements von immer steigender Leistungsfähigkeit die in immer größerem Maßstabe zur Verwendung gelangenden Sprengmittel.

Die als Gerbmaterial dienende Eichenlohe hat seit der Herstellung des Tannins der Forstwirthschaft eine ganz neue Wendung gegeben. Die Farbwaarenfabrication hat den Waid und andere Pflanzen längst fallen lassen und stellt lieber aus Theer und anderen Bergwerksproducten die Anilinfarben her, welche weithin im Lande auch fabriksmäßig gewonnen werden. Zu den chemischen Industrien gehört endlich auch die Petroleum-Raffinerie, die hier erst in neuerer Zeit heimisch geworden, doch schon zur Errichtung ansehnlicher Fabriken in Budapest und Fiume geführt hat; diese werfen dem Staate an Steuer allein Millionen ab, während ihre Producte auch jenseits der Landesgrenze offene Märkte finden. Dieser Industriezweig verdient umsomehr Beachtung, als sein Rohstoff vom Auslande stammt, und gerade dessen Verfeinerung im Inlande erfolgt, was zahlreichen Arbeitskräften reichlich lohnende Verwendung sichert.

Daß auch Stärke, Preßhefe, Weinstein und Spiritus in Ungarn stark producirt werden, ist bei der entwickelten Mühlen- und Spiritus-Industrie, sowie der weit verbreiteten Weinproduction des Landes fast selbstverständlich.

Mit den Verhältnissen des Land- und Weinbaues in Ungarn hängt der bedeutende Aufschwung zusammen, dessen sich der Industriezweig der Nahrungs- und Genußmittel erfreut. Der rothe Stahlweizen war die Grundlage der ungarischen Mühlen-Industrie, welche, obgleich bekämpft und bedrängt von der starken transmarinen und russischen Concurrenz, dennoch eine dominirende Stellung auf den Approvisionirungsmärkten von ganz Europa, ja selbst von Südamerika einnimmt. Nachgerade gelangt das Land dahin, daß seine eigenen Mühlen zugleich die besten und sichersten Käufer seiner

Brodfrüchte sind, deren Überschuß in immer geringerer Menge als Rohstoff ins Ausland geht. Allerdings findet nur noch unser feinstes Mehl im Auslande Käufer, aber selbst die Nachahmung des Verfahrens unserer Mühlen-Industrie im Auslande hat dieses Product nicht aus den reichen Städten Englands verdrängen können; in desto größerem Maßstabe jedoch findet das schwärzere Mehl im Inlande Absatz, wo Brodfrüchte und daraus gewonnenes Mehl nebst Teigwaaren im Betrage von fast zweihundert Millionen jährlich verzehrt werden, während ein Mehlüberschuß im Werthe von fast fünfzig Millionen Gulden nach auswärts geht. Die gesammten Mühlen vermahlen rund 22·9 Millionen Quintal Getreide per Jahr, wovon nahe an 14·5 Millionen auf die Dampfmühlen entfallen und 14 Millionen von Weizen stammen. Die eilf Budapester Dampfmühlen allein sind imstande 600.000 Quintal Mehl jährlich zu erzeugen, beschäftigen über 3.000 Arbeiter und verbrauchen anderthalb Millionen Quintal Kohlen. Und nicht nur Mehl, sondern auch ein Überschuß von Teigwaaren gelangt schon zur Ausfuhr; freilich ließe sich davon noch weit mehr erzeugen, als thatsächlich verkauft wird. Auch wächst in der That die Anzahl der Teigwaarenfabriken von Tag zu Tag, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo das berühmte englische Theegebäck nicht mehr nach Ungarn einströmen, sondern eines von viel schmackhafterer Qualität von da ausgeführt werden wird.

An Quantität geringer, aber gleichfalls in aufsteigender Richtung sich bewegend erscheint die Fleischwaaren-Industrie. Da muß nun wohl ein Unterschied gemacht werden einerseits zwischen dem Verbrauch von rohem Fleisch und der — meist in Gestalt lebender Thiere erfolgenden — Fleischausfuhr und anderseits den das Fleischmaterial verarbeitenden Industriezweigen. Der Fleischconsum der Bevölkerung ist noch einer beträchtlichen Steigerung fähig und auch der Stand der Viehzucht ließe eine noch bedeutendere Viehausfuhr zu. Eines guten Rufes erfreut sich aber schon jetzt die an vielen Punkten des Landes betriebene Salami-Fabrication, und auch die Conserven-Production nimmt immer mehr den Charakter einer Fabriks-Industrie an. Die letztere bringt in zierlichen Blechdosen sogar mehrere Nationalspeisen in Verkehr, so namentlich das im ganzen Lande beliebte „Gulyás-Fleisch", welches bereits mehreren Fabriken schmeichelhafte Anerkennung seitens der Armee eingetragen hat und in der Heeresverpflegung offenbar zu einer wichtigen Rolle berufen ist.

In die Reihe der Nahrungs- und zugleich Genußmittel gehört noch der Zucker, dessen Fabrication im Lande schon einen sicheren Boden gefunden hat. Zwar ist auf diesem Gebiete unleugbar ein mörderischer Wettkampf unter den Staaten Europas ausgebrochen, eine gekünstelte Zollpolitik und ein Wettlauf von Exportprämien machen es da der schwächeren Industrie fast unmöglich zu bestehen; was jedoch die Fabrication bei diesem Wettbewerb einbüßt, das wird durch die Errungenschaften einer von Tag zu Tag

vollkommener werdenden Technik wieder hereingebracht. Gesteigerte Production, gründlichere Ausnützung des Rohstoffes, Ersparnisse an Heizmaterial u. s. w. ermöglichen einzelnen Fabriken, deren Zahl freilich von 25 auf 14 abgenommen hat, ihren Platz standhaft zu behaupten, ja ihre bisherige Erzeugung von 370.000 auf 400.000 Quintal zu bringen. Denn die ungarischen Fabriken verdienen das Lob, daß sie sich mit großer Opferwilligkeit beeilen, jede neuere Erfindung der fortschreitenden Wissenschaft zu verwerthen und sich dadurch immer auf europäischem Niveau zu erhalten. Und noch deutlicher vielleicht als bei der Zuckerfabrication zeigt sich dies bei der Spiritus-Industrie. Diese hat nämlich durch die Vollkommenheit ihrer Einrichtung, die Größe ihrer Etablissements und die Güte des verarbeiteten Rohmaterials die betreffenden Industriellen der Hauptstadt sowohl, wie der Provinz, in die Lage versetzt, trotz des Kampfes gegen eine gewaltige ausländische Concurrenz und die feindselige Zollpolitik mehrerer Staaten, ja auch gegen die drückenden Steuern des eigenen Landes, siegreich zu bleiben, ihren Export nach Italien, Spanien und über das Weltmeer hinaus aufrecht zu erhalten und ihren längst wohlbegründeten Ruf zu wahren. Von den tausend und tausend kleineren Spiritusbrennereien sei hier geschwiegen, welche mehr aus landwirthschaftlichen Gründen betrieben werden, und ebenso von jenen kleinen Kesseln, welche die vorhandenen Weintrebern und den gelegentlichen Obstüberschuß sozusagen nur zum Hausgebrauch dem Brennproceß unterziehen. Im Jahre 1885/86 waren 117.382 Branntweinbrennereien in Betrieb, außer denen in 2.953 Gemeinden noch 244.366 Brenner zum eigenen Gebrauch steuerfreien Sprit erzeugten. Unter obigen Brennereien zahlen 23 mehr als je 100.000 Gulden Steuer; das jährlich erzeugte Quantum kann auf 1,600.000 Hektoliter hundertgrädigen Alkohols geschätzt werden.

Eine Hauptrolle aber spielt in Ungarn die Weincultur, welche dem Fortschritt der Zeit folgend, im Gegensatz zur Rebencultur, bei richtigerer und rationellerer Kellerwirthschaft immer mehr die Formen einer Industrie annimmt. Leider treibt die Phylloxera, welche in Frankreich so erbarmungslos gehaust hat, auch schon in unseren Weingärten ihr Unwesen und zieht die Grenzen des culturfähigen Terrains immer enger. Als tröstendes Beispiel im Kampfe gegen diesen Schädling steht aber zum Glück das reiche Frankreich da, welches zwar einen Schaden von vielen Millionen erlitten hat, aber ohne daß die Bemühungen seiner reicheren und rationell vorgehenden Weinbauer aussichtslos geworden wären. Die für immun geltende amerikanische Rebe bemächtigt sich der verwüsteten Weinberge und erobert das verlorene Terrain zurück. In Ungarn geht dies noch leichter, und, so paradox dies klingen mag, die Phylloxera kann da sogar in ihren Nachwirkungen Nutzen gestiftet haben. Es gibt nämlich im Lande unzählige altersschwache Weingärten, welche ohnehin schon längst der Auffrischung bedürftig waren, aber dennoch geduldet wurden, da sie, wenn auch von Jahr zu Jahr weniger, doch immer noch einen Ertrag

gewährten. Und überdies gibt es eine große Anzahl von Weingärten, welche nicht mit den entsprechenden oder welche mit mancherlei nicht dahin passenden Sorten bepflanzt, keinen so reichen Ertrag und auch nicht jene Qualität von Wein aufwiesen, die der Besitzer bei der Güte des Bodens und Klimas erwarten durfte. Und endlich gibt es in Ungarn noch weite jungfräuliche Gebiete, welche der Rebe günstig, aber nie mit ihr bepflanzt worden sind, obgleich sie durch ihre sandige Beschaffenheit gegen die Angriffe der Phylloxera völlig geschützt erscheinen. Wenn man jetzt in Ungarn, durch die Verheerungen der Phylloxera gedrängt und unter dem Drucke der Angst vor ihr die Auffrischung der Weingärten und die Bepflanzung neuer Gebiete in Angriff nimmt, in beiden Fällen natürlich unter Verwendung von Rebengattungen, welche der Lage und dem Boden entsprechen, so wird das Land fähig werden, dem Consum und Handel nicht nur mehr, sondern auch bessere und gleichartigere Weine zu liefern.

Dies aber ist die Hauptaufgabe der Weinindustrie, von der Ablese der durch Andere producirten Trauben angefangen, durch eine rationelle Kellerwirthschaft hindurch bis zu dem Zeitpunkt, wo der faß- oder flaschenreif gewordene Wein in den Handel gebracht werden kann. Dieser Weg ist dermalen schon eingeschlagen, und wenn er weiter verfolgt wird, ist es bei der ersprießlichen Thätigkeit des Regierungscommissariats für Weincultur und bei der unausgesetzten, immer erfolgreicheren Pionnierarbeit des Musterkellers unausbleiblich, daß nach Frankreich Ungarn sich zur Stellung jenes Weinlandes aufschwinge, welches schon vermöge des Adels und der Verschiedenheit seiner Weinsorten im Stande sein wird, den Weinbedarf eines großen Theiles von Europa zu decken. Das Weinland Ungarns erstreckt sich nämlich auf 425.000 Hektaren, deren Erzeugung in besseren Jahren über acht Millionen Hektoliter erreicht. Hand in Hand mit der thatsächlichen Industrie geht schon jetzt, nicht ohne vorzügliche Resultate, die Cognac- und Champagner-Fabrication, welche erst in neuerer Zeit heimisch gemacht, erst seit ganz Kurzem zur Massenproduction gelangt ist, während die Fabrication der gesüßten Spirituosen, das heißt der verschiedenen Liqueure, schon längst einen hohen Stand erreicht hat und, nach Befriedigung des inländischen Bedarfs, namentlich die Länder der unteren Donau mit ihrem Überschuß versorgt.

Die Thon-, Stein- und Glaswaaren-Industrie ist in Ungarn uralt, hat aber in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht.

Die Thonwaaren-Industrie hatte früher, besonders im Oberland, den Charakter einer Hausindustrie, konnte jedoch nicht über die seit Jahrhunderten gangbaren primitiven, übrigens nicht eben geschmacklosen Formen hinausgelangen. Ganze Dörfer kneteten das nothwendigste häusliche Geschirr aus dem in ihrer Gemarkung vorfindlichen Thone, brannten es mittelst des Brennmaterials ihrer reichen Waldungen und führten es dann

in ganzen Wagenladungen nach dem Alföld hinab, von wo sie im Tausche Weizen und anderes Getreide heimbrachten. Diese häuslichen Fabrikscolonien haben zwar ihre Thätigkeit auch jetzt noch nicht ganz eingestellt, doch ist ein Theil ihrer Rolle auf das Gewerbe übergegangen, welches all das Geschirr geschmackvoller formt und besser brennt und daneben auch schon in reicher Abwechslung künstlerisch gefertigte Öfen liefert; den Rest ihrer Thätigkeit hat das Kunstgewerbe an sich genommen, dessen fabriksmäßig betriebene Etablissements Dank der künstlerischen Veredlung ihrer Erzeugnisse der ungarischen Majolika einen Weltruf erworben haben. Diese wird namentlich von einem Etablissement ersten Ranges bei Fünfkirchen mit tadellosem Geschmack erzeugt, während die altberühmte Herender Fabrik die feinsten Nachahmungen von chinesischem und japanesischem Porzellan liefert.

Die in neuerer Zeit so vielfach verwendeten Thon- und Steinmasse-Röhren, feuerfesten Steine und Ziegel u. s. w., vor Allem aber die Bau- und Dachziegel jeder Art werden im ganzen Lande massenhaft fabricirt, und zwar von Ziegeleien mit Ringöfen allerneuester und vollkommenster Construction, so daß dem stetig zunehmenden Baubedürfniß des Landes, und besonders der Hauptstadt, vollauf entsprochen wird. Schade, daß die für den täglichen Gebrauch so unentbehrlichen gewöhnlichen Artikel aus Porzellan und Steinmasse, das Wedgwood-Tischgeschirr und dergleichen noch immer größtentheils vom Auslande geliefert werden, obgleich das an mehreren Punkten des Landes entdeckte Kaolin auch dieser Industrie ein reichliches und gesichertes Rohmaterial bietet, wie denn auch neuestens ein Unternehmen sich gebildet hat, das auch diesen Zweig des Bedarfes durch inländisches Erzeugniß decken soll.

Solches ist zum Theil bereits der Fall bei der Glasindustrie, die jedoch seltsamerweise, so uralt sie im Lande ist, bis auf den heutigen Tag nicht genug erstarken konnte, um die reiche Weinproduction des Landes und dessen nicht minder ergiebige Mineralquellen mit den nöthigen Flaschen zu versehen, deren größter Theil vielmehr noch jetzt aus Böhmen und Sachsen bezogen wird. Die Glashütten, deren einige wohl bei großem Capitalaufwand zeitgemäß eingerichtet sind, stecken noch immer meist in den engen Gebirgsthälern, wo ihre Thätigkeit gleichsam einrostet. Erst neuestens ist ein Etablissement in Zay-Ugrócz, diesem kleinen Industriecentrum, eingerichtet worden und seine Fabrikate beginnen mit den besten der Wiener Firmen zu wetteifern. Auch früher hatten zwar manche Hütten, besonders im Nógráder Comitat, Ehre aufgehoben durch künstlerische Ausführung, Reinheit des Materials, Geschmack in Schnitt, Schliff und Farbe, zu einer Massenproduction aber war es nicht gekommen. Jetzt dagegen ist mit Sicherheit zu erwarten, daß in Kürze auch die bisher gänzlich vernachlässigte Spiegelfabrication, als ein Theil dieses reich gegliederten Industriezweiges, in Schwung gerathen wird.



Erzeugnisse der Zsolnay'schen Majolikafabrik.

Einen bedeutenden Raum nimmt die Eisen- und Metall-Industrie ein, der wir, als edelste Frucht, ohneweiteres auch die Fabrication von Maschinen, Fahrbetriebsmitteln, ja des Gold- und Silberschmuckes angliedern können. Bekanntlich ist das Eisen das wichtigste Material der Mehrzahl dieser Industrien und die Hauptbedingung ihrer Existenzfähigkeit ist der wohlfeile Feuerungsstoff, und zwar heutigen Tages außer dem Holze die Stein- und Braunkohle. Alle diese Stoffe weist der Bergbau des Landes im Überfluß nach. Daß die Braunkohle sich weniger für Coake eignet, ist dem Hüttenwesen etwas nachtheilig, doch haben die neueren Fortschritte der Wissenschaft dem ebenso abgeholfen, wie sie anderseits ermöglichen, auch den an vielen Fundorten dem Eisen übermäßig beigemengten Schwefel auszuscheiden, ehe dasselbe zu intensiverer Verarbeitung gelangt.

Die Eisenindustrie Ungarns ist alt und hat mancher Gegend an der Gran und Sajó, in der Zips und dem ungarisch-siebenbürgischen Grenzgebirge den industriellen Stempel aufgeprägt. Sie hat sich auch stetig mit der Zeit entwickelt und fast jedes Product, dessen sie fähig, wird im Lande erzeugt, obgleich sie selbst jetzt noch nicht den ganzen Bedarf desselben zu bestreiten vermag. So verschiedenartig und zahlreich sind aber diese Industriegattungen, daß es fast unmöglich ist, sie aufzuzählen. Wir begnügen uns mit der Constatirung, daß es im Lande wenige Eisen- oder Kupferhütten gibt, welche nicht zugleich irgend ein anderes Fabrikat, entweder in Schmiedeeisen oder in Gußmetall hervorbringen, und zwar finden wir darunter ebenso das Eisen-, Stahl- oder Kupferblech, wie den entsprechenden Draht, ebenso die Eisenbahnschiene, wie die Eisenmöbel und neuestens das emaillirte Eisengeschirr. Von der schlichten Sense oder Hacke bis zum feinsten Jagdgewehr gibt es kein metallenes Werkzeug oder Geräth, das nicht im Lande verfertigt würde, und wenn wir auch noch den Bronzeguß in Betracht ziehen, müssen wir höchstens die eisernen oder Stahlfedern ausnehmen. Und zwar ist diese Metall-Industrie im Lande so verbreitet, daß wir selbst in den Thälern der Karpathen und in den Wildnissen Siebenbürgens Etablissements finden, welche ebenso auf europäischem Niveau stehen wie die in der anmuthigen Gegend von Diósgyör oder in der Hauptstadt selbst befindlichen.

Allerdings ist auf diesem Gebiete auch der Staat Besitzer und Verwalter von großartigen Werkstätten, unter denen wohl die Budapester Maschinenfabrik der Staatsbahnen an erster Stelle steht, da sie auch vorzügliche Dampfkessel und Dreschmaschinen erzeugt. Doch nicht gering ist auch der Wettbewerb von Seite der Privaten und Gesellschaften, ja erfreulicherweise selbst einiger Mitglieder des hohen Adels. Hinter den Stahlschienen der Staatseisenwerke zu Diósgyör bleiben auch die ausgezeichneten Bessemer-Stahlfabrikate und prächtigen Gußeisenartikel nicht zurück, welche die österreichisch-ungarische Staatsbahngesellschaft aus ihren Eisenwerken zu Oravicza und



Schienenfabrication im Walzwerk zu Diósgyőr.

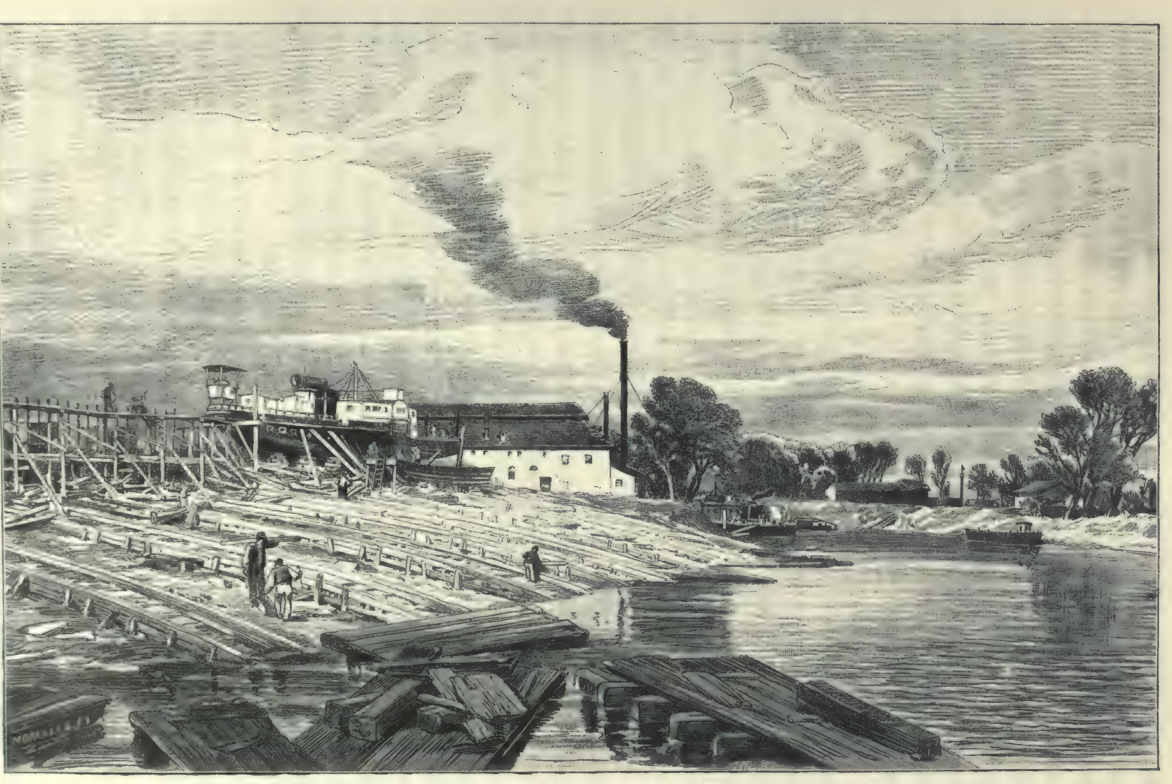
Resicza liefert. Eine Budapester Firma erzeugt nicht nur die weltberühmten Gußstahlräder für Eisenbahnen in unvergleichlicher Güte, sondern hat auch das Privilegium auf die Mahlapparate, welche so viel dazu beigetragen haben, dem ungarischen Mehl seinen Weltruf zu gewinnen. Aber wer könnte alle Productionsartikel dieser blühenden Industriezweige aufzählen? Eine Waggonfabrik arbeitet nicht nur für den inländischen Bedarf, sondern auch für den Export. In verschiedenen Theilen des Landes gibt es Eisenbahnwerkstätten, und die vorzüglich eingerichtete Schiffswerfte auf einer reizend gelegenen Insel der Hauptstadt besorgt nicht nur Bau und Ausstattung der wahrhaft luxuriös eingerichteten Dampfschiffe für die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft, sondern hat auch einen besonderen Typus von Schnellfahrern für den Localdienst geschaffen. Und die ungarische Industrie liefert nicht nur die großen Fahrbetriebsmittel des kolossal



Die Schiffswerfte in Altofen.

entwickelten neumodischen Verkehrs, sondern allerorten auch die Fuhrwerke für die Personen- und Frachtenbeförderung des Alltags in solcher Anzahl und Beschaffenheit, daß manche Firma ihre Erzeugnisse sogar nach Paris versendet. Wobei dann noch erfreulich zu vermerken ist, daß für diesen Industriezweig nicht nur die Hauptstadt vorzügliche Etablissements besitzt, sondern in vielen Provinzstädten ganz fabriksmäßig eingerichtete Werkstätten für solche Artikel bester Qualität sich zu erhalten vermögen.

Werfen wir einen letzten Blick auf die so wichtige Maschinen-Industrie, so müssen wir noch erwähnen, daß im Lande nicht nur, wie wir gesehen, Kraftmaschinen in immer größerer Zahl gebaut werden, sondern nicht minder, und zwar zahlreich auch in der Provinz, landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe jeder Art, was gerade bei dem landwirthschaftlichen Charakter Ungarns von großer Wichtigkeit ist. Vor wenigen Jahrzehnten noch waren die Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen neueren Systems ausschließlich englisches Fabrikat, und die englischen Fabriken hatten ständige Niederlagen im Lande; jetzt sehen wir diese Fabrication in ungarische Hände übergegangen und die



Schiff am Stapel auf der Schiffswerfte in Alt-Ofen.

englischen Niederlagen sind zu Reparaturwerkstätten geworden. Man kann sogar behaupten, daß mehrere ungarische Maschinenfabrikanten, auf Grund ihres Studiums der landwirthschaftlichen Verhältnisse Ungarns, viele Maschinen wesentlich verbessert und ganz neue construirt haben, während sie ihnen zugleich durch Verwendung besseren Materials größere Dauerhaftigkeit zu verleihen wissen, so daß das ungarische Publicum sich immer mehr dem einheimischen Fabrikat zuwendet. Und dabei mag noch erwähnt werden, daß ein Theil dieser Fabrikate sich auch in den unteren Donauländern einen Markt erobert hat, besonders der ungarische Pflug, der sich bei so vieler Concurrenz als eines der besten und gesuchtesten landwirthschaftlichen Geräthe erweist.

Weniger unabhängig ist Ungarn und weniger kann es sich auf die einheimische Production verlassen hinsichtlich der wissenschaftlichen Apparate und Instrumente. Weder sein wissenschaftliches, noch sein industrielles Leben ist bereits intensiv genug, um den Absatz einer großen Anzahl kostbarer Instrumente und dadurch eine hinreichende Beschäftigung dieses Industriezweiges zu sichern. Wo aber ein stärkerer Bedarf sich fühlbar macht, wie z. B. an ärztlichen, besonders an chirurgischen Instrumenten, da ist auch die einheimische Industrie rasch in die Fußstapfen der fremden getreten, und es gibt jetzt für dieses Fach einige Werkstätten, welche nicht nur hinsichtlich der correcten Ausführung selbst den höchsten Anforderungen entsprechen, sondern auch die neuesten Erfindungen einiger hervorragender Ärzte Ungarns am vollkommensten auszuführen vermocht haben. Was die am zahlreichsten benöthigten unter diesen Instrumenten, nämlich die Uhren anbelangt, kann das Land angesichts der riesigen industriellen Einrichtungen der Schweiz, Englands und Frankreichs wohl nicht mit in die Schranken treten; neben Wanduhren kleineren Calibers und größeren Pendel- und Thurmuhren, denen dieser Industriezweig dermalen gewachsen ist, beschränkt sich seine gesammte Thätigkeit auf die Zusammensetzung der vom Auslande eingeführten Uhrenbestandtheile und auf Reparaturen. Desto erfreulicher ist der Aufschwung in der Verfertigung aller Arten von Waagen, und in ebenso hervorragender Weise werden telegraphische Installationen ausgeführt, wie auch überhaupt die Apparate zur Anwendung der elektrischen Kraft hergestellt.

Ein hoher Rang gebührt endlich der ungarischen Industrie in der Herstellung von Gold- und Silberwaaren, Schmuck und Zierartikeln, obgleich in dieser Hinsicht der Geschmack des Publicums noch sehr dem Auslande zuneigt. Einigermaßen ist letzteres auch bei den Musikinstrumenten der Fall, wiewohl nicht zu leugnen, daß einzelne Fabrikanten und kleinere Meister auch auf diesem Gebiete Hervorragendes leisten, besonders im Bau von Klavieren und noch mehr von Orgeln.

Einen großen Umfang besitzt, dem reichlich und abwechslungsvoll vorkommenden Rohstoff gemäß, die Holzindustrie, von der Fabrication des einfachsten hölzernen

Hausgeräthes angefangen bis zu den höchsten Ansprüchen der Bau- und Möbeltischlerei. Zahlreich sind jene Wirthschafts- und Hausgeräthe, welche zu liefern die einfache Holzindustrie berufen ist. In den großen Waldungen der die Grenze begleitenden Karpathen, sowie jenseits der Drau im Vértesgebirge und in den Laubwäldern Slavoniens beschäftigen sich ganze Gemeinden, gleichsam als Hausindustrie, mit der Herstellung dieser einfachen Geräthschaften. Fast ebenso werden an vielen Orten die Schindeln geschnitten und gelangen mittelst der Flöße der Waag, Gran und Theiß auf den Schauplatz des Handels. In ähnlicher Weise wird anderwärts die Korbflechterei betrieben, deren feinere Erzeugnisse allerdings kunstgewerbemäßig angefertigt werden. Einfachere Hausmöbel macht man im ganzen Lande, es gibt indeß auch Kunsttischler, und zwar nicht nur in der Hauptstadt, welche jeden Artikel der in neuerer Zeit mit so großen Ansprüchen auftretenden Luxus-Möbeltischlerei aufs Correcteste und Geschmackvollste herzustellen wissen. Thatsächlich ist es nur falscher Geschmack und ungerechtfertigte Einbildung, was einen Theil unserer Wohlhabenden antreibt, ihren Bedarf an solchen Artikeln im Auslande zu decken, da die inländische Industrie heute in der Lage ist, sowohl die Gebäudeausstattung, als auch die Wohnungseinrichtung in allen ihren Theilen tadellos zu bestreiten.

Zwei wichtige Artikel dieses Industriezweiges sind die Parketten und die Fässer. Beide sind in Ungarn glänzend vertreten und bilden sogar starke Ausfuhrartikel. Erstere werden von einigen vorzüglich eingerichteten Fabriksetablissements der Hauptstadt und der Provinz geliefert, letztere hauptsächlich von einzelnen Böttchermeistern, und zwar in vorzüglicher Qualität und nach Maßstäben, welche in anderen Ländern kaum noch zu erreichen sind. Dieser Industriezweig wird nämlich unterstützt durch den ausgezeichneten Eichenwaldbestand des Landes, namentlich die Wälder der ehemaligen slavonischen Militärgrenze, deren Baumriesen das weltberühmte Daubenholz liefern. Daneben werden noch die in neuerer Zeit so gesuchten Möbel aus gebogenem Holze in immer reicheren Formen an immer zahlreicheren Punkten des Landes verfertigt und bieten eine vortheilhafte Verwerthung für den noch immer überwiegenden Buchenbestand, während sie sich selbst im Auslande, bis nach Spanien, ja Algerien hinab, ihren Markt gemacht haben.

Hand in Hand mit der Holzmöbel-Industrie ist die der gepolsterten Möbel gegangen, wie überhaupt die Tapezierer-Industrie, welche sich in den Stand gesetzt hat, hinsichtlich der decorativen Wohnungseinrichtung selbst den größten Anforderungen unserer dem Luxus zuneigenden Zeit zu genügen, sowie der Concurrenz des Auslandes die Stirne zu bieten, während anderseits die tausenderlei Nippsachen noch zumeist von außen bezogen werden.

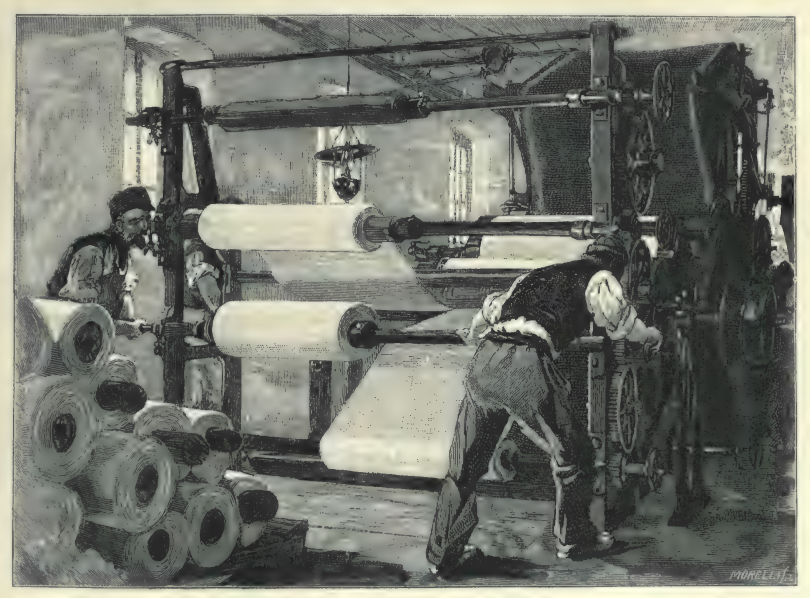
Die hier aufgezählten Industriezweige sind einigermaßen schon der Bau-Industrie verwandt, in der die Hauptstadt voransteht und der Provinz als Beispiel dient. Die

ungeheure Bauthätigkeit, welche seit zwei Jahrzehnten in Budapest herrscht, hat ganz neue Industriezweige erzogen, welche Allem, was die moderne Architektur fordert, Genüge leisten. Daß die Maurer-, Steinmetzen-, Zimmermanns-, Bautischler-, Schlosser-, Glaserarbeit u. s. w. aus den Händen einheimischer Gewerbsleute kommt, ist nur natürlich. Aber auch die Architekten und Baumeister entstammen bereits zahlreich und hochbegabt der Bevölkerung des Landes. Nachdem der nüchterne und geschmacklose Kasernenstil, der auf den alten Barock- und Zopfstil gefolgt war, glücklich überwunden worden, greift heute der Architekt wieder auf die Renaissance zurück und schafft Werke, welche an die schönsten Gebilde des XV. und XVI. Jahrhunderts erinnern. Mit diesem größeren Zuschnitt der Gebäude muß selbstverständlich die Ausführung der Details im richtigen Verhältniß stehen und dies bedingt eine künstlerische Schulung der obenerwähnten Handwerker, ohne welche weder die Paläste der Budapester Andrássy-Straße, noch die verschwenderisch ausgestatteten ländlichen Schlösser vieler unserer Aristokraten, noch endlich die würdigen öffentlichen Gebäude so mancher Provinzstädte in einer Form hätten entstehen können, wie sie der Beschauer heute an ihnen bewundert.

Es ist auch ein ganz anderes Material, das sich heute an der Ausschmückung dieser zahlreichen Bauwerke betheiligt. Der Klempner von ehedem muß heute ein ornamental geschulter Künstler sein, um die decorativen Zinkdetails herzustellen; der ehemalige Steinmetz hat sich zum Bildhauer verfeinert; der Anstreicher von damals ist zum Kunstmaler fortgeschritten, und in solchem Verhältniß bewegt sich der Fortschritt des ganzen Bau- und Einrichtungswesens. Und wenn es irgend ein Gebiet gibt, auf welchem Ungarn früher kaum gehoffte, aber jetzt thatsächlich erreichte Resultate mit Stolz betrachten kann, so ist es das Gebiet der Bau-Industrie.

Weniger hoch ist das Niveau der Textil-Industrie, besonders hinsichtlich ihres Umfanges. Während in England, Deutschland und Frankreich dieser Industriezweig die meisten Millionen in Umlauf bringt und die zahlreichsten Arbeitskräfte beschäftigt, hat er sich bei uns bisher kaum als Großindustrie zu entwickeln vermocht. Was wir in Preßburg, Gács, Losonz und anderwärts an Tuch- und Gewebefabriken besitzen, ist zumeist für die Equipirung der Armee und Honvédschaft in Beschlag genommen, während Handel und Privatbedarf sich von der ausländischen Industrie versorgen lassen. An der rumänischen Grenze Siebenbürgens ist zwar eine Weberei-Industrie entstanden, sie hat aber bis in die neueste Zeit meist nur das grobe Lodentuch zur Bekleidung des rumänischen Volkes geliefert. Indeß hat auch neuestens dieser Industriezweig einen Aufschwung genommen, die Bestrebungen geschickter Gewerbsleute richten sich auch bei Fabrikseinrichtungen von bescheidenerem Zuschnitt auf die Erzeugung moderner und feinerer Stoffe und helfen bereits den Bedarf des Mutterlandes decken. Zum gleichen Zwecke ist in Käsmark eine Flachs-

und Hanfspinnerei und Bleicherei entstanden, vermehren sich die Werkstätten für Wirkerei und Weberei und wurde in der Nähe der Hauptstadt zu Neu-Pest eine Wollspinnereifabrik errichtet; all das sind Symptome einer energischen Förderung dieses wichtigen Industriezweiges. Wenn aber auch die inländische Fabrication der Herstellung der nöthigen Stoffe noch nicht im wünschenswerthen Maßstabe gewachsen ist, entwickelt sich doch desto blühender die der weiteren Verwendung dieser Artikel gewidmete Bekleidungs-Industrie,



Aus der Papierfabrik in Nagy-Szlabos.

die Confection jeder Art, welche durch geschmackvolle Arbeit und rechtschaffenen Betrieb sogar einen Theil des Auslandes sich erobert hat und einen lebhaften Handel nach den Ländern der unteren Donau und über die Balkanhalbinsel hinaus bis nach Asien und der Nordküste Afrikas betreibt. Und nicht geringer ist die Entwicklung der Leder-Industrie, welche, angesichts der Concurrenz der ganzen Welt, die gesammte Artillerie der serbischen Armee mit ungarischen Fabrikaten ausgestattet hat, den großen Bedarf des eigenen Landes bestreitet und sogar schon den lange Zeit für unerreichbar gehaltenen englischen Sattel zu verdrängen beginnt. Was die feineren Koffer und die feinsten Ledergalanteriewaaren betrifft, herrscht wohl noch immer der Wiener Platz, aber immerhin steigt die Zahl jener

hervorragenden Industriellen, welche Ungarn auch in dieser Hinsicht concurrenzfähig machen können.

Ähnlich in vielen Stücken steht es um die Papier-Industrie, welche, Dank der weltberühmten Fiumaner, der älteren Hermaneczer und der neueren, aber desto vollkommener eingerichteten Nagyszlaboser Fabrik, den großen Consum des Landes immer mehr durch eigenes Fabrikat zu decken bestrebt ist, für den Überschuß aber in Serbien, Rumänien und besonders in Bulgarien Absatzplätze gesichert hat. Vor einigen Jahren ist bei Pelsöcz (Gömörer Comitat) auch eine Cellulosefabrik entstanden und nun sind auch schon in Ungarn an die Stelle der ehedem ausschließlich verwendeten Lumpen das Holz und sonstige Faserstoffe getreten, welche in den Fabriken verarbeitet, dem ausländischen Producte die bisher behauptete Herrschaft streitig machen dürften.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die vervielfältigenden Industrien überall im Lande blühen und namentlich die kunstindustriellen Etablissements der Hauptstadt in Bezug auf genaue und geschmackvolle Arbeit sich glänzend bewähren. Aber auch hinsichtlich ihrer Productionskraft, ihrer Ausstattung mit Maschinen und der Fähigkeit, durch ihre Arbeiten selbst den strengsten technischen Ansprüchen zu genügen, zeichnen sich die Buch- und Steindruckereien aus, unter denen sich die ungarische Staatsdruckerei noch durch galvanoplastische Arbeiten Verdienste erwirbt, während die Photographie in Ungarn durchwegs das europäische Niveau behauptet und in einzelnen Ateliers geradezu künstlerische Erfolge aufweist.

Daß neben dieser schwunghaften Entwicklung der industriellen Thätigkeit doch auch die Haus-Industrie nicht nur eine Rolle behauptet hat, sondern in zahlreichen Richtungen sogar tagtäglich an Boden gewinnt, darf keineswegs Wunder nehmen. Die rohe Holzschnitzerei und Korbflechterei nimmt in da und dort errichteten Lehrwerkstätten, unter der Anleitung eigens angestellter Lehrer, immer künstlerischere Formen an; Strohflechterei, Teppichwirkerei, Stickerei und Näherei werden in immer größerer Vollkommenheit gelehrt, wirken durch ihre Entwicklung auf die Fach-Industrie zurück und erziehen für diese fachkundige Arbeiter.

Alles in Allem darf also Ungarn auf die Vergangenheit zurückschauen mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß es die industrielle Verkommenheit derselben großentheils schon überwunden hat. Es sind zahlreiche Einrichtungen entstanden, welche weit und breit im Lande industriellen Unterricht gewähren. Lehrlingsschulen allein gibt es 221 mit 34.600 Schülern. Zur Förderung der Textil-Industrie wurden die Késmarkar, Eperjeser und Nagy-Kikindaer Webe-Lehrwerkstätten, die Sepsi-Szent-Györgyer mechanische und Handweberei und die Kaschauer Wirk- und Webe-Lehrwerkstätte errichtet. Zur Hebung der Tischlerei bestehen die Homonnaer, Rimaszombater und



Volkstracht aus dem Ormánság im Baranyaer Comitat.



Zay-Ugróczer Holzschnitz-, die Huszter und Zala-Egerszeger Tischlerei-, die Galgóczer Kunstschnitzerei- und die Munkácser Holzindustrie-Lehrwerkstätten. Zur Förderung der Thon-Industrie wurden in Ungvár, Modor und Ujbánya Lehrwerkstätten errichtet. Korbflechterei und Spitzenklöppeln werden in weiten Kreisen gelehrt, außerdem sind an einigen höheren Volksschulen industrielle Lehrcurse mit entsprechenden Lehrkräften eingerichtet. Nicht minder bestehen Winter-Lehrcurse für das Baugewerbe und ein besonderer Curs für Dampfkessel-Heizer, aus dem in nicht mehr als fünf Jahren 1.523 geprüfte Heizer hervorgegangen sind. Es bestehen drei Industrie-Mittelschulen mit Fachsectionen für Bau- und Maschinenwesen, für chemische, Metall- und Holzindustriezweige. Höhere gewerbliche Ausbildung bieten die Gewerbe-Zeichenschulen, sowie die mit dem technologischen Museum verbundenen Fachvorträge und Übungen, die Krönung sämmtlicher Einrichtungen aber bildet das Budapester Josefs-Polytechnikum. Ungarn kann daher der Zukunft bereits mit der Beruhigung entgegensehen, daß die in seiner Industrie noch vorkommenden Lücken durch ein gutes, zur Arbeit erzogenes Volksmaterial, welches durch ein energisch um sich greifendes Geschäftsleben gespornt und unterstützt wird, alsbald ausgefüllt sein werden. Es kann mit Zuversicht erwarten, daß es in nicht zu ferner Zeit fähig sein wird, seinen gesammten industriellen Bedarf mit dem eigenen Erzeugniß zu bestreiten und mit dem Überschuß einer stetig wachsenden industriellen Production seine südöstlichen Nachbarn in noch größerem Maßstabe zu versorgen.

Verkehrsanstalten.

Ungarn besitzt dermalen ein Netz von Verkehrsstraßen, welches zwar noch nicht vollständig und noch nicht so beschaffen ist, daß es keiner weiteren Ergänzung oder Berichtigung Raum böte, jedoch dem Bedürfniß selbst bei gesteigerten Anforderungen entspricht und großentheils sogar schon die Aufgabe erfüllt, dem Welthandel, der seinen Weg durch das Land nimmt, als Vermittler zu dienen. Besonders die letzten Jahrzehnte haben die Entwicklung dieser Verkehrsanstalten bedeutend gefördert und es findet sich kaum ein Gebiet, auf welchem das Land in kurzer Zeit so große Fortschritte gemacht hätte.

Das Netz unserer Chausséen reicht über das ganze Land. Hier und da zeigt die Straßenkarte allerdings noch Lücken und im Alföld zumal kommt es wohl auch jetzt noch vor, daß der Reisende, wenn er auf der sogenannten „Landstraße" nicht stecken bleiben will, den Umweg über das Feld machen muß. Aber wie lange noch, und auch dieser Zustand wird der Vergangenheit angehören. Staat und Comitat bemühen sich lebhaft, solchen Übelständen zu steuern, auch werden im Alföld immer mehr Localbahnen gebaut, schon weil sie stellenweise weniger kosten als Chausséen und dabei gewiß von größerem Nutzen sind. Die Gesammtlänge der öffentlichen Straßen beträgt über 100.000 Kilometer. In

staatlicher Verwaltung befinden sich davon 7.200 Kilometer, an deren Erhaltung jährlich $2^1/_2$ bis 3 Millionen Gulden gewendet werden. Unter der Obhut der Jurisdictionen stehen 37.700 Kilometer, deren Erhaltung jährlich über 7 Millionen Gulden kostet. Die Länge der Vicinalstraßen beträgt 58.000 Kilometer. Nach mäßigem Durchschnitt geschätzt, repräsentirt das ganze Straßennetz einen Werth von nahe an 200 Millionen Gulden.

Auch die Gewässer werden immer mehr in geregelte Bahnen gelenkt. In dieser Hinsicht war eine doppelte Aufgabe zu lösen; einestheils mußte die Schiffahrt ermöglicht und gesichert werden, anderseits galt es, durch Hochwasserschutz- und Entwässerungsarbeiten jene ausgedehnten Landstriche zu gewinnen, welche Sumpf und Moor waren oder von alljährlichen Überschwemmungen heimgesucht wurden.

Was den Wasserbau betrifft, ist auf diesem Gebiete — abgesehen von den Fiumaner Hafenbauten — die bedeutendste Leistung der letzten Jahre die Regulirung der Donau im Bereiche der Hauptstadt. Ihr Zweck war, die Hindernisse der Schiffahrt zu beseitigen und die Stadt gegen Eisstauungen zu schützen; auch war sie von Wichtigkeit für den Handel der Hauptstadt. Sie kostete über $12^1/_2$ Millionen Gulden, doch wurden nicht nur die erwähnten Ziele erreicht, sondern die Hauptstadt Budapest gelangte zugleich in den Besitz eines in Stockwerken angelegten und mit Treppen versehenen Quais von 4.300 Meter Länge, welcher zeitweilig der lebhaftesten Handelsbewegung als Schauplatz dient. Außerdem werden auf der Donau im Interesse der Schiffahrt noch zwei große Arbeiten auszuführen sein. Die eine, die Regulirung der oberen Donau in Ungarn, nämlich der Strecke zwischen Theben und Duna-Radvány, ist bereits im Zuge. Dort befindet sich die Donau noch sozusagen im Urzustande; sie verästelt sich vielfach, bildet Sandbänke und Inseln und überflutet viele tausend Joch Landes; streckenweise ändert sie fast jedes Jahr ihren Lauf, zu nicht geringem Schaden des Schiffahrtsbetriebes. Diese Regulirung, deren Kosten auf 17 Millionen Gulden veranschlagt sind, wird eine der bedeutendsten derartigen Arbeiten auf ungarischem Gebiete sein. Die andere große Aufgabe, welche die Donau stellt, ist die Regulirung des Eisernen Thores, zu deren Durchführung die Monarchie, da die Arbeiten sich auch auf fremdes Gebiet erstrecken, ein europäisches Mandat erhalten hat. Es wird nicht leicht sein, der Schiffahrt einen sicheren Weg zu bahnen, wo die Felsenriffe Stenka, Kozla-Dojke, Izlas, die beiden Tachtalia, Greben und Lucz und am eigentlichen Eisernen Thor das Riff Prigrada das Bett des Stromes gleichsam in ihrer Gewalt haben, und zwar zum großen Theile unter Wasser lauernd, ein Schreckbild der Schiffer und ein so mächtiges Hinderniß des Verkehrs, daß bei niederem Wasserstande die Dampfschiffahrt hier überhaupt eingestellt wird und nur die dringendsten Eilgüter auf kleinen Kähnen durch vierzig Menschen und acht Ochsen bis zu jenem Theile des Stromes hinaufbugsirt werden können, der schon für den Verkehr gesichert ist.



Schiffe auf der Donau bei Budapest.

Die Eisenbahnen bilden bereits ein weitgedehntes Netz, das — von einzelnen noch fehlenden Ergänzungslinien abgesehen — den Wünschen des Landes vorderhand zu genügen vermag. Verbindungen, von denen vor wenigen Jahrzehnten selbst weitblickende Patrioten annahmen, daß sie nur in einer sehr fernen Zukunft realisirt werden dürften und einstweilen als Phantasiebilder zu betrachten seien, sind jetzt thatsächlich verwirklicht. Es gibt keine wichtigere Richtung des Verkehrs, nach der das Land keine Eisenbahnverbindung hätte und wohin der Staat durch das ihm zur Verfügung stehende bedeutende Netz von Staatseisenbahnen keinen entscheidenden Einfluß ausüben könnte.

Zur Ergänzung der Hauptverkehrslinien dient seit der Inartikulirung des XXXI. Gesetzartikels vom Jahre 1880 über die Localbahnen ein Netz von Bahnen dieser Art, das sich immer mehr entwickelt. Das erwähnte Gesetz, welches das System der wohlfeilen Eisenbahnen und, unter mäßigem Beitrag von Seite des Staates, die Mitwirkung der interessirten Gegenden als Grundsatz aufgestellt hat, war von so günstigem Einfluß auf das Zustandekommen der Localbahnen, daß deren in sechs Jahren 2.200 Kilometer mit einem Anlagecapital von 60 Millionen Gulden gebaut worden sind, an dem — die von den Unternehmern aufgewendeten Summen abgerechnet — der Staat mit 8 Millionen, die Jurisdictionen mit 4, Gemeinden und Private aber mit 8 Millionen Gulden betheiligt erscheinen.

Die Länge der auf Dampfbetrieb eingerichteten öffentlichen und Privateisenbahnen beträgt über 10.000 Kilometer. In diesen Bahnen sind rund über 1.000 Millionen Gulden investirt. Das rollende Material besteht aus nahe an 38.000 Locomotiven und Wagen, welche 1886 bei einer Leistung von 31 Millionen Zugs-Kilometern 13,835.000 Passagiere und 186,572.000 Metercentner verschiedener Waaren beförderten.

Auch die anderen Verkehrsmittel, Post und Telegraph, haben sich in gewaltigen Verhältnissen entwickelt. Ende 1886 gab es auf dem Gebiete der ungarischen Krone 3.966 Postämter und 1.505 Telegraphenstationen; der Verkehr, den sie vermittelt haben, ist gleichfalls nach Millionen zu berechnen. Die Zahl der durch die Post beförderten Briefe ist seit 1868 von 32 Millionen Stück auf 173 Millionen, die Zahl der Zeitungen von 13 auf 50½ Millionen, die der Telegramme von 1 auf 6 Millionen gestiegen. Die durch die Post beförderten Geldbriefe und Packete repräsentirten im Jahre 1885 einen declarirten oder amtlichen Werth von 2.663 Millionen Gulden; doch ist auf den Verkehr dieses Jahres ohne Zweifel auch die Landesausstellung von Einfluß gewesen. An Anweisungen und Nachnahmen befördert die Post jetzt 300 Millionen Gulden. Vor dem Jahre 1880 gehörte noch mehr als die Hälfte des Gesammtverkehrs der Geldanweisungen dem Verkehr mit Österreich an, während gegenwärtig mehr als die Hälfte jener 300 Millionen dem inländischen Verkehr Ungarns zukommt.



Eisenbahnbrücke bei Fucsine auf der Karlstadt-Fiumaner Eisenbahn.

Auf die heutige Entwicklungsstufe der Verkehrszustände und Verkehrsanstalten darf also Ungarn mit Beruhigung hinblicken. Die Vergangenheit aber soll man nicht durch die Brille der Neuzeit betrachten. Ohne Eisenbahn und Telegraph bedurfte es im Jahre 1785 noch zehn Tage, bis die Staffette mit der Nachricht von Hora's Gefangennahme aus den Wäldern des siebenbürgischen Erzgebirges zu Kaiser Josef II. nach Wien gelangte. Die Deputirten des Biharer Comitats hatten 1712 drei Wochen zu reisen, ehe sie auf dem Preßburger Reichstag ankamen. Aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ging nur jeden Sonntag ein Eilwagen von der Ofener Wasserstadt nach Wien ab und kehrte Mittwoch zurück; vollends nach Siebenbürgen ging nur jede vierte Woche einer und kehrte nach dem gleichen Zeitraume wieder. Und als es noch keine Dampfschiffe gab, brauchten die Frachtschiffe 14 Tage, um sich von Gönyö bis Preßburg hinaufschleppen zu lassen; gewöhnlich wurde gleichzeitig eine Gruppe von 3 bis 4 Schiffen mit einer Fracht von 5.000 bis 6.000 Metercentnern abgelassen, welche zum Schleppen 60 bis 70 Pferde, 46 bis 48 Pferdeknechte und überdies noch 40 Schiffsleute brauchten, also eine ganze Karawane bildeten; demgemäß betrug der Frachtlohn für einen Metercentner von Komorn bis Wien 8 Gulden.

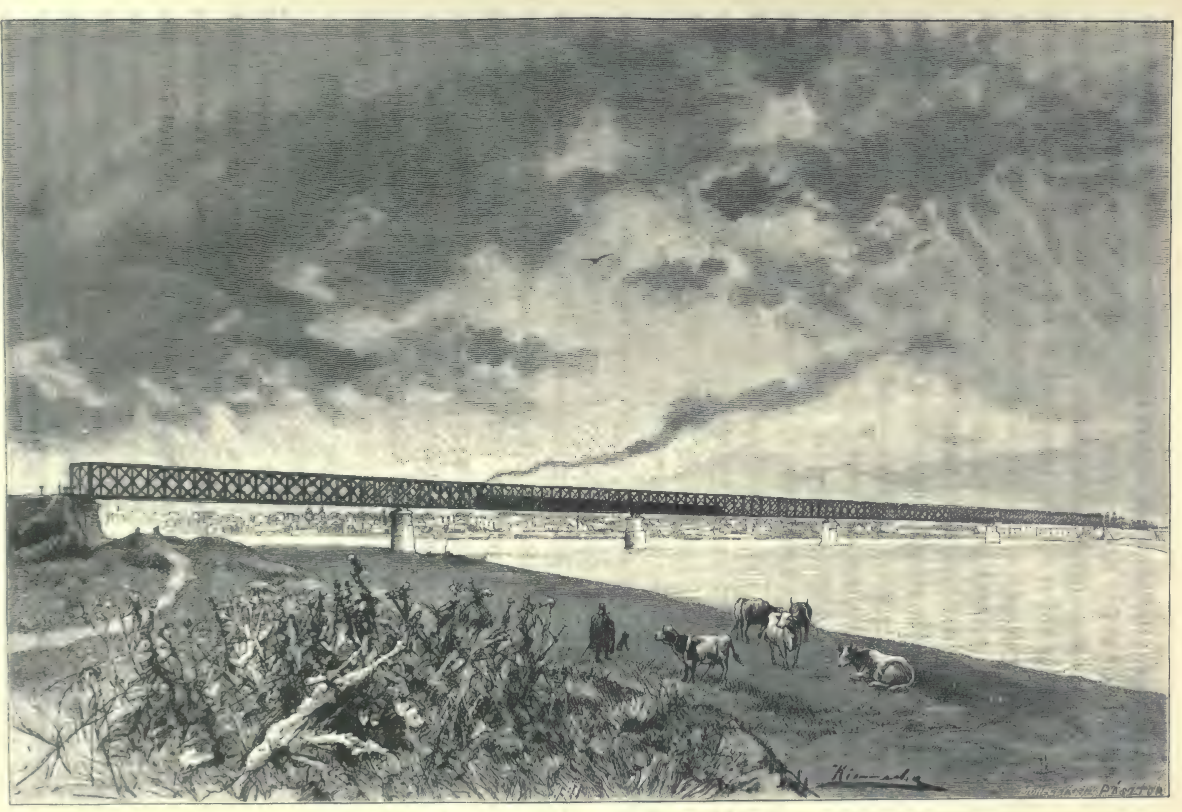
Das Alles war zu jener Zeit auch anderwärts nicht besser bestellt, wenigstens nicht um Vieles besser. Und doch waren die damaligen Zustände schon weitaus geregelter, als zur Zeit der Türkenkriege, wo durch Gesetze anbefohlen werden mußte, daß „die Adeligen

nicht zu Wagen reisen sollten, wie sie gern thaten, sondern zu Pferde oder zu Fuße, um sich vertheidigen zu können."

Reisende bedienten sich gerne der Wagen, namentlich des leichten „Currus Kochy" (kocsi = Wagen), einer ungarischen Erfindung, die von der Ortschaft Kócs bei Komorn ausging und so bequem und rasch zu reisen gestattete, daß Baron Herberstein, Gesandter Kaiser Maximilians I. am Hofe König Ludwigs II., diese Art zu reisen mit besonderem Lob erwähnt. Die „Curriferi de Kocs" kommen auch in mehreren geschichtlichen Urkunden vor.

Ungarn besaß vermöge seiner Lage in älterer Zeit sowohl strategisch als auch commerciell wichtige Linien des Durchzugsverkehrs. Gar manches historische Document enthält Beweise dafür, daß der Handel zwischen Westen und Osten seinen Weg zum Theil über Oberungarn und Siebenbürgen, zum Theil längs des rechten Donauufers nahm. Und diese Straßenzüge benützten auch die Kriegsscharen, welche durch die Könige oder nationalen Fürsten Ungarns gegen den äußeren Feind geführt wurden oder in das Land einbrachen. In jenen Landestheilen, welche nach der Schlacht bei Mohács unter den Königen aus dem Hause Österreich oder unter nationalen Fürsten standen, wurde auch zu dieser Zeit das Verkehrswesen, die Einrichtung der Straßen und Posten (Botenverkehr) keineswegs vernachlässigt, vielmehr nach und nach vervollkommnet, was die Organisationen beweisen, welche durch die Könige Ferdinand und Maximilian, sowie durch die Fürsten Georg Rákóczy I. und Franz Rákóczy II. verfügt wurden. Schlimmer stand es um die von den Türken besetzten Gebiete, wo selbst das Vorhandene wieder verkam, so daß es später nicht wenig Zeit und Opfer kostete, die auch in dieser Hinsicht vernachlässigten und verworrenen Zustände neu zu ordnen und zu bessern. Die türkischen Paschas und Begs machten kurzen Proceß. Hebi Beg z. B., der von Hatvan bis Szécsény gebot, ließ, wenn es ihm um Steuergelder zu thun war, sein Edict einfach mit der Aufschrift versehen: „Dieser Brief soll übergeben werden dem Richter zu Szakal und er soll ihn in Schnelligkeit durch einen sicheren Boten von Dorf zu Dorf tragen lassen, schnell, schnell, schnell". So sahen damals die „Expreßbriefe" aus.

Als die türkische Macht gebrochen war, konnte man auch daran gehen, das Communicationswesen zu ordnen; doch dürfen diese Organisationen nicht nach dem durch Dampf und Elektricität bewirkten Fortschritt gemessen werden. Eine richtige Entwicklung wurde noch erschwert durch die häufigen Zwistigkeiten und Unklarheiten zwischen Nation und Regierung hinsichtlich des Ausmaßes der administrativen Rechte und der Art ihrer Ausübung. Die Regierung schob auch in diesem Betracht die verfassungsmäßigen Rechte der Nation häufig beiseite und stieß die politischen und wirthschaftlichen Überzeugungen des Volkes vor den Kopf. Hinwiederum nahm die Nation, das heißt die zum Ausdruck des nationalen Bewußtseins berufenen verfassungsmäßigen Factoren, der Reichstag und



Eisenbahnbrücke über die Save zwischen Semlin und Belgrad.

die Jurisdictionen, blos wegen verfassungswidriger Form des Vorgehens, der Regierung gegenüber eine feindselige Stellung an, oft sogar, wenn die Bestrebungen derselben sonst zum Besten des Landes gedient haben würden.

So geschah es, daß bis zum Jahre 1848 der Fortschritt auf diesem Gebiete nur ein langsamer sein konnte. Bei alledem ist es interessant, daß in den Bestrebungen sowohl der Regierung als auch der Nation, hinsichtlich dessen, was für das Verkehrswesen zu geschehen habe, zwei Ideen deutlich hervortreten: die eine will die Verbindung Ungarns mit der Adria und die andere die Verbindung mit den südlichen und östlichen Theilen des Landes, beziehentlich mit den östlichen Ländern, welche damals noch unter türkischer Herrschaft standen. Beide Grundideen haben stets die Bewegung und die Kämpfe, welche das Verkehrswesen entfesselte, vollkommen beherrscht und sind noch jetzt maßgebend. In diesen Zeitraum fällt der Ausbau der 17 Meilen langen Luisen- (Ludovica-) Straße von Karlsburg nach Fiume quer durch die dinarischen Alpen, der ersten Kunststraße, welche aus dem Inneren Ungarns zum ungarischen Seehafen hinabführte.

Sowohl der Reichstag von 1790/91, als auch der von 1825, beschäftigte sich eingehend mit der Frage der anzulegenden Straßen und Kanäle, aber obgleich der letztere sogar eine Regnicolar-Deputation entsendete, die einen detailirten Entwurf über die Anlage und Erhaltung der Straßen („De viarum structura et conservatione") ausarbeitete, führten doch diese Bestrebungen unter den damaligen Verhältnissen zu keinem Resultate. Erst die Thätigkeit des Grafen Stefan Széchényi brachte einen lebhafteren Aufschwung in die Entwicklung des ungarischen Verkehrswesens, bei dessen Skizzirung in großen Zügen wir denn auch nicht unterlassen können, mit Hochachtung und Pietät des Mannes zu gedenken, der in den Vierziger-Jahren an die Spitze der Abtheilung für Communicationen im ungarischen Statthaltereirathe gestellt und später im ersten verantwortlichen Ministerium Ungarns, als hiezu würdigste und geeignetste Persönlichkeit, mit der Leitung der öffentlichen Arbeiten und des Verkehrswesens betraut wurde. „Wenn ich nicht wüßte", schrieb er zur Zeit, als er seine Stellung im Statthaltereirathe einnahm, „daß die Himmlischen zuweilen durch Kleine Großes zu schaffen lieben, ließe ich mich niemals an die Spitze eines so riesigen Werkes stellen, denn wie ich mir dieses vorstelle, darf es nicht nur so obenhin in Angriff genommen werden. Nun aber bin ich einmal daran und so will ich es denn durchführen, wie meine Vernunft es mir sagt und mein Herz mich drängt, so lange ich es vermag."

Die Resultate seiner Bemühungen sind: der Beginn der Theißregulirung, die Budapester Kettenbrücke, die Förderung der Donaudampfschiffahrt, die Studien zur Regulirung der Donau und besonders des Eisernen Thores, die Initiative zum Eisenbahnbau, endlich die jetzt nach ihm benannte Széchényistraße, welche von Drenkova durch die

Donau-Engen nach Orsova, beziehentlich nach Rumänien führt. Diese Straße ist ein kühnes Seitenstück zur berühmten Trajansstraße, welche einst dem serbischen Ufer der Donau entlang nach Dacien zog und den kaiserlichen Legionen Roms den Pfad zur Eroberung Daciens (der jetzigen siebenbürgischen Theile) wies. Die Széchényistraße wurde im Interesse des Orient- und Donauhandels erbaut, mit bedeutenden Kosten, da man in den Engpässen den Raum für sie durch Felsensprengungen gewinnen mußte. Aber ihre Zeit ist vorbei; wie die Trajansstraße, so dient auch sie wieder nur als lebendiger Beweis dafür, daß selbst das kühnste Menschenwerk nur eine begrenzte Tragweite hat. Heute zieht parallel mit ihr die Eisenbahnlinie Orsova-Verciorova dahin und macht sie für die Communication sozusagen vollkommen überflüssig; selbst bei niederem Wasserstande, wenn die Schiffahrt auf der Donau feiert und der Verkehr auf den Landweg angewiesen ist, benützt er kaum je die Széchényistraße, welche mit so großen Kosten und noch größeren Anstrengungen angelegt worden und gar bald, wie die Trajansstraße, zu einem bloßen Denkmal der großen Bestrebungen eines großen Geistes geworden sein wird.

Auch hinsichtlich der Regulirung der ungarischen Ströme sind aus jener Epoche bleibende Errungenschaften zu verzeichnen. Noch im XVIII. Jahrhundert wurden die Flüsse Sárviz, Sió und Kapos regulirt, welche vorher in den Gebieten der Comitate Veszprim, Stuhlweißenburg, Tolna und Somogy große Seen bildeten und Jahrhunderte lang den Boden unter Wasser hielten. Ähnliche Zustände herrschten im Comitate Torontál, wo der Bégafluß einen Flächenraum von 200.000 Joch Landes überschwemmt hielt. Graf Mercy war es, der die Regulirung dieses Gewässers in Angriff nahm, wobei er zwei Ziele vor Augen hatte: einerseits die ungesunden Sümpfe zu drainiren und anderseits durch Schiffbarmachung des Flusses die Producte der ausgedehnten ärarialen Waldungen und sonstigen Domänen besser verwerthen zu können. Dem XVIII. Jahrhundert gehört auch die Initiative zum Franzenskanal an, der den Wasserweg auf der Donau und Theiß zwischen Földvár und Bezdán um dreißig Meilen abkürzt und überdies die doppelte Aufgabe hat, das viele überflüssige Wasser des Landstriches, den er durchschneidet, abzuleiten und dagegen die dürren Striche mit dem zur Berieselung nöthigen Wasser zu versehen.

Der Beginn der systematischen Theißregulirung fällt schon in dieses Jahrhundert. Auf dem Gebiete der Unter-Szabolcser Regulirungsgesellschaft, auf der Höhe von Urkom, bezeichnet ein bescheidener Denkstein den Ausgangspunkt jener angestrengten Schutzarbeiten gegen Hochwasser, zu denen Graf Stefan Széchényi die erste Erdscholle ausgehoben hat. Seither sind an der Theiß und den übrigen Flüssen auch heute noch nahe an siebzig Regulirungsgesellschaften thätig, welche schon fast fünf Millionen Joch fruchtbaren Landes entwässert und dem Nationaleigenthum einverleibt haben. Dank den Regulirungen konnte

die Dampfschiffahrt ins Leben treten. Das erste Dampfschiff erschien auf ungarischen Gewässern im Jahre 1830; es war nach dem Kaiser und König Franz I. benannt und gehörte der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft. In vierundzwanzig Stunden fuhr es von Wien nach Pest und in achtundvierzig Stunden dahin zurück. Nach dem Erfolg der ersten Probefahrt wurden schon 1831 regelmäßige Dampferfahrten zwischen Pest und Wien eingerichtet. Auf der Theiß jedoch konnte das erste Dampfboot erst 1846 unter beträchtlichen Schwierigkeiten bis Tokaj hinaufdringen. In demselben Jahre passirte das erste in Ungarn gebaute Dampfboot, der „Erös", das Eiserne Thor und widerlegte die Meinung, daß es für Dampfer unmöglich sei, die Donauengen und das Eiserne Thor zu überschreiten. Und somit war — jedenfalls bei entsprechendem Wasserstande — die Dampfschiffahrt zwischen der mittleren und unteren Donau eröffnet.

Um den Preis bedeutender Opfer, welche der Staat gebracht hat, sehen wir die größeren Gewässer Ungarns heute den größten Theil des Jahres hindurch schiffbar und noch immer votirt die Gesetzgebung alljährlich namhafte Summen, um die noch vorhandenen Hindernisse der Schiffahrt hinwegzuräumen. Obgleich infolge des Ausbaues der Eisenbahnen ein sehr großer Theil der Waaren auf der Bahn verfrachtet wird, hat doch die Flußschiffahrt nichts an Lebhaftigkeit eingebüßt und nichts beweist deutlicher die Expansivkraft des wirthschaftlichen Lebens und der Production in Ungarn, als der Umstand, daß die Menge der durch die Dampfschiffahrt beförderten Waaren nicht nur nicht abgenommen, sondern — von vorübergehender Abnahme in einzelnen Jahren, infolge besonderer Ursachen, abgesehen — im Allgemeinen ebenfalls zugenommen hat. Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zum Beispiele, welche mit dem bescheidenen Actiencapital von 105.000 Gulden begonnen hat, heute aber nicht nur über ein Capital von 25,200.000 Gulden verfügt, sondern auch noch mehr als 17 Millionen Gulden in ihre Unternehmungen investirt hat und deren Hauptgeschäft sich auf dem Gebiete der ungarischen Krone befindet, befördert jetzt jährlich 1½ Millionen Passagiere und 10 bis 15 Millionen Metercentner an Waaren.

Mit der Frage der Einführung der Eisenbahnen hat sich zuerst der Reichstag des Jahres 1836 in sehr liberaler Weise beschäftigt; das Resultat davon war der Gesetzartikel XXV : 1836, der mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse und politischen, wie rechtlichen Auffassungen liberal genug und für den Eisenbahnbau fördersam erschien, indem er das Expropriationsrecht verlieh zu einer Zeit, als noch das unbeschränkte Eigenthumsrecht des Adels herrschte; auch stattete er die Regierung mit dem Concessionsrechte aus, obgleich er mit ihr gerade in heftigem Streite lag. Die Eisenbahnlinien, welche der Gesetzartikel XXV vom Jahre 1836 bezeichnete, waren die folgenden: von Budapest als der Landeshauptstadt ausgehend gegen Wien, dann zur ungarischen Meeresküste hinab,

nach Semlin, gegen Mähren und Schlesien, gegen Galizien, nach Siebenbürgen in der Richtung auf Klausenburg und anderseits auf Hermannstadt; ferner von Wien, respective der österreichischen Grenze aus einerseits bis zur ungarischen Küste, anderseits über Essegg in der Richtung der Türkei; desgleichen von Wien über Ungarn nach Krakau, von Tyrnau



Die nördliche Linie der königlich ungarischen Staatseisenbahnen bei Kremnitz.

nach Kaschau, von Kaschau nach Krakau, von Miskolcz in der Richtung nach Galizien, eventuell Rußland, und endlich von Sissek bis zur ungarischen Küste. Man sieht, es sind im Ganzen und Großen die nämlichen Linien, welche nach langwierigen Kämpfen und einigermaßen modificirt, später wirklich zustande gekommen sind. Dieser Plan wurde jedoch bis 1848 nur zum geringsten Theile verwirklicht. Ausgeführt wurde die Pferdebahn Preßburg-Tyrnau in einer Länge von 59 Kilometer, zu der die Concession 1839 ertheilt worden war, die aber neun Jahre zu ihrer Herstellung bedurfte; ferner traten ins

Leben die Eisenbahnlinien mit Dampfbetrieb: Pest-Waitzen, Pest-Szolnok und Marchegg-Preßburg, als Theile der damaligen Central-, respective der heutigen Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn; endlich die kurze Linie Ödenburg-Katzelsdorf. Welch riesige Entwicklung weisen seitdem das Communicationswesen und der Verkehr in Ungarn auf! Jahrhunderte haben früher keine so großen Umwandlungen bewirkt, als jetzt Jahrzehnte. So wurden noch um die Mitte dieses Jahrhunderts auf den im Betriebe befindlichen Eisenbahnen Ungarns jährlich 210.000 Personen und 630.000 Metercentner Frachten befördert; die functionirenden Postämter, etwa 500 an der Zahl, beförderten 3,422.000 Privatbriefe, 688.000 amtliche Briefe und 180.000 Stück privater und amtlicher Fahrpostsendungen im Werthe von 40½ Millionen Gulden; die Länge der staatlich verwalteten Straßen betrug etwa 4.000 Kilometer, während sich die Straßen der Jurisdictionen auf eine Länge von 9.000 Kilometer veranschlagen lassen. Stellen wir diesen Ziffern die heutigen gegenüber, so sehen wir einen gewaltigen Fortschritt ausgedrückt, der sich Dank den geschaffenen Verkehrsmitteln in den gesammten wirthschaftlichen Zuständen Ungarns bemerklich macht.

Da und dort mag der Fortschritt wohl auch zu stürmisch gewesen sein. Sehen wir doch, daß in dem einzigen Jahre 1868 die Summe, welche den damals concessionirten Eisenbahnen als Zinsengarantie zu Lasten des Staates gezahlt wurde, 8¼ Millionen Gulden betrug. Von 1869 bis 1879 wurden 3.767 Kilometer Eisenbahnen gebaut, ein Drittel des jetzigen Bahnnetzes, und fast Alles mit staatlicher Unterstützung. Es ist interessant, daß das Eisenbahnnetz Ungarns die ersten tausend Kilometer erst nach zwölf Jahren (1846 bis 1858) voll hatte, das zweite Tausend aber schon in sieben, das dritte in fünf Jahren. Von 1871 bis 1873 wächst dann das Netz jährlich schon um mehr als tausend Kilometer. Selbstverständlich muß nach solchen stürmischen Bauperioden der Fortschritt sich verlangsamen, bis wieder ein geordneter und natürlicher Gang der Entwicklung erreicht ist. Gegenwärtig werden jedes Jahr 500 bis 600 Kilometer neuer Eisenbahnen eröffnet, und zwar was vom Standpunkte des Staatsschatzes besonders beruhigend ist, ohne den Staat nennenswerth zu belasten.

Einige Eisenbahnlinien des Landes sind auch in constructiver Hinsicht überaus bemerkenswerth und gewähren zugleich, Dank der vielgestaltigen Naturschönheit der betreffenden Landstriche, ein touristisches Interesse. Als solche erwähnen wir: die den Karst durchsetzende Linie Karlstadt-Fiume, die Linie Munkács-Beskid mit ihren gewaltigen Einschnitten, Thalüberbrückungen und dem zweitlängsten Tunnel der Monarchie, die Ostbahn mit ihren romantischen Scenerien und schwer zu erklimmenden Wasserscheiden, die Semliner Linie von da an, wo sie die Stätten erreicht, an welche sich so verschiedenartige Erinnerungen aus der Geschichte Ungarns knüpfen, die herrliche Waagthalbahn



Aus der Budapester Maschinenfabrik der königlich ungarischen Staatseisenbahnen.

und auf der nördlichen Linie der ungarischen Staatsbahnen besonders die ebenso lehrreiche als unterhaltende Strecke Altsohl-Ruttek mit ihrer Fortsetzung, der Kaschau-Oderberger Eisenbahn.

Diese Entwicklung des Eisenbahnnetzes versorgt jetzt schon bedeutende Fabriken und Industriezweige mit fester Beschäftigung. Die Budapester Maschinenfabrik der königlich ungarischen Staatseisenbahnen und die mit ihr verbundene Eisen- und Stahlfabrik zu Diósgyör fabriciren besonders Locomotiven, eiserne Brückenconstructionen und Stahlschienen. Die Resiczaer Fabrik der Österreichisch-ungarischen Staatsbahngesellschaft erzeugt Schienen, die Ganz'sche Fabrik zu Budapest Eisenbahnwaggons. Auch anderweitiger Eisenbahnbedarf nebst Ausrüstungsgegenständen wird dermalen schon größerentheils im Lande selbst erzeugt, während all dies vorher vom Auslande bezogen werden mußte.

Unsere Skizze wäre lückenhaft, wollten wir nicht auch schon an dieser Stelle die Grundidee des Systems der Staatseisenbahnen besonders hervorheben. Schon frühzeitig tritt sie deutlich hervor in den leitenden Ideen der Nation über ihre Aufgaben auf dem Gebiete des Verkehrswesens, gelangt jedoch erst im jüngsten Jahrzehnt zur Verwirklichung, indem das Netz der königlich ungarischen Staatseisenbahnen geschaffen wird, kraft dessen der Staat auf die Verkehrspolitik, welche für die Entwicklung der wirthschaftlichen Zustände so hochwichtig erscheint, einen entscheidenden Einfluß ausübt und die führende Rolle behauptet. Jene leitenden Ideen, welche hinsichtlich der Eisenbahn-Concessionen und -Bauten im Interesse des Landes vor Augen zu halten wären, finden wir schon umschrieben in den interessanten Zeitungs- und Reichstagsdebatten der Vierziger-Jahre: Die geradeste und kürzeste Linie nach auswärts und dadurch zugleich eine möglichst billige Massenbeförderung, auf welche das Land durch seine Rohproducte hingewiesen ist; Anlage der Verkehrsadern mit steter Rücksicht auf die Landeshauptstadt, von der aus der commercielle Blutumlauf bis an die Grenzen des Landes hinpulsirt; endlich directer Einfluß des Staates wenigstens auf die Hauptlinien des Verkehrs.

Diese Grundsätze wurden jedoch bei der Durchführung leider zum Theil außer Acht gelassen und waren später nur noch unter ansehnlichen Opfern zu verwirklichen. Zwar wünschten auch die damals maßgebenden Factoren die Hauptverkehrslinien als Staatsbahnen auszubauen, wozu auch in der That ein Anfang gemacht wurde, unter dem Druck der späteren Finanzkrise jedoch gelangten sie in Privatbesitz. So gingen die sogenannte Österreichische Staatsbahn (das sind die Linien der jetzigen Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft) und die südliche Staatsbahn in die Hände von Privatgesellschaften über. Außer den Linien dieser beiden Gesellschaften, welche den wichtigsten Verkehrsrichtungen entsprachen, war im Jahre 1867 auch die Theiß-Eisenbahn schon concessionirt und ausgebaut.

Diesen großen Eisenbahngesellschaften gegenüber, bei denen das entscheidende Wort oft durch ausländische Capitalsgruppen gesprochen wurde, war die Einsprache des Staates in das Tarifwesen und die Verkehrspolitik nicht hinreichend gewährleistet; und doch wurde es immer mehr offenbar, daß dies unumgänglich nöthig sei, wenn das Land den Fortschritt und die Entwicklung seines wirthschaftlichen Lebens gesichert wissen wolle. So gelangte man denn im Laufe der Jahre immer unabweislicher zur Überzeugung, daß dies am sichersten mit Hilfe eines Netzes von Staatseisenbahnen zu erreichen sei, welches unabhängig von den Linien der fremden Gesellschaften ausschließlich im Dienste der volkswirthschaftlichen und finanziellen Landesinteressen zu stehen hätte.

Die Anfänge waren gering, von denen die ungarischen Staatseisenbahnen ausgingen, um ihre jetzige imposante Stellung zu erreichen. In die Pester Josefstadt lief eine gar bescheidene Eisenbahn ein, von Losoncz und Salgó-Tarján her, in erster Linie für den Kohlentransport eingerichtet. Der Staat kaufte diese Bahn und verfügte, daß dieselbe aus dem im Jahre 1868 für Eisenbahnzwecke aufgenommenen Sechzig-Millionen-Anlehen durch die Hatvan-Miskolczer und Rutteker Linien vervollständigt werde. Gleichzeitig wurde der Bau der Karlstadt-Fiumaner und später auch der Zákány-Agramer Linie verfügt. So nahm der ungarische Staat seine Stellung ein im Verkehr nach Norden mit Deutschland, nach Süden mit der Adria, beziehentlich Fiume. Die Übernahme der Donau-Drau-Bahn und der Ostbahn in staatliche Verwaltung war mehr eine administrative Maßregel. Nun hatte der Staat bereits drei getrennte Gruppen von Eisenbahnen in seiner Verwaltung; administrative, ökonomische und verkehrspolitische Gründe rechtfertigten also gleichmäßig die Vervollständigung dieses Netzes. Die Erwerbung der Theiß-Eisenbahn (1880) war in dieser Hinsicht ein entscheidender Schritt; weitere Maßnahmen folgten, um dieses große und zielbewußte Werk weiterzuführen. Durch den Ausbau der Tömöser Theilstrecke stellte das Netz der Staatsbahnen seine Verbindung mit den rumänischen Eisenbahnen her, durch die Rákos-Ujszászer Linie die Verbindung mit der Hauptstadt und den von da auslaufenden staatlichen und nichtstaatlichen Linien, durch den Ankauf der Agram-Karlstadter Linie aber wurde die südliche Staatsbahnlinie von Zákány, beziehentlich Bátaszék, bis Fiume ergänzt. Im Jahre 1881 verfügte man den Bau der Budapest-Semliner Linie auf Staatskosten, wodurch der Anschluß an die serbischen Bahnen in Belgrad erzielt wurde. Die Regelung des Verhältnisses zur ehemaligen Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft im Jahre 1882 und im Zusammenhange damit die Erwerbung der Linie Neu-Szöny-Bruck, sowie der Ausbau der Linie Neu-Szöny-Kelenföld sicherte dem ungarischen Staate auch gegen Westen eine selbständige Linie, welche weit kürzer ist als die ältere. So ist jenes Staatseisenbahnnetz entstanden, welches zusammen mit den staatlich verwalteten Localbahnen nahe

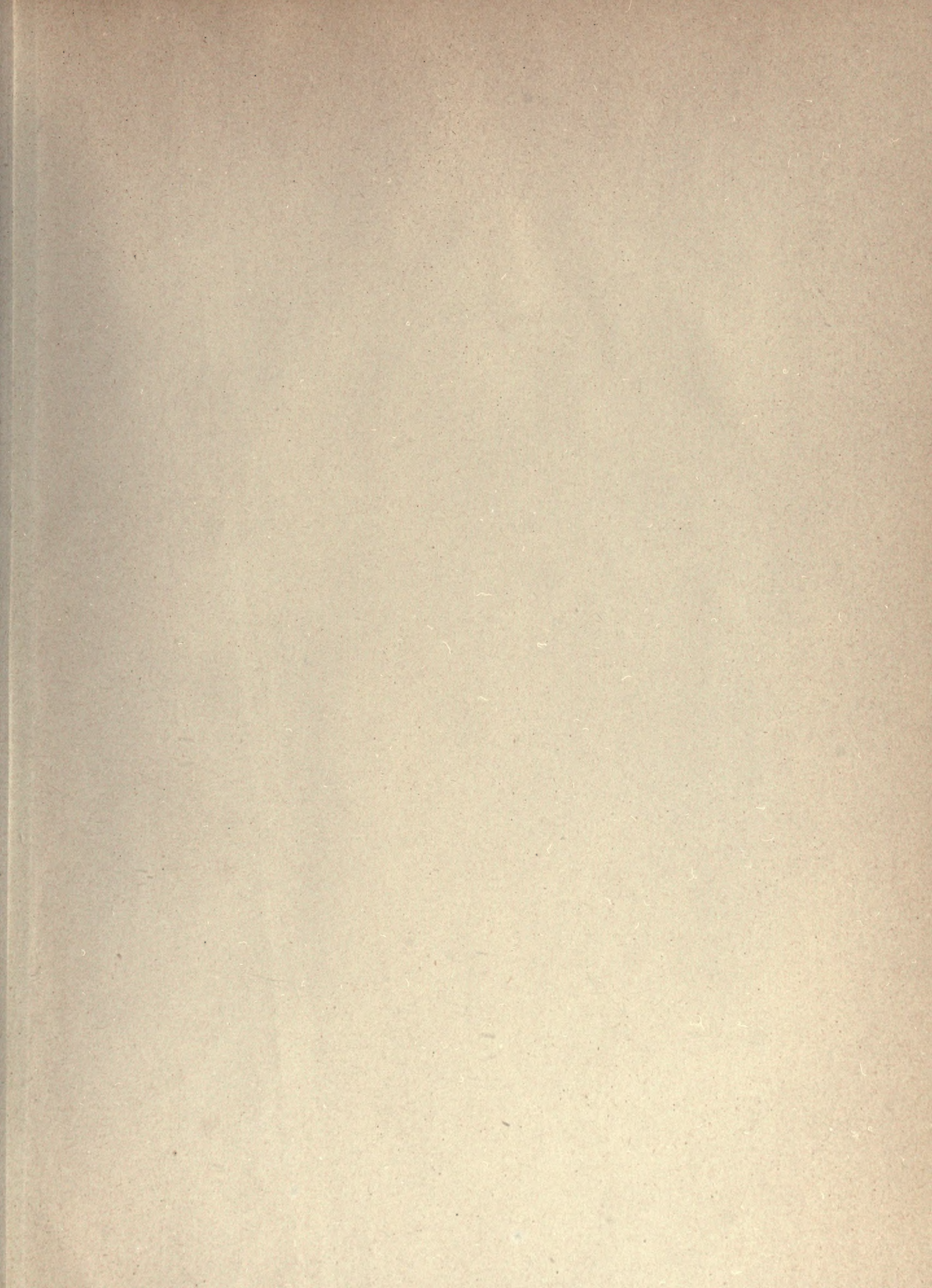
an 5.300 Kilometer beträgt und heute — ohne Localbahnen — eine Investition von 385 Millionen Gulden repräsentirt; es ist das Mittel, durch welches die Regierung jetzt in den Stand gesetzt wird, eine den Interessen des Landes entsprechende Verkehrs- und Tarifpolitik zu befolgen. Von Wien über Budapest und Großwardein, respective über Arad bis Predeal, von Ruttek und anderseits von Beskid bis Fiume, Brod und Belgrad ist sie nicht nur Herrin der Situation im Inlande, sondern auch ein gewichtiger Factor im Durchzugsverkehr, der sich nach dem erfolgten Ausbau der Anschlüsse nach Salonichi und Constantinopel voraussichtlich ganz neu gestalten wird.

Dies ist das Resultat jahrzehntelanger Kämpfe, die größte volkswirthschaftliche Schöpfung des Landes, auf welche Ungarn unter den obwaltenden Verhältnissen mit Stolz hinweisen darf und welche der Production und Industrie, sowie dem Handel des Landes schon bedeutende Dienste geleistet hat.

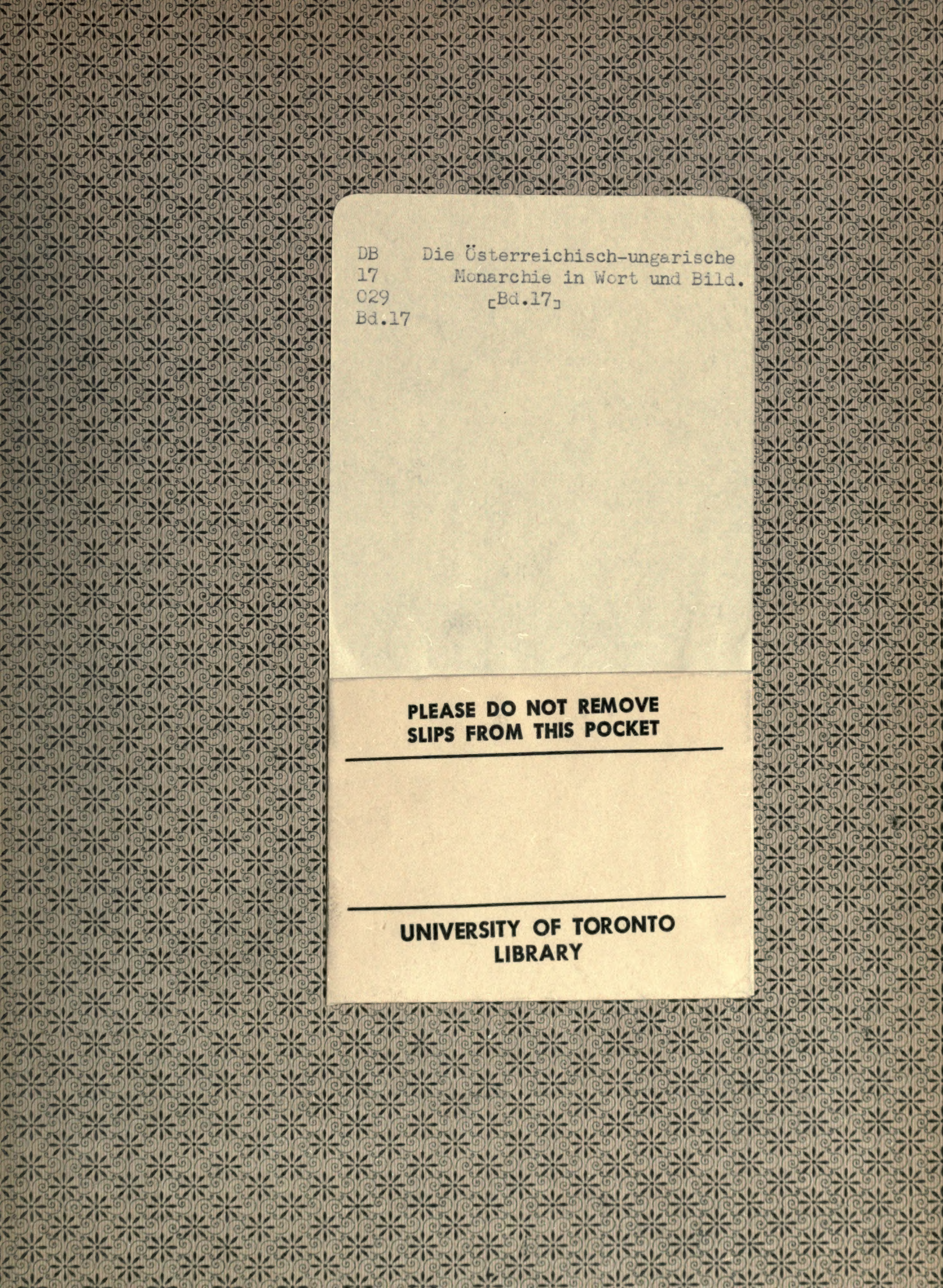












Druck und Verlag
der
k. k. Hof- und Staatsdruckerei
Wien

Alfred Hölder,
k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler.